This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung
mit mehren Gelehrten und Künstlern
herausgegeben
von

August Lewald.

1837.

Dritter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.

AP30
E85
1837:3
★★

Inhalts-Verzeichniß

des

dritten Bandes

1837.

Deutschland.

Skizzen und Genrebilder.

	Seite
Die Mannheimer Kunstausstellung von 1837. Von Ludwig von Jagemann	29
Briefe aus München	49
Reminiscenzen aus dem Badeleben zu Baden-Baden:	
I. Die deutschen Engländer	97
II. Ein Abenteuer auf dem Balle	102
Baden. Von einer Dame	272
Briefe aus Breslau	310
Das Thereſien-Volksfeſt zu Bamberg, am 8., 9. und 10. Juli 1837.	401
An Herrn Meyer-Beer. Von Auguſt Lewald	446
Das Gutenbergsfeſt zu Mainz	502

Deutſche Literatur.

Die Kinder der Fremde. Von E. Reinhold	106
Die Schweſter. Von M. Honeck	337
Ein Brief von Friedrich Wilhelm Meyern	363

Novelletten.

Erſte Wonne, letzter Schmerz	433

Frankreich.

Skizzen und Genrebilder.

Fontainebleau, nach Jules Janin	1
Lebendige Merkwürdigkeiten, von Malten. Vor-Scenen zwiſchen Görres und Schulmeiſter in Straßburg	79
Iſabella von Frankreich. Hiſtoriſche Skizze	145
Honfleur. Aus dem Tagebuche eines Müſſigen	193
Die Seine von Havre bis Rouen. Aus dem Tagebuche eines Müſſigen.	407 456
Einweihung der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain. Von Jules Janin	65[illegible]

Franzöſiſche Literatur.

Noch ungedruckte Briefe Napoleons	73
Reiſe-Erinnerungen von Niſard	120
Die Träumenden	261

828009

Novelletten.

Der Carreau-König. Von Scribe. 289
Das Schloß Fourquevaux. 385
Der Paß. 438
Jedem das Seine. Von M. Masson. 529, 577

England.

Skizzen und Genrebilder.

Ein Diner auf dem Zunfthause der Londoner Fischhändler und der Tunnel. 65
Ein Hähnekampf. 225
Reiseskizzen. Das Leben zu London. 394
London im Fluge. 605

Novelletten.

Die Kinderfresser. 213

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Lebendige Merkwürdigkeiten, von Malten. Original-Exemplar einer savoyard'schen Adels-Familie. 154
Besteigung des Aetna. 487

Novelletten.

Giulia Fanarotti. 481

Griechenland.

Skizzen und Genrebilder.

Bilder aus Griechenland, von L. Feldmann.
Ein Tag auf Zea. 112
Die Engländer in Athen. 115
Der heilige Georg. 560
Das Fest zu Serianni. 564

Spanien.

Skizzen und Genrebilder.

Ein Abenteuer in Spanien. 241
Ein Brief aus Coruna. 594

Rußland.

Novelletten.

Warum schlagen die Russen ihre Ehefrauen? Volkserzählung von W. Müller. 555

Schweden.

Die Minen von Danemora und Fahlem. 587

Aufsätze vermischten Inhalts.

Kupferstich und Steindruck. 349

Feuilleton.

Der Allwiſſer. 614.
Der alte Kaiſerſoldat. 286.
Der alte Koch. 473.
Ein Andenken an Lord Byron. 142.
Anekdote. 575.
Anekdoten aus der Gegenwart. 238.
Die Appartements des Herzogs und der Herzogin von Orleans in den Tuilerien. 92.
Aus Bädern. 190. 281. 379. 431.
Beethoven. 569.
Cannſtadt. 333.
Dramaturgiſche Ueberſichten von L. L. 42. 91. 139. 186. 235. 280. 332. 378. 425. 472. 521. 567. 612.
Der edle Sohn. 94.
Engliſcher Rechtsſtreit. 238.
Ein Fackel-Rennen. 573.
Fernen. 618.
Gaſtſpiele der Dem. Agneſe und Nina Schebeſt in Breslau. 523.
Das Haus von Beaumarchais. 187.
Heinrich Laube als Novelliſt. 135.
Der immortaliſirte Bediente. 617.
Intereſſanter Fund. 189.
Journaliſten-Phantaſie. 615.
Die italieniſchen Reſtaurationen. 573.
Kleine Zeitung. 87. 229. 277. 327. 632.
Ein königlicher Beſuch in La Trappe. 237.
Kopfrechnung. 190.
Kunſt. 45. 95. 281. 380.
Die Kunſtausſtellung in Antwerpen. 478.
Literariſche Ueberſichten von Guſtav Schleſier. 39. 88. 183. 230. 278. 327. 375. 421. 469 517. 611.
Mahmud und Konſtantinopel. 284.
Muſik. 46.
Nekrologe. 47. 143. 383. 479. 576.
Neue Bücher. 46. 239. 526. 575.
Der neue Joko. 570.
Neue Mode. 187.
Die öffentlichen Fuhrwerke in Paris. 426.
Das Paradies. 570.
Preisbewerbung. 94.
Problematiſche Profeſſionen. 382.
Rechtsfall. 239.
Renaissance-Rocaille-Rococo. 472.
Die Schleichhändler. 616.
Silhouetten aus Schwaben. 524.
Spaniſche Criminalgeſchichte. 380.
Ein Stael-Holſtein. 569.
Das Todtenfeld. 476.
Ueber das Auffliegen von Dampfſchiffen. 134.
Die Vendetta. 282.
Vermiſchtes. 46. 95. 142. 191. 239. 287. 383. 431. 478. 527. 576. 620.
Wie die Memoiren entſtehen. 44.
Die Winternachtigall. 615.
Ein Zug des Königs von Holland. 572.
Zur Geſchichte des Don Juan. 571.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei. 48. 96. 144. 192. 240. 336. 384. 432. 528.
Anekdote. 336.
Artistisches. 480.
Der Berliner Harlekin. 48. 240.
Gelegenheitliches. 144. 288. 432.
Musikalisches. 384.
Nekrolog. 144. 192. 288.
Neuere Dichter. 479.
Unglücksfall. 336.

Die artistischen Beilagen.

Portraits.

Helene, Herzogin von Orleans. Nach S. 48.
Ninon de l'Enclos. Nach S. 620.
Victoria, Königin von England. Nach S. 480.
Der Bildhauer David. Nach S. 192.
Die Lilie im Thal. Nach S. 336.

Chargen und Karrikaturen.

Häusliche Scene. Nach S. 384.
Conquête d'Afrique. Nach S. 432.

Costümeblätter.

Zur Geschichte der Mode. Fünftes Blatt: 1774 (Ludwig XVI.) Nach S. 96. Sechstes Blatt: 1560 (Carl IX.) Nach S. 528.

Dramatische Scenen.

Mad. Doris Devrient in Dresden als Pariser Taugenichts. Nach S. 240.
Letzte Scene aus Mina, die Tochter des Bürgermeisters. Nach S. 576.

Genrebilder.

Aufzug des Binsentragens in England. Nach S. 144.

Städte und Gegenden.

Cathedrale in Bern. Nach S. 288.

Zum Album der Boudoirs.

Finden's Tableaux. Erstes Blatt: Schweiz. Nach S. 240. Zweites Blatt: Griechenland. Nach S. 480.

Modebilder.

Sieben Original-Pariser-Mode-Kupfer aus dem Petit Courrier des Dames. Nach S. 48. 144. 240. 336. 432. 528. 620.

Musikbeilagen.

Gedicht von Heine, componirt von L. Hetsch. Nach S. 96.
La Walse, comp. par Llaunet. Nach S. 192.
Stille Liebe von Hauff, componirt von Lindpaintner. Nach S. 288.
Les cloches du soir. Romanze von Paradis. Nach S. 384.
Ständchen von Gackstatter. Nach S. 480.
Te croira maintenant qui voudra. Chansonnette de J. Josse. Nach S. 576.

Fontainebleau

nach

Jules Janin.

Das ewige Gerede von der jungen Fürstin, die auf ihrer Reise so gewaltig großen Enthusiasmus erregte, weckte auch in mir die Lust, nach Fontainebleau zu gehen, um die Menge der Vivatrufer vermehren zu helfen. Ganz fest stand jedoch mein Entschluß noch nicht, denn mir, als einem armen, unerfahrenen und unbeholfenen Reisenden, der überdieß das Unglück hat, jede Stadt, durch die er kommt, sich zum Feinde zu machen, schien eine solche Reise unermeßliche Schwierigkeiten in den Weg werfen zu wollen. Kühn entledigte ich mich aber aller Bedenklichkeiten, als man mir am Morgen, an dem ich abreisen mußte, folgende Anekdote mittheilte: Auf den Anhöhen bei Bergen in der Nähe von Frankfurt angekommen, hatte nämlich die Prinzessin Helene ihren Wagen anhalten lassen und den Herzog von Broglie auf diese geschichtlich merkwürdige Gegend aufmerksam gemacht. „Betrachten Sie diese Höhen nur recht genau, Herr Herzog," sprach sie zu ihm; „der Marschall Broglie, Ihr Großvater, hat hier seine herrlichste Schlacht gewonnen!" Fort also und entgegen der jungen Fürstin, die in unserer Geschichte so gut bewandert ist und wohl selbst einst eine bedeutende Stelle in ihr einnehmen wird!

„Aber," warf man mir ein, „was wollen Sie eigentlich in Fontainebleau? die Stadt ist angefüllt mit Fremden, das Schloß umringt mit Soldaten, der Wald bildet ein Lager; die beinahe ganz Fontainebleau einnehmenden Paläste, die doch nur einen einzigen ausmachen, sind nicht geräumig genug, um alle zu dem Königsfeste geladenen Gäste zu fassen. Und wer sind Sie denn eigentlich? Welche Uniform tragen Sie? Und welchen Titel können Sie angeben?" — Leider Gottes, mein bester Herr! haben Sie vollkommen Recht, ich bin gar nichts und an Uniformen besitze ich nichts weiter als einen schwarzen Rock, und der ist schon ein halbes Jahr alt, — dessen ungeachtet gehe ich doch nach Fontainebleau.

Der Weg war wunderschön! Die Sonne warf uns die ersten Frühlingsstrahlen zu; von Stunde zu Stunde wurden die Bäume

grüner und wie mit einem Zauberſchlage ſchien die nächſte Erndte, die geſtern Abend noch trübſelig in der Erde ſteckte, ihr Haupt jetzt ſtolz emporzurichten. Die luſtigen Poſtillone, die Hüte mit Bändern geſchmückt, jagten wie die Satane durch den ſchönſten Staub von der Welt. Ueberall herrſchte ächte Freude, ächter Staub, ächter Sonnenſchein. Ein Wetter zum Verzweifeln für die Speculanten, die ſchon glaubten, Getreide von Odeſſa holen zu müſſen!

Wir fuhren wie Prinzen. Sah man uns ſo vorbeijagen, ſo hieß es: „Aha! das iſt gewiß ein Deputirter!“ „Nein,“ meinte ein Anderer, „es iſt ein Pair!“ — „Auf jeden Fall,“ behauptete der Dritte, „muß es ſicher ein ſehr vornehmer Mann ſeyn!“

Fontainebleau, die Stadt nämlich, ſah ganz triumphirend aus; feſtliches Leben herrſchte überall. Um ein Uhr wurde die Prinzeſſin erwartet; um Mittag hielten wir unſern Einzug und fanden zu unſerer großen Freude leicht genug ein Bett und ein Zimmer. Um zwei Uhr waren wir bereits in großem Staate; — die Prinzeſſin konnte ja ſchon kommen.

Wie prächtig ſind Fontainebleau's Gärten! Alte Bäume, alte Buchengänge, klares Waſſer in Fülle, ein von Natur großartiger Anblick, ein ſchöner See und mitten in demſelben ein vom Kaiſer erbauter Pavillon, in dem er oft im Sommer ſein Conſeil verſammelte. In den hellen Gewäſſern ſchwimmen alte, eisgraue Karpfen, die ſchon vor zweihundert Jahren keine Jünglinge mehr waren; nicht weit entfernt liegt eine Flotte von Linienſchiffen vor Anker, nicht viel größer als Schifferbarken, und um ſie zu führen ſind wirklich Matroſen vorhanden, und um die Matroſen zu befehligen, iſt auch ein hübſcher junger Menſch da, der einſt Groß-Admiral von Frankreich ſeyn wird. — Wer hat behauptet, man dürfe nicht in das Schloß? Alle Pforten ſind geöffnet, ganz nach Belieben kann man die Raſenplätze in den Blumen-Parterres benutzen; die Schwäne auf den Baſſins empfangen mit fröhlichem Flügelſchlage die Gäſte. Nach Belieben kann man ſich in's Gras ſtrecken und Verſe aus Virgil herſagen oder ſchlafen und überhaupt thun, was man will.

So ſchlief auch ich, oder lag vielmehr in jenen halbwachen, den Frühlingsküſten eigenen Träumen, als plötzlich die Trompeten bliesen, die Tambours ſchlugen und kriegeriſche Muſik ringsum erſchallte. — „Auf!“ rief ich mir ſelbſt zu. „Gewiß habe ich das Beſte verſchlafen und werde die Prinzeſſin nun heute nicht mehr zu ſehen bekommen!“

In voller Haſt eile ich durch die Gärten, die großen Thore. An einem derſelben werde ich angehalten. „Der Eingang iſt hier Jedermann verboten!“ ſprach ein ſehr höflicher Wächter, ſetzte jedoch hinzu: „Wenn Sie übrigens um das Schloß herumgehen ſollten, ſo würden Sie wahrſcheinlich zu ſpät kommen; haben Sie daher nur die Güte und treten

Sie hier ein.“ Glücklich komme ich noch zu rechter Zeit. Die ganze Garniſon iſt ausgerückt. Ein ſchönes Reiter-Regiment nimmt die eine Seite des Hofes ein, auf der andern ſteht das glänzendſte, das jüngſte, das eleganteſte Huſaren-Regiment. Gekleidet iſt es in den feinſten Scharlach, und auf den Scharlach hat eine verſchwenderiſche Hand die reichſte Silberſtickerei ausgegoſſen.

Der ganze, von mir unter meinem Buchendache vernommene Lärm war übrigens nur ein blinder Allarm geweſen. Die Huſarentrompeter wollten ſich in Athem erhalten und bliesen wahrhaftig wie die Poſaunen am jüngſten Tage. Die Tambours der Infanterie blieben ihnen die Antwort nicht ſchuldig, und um nun den Kriegslärm vollſtändig zu machen, fuhren auch Kanonen im mächtigen Schloßhofe auf. Wenn das Huſarenpferd, luſtig und guten Muthes voll, hinten und vorn ausſchlägt, ſo iſt das Artilleriepferd dagegen ein ernſtes, geſetztes Weſen, wie es ſich für ein Pferd gebührt, das die ultima ratio regum zieht. Auf der Protzkiſte ſitzen, wie auf einem Triumphwagen, zwei Artilleriſten. Stolz glänzt das Geſchützrohr aus dem Holz und Eiſen der Laffette hervor, als wäre es ſich vollkommen ſeiner heitern, wie ſeiner ernſten Beſtimmung bewußt, denn laut verkündet ſein Donner das Freudenfeſt und die blutige Schlacht. Auch jetzt ſtanden ſie in Schlachtordnung aufgefahren im Hofe, am Fuße der berühmten Treppe von Fontainebleau, wo jenes gewaltige Drama der Geſchichte ſich entwickelte.

Kaum ſind verfloſſen dreiundzwanzig Jahre, als in demſelben Hofe hier, der jetzt von rüſtiger Kriegsmuſik ertönt, die alte Garde der großen Armee lautlos, verwaiſt, und kaum die Zähren in den alten Augen niederdrückend, zum letzten Male unter dem Gewehre ſtand. Auf allen Schlachtfeldern der Welt hatte dieſe alte Garde gefochten; bei Arcole, Aboukir, Marengo, Auſterlitz, Jena; bei Wagram und bei Moskau ewigen Ruhm errungen; und von dem ganzen Ruhme und allen Gefahren allein übrig geblieben, ſah ſie ſich jetzt in dieſem Hofe beſiegt und decimirt, in dieſem Hofe, der ihr letztes Reich, ihr letztes Schlachtfeld werden ſollte; auch dieſen kleinen Winkel mußte ſie am folgenden Morgen verlaſſen! In dieſem Schloſſe, deſſen geſammte Pforten und Fenſter weit geöffnet ſtanden, verbarg Napoleon, der Kaiſer, ſich in ſeinem Schmerz und ſeinem Todeskampfe. Vergebens hatte er ganz Europa die Spitze geboten; ſein Genius mußte dem Glücke weichen; der kaiſerliche Adler, tödtlich verwundet unter Moskau's Himmel, war kaum vermögend geweſen, noch hierher zu fliegen, um unter Fontainebleau's Himmel zu ſterben. Jetzt war die Stunde ſogar gekommen, in welcher der Kaiſer ſelbſt den Degen, der ſonſt ſo ſchwer in der Weltwage gewogen, niederlegen ſollte. Vollendet war ſein Opfer, wie ſein Ruhm.

Da that ſich auf die Pforte des Palaſtes, und aus ihr vor trat ein einzelner Mann mit ſtolzem Blicke, kühnem Gange, wohl traurig, aber nicht niedergeſchlagen; er war gehüllt in den grauen Ueberrock, und trug in der Hand den Hut des kleinen Korporals; ein einziger Monat voll Unglücks hatte ihn mehr gealtert, als zehn Schlachten nicht gethan haben würden. Als ſeine alten Krieger ihn im Unglück ſo groß ſahen, da fühlten ſie bis in das Innerſte ſich tief gerührt. Die armen Helden begriffen nicht, wie und warum ſie ſich von ihrem Kaiſer trennen ſollten, ſie, die ja noch immer die große Armee waren, und er, der ja noch der große Kaiſer war! Sie ſenkten ihre Häupter, um ſchlecht verhaltene Thränen zu vergießen, als eine wohlbekannte Stimme ſie aus ihrer Betäubung riß.

„Soldaten!“ ſprach er, „ich ſage Euch mein Lebewohl! Seit zwanzig Jahren, die wir zuſammenlebten, war ich ſtets wohl mit Euch zufrieden, und immerdar hab' auf der Ehre Bahn ich Euch gefunden!“ Und nun umarmte er die Adler und ſtieg feſten, ruhigen Schrittes die eben erwähnte Treppe in Fontainebleau herab.

Wie ich mich nun ſolchen, in ganzen Maſſen in mir aufſteigenden hiſtoriſchen Erinnerungen hingab, zog ein leichtes Gewölk vor der Sonne vorüber, und einige Tropfen eines warmen Frühlingsregens fielen auf die glänzenden Uniformen, die dadurch einen neuen Glanz zu erhalten ſchienen. Mein armer ſchwarzer Frack war auf Regen, ſelbſt auf den leichteſten, nicht eingerichtet, und ſchon ſuchte ich mit den Augen irgend einen Zufluchtsort, als plötzlich von allen Seiten eine Menge ſchöner Herren auf mich zuſtürmten, alle mit ſchönen Palmen, in Gold und Silber reich geſtickt, geziert, und mit Degen wohl bewehrt. — „Komm' mit uns,“ rief der Eine. — „Ich will Dich an einen herrlichen Platz bringen!“ meinte ein Anderer. — „Wenn Du nur die kleinſte Stickerei am Kragen hätteſt,“ fügte ein Dritter hinzu, „ſo müßteſt Du mit uns auf den Balkon des Königs gehen!“ Ich, ganz erſtaunt, daß ſo viel ſtattliche Herren ſo mich anſprechen, betrachte ſie mir näher, bewundere ſie höchlich, und erkenne in ihnen wahrhaftig! lauter gute Freunde und Bekannte. — „Nun, wenn Ihr's nicht anders haben wollt, ſo gehe ich mit!“ Ich folge ihnen, und ſehe mich plötzlich an dem allerbeſten Platze, in einem kleinen Kabinette mit zwei Fenſtern, von denen das eine Ausſicht gab auf den Balkon des Königs, das andere auf den Schloßhof. So konnte ich folglich höchſt bequem den ganzen Zug der Prinzeſſin gerade vor mir ſehen, und linker Hand allen Bewegungen des Hofes folgen, wenn man mit dieſem veralteten Namen die freiwillige Verſammlung der einflußreichſten Bürger Frankreichs belegen will.

Schon ſchlug die vierte Stunde, Jedermann harrte in der geſpannteſten Erwartung mit höchſter Ungeduld. Weil Pünktlichkeit eine den

Königen eigenthümliche Artigkeit iſt, ſo folgerte man, daß auch Prinzeſſinnen gleiche Artigkeit üben müßten; wie kann man aber Pünktlichkeit von einer jungen Dame verlangen, die auf jedem Schritte ihres Triumphzuges von ganzen Maſſen der Bevölkerung aufgehalten wird, die voll freudiger Haſt, um ſie zu ſehen, herbeiſtrömen? Und wie wir nun ſo warteten, kam einer der geſtickten Freunde und fragte mich, ob ich den Trouſſeau der Prinzeſſin ſchon geſehen. — „Nein," entgegnete ich, „ich kenne von der ganzen Herrlichkeit nichts weiter, als die bewunderungswürdigen, von Roqueplan gemalten Fächer."

„Ich," ſprach der Freund, „bin weiter ſchon gekommen, als Du; ich ſah ſchon Alles, und ganz gemächlich überdieß, denn ich befand mich ganz allein in den ſchönen Gemächern des Prinzen; und wenn der König ſelbſt mich nicht geſtört hätte, ſo glaube ich, würde ich noch immerfort die Pracht der Ausſtattung bewundern.

Der Freund, der ſo zu mir ſprach, war übrigens nur wenig mehr geſtickt als ich, und mit einem Worte, ein eben ſo wenig vornehmer Mann als ich ſelbſt. Wie war es ihm gelungen, ſo in des Schloſſes Innere zu dringen, das man mir ſo furchtbar bewacht geſchildert hatte? Dieß ſetzte er mir auseinander, und während wir höchſt aufmerkſam auf jedes unten entſtehende Geräuſch lauſchten, erzählte er mir Folgendes:

„Ich ſehe wohl," begann er, „daß Du dieß ungeheure Schloß nur wenig kennſt. Hat man es einmal betreten, ſo verirrt man ſich in ihm; es iſt das wunderſamſte Labyrinth, das des Menſchen Einbildungskraft ſich denken kann. Das Ganze beſteht aus gewaltigen Gallerieen, ungeheuren Sälen, Rieſentreppen, verborgenen, in den Mauern hinlaufenden Gängen, Balkonen von Marmor und von Bronze. Alle Zeitalter, alle Künſte, alle Monarchen ſind in dieſen Mauern repräſentirt. Du ſiehſt alle Launen und alle Poeſie des XVI. Jahrhunderts. Ludwig XIII. und Heinrich IV. haben in ihm ihren italieniſchen und franzöſiſchen Geſchmack hinterlaſſen. Ludwig XVI. trug auch hierher ſeine königliche Größe; der Kaiſer empfing hier jene Kaiſerin, die mit den Königen ihn in Verwandtſchaft brachte und von dem Volke ihn trennte. Jede der in dieſen Mauern wohnenden Gewalten hat ihnen irgend Etwas hinzugefügt; die Eine erbaute einen Palaſt, die Andere eine Kirche, die Dritte ein Theater, Jene eine Gallerie, und eine Letzte hatte kaum Zeit, ihren Namenszug hier anzuſchreiben, als ſchon vom Sturme ſie hinweggeriſſen und ihr Name von Anſtreichern verlöſcht wurde."

„In dem Schloſſe Fontainebleau vermiſchen und verwirren ſich alle Erinnerungen. Nicht weit von den Gemächern des Papſtes hatte Frau von Maintenon in einem Winkel, wo ſie ſelbſt das Licht des Tages floh, ſich einen Zufluchtsort bereitet, den man noch heutiges Tages voll-

ſtändig eingerichtet und hergeſtellt erblickt. Doch klebt auch Blut an dieſen Mauern und Liebesſeufzer und Poeſie; vorzüglich aber wurden viele Vermählungen hier gefeiert. Cäſar, Herzog von Vendôme, Sohn Heinrichs IV. und der ſchönen Gabriele, vermählte ſich im Jahre 1609 hier mit Françoiſe de Lorraine, Herzogin von Mercoeur. Ludwig XII. brachte hier die Flitterwochen zu, und nach neun Monden erblickte der kleine Dauphin das Licht der Welt. Im Jahre 1672 heirathete die Nichte des Königs, Maria Louiſe von Orleans, den König Karl II. von Spanien durch Procuration. Ludwig XV. empfing hier die Hand Maria Leczinska's, der würdigen Tochter des Königs Stanislaus. In Fontainebleau erwartete Ludwig XVIII. die Herzogin von Berry; in Fontainebleau vermählte ſich Hieronymus Napoleon mit der Tochter des Königs von Würtemberg. Welche Unſumme von prachtvollen Feſten! Welche glänzenden Carrouſels! Wie viele Wünſche und Hoffnungen! Vergebens würdeſt Du in dem weiten Schloſſe nur einen kleinen Winkel ſuchen, der nicht irgend ein gekröntes oder der Krone beraubtes Haupt ſchon beherbergt, oder irgend ein Bett, das nicht ſchon als Sterbe- oder Hochzeitbett gedient hätte! In dem Zimmer des Königs ſteht ein elender Mahagonitiſch, der, beim Möbeltrödler gekauft, kaum fünfzehn Franken koſten würde, und doch tritt man dieſem Tiſche nur mit großer Achtung näher, denn auf ihm unterzeichnete der Kaiſer ſeine Abdankung. Noch ſieht man an ihm den zornigen Stoß mit dem Federmeſſer, den der abgeſetzte Herr der Welt auf ihm zurückließ. Dieſer Tiſch ſteht nahe an einem Fenſter, deſſen glänzendes Eiſenwerk vom König Ludwig XVI. geſchmiedet worden iſt. Das Gemach ſelbſt, das ganz einem Herbarium ähnlich ſieht, ſo ſehr iſt es mit lauter auf Frankreichs Boden wachſenden Pflanzen belegt und behängt, wurde einſt von Katharina von Medicis bewohnt. Neben dieſem Zimmer ließ Napoleon zu Ehren Marie Louiſens eine Gallerie erbauen. Solchergeſtalt vermiſchen ſich hier ſo viele Erinnerungen, ſo viele Größen, ſo viel Unglück und Jammer. Welches Mittel bietet ſich nun aber dar, in ſolchem Durcheinander ſich nicht ſelbſt zu verwirren? Denke Dir alſo meine Verwunderung, als ich überall hin freien Eintritt erhielt, als ich Alles ſehen, Alles berühren durfte, wie wenn ich einer der Herren des Palaſtes geweſen wäre. Nenne mir noch ein zweites Königthum, wo man zu jeder Stunde bei Nacht und Tag freien Zutritt hat? Dieß iſt doch eine der von der Amneſtie hervorgebrachten Früchte; ſogar des Königs Freunde hegen weiter keine Furcht und laſſen ihn gehen, wohin er will."

„Denke Dir nun meine Verwunderung, als ich mich, wie ich die weiten Gemächer des Herzogs von Orleans durchſchritten hatte, deren ernſter, bei der Ausſchmückung ſtreng befolgter Styl die ganze Eleganz

von Ludwigs XIII. Zeiten zeigt, nun in den beiden Sälen befand, in welchen der Trousseau der jungen Herzogin aufgestellt ist! Auf einer Erhöhung steht die Corbeille, die aus einem Koffer von Schildpatt und vergoldeter Bronze von wundervoller Arbeit besteht, und mit Silber incrustirt ist. Das sechzehnte Jahrhundert würde sich dieses Meisterwerks nicht schämen. Die Estrade selbst ist mit Draperien, Spitzen, Blumen und jenen, den jungen Frauen so lieben, seinen Geweben behängt, die ein Dichter gewebte Luft genannt hat. Das Weißzeug liegt aufgehäuft auf einer Seite, und ist ein wahrer Berg von Stickereien und von Spitzen. Zahllose Roben liegen ausgebreitet vor dem Beschauer; eben so algierische Schärpen, Hüte mit wehenden Federn. Die zwölf Cashemirshawls nehmen keine geringe Stelle in der bräutlichen Ausstattung ein; da ist z. B. ein emirgrüner, mit gestickten goldenen Palmen, für den alle Weiber Europa's sich der Verdammniß überliefern würden; die Königin von England hat ihn gesendet. Urtheile selbst von der Hand und dem Fuße nach den hier vorräthigen Handschuhen und Schuhen, die für ein fünfzehnjähriges Kind gemacht zu seyn scheinen; doch dienten Hand und Fuß der Prinzessin zum Maßstabe. Sammt, Seide, Bänder, alle die unzählbaren Kleinigkeiten einer königlichen Liebe sind hier massenweise vorhanden. Um Alles recht zu sehen und zu begreifen, müßte man aber eine Frau, eine junge, schöne Frau, eine im jetzigen Augenblicke nicht mit einer Passion beschäftigte Frau, kurz eine Pariserin seyn."

„Habe ich schon von der ganz aus Spitzen bestehenden Hochzeitrobe erzählt? und von den ganz gestickten und mit handbreiten Spitzen besetzten Schnupftüchern, und von dem afrikanischen Turbans? und von dem Muff aus Reiherfedern? und von dem Schleier, auf welchem, von der Krone überragt, die Namenschiffres der zwei jungen Gatten strahlen, F. P. H. O. Ferdinand, Philipp, Helena, Orleans?"

„Nur flüchtig kann ich noch des Necessaires von Vermeil, der goldenen Vasen, der Toilette, des gothischen Schreibzeugs, des im Style der Renaissance verfertigten Blumentellers erwähnen. Uebrigens weißt Du, daß man bei der Auswahl solcher Dinge sich vollkommen auf den erleuchteten Geschmack des Herzogs von Orleans verlassen kann. Er ist ein gewandter und geistvoller Alterthümler; er begreift zum Verwundern gut die Eleganz der verflossenen Jahrhunderte; er weiß, wie sehr und gut ein altes gothisches Geräth zu Jugend und Schönheit paßt, und wenn die Herzogin, seine Gemahlin, Holzschnitzarbeiten, Vergoldungen, alte Tapisserien, kurz den gesammten ehemaligen massiven Luxus liebt, so wird sie nichts zu wünschen haben."

„Perlen, Rubinen, Diamanten, Edelsteine aller Sorten waren im Ueberflusse da; so unter andern ein Schmuck von Brillanten, ein Schmuck

von Diamanten und Rubinen, und dieſe ſo ausgeſucht, daß kaum nur ein geringer Unterſchied unter ihnen zu entdecken war; ferner ein Schmuck von herrlichen Perlen, ſechs Ringe ohne den Vermählungsring und die goldne Hochzeitmedaille."

„Was ich jedoch unter dieſen aufgehäuften Schätzen jeder Art am meiſten bewunderte, und was Du ſchon vor mir bewundert haſt, dieß ſind weder Diamanten noch Perlen, weder Cashmire noch Spitzen, weder Stickereien noch Blumen, ſondern drei Fächer, deren Idee allein ſchon, abgeſehen von der ganz der Idee entſprechenden, würdigen Ausführung, königlich genannt werden kann."

„Bei der letzten Ausſtellung haſt Du ein allerliebſtes Gemälde von Roqueplan geſehen, „Cosmo von Medicis, in den Gefilden von Florenz ſich ergehend", und die herrliche Landſchaft, den ſchönen Himmel, das klare Waſſer und die ganze poetiſche und transparente Natur des Bildes bewundert. Roqueplan iſt ohne alle Widerrede gewiß ein wundervoller Künſtler, und eigens geſchaffen, um Jugend, Blüte und Sonnenſchein, Freude und Frühling, Liebe und Glück darzuſtellen. Nie iſt es ihm behaglicher, als wenn er, in einen recht kleinen Raum eingeengt, nun ſeine ſchmale Leinwand in's Unendliche vergrößern kann, und dann erſchaffen, was man will. Der Herzog von Orleans, der recht gut weiß, daß die Kunſt überall hinpaßt, und daß es ſogar einer ihrer großen Vorzüge iſt, Alles zu veredeln und dem unnützeſten Geräth unendlichen Werth zu verleihen, hatte ſchon lange darauf geſonnen, bei Roqueplan Fächer für die junge Herzogin zu beſtellen; der große Beifall jedoch, den der Künſtler durch ſein letztes Bild errang, ſchüchterte ihn ein; er wagte nicht, den Pinſel, der ſolches Meiſterwerk geſchaffen, um einen Fächer anzuſprechen. Doch endlich fiel ihm ein, daß Benvenuto Cellini Ringe für die Herzogin d'Eſtampes verfertigte, Raphael Büchereinbände zeichnete, Michel Angelo Teller malte, Portraits auf Doſen machte, und Watteau Landſchaften auf das Porcellain der Fabrik in Sèvres; er bat daher Roqueplan um einige Fächer für den Hochzeitkorb, und Roqueplan, der viel Verſtand bei großem Talente hat, ging gern auf die Anſichten des Prinzen ein, und machte ihm nicht nur einen, ſondern ſogar drei Fächer. Der erſte ſtellt „die Vermählung der heiligen Jungfrau" vor, ein köſtliches kleines Bild auf Goldgrund im byzantiniſchen Geſchmack; „die malenden Amoretten" (Amor malt der Prinzeſſin Bild) iſt eine lebensfriſche und heitere Skizze, ganz Watteau's Pinſel würdig; „der Spaziergang im Park" iſt eine liebliche Landſchaft. Der Park iſt angefüllt mit ſchönen Bäumen, das Schloß erhebt ſich im Hintergrunde auf hoher Terraſſe mit langen Alleen, durch deren zitternde Blätter die Sonne hindurchſpielt. Im Vordergrunde reicht eine galante vornehme Dame

einem zierlich herausgeputzten Herrn den Arm, und grüßt mit leichter Beugung des Hauptes einen vorübergehenden eleganten Kavalier. Federn, Sammt, Seide, Metall sind auf dem Bilde nicht gespart.

„Zu diesen drei kleinen Meisterwerken gehören ferner zwei von Clement Boulanger gemalte Fächer, „die Hochzeit von Canaan" und „die Ruhe auf der Jagd." Das Erstere erreicht nicht das wundervolle holländische Trinkgelag des Johann Stein, auf welchem eine ganze Schaar von Landleuten und schönen Frauen unermeßlich erstaunen über das Wasser in Wein verwandelnde Wunder; wahrscheinlich ist aber Boulangers Bild aus der Erinnerung an dieses Gemälde entstanden. In der „Ruhe auf der Jagd" suchen Zigeuner, Taschenspieler und Zwerge nach besten Kräften ein junges fürstliches Ehepaar zu ergötzen, das im Walde der Ruhe pflegt. Die Fassung dieser Fächer ist den Bildern angemessen; Gold und Elfenbein, in die feinsten Sculpturen ausgearbeitet, umfassen wundervoll alle diese heiteren Scenen. Ehre dem jungen Manne, der so den Nutzen der schönen Künste begreift und sie, wie Franz I., anzuwenden versteht!"

So und noch mehr erzählte mir mein junger Freund in seines Herzens Begeisterung. Auch mußte ich seinem Berichte um so mehr Glauben schenken, als er von Hause aus zu den zweifelnden und spöttelnden Geistern gehört, die allerdings recht gut die wahre, ächte Größe einer Sache einsehen, deren Scharfblicke aber auch nichts entgeht, was trotz der Größe oft falsch und jämmerlich an ihr erscheint. — „Aber," nahm ich nun das Wort, „wie endigte sich denn Dein glückliches Abenteuer, das Dir den Anblick dieser seltenen Dinge verschaffte? Mir hat man nämlich gesagt, die Königin habe Alles allein eingerichtet, und mit ganz mütterlicher Sorgfalt Alles besorgt, und habe Niemanden, selbst dem Könige nicht gestatten wollen, sie in Zubereitung des für ihre Schwiegertochter bestimmten Festes zu stören." — „Wer Dir diesen Bericht gab," erwiederte der Freund, „war gut unterrichtet. Denn kaum hatte ich einige Stunden lang die Herrlichkeit bewundert, so vernahm ich an einer Thür ein leises Klopfen. Ein Anderer hätte vielleicht „Herein!" gerufen; ich aber zog mich, ohne ein Wort zu sagen, dorthin zurück, wo ich hergekommen, und that ganz wohl daran; denn wirklich war's der König, der auch incognito die Wundersachen zu betrachten kam, und fast muß ich vermuthen, daß er dazu nicht mehr als ich Erlaubniß hatte."

Kaum endigten wir diese Unterhaltung, so rief man unten im Hofe „In's Gewehr!" und „Vivat der König!" erschallte es von allen Seiten. Man drängt, man stößt sich, man wartet der Dinge, die da kommen sollen, man sieht! es waren die Herzoge von Orleans und Nemours, die ihrem königlichen Vater die Ankunft der Prinzessin Helena meldeten. Schon am Morgen war der Herzog von Orleans abgereist, um seiner

Braut in Melun ſeinen Hofſtaat vorzuſtellen und ihre Damen und Chevaliers d'honneur: die Frauen von Lobau, von Chanaleihes, von Montesquieu, von Hautpoul; die Herren von Flahaut, Coigny, Treviſo, Praslin, die Generale Baudrand und Marbot, den Oberſt Gerard und viele Andere noch, ſo wie auch ſeinen Sekretär Aſſeline und ſeinen alten Lehrer Boismilon, den er der Prinzeſſin als ſeinen älteſten Freund vorführte. — „Ich empfehle ſie Ihrer Zuneigung, Madame," ſprach der Prinz zu ihr, „Alle ſind meine Freunde. Seit ſieben Jahren hat Keiner mich verlaſſen, und redlich Glück und Unglück mit mir getheilt." Dieſe geſammte glänzende Schaar eilte jetzt haſtig herbei, und leicht mußten ſelbſt ungeübte Blicke auf den jugendlichen Geſichtern das Bekenntniß leſen, daß Alle glücklich und ſtolz auf ihre neue Eroberung zurückkamen. Beſonders ſtrahlte das Geſicht des Herzogs von Orleans von der lebhafteſten Freude. Er hatte ſeine junge Gemahlin geſehen, und kehrte befriedigt von dem Anblick, und einer ſchönen Zukunft gewiß, zurück. So begaben ſie ſich, mitten unter allgemeinen Glückwünſchen und dem Beifallrufen der Menge, zum Könige. Man durfte nur den jungen Fürſten ſo freudeſtrahlend ſehen, ſo wußte auch die verſammelte Menge ſchon, vermöge ihres nie trügenden, wunderbaren Inſtinktes, daß baldigſt eine holde junge Frau ſich ihr zeigen würde.

Es war ſechs Uhr, als der Prinz im Schloſſe anlangte. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde brachten Kuriere ſo ſchnell wie ihre Pferde laufen konnten, neue Berichte. Die Prinzeſſin näherte ſich, konnte aber nur langſam vorwärts kommen, denn unaufhörlich wurde ſie aufgehalten durch Reden, Gedichte, Blumen, durch Nationalgarden, durch weißgekleidete Jungfrauen, durch ganze Maſſen der ſich auf ihren Weg herandrängenden Einwohnerſchaften. Für alle hatte ſie einen Blick, einen Gruß, ein Lächeln, ein Wort. Sie redete das ſchönſte Franzöſiſch, die Sprache von Verſailles aus Ludwigs XIV. Zeiten. Sie wünſchte bald anzukommen, doch wollte ſie ihren Weg nicht beſchleunigen, aus Furcht, ſo vielen aus weiter Ferne hergekommenen Leuten ihren Dank nicht genugſam ausdrücken zu können.

Neue Ankömmlinge brachten uns unterwegs von ihnen gehörte Anekdoten, um unſer langes Warten etwas abzukürzen. In Ferté-sous-Jouarre, wo die königliche Braut über Nacht bleiben ſollte, beeilte ſich ein reicher Hausbeſitzer des Städtchens ſeine Wohnung der Prinzeſſin anzubieten. Das Haus war ſchön, doch für eine Herzogin von Orleans nicht anſtändig genug eingerichtet. Alsbald erſchienen die Fourgons der Civilliſte. Das ganze Gebäude wird mit prächtigen Tapeten geziert, Kronleuchter aufgehängt, die Salons und Schlafgemächer mit den ſchönſten Geräthen geſchmückt; prachtvolle Betten, ſeidene Mö-

bel, herrliche Teppiche verwandeln das bürgerliche Haus in eine Fürſtenwohnung. Als die Prinzeſſin am folgenden Morgen abgereist war, wurde der Hausbeſitzer im Namen des Königs erſucht, zum Dank für ſeine Gaſtfreiheit das ganze Mobiliar von jetzt an als ſein Eigenthum anzuſehen.

Man wollte uns gerade noch mit einer neuen Geſchichte erfreuen, als endlich (die Schloßuhr ſchlug eben die ſiebente Stunde und die untergehende Sonne warf auf die rührende Scene ihre mildeſten Strahlen) einige Reiter von der Begleitung heranſprengten; die Fürſtin kam alſo endlich! Schon iſt ſie an den Thoren von Fontainebleau, im Schritt durchfährt ſie die mit dreifärbigen Fahnen gezierten Straßen; ein unermeßliches Freudengeſchrei erhebt ſich in der Stadt; das Schloß antwortet durch gleiche Vivats! Trommeln, Trompeten, Hörner, Pferde, Menſchen, Alles ſetzt ſich zumal in Bewegung. Die große, mit Orangerie beſetzte Treppe bedeckt ſich mit glänzenden Uniformen; das geſammte Frankreich war auf dieſen Steinſtufen durch ſeine größten Illuſtrationen repräſentirt; Geſandte, Marſchälle von Frankreich, Miniſter, Frankreichs Pairs, Deputirte, Magiſtrate, Alle hatten zu dieſem Nationalfeſte ihre Stellvertreter geſendet. Hier ſah man manche ſeltſame und intereſſante Zuſammenſtellung: Fürſt Talleyrand nicht weit vom preußiſchen Geſandten, der Herzog von Dalmatien nahe beim Grafen Gerard, Jacques Laffitte bei Guizot, der Biſchof von Marokko mit ſeinem ſo ſchönen Kopfe bei Ary Scheffer, dem großen Maler der Marguerite, der König der Belgier beim Grafen Rantzau, und manches andere Paar. Jetzt eilten auch die Damen herbei, jedoch nur die Damen der Prinzeſſin, und zwar in ihrem ſchönſten Schmucke, und einen Augenblick ſpäter erſchien die geſammte königliche Familie, deren Ungeduld nicht länger warten wollte, auf dem Perron: der König, der Herzog von Orleans, der Herzog von Nemours in Generalsuniform, der Prinz von Joinville als Seeoffizier, der Herzog von Aumale als Lieutenant bei der leichten Infanterie, der Herzog von Montpenſier als gemeiner Chaſſeur der Nationalgarde. Endlich erſcheint am Ende des Hofs die Begleitung der Prinzeſſin. Alle Blicke, alle Herzen wenden ſich nach einem Wagen, und dieſer goldene Wagen wird langſam von acht prächtigen, wie für einen aus dem Kriege heimkehrenden König aufgeſchirrten Pferden gezogen. In dieſem feierlichen Momente hatte die Rührung der verſammelten Menge den höchſten Gipfel erreicht; nun endlich ſollte man die ſo lang erwartete, ſo heiß erſehnte junge Frau ſehen! Nun endlich ſollte man ſelbſt urtheilen, was von dem großen ihr ertheilten Lobe zu halten ſey!

Als nun die Prinzeſſin näher kam, ſtiegen die Herzoge von Orleans und von Nemours, die Damen und Herren langſam die dreifache Treppe hinunter, um ihr entgegen zu gehen. Es war ein erhabenes Schau-

ſpiel, was ganz zu genießen nur Wenigen vergönnt war, denn die Einen hatten ſelbſt ihre Rollen in dieſem ſtummen und doch ſo viel ſagenden Drama, die Andern, nur in einen Gedanken verſunken, blickten auf Nichts als auf den ſich nahenden Wagen. So blieb der König nebſt der Königin allein oben auf der Treppe und war kaum im Stande, ſeine Rührung zu bemeiſtern; und herzerhebend war's zu ſehen, wie der tiefbewegte und gerührte Mann ſo gern den Söhnen und den Freunden gefolgt wäre und nur durch einen Anflug von Etiquette hier zurückgehalten wurde! Hinter dem Könige ſtand die Königin und ließ ihre Rührung mehr ahnen als ſehen. Die Prinzeſſin, der Herzog von Orleans und ſein Gefolge langten zu gleicher Zeit am Fuße der Treppe an; eine von Soldaten ausgeführte Evolution hätte kaum mit größerer Präciſion gemacht werden können. — Jetzt öffnet ſich der Kutſchenſchlag und raſch entſteigt ihm eine junge, ſchöne, große, ſchlanke Geſtalt, nimmt kaum ſich die Zeit, rechts und links flüchtig zu grüßen, und eilt, den ihr den Arm bietenden Herzog von Nemours mit ſich fortziehend, mit jugendlicher Leichtigkeit die Stufen hinan zum Könige, der ihr die Hand reicht; ſie ergreift dieſe Hand, will zu den Lippen ſie führen, der König aber öffnet ſeine Arme — ſie ſinkt hinein! Zugleich umringt die ganze königliche Familie die neue, von ſo weiter Ferne herkommende und für ihr Glück ſich ſo empfänglich zeigende Schweſter. Man umfaßt, man umarmt ſie, man ſtellt ihr alle ihre Brüder, alle ihre Schweſtern vor: die Königin der Belgier, die Prinzeſſin Clementine, die junge Dichter lieſt und achtet, die Prinzeſſin Maria, die große Künſtlerin, die kurz vorher ihre eigene, von ihr ſelbſt verfertigte Bildſäule in das Verſailler Muſeum ſendete! Und die Königin, die halb verborgen unter dem Vorſprung des Thores ſtand, und der man nun endlich die neue Tochter überließ; und aller fremden Augen jetzt vergeſſend, umarmten ſich die beiden Frauen mit aufrichtig mütterlichen und kindlichen Gefühlen. Und welche edlere, muthvollere, erhabenere und doch beſcheidenere Mutter hätte deine Mutter, Helene von Mecklenburg! erſetzen können!

Feierlich großartig war die Wirkung dieſer Scene. Wie viele Augenlieder wurden naß, die ſchon ſeit Jahren nicht mehr feucht geworden waren! Wie viele Herzen fanden ſich bewegt, die über ihre eigene Rührung ſich hoch verwunderten! Die Begeiſterung war ſo groß, ſo allgemein, daß tiefe Stille auf allen Seiten herrſchte. Die Menge verlief ſich, als wolle ſie das Glück der glücklichen Familie nicht länger ſtören; ſelbſt das Gefolge des Königs verweilte auf der Steintreppe, um die Umarmungen nicht zu unterbrechen.

Im erſten Augenblicke hatte Niemand daran gedacht, die junge, ſo heiß erwartete Prinzeſſin näher zu betrachten, denn Aller Augen waren

nur auf den König und die Königin und auf die ganze, von königlicher Majeſtät und häuslichem Glück erfüllte Scene gerichtet geweſen; jetzt aber bemerkte Jeder, daß die Prinzeſſin eine ſchlanke Taille, kleinen Fuß, zierliche Hand, ſehr weißen Nacken, herrliche blonde Locken, lebhaftes, geiſtvolles Auge beſitze. Bevor man ſie geſehen, hielt man ſie ſchon der Sage nach für ſchön, kaum aber hatte man ſie ſelbſt erblickt, ſo war man auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Gerücht nicht übertrieben hatte.

Kurze Zeit darauf, nach wenigen Momenten einiger Erholung, erſchien die Prinzeſſin vor dem Diner wieder in dem Salon der Königin, wo ihr der König ſelbſt die eingeladenen Damen vorſtellte, darunter die Gräfinnen Flahaut, Laborde, Durosnel, die Herzoginnen Treviſo und Coigny, die Baroneſſen Berthois, Marbot, die Marquiſin Praslin und die Fräuleins Lobau, Delaborde, Chanterac, Flahaut, St. Aldegonde. Nach acht Uhr begann die aus zwei hundert und fünfzig Couverten beſtehende Tafel. Zur Rechten des Königs ſaß die Prinzeſſin Helene, zur Linken die Königin der Belgier, der Herzog von Orleans neben der Braut, der König der Belgier neben der Königin der Franzoſen, die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg neben dem Herzog von Orleans und neben ihr der preußiſche Geſandte von Werther. Die Gräfin Molé ſaß neben dem Herzog von Aumale, Frau von Werther neben Prinz Joinville, und in der nächſten Nähe der königlichen Familie: Fürſt Talleyrand, die Herzogin von Dino, der Kanzler, die Marſchälle, der Präſident der Abgeordneten-Kammer, die Herzogin von Dalmatien, die Marſchallinnen Gerard und Maiſon, der Herzog von Broglie und ſeine Gemahlin, General Athalin u. ſ. w.

Um zehn Uhr wurde neben dem Baſſin im Parke ein Feuerwerk abgebrannt, bei dem die Buchſtaben F. H. nicht vergeſſen waren, und hell in der Luft erglänzten. Vom Bankett und vom Feuerwerke erzähle ich übrigens nur dem Hörenſagen nach, und will dieß den officiellen Berichterſtattern überlaſſen, denn ich habe mir vorgenommen, nur das ganz kurz zu melden, was ich ſelbſt geſehen.

Der Morgen nach dieſem Tage der Rührungen und Unruhen war angebrochen; an ihm ſollte die Trauung oder vielmehr die drei Trauungen des Herzogs von Orleans und der Prinzeſſin von Mecklenburg ſollten vollzogen werden. Das Feſt ſollte höchſt glänzend und feierlich werden, behauptete man, und nie Fontainebleau's Pracht in ſolcher Glorie ſich gezeigt haben; doch, behauptete man ferner, würde der Zutritt zum Palaſte ganz unmöglich gemacht ſeyn, und Niemand, ohne alle Ausnahme, als nur die Eingeladenen, in dieſe Mauern zugelaſſen werden. Meinem guten Stern vertrauend, ſah ich abermals irgend einem glücklichen Zufall entgegen, und machte mich bereit, einem ſolchen ſogleich zu folgen. — So

war es Abends ſieben Uhr geworden, und ſchon erglänzte der Palaſt von allen Seiten. Jede Pforte, jedes Fenſter erſtrahlte in ungewöhnlicher Pracht. Wer nur irgend ein nicht ganz proſaiſches Gemüth beſaß, mußte nothwendig bei dieſem Anblicke und an dieſem Abende von der Maſſe der ſich hier aufdrängenden hiſtoriſchen Erinnerungen ſich ergriffen fühlen. Hier, wo vor kaum ſechs Jahren verlaſſenes und allen Winden preisgegebenes, einer Ruine ähnliches Gemäuer ſtand, erhob ſich jetzt ein prachtvoller für die gewaltigſten Herrſcher paſſender Pallaſt. Was die Schatten der alten Herren wohl zu dieſer magiſchen Verwandlung ſagen? „Wer hat meine alten Gebeine wieder ausgebeſſert?“ rief Franz I. „Ehre ihm, der mein Wappen und den Namenszug meiner Geliebten wieder neu erglänzen läßt!“ — „Wer hat die Treppe von Fontainebleau wieder hergeſtellt und die geringſten Spuren meines hieſigen Waltens ſorgſam aufbewahrt?“ rief der Kaiſer. „Heil und Ruhm ihm! denn er hat keine Furcht gezeigt vor den Adlern, vor den Farben des alten Heeres und vor Erinnerungen!“ Welch ſchönere, größere Aufgabe kann es auch für einen Herrſcher geben, als Ruinen, alten Ruhm, alte Erinnerungen ſeines Landes zu retten; mehr nach dem Beinamen eines Erhalters als eines Schöpfers zu ſtreben, mehr Ehre darin zu ſuchen, ein Schloß aus ſeinen Trümmern zu ziehen, als ein anderes neu zu erbauen, um es bei ſeinem Tode unvollendet zu hinterlaſſen; die Pracht, die Thorheiten, den königlichen Aufwand von drei Jahrhunderten zu benutzen, um dadurch endlich zu dem bewunderungswürdigſten Reſultate zu gelangen, das jemals das Werk der größten Architekten gekrönt hat, nämlich alle angefangenen Denkmäler zu vollenden und zu einer und derſelben Zeit der Säule ihren Kaiſer, Ludwig XIV. ſein Verſailles, Franz I. Fontainebleau, den König den Tuilerien wieder zu geben, und dann um auszuruhen, an den Ruhm zu denken, das Louvre zu vollenden und alle dieſe unglaublichen Anſtrengungen, und alle dieſe zugleich fortlaufenden Unternehmungen mitten unter dem Toben der Factionen, unter dem Geheul der Emeute, unter Bürgerkriegen und unter dem Dolche des Mörders fortzuführen, das heißt feſten Willen und Beharrlichkeit zeigen!

So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, und hatte gänzlich die neue Hochzeit vergeſſen, die in dieſen Mauern, den Zeugen ſo vieler Vermählungen, gefeiert werden ſollte, als von der Treppe, an der ich lehnte, zwei junge Männer in Feſtkleidern herunterſchritten. — „Gehen Sie nicht mit uns?“ fragten ſie mich; „eilen Sie nur, denn ſchwerlich wird man auf Sie warten!“ und ohne weiteres Bedenken folgte ich ihnen, getrieben von einem Gefühle poetiſcher Neugier, wie ich bis dieſe Stunde noch nicht empfunden hatte.

Wie ungeheuer, große Götter! war aber meine Bestürzung, faſt möchte ich ſagen mein Erſchrecken, als ich mich plötzlich faſt allein in einem unermeßlichen, von wundervollem Lichtglanz durchſtrahlten Saale befand! Die gewandteſte Schilderung würde hier ihres Zweckes verfehlen. Es iſt die Rede hier, und dies iſt wohl zu bemerken, von einem ungeheuern Saale, von unten bis oben bedeckt mit Gemälden jenes großen Meiſters, der ſelbſt in dem für ſchöne Künſte fruchtbarſten Jahrhunderte nicht ſeines Gleichen fand, von Bildern des Primaticcio! Julio Romano's würdiger Zögling. Francesco Primaticcio war noch als junger Menſch vom Marcheſe von Mantua an Franz I. empfohlen worden, der von ihm einen Maler für ſein Schloß Fontainebleau verlangt hatte. Der große Künſtler langte an, begleitet von vielen Statuen und alten Marmorn, und dann begann er jene großen Werke, die ihn ſein ganzes Leben lang beſchäftigen ſollten. Unter drei Regierungen war Primaticcio bemüht, das Schloß Fontainebleau zu ſchmücken, denn Franz I. vererbte es auf Heinrich II., dieſer auf Franz II., und ſo erkannte nun dieſes Schloß mit Stolz in ihm ſeinen ihm eigenen Baumeiſter, Maler und Bildhauer. Die zierlichen Statuetten, in denen die Eleganz der Form mit der unendlichen Feinheit der Ausführung um den Preis ringt, ſind von Primaticcio; die ganz vollendeten und in ausgeſuchter Mannigfaltigkeit gearbeiteten Ornamente ſind von Primaticcio; die Geräthe, die Fontainen, die Goldſchmiedsarbeit ſind abermals von Primaticcio. Ueberall in dieſen Mauern hat er die Spuren ſeines Geiſtes hinterlaſſen; er war ein geſchickter, ein unermüdlicher, ein feuriger Erfinder. Unter dem von ihm hinterlaſſenen Heere von Geſtalten gleicht keine einzige der andern, nicht eine ſeiner vielen hiſtoriſchen oder mythiſchen Perſonen befindet ſich in einer ſchon einmal von ihm gebrauchten Stellung; nur gleicher Adel, gleiche Anmuth, und wenn man will, ein eigenthümlicher, etwas manirirter Styl findet ſich bei Allen. Geiſt, Erfindung, Färbung, Form, Anmuth, Gewandtheit, Kühnheit, alle Mittel der Florentiner Schule reichten kaum aus zu dieſer unermeßlichen Arbeit. So befand ich mich auch mitten in der Gallerie Heinrichs II., mitten unter Primaticcio's Werken, mitten unter ſeiner Geſchichte des Hercules! Hat man denn aber nicht behauptet, daß dieſe Meiſterwerke verloren, vernichtet ſeyen; daß ſchon vor zweihundert Jahren ein großer Maler erklärt habe, eine Reſtauration von Primaticcio's Bildern ſey ein unmöglich? Und doch glänzt er jetzt hier als Herr und Meiſter, in ſeiner vollen Anmuth, in ſeiner ganzen Kraft. Aus weiter Ferne iſt er der Welt wieder geſchenkt, aus tiefem Staube hervorgeſucht. Alle dieſe mit unglaublicher Mühe, Geduld, Verſtand und Muth wieder aufgefundenen Malereien hatte die Zeit anfangs gänzlich unſcheinbar

gemacht; dann war der gemeine Weißtüncher gekommen und hatte die halb erloſchenen edeln Farben mit ſeinem Kalke, ſeinem Mörtel, ſeiner grauen Farbe ganz vertilgt. Auf dieſen abſcheulichen Anſtrich waren ſpäter prächtige gemalte Papiere, Tapeten, geleimt worden, die das damalige Kaiſerreich mit trauriger Profuſion überall anbrachte, und die der Kaiſer recht wohl den Kaffeehäuſern und den Manſardenzimmern ſeines Reichs hätte überlaſſen dürfen.

Und doch wurde Primaticcio's Werk, obgleich jedem menſchlichen Auge entrückt, wieder aufgefunden. Kaum von einigen ungewiſſen Lineamenten, von einigen unvollſtändigen Kupferſtichen geleitet, folgte ein geſchickter Maler langſamen Schrittes den ſchwachen Spuren dieſes kraftvollen Genies, und glücklicherweiſe iſt das Wunder ganz vollendet im unermeßlichen Saale zu ſchauen. Das ganze Leben des Hercules tritt uns von dieſen Mauern mit der Kraft eines Basreliefs entgegen. Der Fußboden iſt aus den koſtbarſten Holzarten zuſammengeſetzt, der Plafond mit Vergoldungen und Malereien reich verziert, die Corniche mit unendlicher Kunſt ausgearbeitet, auf den Wänden iſt Hercules ſamt allen ſeinen Arbeiten, ſeine Omphale mit eingeſchloſſen, dargeſtellt, und Omphale gleicht der ſchönen Diana von Valentinois. In den Fenſterniſchen iſt Primaticcio, über den Thüren iſt Primaticcio, überall iſt Primaticcio! Am Ende des Saals, in der Nähe der prachtvollen Plafonds, erhebt ſich ein ganz vergoldeter, ſehr großer Balkon für das Orcheſter; zwei Tauſend in Kandelabern von vergoldeter Bronce und in zwei Reihen vertheilter Kerzen erleuchten würdig dieſe Wiedergeburt der Renaiſſance, oder ſagen wir lieber, dieſer Auferſtehung.

In einem ſolchen unermeßlichen Raume, von Gold und Licht und Malereien umwogt, befand ich mich alſo verirrt; ein Schauſpiel, das um ſo mächtiger auf mich wirken mußte, weil ich denſelben jetzt ſo reich und prächtig geſchmückten Ort ganz nackt, entblößt und alles Schmuckes beraubt geſehen hatte. Und mitten in dem gewaltigen Saale ſtand eine große runde Tafel, bedeckt druch mit goldenen Crepinen ſchwer beſetzten Samt. Ein Mann trat ein; er war bekleidet mit einem fremden, unbekannten Gewande, das er mit großer Anmuth trug, mit zu viel Anmuth vielleicht, denn dieß Gewand war eine Simarre, das furchtbare, von ſo vielen furchtbaren Männern getragene Kleid. Als Alles nun zu der erhabenen Ceremonie bereitet, als das Buch, in welchem die bürgerlichen Verhältniſſe der Familie Orleans eingetragen ſind, das man das goldene Buch wohl nennen könnte, auf ſeiner ſchönſten Seite aufgeſchlagen war, da trat der König in den Saal, durchſchritt ihn langſam, um ſich dem Kanzler gegenüber aufzuſtellen, von dem er durch die große runde Tafel geſchieden war. Jetzt ſah ich das impoſante und prächtige Gefolge eintreten, wie man ſo etwas wohl in Träumen oder in den Mährchen der Tauſend und einen Nacht erlebt. Der ganze Hofſtaat des Königs und der Prinzen folgten

in ihrer höchſten Pracht langſam dem Könige, der ihnen vortrat. Und nun umgaben die Damen der Königin und der Prinzeſſinnen, der Hofſtaat des belgiſchen Königspaars und der verwittweten Großherzogin, die Zeugen des Herzogs von Orleans und ſeiner Braut, die Miniſter, die Marſchälle, die Pairs, die Deputirten, das Municipalcorps, die Generale, kurz alle zu dieſem Feſte Eingeladenen, die königliche Familie. Dem Könige zu beiden Seiten ſtanden der Herzog von Orleans und ſeine königliche Braut; weiter zur Rechten die Königin der Franzoſen, der König der Belgier, der Herzog von Nemours, der Prinz von Joinville, die Herzoge von Aumale und Montpenſier; zur Linken die Großherzogin, die Königin der Belgier, die Prinzeſſinnen Marie und Clementine und Madame Adelaïde. Auf der andern Seite des Tiſches ſtanden die Herren Montalivet, Molé, Salvandy, das ganze Miniſterium der Amneſtie, der Kanzler von Frankreich, der Großreferendär, der Archivar der Pairskammer, und rechts und links vom Könige, in zweiter Reihe, die Vermählungszeugen. — Für den Kronprinzen waren als Zeugen zugegen: die vier Vice-Präſidenten der Pairskammer, der Präſident und die vier Vice-Präſidenten der Abgeordneten-Kammer, die Marſchälle Soult und Gerard, der Großkanzler der Ehrenlegion, der Marſchall Lobau als Kommandant der Pariſer Nationalgarde, und der Fürſt Talleyrand. — Für die Prinzeſſin Helene waren anweſend: der Graf von Rantzau, Herr Breſſon und der Herzog von Choiſeul. Der Hofſtaat des Königs und der Prinzen ſtand hinter der königlichen Familie; die Damen befanden ſich auf der andern Seite hinter dem Kanzler. Die tiefſte Stille herrſchte in dem weiten Saale; kein Flüſtern, keine Bewegung ward vernommen. Leicht hätte man das Ganze für ein von den Wänden von Verſailles herabgeſtiegenes hiſtoriſches Bild aus den Zeiten Ludwigs XIV. halten können!

Während des feierlichen Schweigens verlas der Kanzler mit ernſter und impoſanter Stimme die Vermählungsformel: „Sehr hoher und ſehr mächtiger Herr u. ſ. w., erkennen Sie die Prinzeſſin Helene für Ihre Gemahlin?“ Der Herzog von Orleans, ſich raſch gegen ſeinen Vater wendend, ſchien nochmals um die königliche Einwilligung zu bitten. Der König machte eine bejahende Bewegung, worauf der Herzog mit feſter Stimme antwortete: „Ja, mein Herr!“ Die Stimme der Braut war weniger ſicher, und ziemlich leiſe antwortete auch ſie: „Ja, mein Herr!“ — Als alle Ceremonieen vorüber waren, erklärte der Kanzler mit lauter und verſtändlicher Stimme, daß der Kronprinz, Herzog von Orleans, in rechter und geſetzmäßiger Ehe vermählt ſey mit der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg. Der Großreferendär legte hierauf die Urkunde der königlichen Familie zur Unterzeichnung vor. Zuerſt unterzeichnete mit feſter Hand das junge Ehepaar; der König folgte mit ſeiner Unterſchrift, dann kam der König der Belgier, die beiden Königinnen, zuletzt die Prinzen

und Prinzeſſinnen. Wie dieß geſchehen, ſo legte der Großreferendär die Urkunde vor dem Kanzler nieder, der nun die hierzu erbetenen Zeugen einen um den andern aufrief, und Jeder unterzeichnete in der von uns ſchon früher angegebenen Reihenfolge, worauf der Kanzler, der Großreferendär und der Archivar der Pairskammer die Urkunde ſchloſſen. Von dieſem Augenblicke an belebte ſich die goldene und ſeidene, die königliche Familie umgebende Mauer; die Damen begrüßten die junge Herzogin mit den zarteſten Blicken und dem anmuthigſten Lächeln; der König brach jedoch auf und man mußte ihm in die Kapelle folgen. — Um dahin zu gelangen, mußten wir durch Franz I. Gallerie, die einſt (ſie iſt ſo reſtaurirt wie Heinrichs II. Gallerie) die ſchönſte im Schloſſe Fontainebleau und vielleicht in der ganzen Welt wohl werden dürfte, denn hier hat Primaticcio ſich nicht nur als großer Maler, ſondern auch als großer Bildhauer gezeigt. Will man, daß Malerei in voller Kraft und Wirkung auftrete, ſo muß ſie nothwendig von der Sculptur begleitet werden, weil dieſe erſt den Meiſterwerken des Malers Relief verleiht, das heißt Bewegung, Leben. Franz I. Gallerie iſt das herrlichſte Beiſpiel der mächtigen Wirkung, welche aus der innigen Verbindung dieſer beiden Künſte, die ſo vollkommen zu einander paſſen, hervorgehen kann. Doch leider ſind alle Schöpfungen dieſer glücklichen Vereinigung bis auf wenige Spuren zerſchlagen oder ausgelöſcht, und von dem Meiſterwerke jener drei großen, dem Menſchen die meiſte Ehre bringenden Künſte, von Baukunſt, Sculptur und Malerei, iſt nicht viel mehr geblieben, als die Erinnerung; doch mächtig wirkt auch dieſe noch. Urtheilen kann man nach den noch übrigen Fragmenten von dem, was ſie einſt waren; und was noch mehr iſt, urtheilen kann man, was ſie ſeyn werden, kommt einſt die Reihe, wieder zu erſcheinen, auch an ſie. Gewiß wird Jeder, der durch Franz I. Gallerie geht, an die unſägliche Mühe und an den königlichen Aufwand denken, deren es bedurfte, um Heinrichs II. Gallerie ſo herzuſtellen. In voller Wahrheit führt die erſte uns Fontainebleau's Erniedrigung, die zweite ſeine ganze Pracht vor die Augen.

Fontainebleau's Kapelle ſieht in dem heiligen Ludwig ihren Stifter; Franz I. ließ ſie erweitern und Heinrich IV. ſie verzieren. Ihre ganze Länge beträgt hundert und zwanzig, und ihre Breite, die Seitenkapellen ungerechnet, vierundzwanzig Fuß. Der Fußboden beſteht aus einer Moſaik von farbigem, koſtbarem Marmor. Heinrichs IV. Maler, Freminet, hat das Deckengewölbe mit herrlichen, glücklich erhaltenen Malereien geſchmückt; der Hochaltar iſt von zwölf Marmorſäulen umgeben, und wird von vier Engeln aus Erz gehalten. Zu beiden Seiten ſtehen zwei Bildſäulen von weißem Marmor, der heilige Ludwig und Karl der Große. Wird irgendwo eine Kapelle gefunden, die an Reichthum und Verſchiedenheit der Ornamente, an Zierlichkeit der

Form mit der Kapelle in Verſailles um den Vorrang kämpfen kann, ſo iſt es die hier in Rede ſtehende.

Die Kapelle war nicht weniger reich erleuchtet, als Heinrichs II. Gallerie Zahlloſe, mit Kerzen wohlverſehene Kronleuchter warfen ihr ruhiges Licht auf die Seitenchöre und auf den mit Zuſchauern angefüllten Orgelchor. Der Altar war mit Blumen geſchmückt, ſchöne Gobelins erfüllten das Allerheiligſte. Die Chorſtühle waren mit ſchwerem Sammt bedeckt, und jeder Betſchemel hatte ein ſeidenes Kiſſen. Der Herzog von Orleans führte ſeine Braut ſelbſt zum Altare. Der Biſchof von Maur ermahnte mit einfachen, kurzen Worten das junge Paar, wurde mit Andacht und in großer Stille angehört, und als der Greffier der Pairskammer ihm ein vom Kanzler von Frankreich ausgeſtelltes Zeugniß überreichte, in welchem beurkundet war, daß die Ehe bürgerlich vollzogen worden ſey, ertheilte er den beiden Gatten den Segen der Kirche. Der Pfarrer von Fontainebleau, Liſtard, wohnte dieſer Ceremonie bei, eben ſo wie der ehrwürdige Paſtor Cuvier, der gleich darauf die Trauung nochmals nach den Gebräuchen der lutheriſchen Confeſſion verrichten ſollte.

Als die Meſſe vorbei war, verließ die königliche Familie den Altar. Der König, der beſſer als irgend Jemand das durch ſeine Sorgfalt reſtaurirte Schloß kennt, führte den königlichen Hochzeitszug auf neuen Wegen und über neue Treppen in die Gallerie Louis Philipps. Eine genaue Beſchreibung des Weges, den dieſer Triumphzug nahm, würde wahrſcheinlich nur der König liefern können. Die Treppen waren mit prächtigen Teppichen belegt, mit blühenden Orangenbäumen und Kandelabern beſetzt, und ſtrahlten in Marmor und in Farbenpracht. Um in die Kapelle zu gelangen, war der Zug durch den Saal der Garden und über die Treppe Franz I. gegangen; jetzt trat man den Rückweg an über die Alexanders-Treppe und durch das Veſtibule der goldenen Pforte. Im Gardenſaale hat der geſchickte, geiſtvolle und doch beſcheidene Pinſel Münichs mit ſeltenem Glück alle in Fontainebleau gehaltenen Turniere und ritterliche Waffenſpiele wieder hergeſtellt. Hier ſieht man alle Deviſen, die einſt in dieſen Mauern hochgeehrt waren, ſo den Salamander, den Halbmond, das gekrönte H, Ludwigs XIV. Sonne, den Adler des Kaiſers und ſeine N's. Der Kamin in dieſem Saale bildet für ſich allein ein ganzes Gebäude. Die Ornamente der Treppe ſind auch von Münich, der nebſt Pujol, Allaux und Picot die Hauptreſtauratoren dieſes gewaltigen Pallaſtes ſind, deſſen Architekt, nächſt dem Könige Ludwig Philipp, Dubreuil iſt.

So gelangten wir alſo auf einem neuen, glänzenden Weg durch das Veſtibule der goldenen Pforte, auch einem Meiſterwerke Primaticcio's, in die Gallerie Louis Philipps, die ganz im Style der Renaiſſance erbaut iſt.

Dorische Säulen tragen das Gewölbe, ungeheure Spiegel füllen die Räume zwischen den Säulengruppen. Die gewaltigen Thüren sind genau nach einer der Verwüstung entgangenen Thüre des Jahrhunderts verfertigt, doch kann man, der geschickten Nachahmung ungeachtet, die Kopie recht gut vom Original unterscheiden. Dieser in ernstem Charakter erbaute Saal war zur Trauung nach protestantischem Ritus bestimmt. Auf einem mit rothem Sammet behängten Altare stand, zwischen zwei Armleuchtern, ein Kruzifix; auf einem Tische lag die Bibel und vor dem Altar stand ein Priester, oder vielmehr ein Familienvater, der eben im Begriff ist, irgend ein häusliches, glückliches Ereigniß zu feiern. Auch dieses gehörte zu den rührenden und überraschenden Contrasten, denn von dem Pompe der katholischen Kirche traten wir jetzt in die strenge Einfachheit des protestantischen Ritus. Die Rede des Pastors Cuvier dauerte über eine Viertelstunde; er sprach einfache Worte und schien dabei den Prinzen ganz vergessen und nur an den jungen Gatten gedacht zu haben. In dieser Rede lag viel stiller Friede und Rührung.

Die eilfte Stunde war bereits vorüber, da grüßte, an den Pforten der Kapelle angekommen, der König anmuthig die Versammlung und zog sich in seine Gemächer zurück, jene prächtige Treppe hinaufsteigend, die manchem Könige zu einem Saale würde dienen können. So endigte sich dieser zweite Tag, und nie, so weit ich denken kann, war ein historischer Tag wichtiger an Pracht und Größe und allgemeiner Bedeutsamkeit.

Den Wald von Fontainebleau muß man in früher Morgenstunde sehen, wenn die Vögel singen, die Sonne strahlt, wenn alle Fernen sich vor den entzückten Blicken in das Unendliche verlieren, wenn die unter den hundertjährigen Bäumen zerstreut herumliegenden Felsenstücke tausend phantastische Gestalten annehmen, und den ganzen Forst in jene Ebene umzugestalten scheinen, auf der die Titanen gegen den Himmel kämpften. Fontainebleau's Wald ist angefüllt mit seltsamen Erscheinungen. Hier trifft man auf tiefe Höhlen, dort schlingen sich kleine Fußwege sanft im Schatten über blühenden Rasen, dort rollen Sandwellen aus dem geöffneten Felsen, hier fällt ein kleiner Wasserstrahl murmelnd von einem kahlen Berge. Man stößt auf tausend seltsame Formen, wie es dergleichen viele auf Erden gleich nach der Sündflut muß gegeben haben, als die Gewässer in wilder Lust die Schöpfung verunstaltet hatten. Bei jedem Schritte in diesem geheimnißvollen Forste begegnet man einigen jener Neuigkeiten, die so alt sind als die Welt, deren Wirkung aber stets großartig bleibt. Zu allen Zeiten haben daher auch Künstler, Dichter und Verliebte den Wald von Fontainebleau zum Schauplatze ihrer Träume erwählt. Auch besteht er aus nicht weniger als vierzigtausend Morgen alter Bäume, ist westlich von der Seine und südlich vom Kanal von Briare begrenzt, und hat keinen geringeren Umfang als achtund-

zwanzig Stunden, in deſſen Mittelpunkte beinahe das Schloß Fontainebleau zu ſchauen iſt.

Ueber allen dieſen wunderbaren Felſenſtürzen, über allen dieſen uralten Eichen, von denen manche ſich wohl des heiligen Ludwigs, Karls des Großen, oder gar des alten Clodwig erinnern mögen; über allen andern Herrlichkeiten vergeſſe man doch ja nicht, die Lieblingsplätze der Fürſten und der Dichter aufzuſuchen, die alten berüchtigten Felſen und die Jagdruheplätze, die ſämmtlich ihre alten Sagen haben. Es gehört übrigens eben ſo gut eine gewiſſe Kunſt dazu, um den Wald von Fontainebleau, als auch um das dazu gehörige Schloß hinlänglich und zweckmäßig zu ſehen, denn außerdem iſt man dem Zufall hingegeben, und erhält kein klares Bild von dem Geſehenen. Um alſo mit Nutzen eine ſolche Tour zu machen, gehe man langſam von dem Königstiſche in das Sattelthal, vom St. Germain-Felſen zu dem Eva-Pfuhl, vom Kreuzweg Bellevue in das Wolfsthal; auch vergeſſe man nicht Franchard, das dunkelſte und wildeſte dieſer Thäler, zu beſuchen. In Franchard hört man alte Sagen, ſieht Ruinen eines Kloſters, und erfährt Legenden von Heiligen und Räubergeſchichten; wenn man dann einen kleinen See entlang geht, in dem jetzt eine junge, zwanzigjährige, vom Sturm gefällte Eiche ſchwimmt, gelangt man zu dem weinenden Felſen.

Der weinende Fels iſt eine hohe Felſenmaſſe, die kunſtlos zwiſchen wenigen hohen Bergen liegt. Rings um ihn iſt Alles ſtill und wüſt und unfruchtbar. Habt Ihr Durſt? Ja, ſchaut nur um Euch; in dieſem Sande, in dieſen Felſen und unter dieſer Sonne iſt nichts zu ſehen, was Euch befriedigen könnte. Doch horch! Vernehmt Ihr nicht den Silberklang des in eine Perlenmuſchel vom Himmel herabfallenden Waſſertropfens? Wer aber dieſes klare Waſſer will fallen hören, muß reinen Herzens ſeyn; auch wird's von Niemand gefunden, als von ſtillen, friedfertigen Gemüthern, die dieſes geheimnißvolle Waſſer in ihres Herzens Einfalt ſuchen, dem man gar viele heilſame Eigenſchaften zuſchreibt. Auch ich bin überzeugt, daß viele Seelenübel von ihm geheilt werden würden, könnte man jeden Morgen ſeine unverſtändliche, leiſe Klage murmeln hören.

Unter die merkwürdigen Stellen ſind auch ferner zu zählen: der Berg Heinrichs IV., der Arons-Felſen, der Spitzberg, die Holzſchläge der Königin, die Ahornbäume, des Königs Tiſch, des wilden Jägers Tafelplatz, das große Traubengeländer, des Königs Weinkelter, die beiden wundervollen Eichen, Heinrich IV. und Sully genannt, die zwei Schweſtern-Felſen, und viele andere noch.

Inzwiſchen durchkreuzten fünfzehn ſechsſpännige Wägen den Forſt nach allen Richtungen, bald langſam, bald raſch fahrend, hier und dort anhaltend, ſich hin und wieder in den dichten Laubgängen verlierend und gleich darauf

wieder auf weniger bedeckten Wägen erſcheinend. Offene Wägen, Char-a-bancs, Landau's waren mit Spazierenfahrenden angefüllt. Dieß war der König und ſeine Familie, die junge Herzogin von Orleans und ihr Gatte, der noch ganz ſchüchtern mit ſeiner Gattin ſprach, ſo ſchüchtern, als er am vergangenen Abend wohl kaum gethan. Die fürſtlichen Damen nahmen vier Wägen ein; die Prinzen begleiteten ſie zu Pferd. Welch' heiteres Lachen vernahm man aus den dick mit Blumenkränzen behängten Wägen? Nur um ſo übler für die Neugierigen, die gern mit zudringlichen Blicken die luſtige, in den Wägen herrſchende Geſelligkeit geſtört hätten. Auf mich hatte dies Alles keinen Bezug, denn wennich im Fontainebleauer Forſt mich befinde, ſo gehört der ganze Wald nur mir allein. Leicht kann man ſich daher vorſtellen, daß dieſe fünfzehn Wägen mit ihren ſechsmal fünfzehn Pferden und ihren Stallmeiſtern, Offizieren, Adjutanten und ihrer Dienerſchaft, und die nebenher ſprengenden Prinzen und die geſammte, bald ſichtbar werdende, bald wieder verſchwindende königliche Familie, mich ſehr in meiner Morgenpromenade ſtörten. Mir blieb nichts Anderes übrig, als ihnen den ganzen Wald zu überlaſſen und in die Stadt zurückzukehren, wobei mir dann auch einfiel, daß ich noch nicht gefrühſtückt hatte.

Um nach Fontainbleau zu kommen, mußte man durch das Zeltlager, das von zwei ſchönen Infanterie-Regimentern bewohnt war. Rechts vom Wege ſtanden die Geſchütze, mit zwei Raſen-Guirlanden eingefaßt, die hier ſtatt der Eiſenketten dienten. Vor dem Lager hatten die Artilleriſten eine Redoute von Erde aufgeworfen, die ganz nach allen Regeln der Kunſt erbaut war, und die wohl der Artilleriſten Nachbarn, der Karabiniers, Neid nicht wenig rege machte. Wer von einem franzöſiſchen Lager ſpricht, der redet zugleich auch von Gärten, Triumphbögen, ſchön mit Sand beſtreuten Wegen, von harmloſen Schanzen und einer Waffen-Trophäe. Wie können die Karabiniers ſich nun aber einfallen laſſen, mit den Artilleriſten in einen Wettkampf ſich einlaſſen zu wollen? Die Karabiniers des ſechsten Regiments ſind aber ſchlaue, erfinderiſche Geſellen; beſitzen ſie auch nicht ihrer Nachbarn Wiſſenſchaft in der Kunſt Forts zu bauen, Gräben auszuwerfen, dem Raſen tauſend verſchiedene Formen zu geben, ſo beſitzen ſie dagegen Witz, geſchickt angebrachte Verſe und die Kunſt aus Ladſtöcken, alten Tſchakos, Bajonetten und Säbelgefäßen unzählige hübſche Sachen zu machen. Alles muß ihnen dienen, um ihre Trophäe zu errichten, Trommeln, Trompeten, Dienſtmützen, die Trophäe ſelbſt iſt überall mit Moos bekleidet; auf dem Mooſe ſind elegante Deviſen von Blumen angebracht; auf ihrem Gipfel, hinten und vorn, wehen unzählige dreifarbige Fahnen. Ja, laßt ſie nur machen, bald wird man ſehen, daß ihre Geſchicklichkeit ſo viel werth iſt als Wiſſenſchaft, Geiſt ſo viel als

Genie, und daß mit einem Worte der Karabinier den Artilleriſten um nichts zu beneiden braucht. Faſt war es ſchon Mittag und noch war das ganze Lager der leichten Infanterie beſchäftigt, ſeine Siegesſäule zu verſchönern. Unter der Maſſe junger Officiere, in leichter Morgenkleidung, halb Soldat, halb Stutzer, halb in militäriſcher Armuth, halb in ſtädtiſchem Luxus, in einer alten Uniform und mit ſammtenen, von befreundeten Händen geſtickten Pantoffeln, erkannte ich Einen, der mich auch bemerkte, herbei eilte, mich anrief und vom Pferde ſteigen hieß, mich umarmte, ſeinen Waffenbrüdern vorſtellte und mich zu einem Frühſtück mit ihnen in ſein Zelt führte, nicht ohne mich vorher gefragt zu haben, was ich zu ihrer Siegesſäule ſage?

Das Zelt meines Freundes Unterlieutenant liegt höchſt maleriſch zwiſchen der Straße Orleans und der Straße Mecklenburg. Ein zweiſchläferiges Bett ſteht in dem Zelte, ein Tiſch, Feldſtühle, eine Bouteille, die wechſelsweiſe als Flaſche und als Leuchter dient, ein Balken, an dem zwei Degen hängen, eine Bürſte, ein Raſirmeſſer ohne Heft, engliſche Stiefelwichſe, eine Flaſche Kölniſches Waſſer, ein Schachſpiel, die Pelotonſchule, einige zerriſſene Bände von Molière, bilden das ganze Mobiliar des Zeltes. In wenigen Augenblicken war das Zelt mit luſtigen und witzigen jungen Männern angefüllt und unſer Frühſtück begann höchſt ſplendid. Man ſprach über Alles, von Proſa und von Verſen, von Kriegen, Frieden, von Civilkleidern, Epauletten, ohne Liebesabenteuer und Theater zu vergeſſen, und die hübſchen Schauſpielerinnen, die nächtlichen Schmauſereien und Mamſell Mars, deren Schleier man im Winde hatte flattern ſehen. Unmöglich konnte man in luſtigerer und beſſerer Geſellſchaft ſeyn. Ein Scherz, ein Lachen jagte das Andere. Heute beſonders beſchäftigte das geſammte junge Officiercorps ein im Lager geborenes, kriegeriſches Madrigal, das einer ihrer Kameraden zu Ehren der Prinzeſſin Helene verfertigt hatte, und deſſen Grundidee recht fein und geiſtreich war. Es handelte ſich nämlich von einer Vergleichung zwiſchen der trojaniſchen Helene, die ſo viel Haß und Hader auf ihrer Reiſe ausgeſtreut hatte, und der jungen Herzogin von Orleans. Die Verſe waren einfach, gut gedacht und nahmen recht galante Wendungen, ſo daß ſelbſt Caſimir Delavigne ſich ihrer nicht hätte ſchämen dürfen. Leider hatten aber, gerade als ich im Lager ankam, die großen Antheil an dieſem Gedichte nehmenden Kameraden in demſelben eine Art von Hiatus entdeckt, der ihr Ohr beleidigte und der um jeden Preis hinweg geſchafft werden ſollte. Der unglückliche Vers wurde jämmerlich ſcandirt, gereckt, geſtreckt und auf andere Art gequält. Der Verfaſſer gab als geſcheiter Mann ſeinen Vers ganz und gar Preis; beharrte dagegen

feſt auf ſeinem Gedanken und eben dieſer Anſicht waren auch ſeine Freunde; der Teufelsvers wollte aber nicht weichen, nicht wanken, und was man auch mit ihm anfing, immer kam der Hiatus wieder zum Vorſcheine. — „Sie gehören zum Handwerk," ſprach ein Hauptmann zu mir; „ſagen Sie nur, was Sie mit dieſen Verſen beginnen würden?" — „Ich würde ſie auf keinen Fall ſo gut machen," entgegnete ich. „Da haben Sie aber Ihren Vers, Hauptmann!" Und glücklich hatte ich den Hiatus vertilgt, weil gar keiner vorhanden war, ſondern nur ein leichter Anflug von etwas Aehnlichem, das ſich ſehr leicht wegbringen ließ. Nun regnete es Dankſagungen und Händedrücke! Gleich wurde das Madrigal nun in die Stadt geſendet und kehrte bald gedruckt zurück. Auf ſolche Weiſe vertreibt man ſich die Zeit im Lager!

Noch tafelten wir, als plötzlich der Tambour ſchlug. Der König kehrte aus dem Walde zurück; er kam am Lager vorüber und mußte folglich empfangen werden. Ich weiß nicht wie es zuging, im Augenblicke aber waren meine, noch eben erſt in mehr als bequemem Anzuge daſitzenden jungen Offiziere herausgeputzt wie zu einem Balle. Nicht das Mindeſte fehlte an ihren ſchönen Uniformen, kein Stäubchen war zu finden auf der Fußbekleidung, keine Falte an den Röcken. Das ganze Regiment kleidete ſich in der größten Geſchwindigkeit an; die Zelte ſchloſſen ſich, die Muſik eilte auf ihre Plätze, und Muſik, Offiziere, Soldaten, Waffenſäulen, Alles ſtand bereit, als der König, der ſo raſch fährt, noch nicht erſchienen war.

Am Abend war Theater bei Hof. Glücklich durfte ſich der preiſen, der, um in das Theater zu gelangen, den weiteſten Weg einſchlug, denn dadurch wurde es möglich, eine Menge noch ungeſehener Räume des Schloſſes zu ſchauen und zu bewundern. Der Schauſpielſaal ſelbſt iſt lang und ſchmal; eine Krönung Ludwigs XV. dient ihm als große Zierde. Der König hat zwar ausgeſprochen, daß er kein neues Theater bauen wolle, ich aber bin erbötig, jede Wette zu halten, daß das jetzige Theater in nicht zu langer Zeit ſeiner unter Ludwig XV. gehabten Beſtimmung zurückgegeben und ein für Feſte und Bankette vorbehaltener Saal wird.

An dieſem Abend war die Geſellſchaft äußerſt glänzend. Um acht Uhr trat der König in ſeine Loge, die Herzogin von Orleans führend. Jetzt erſt konnte man die junge Herzogin genauer betrachten. Am erſten Tage war ſie die große Treppe ſo raſch hinaufgeſtiegen, am zweiten Tage ſo umringt geweſen, und hatte den Wald ſo ſchnell durchfahren, daß es kaum möglich war, nur flüchtig die Schönheit ihrer Geſtalt, den Adel ihres Ganges, die Farbe ihres langen Haars, ihren geiſtvollen Blick und ihr anmuthiges Lächeln zu bemerken. Als ſie jetzt aber in der königlichen

Loge auf dem Ehrenplatze erſchien, neben der Königin, zwiſchen zwei Königen, und von den alten Marſchällen Frankreichs begleitet, den Waffengefährten des großen Feldherrn, da erhob ſich das mit Generalen und Hofleuten gefüllte Parterre, die mit Damen ſchön garnirten Logen, die zweite, mit jungen Offizieren engbeſetzte Gallerie, um ſie mit lautem Beifall zu empfangen, um jetzt ſie zu betrachten, und um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob ſie auch wirklich ſo ſchön ſey. Die junge Fürſtin entſprach der allgemeinen Erwartung. Sie grüßte die Verſammlung, und Jeder konnte nun ſelbſt ihre große, ſchöne Geſtalt erblicken, ihre königliche Figur, ihre kindliche Grazie, ihr dunkelblondes, faſt an das Braune ſtreifendes Haar bewundern. Ihr blaues Auge iſt voll Feuer und Verſtand, Kopf und Hand ſind klein; weder die Anſtrengung der Reiſe, noch der Einfluß der Sonne, noch die vielen Gemüthsbewegungen haben im Geringſten der unvergleichlichen Weiße ihres Teints geſchadet. Und mitten in dieſer ungewohnten Größe, an dieſem Hofe, der eigentlich kein Hof iſt, unter ſo viel wichtigen, hochgeſtellten Männern, befand die junge Frau ſich ganz behaglich; ſo ſehr weiß ſie den Anſtand in allen Fällen zu behaupten, ſo große Beſcheidenheit zeigt ſie bei allen ihr erwieſenen Ehrenbezeigungen. Ihre Stimme iſt wohlklingend, und läßt die deutſche, ſo anmuthige Naivetät durchtönen. Sie grüßt, ſie betrachtet, ſie hört, ſie ſieht und verſteht Alles. Man braucht ſie nur anzuſehen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß ſie ſich wirklich glücklich fühlt; dagegen aber iſt man über ihre Jugend und Schönheit höchſt erfreut, und eben ſo über ihren Verſtand und ihre ſanfte Stimme und über ihre ſchöne franzöſiſche Sprache, die ſie ſo gut ſpricht und aus den großen Meiſtern gelernt hat. Kurz, man freut ſich über Alles, hauptſächlich aber darüber, daß ſie ſich ſelbſt ſo glücklich fühlt.

Mamſell Mars trat in „les fausses Confidences“ und in „la Gageure imprévue“ auf; Jedermann kennt ihr bewundernswürdiges Talent. Schweigend hörte das Parterre dieſe höchſt witzige Arbeit Marivaux's; doch wollte es mich bedünken, als ob dieſem, zum größten Theile aus Offizieren der Nationalgarde, Wählern und Gutsbeſitzern beſtehenden Parterre, in dieſer dreifachen Eigenſchaft große Anhänger der repräſentativen Regierung, dieſe Intrigue aus dem vorigen Jahrhundert von vorn herein nicht recht behagen wollte. Dubois, der Kammerdiener, um den ſich eigentlich das ganze Luſtſpiel dreht, erſchien dem Parterre als ein ſchlecht aufgefaßter, unverſchämter Geſelle; Frau von Argante wurde von ihm als eine inſolente und von der conſtitutionellen Charte kein Wort verſtehende Baroneſſe gehalten, und vor Allem vermochte es nicht zu begreifen, wie Dorante, als ein junger, anſtändiger Mann von gutem Her-

kommen, der jeden Augenblick Advokat werden konnte, einwilligte, Amarinthens Intendant zu werden und ihrem Kammermädchen den Hof zu machen. Die alten, eingefleiſchten, plebejiſchen Begriffe dieſes aus dem Bürgerſtande zuſammengeſetzten Parterres fühlten ſich gewiſſermaßen verletzt, und ſahen in dieſer vortrefflichen Schilderung der Sitten des jüngſt verfloſſenen Jahrhunderts und in ſeiner ganzen Zierlichkeit nichts weiter als eine Hintanſetzung des Bürgerſtandes. Glücklicherweiſe ändert gleich nach den erſten Demüthigungen Dorante's und nach den erſten Inſolenzen der Frau von Argante die Scene ihren Anblick; Frau von Argante wird von Dubois verſpottet und hinter's Licht geführt; Dorante heirathet Amarinthen, ſeine ſchöne Gebieterin, und der Graf, ihr Liebhaber, wird vom Neffen des Prokurators aus dem Felde geſchlagen; der Bürgerſtand erhält folglich volle Satisfaktion, und das anfangs ſo kalte Parterre würde laut ſeinen Beifall zu erkennen gegeben haben, hätte die Achtung vor dem Könige dieß zugelaſſen.

Die mehr mit dem Theater bekannten Zuſchauer wendeten ſehr häufig ihre Köpfe, um die erſt kürzlich aus Deutſchland angekommene Prinzeſſin zu betrachten, die aufmerkſam ihr Ohr der Sprache Marivaux's Heh, jener ganz eigenthümlichen Sprache, die nur ſehr kurze Zeit in einigen feinen Salons der Hauptſtadt vernommen worden war, und zwar zu Ende eines Jahrhunderts und in einer Geſellſchaft, die beide vom Blitzſtrahle der Revolution dahingerafft wurden. Es iſt auch wirklich ein großes Wunder, daß Marivaux's Sprache ſo gewaltigen Stürmen entgangen iſt! noch größer aber iſt das Wunder, daß ſie von einer fremden Fürſtin, die Paris noch nicht einmal berührte, verſtanden wird, von einer Fürſtin, die bis jetzt nichts weiter von Frankreich hat geſehen, als Deputirte, Pairs von Frankreich, Generale und Soldaten, und die drei Tage kaum in Frankreich erſt verweilt.

In den Zwiſchenakten brachte man dem Könige viele Vivats! In großem Ueberfluſſe wurden Sorbets und Eis herumgegeben; man hörte dabei die kriegeriſche und kräftige Harmonie der Hörner und Trompeten; man betrachtete mit offenem Munde den Fürſten Talleyrand, den Grand-Seigneur, den letzten vielleicht aller Grand-Seigneurs Europa's, die lebendige Chronik vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts und vom Anfange des jetzigen, was ſo viel heißen will, als das unerſchöpfliche Kapitel derjenigen zwei Jahrhunderte, in welchen Frankreichs Geſchichte die größte Rolle ſpielt. Man bewunderte dieß theilnahmloſe Geſicht, den Alles errathenden Blick, die weißen Haare, die keines Greiſes Haare ſind, die tiefen, von der Zeit, nicht von der Arbeit eingegrabenen Runzeln. Welch' ſchöne Hiſtorien hätte der Fürſt nicht von demſelben Theater-

ſaale erzählen können, wo er ſo viele Größe in ſo verſchiedenen Umgebungen geſehen hatte! Doch er war unbeweglich und wie gefühllos für Alles, was um ihn herum vorging. Gleichgültig ſaß er in ſeiner Loge, und hätte ſicherlich den ganzen Marivaux und das ganze Parterre der Nationalgardiſten für eine Partie Whiſt gern hingegeben. Mit ſeltener Kraft hat Herr von Talleyrand die ganze Anſtrengung dieſer Feſte ertragen. Als noch an dieſem Abend der König an ihm vorüberging, und er, um ihn zu grüßen aufſtand, ſprach der König zu ihm: „Bleiben Sie ſitzen, Fürſt!“ — „Sire! da müßte Talleyrand geſtorben ſeyn,“ antwortete der Neſtor der europäiſchen Diplomatik, „wenn er ſich vor dem König nicht erheben ſollte!“

Mit Bewunderung betrachteten die jungen Männer und Damen den Youſſouf-Bey und den Schwadrons-Chef Allouard, die in einem Winkel des Orcheſters ſich befanden. Youſſouf iſt ein ächter Vollblut-Araber, nicht groß, mit hochgetragenem, ſtolzen Haupte, Eiſengliedern, kräftiger Anmuth, feurigem Auge, ſtarkem, ſchwarzen Haare, gleich den edeln Roſſen ſeines Vaterlandes. Nie glänzte wohl mehr wilder Verſtand aus dem Geſichte eines jungen Mannes! Seinen ſtolzen Hals trug er entblößt, ſein Haupt war geziert mit einem Caſhemir-Turban, ſein langer Bart ſehr ſorgfältig gepflegt. Er trug ein orientaliſches Gewand von grünem Tuche mit Gold beſetzt, und auf den Schultern einen ſchwarzen Mantel; der furchtbare Yatagan ſteckte in ſeinem Gürtel. Wenn er lächelt, zeigt er hinter ſeinem Schnurrbarte die ſchönſten, ſo weißen, ſo harten Zähne, wie ſie der beſte junge Neufundländer Hund kaum beſitzt. In dieſer Kleidung iſt er wirklich ſchön. Er ſpricht franzöſiſch wie ein Schüler Voltaire's, d. h. mit tauſend ironiſchen Formeln, die er, Gott weiß wo, aufgegriffen hat. Sein Blick, ſein Ton ſind ſpöttiſch; Männer und Frauen betrachtet er ohne Verachtung, aber auch ohne Verwunderung, ziemlich gleichgültig. Stolz trägt er auf ſeiner Bruſt das Offizierskreuz der Ehrenlegion. Ziemlich verwundert hörte er den beiden Stücken zu und ſchien nicht übel Luſt zu haben, die Bemerkung jener ſchönen Spanierin über ein Luſtſpiel von Lachauſſée zu wiederholen: „Sie lieben ſich, ſie ſind allein, Niemand ſieht ſie; wie viele Zeit verlieren doch die Leute!“

Sein Gefährte, auch ein Langbart, aber von höherer Geſtalt, iſt der Schwadrons-Chef Allouard, der hübſche junge Mann, der vor zwei Jahren der Ruhm der Pferderennen in Chantilly und auf dem Marsfelde war. Es wird ihm wenig Mühe gemacht haben, vollkommener Araber zu werden, denn dazu beſaß er ſchon damals Verſtand und Behendigkeit genug. Jetzt tritt er ernſt einher, als wie ein Paſcha, und

hat die arabiſche Ernſthaftigkeit ſich ſo zu eigen gemacht, daß, wenn man ihn und Jouſſouf zuſammen ſieht, und des Letzteren lebhaftes, elegantes, geſchwätziges Weſen mit des Erſteren Ernſt und Ruhe vergleicht, man ganz gewiß von Jouſſouf ſagen würde, er ſey ein als Araber verkleideter Franzoſe, Allouard hingegen würde Jeder für einen Araber halten und behaupten, daß er mit etwas mehr Lebhaftigkeit einen ſchönen franzöſiſchen Hauptmann vorſtellen könnte.

So waren denn bis zu dem Ende dieſes letzten Abends, d. h. bis um 11 Uhr, das Auge, der Geiſt und das Ohr gleich ſehr in Anſpruch genommen; das Feſt war ganz vollſtändig und die Bewunderung einſtimmig. Gewiß gibt's auch kein Schauſpiel auf der Welt, das impoſanter wäre, als ein ſolch' Schauſpiel, kein Drama, das dieſem Drama gliche, keine Oper, die ſich mit dieſem, dem Auge und dem Geiſte gegebenen Feſte meſſen könnte, beſäße auch die Oper noch ihre beiden verlorenen Meiſterwerke, den Sänger Nourrit und die Mamſell Taglioni!

Am folgenden Morgen ſagte ich der Stadt, dem Schloſſe, dem Lager, dem Forſte mein Lebewohl, und nahm mit mir hinweg die unvergängliche Erinnerung an dieſe drei ſchönen Tage des Wonnemonats, drei Tage, die für die Dynaſtie Ludwig Philipps wohl eben ſolche Wichtigkeit haben dürften, als die drei großen Julitage.

Die Mannheimer Kunstausstellung von 1837.

Von Ludwig von Jagemann.

Fortschritt erfreut das Herz eines Humanisten, wie und wo er ihn findet. Der Kunsteifer und das Kunsturtheil haben in Süddeutschland, seit der Begründung der öffentlichen Ausstellungen von Gemälden, in seltener Progression zugenommen, so daß man auf dem gegenwärtigen Standpunkte nur beklagen kann, daß die bessern Künstler nicht eben so eifrig den ästhetischen Aufschwung einzelner Gegenden zu unterstützen und zu steigern bestrebt sind.

Die Mannheimer Kunstausstellung, worüber Einsender erstmals im Frankf. Conv.-Bl. von 1834. Nro. 42. 43. 44. 49. berichtet hat, steht dießmal in ihren Resultaten schon weit höher, als von Anbeginn, besonders, wenn man, wie sich's geziemt, von der Bildermasse der früheren Ausstellungen die vielen Gemälde abrechnet, die nicht neu waren, sondern nur zur Verherrlichung des Instituts aus Privatsammlungen hingeliehen waren. Aus München sind sehr zahlreiche Beiträge eingekommen; die Düsseldorfer Schule hat Manches geliefert und auch holländische und französische Maler haben es nicht verschmäht, den Wettkampf einzugehen. Von vaterländischen Künstlern ist viel Lobenswerthes geleistet worden. Aus jedem Lande mithin, wo die Malerei gegenwärtig namhafte Jünger hat, waren Bilder da, mit alleiniger Ausnahme jenes Kreises, den die Wiener Ausstellung umfaßt, und hierzu gehören freilich auch die mailänder und venezianer Künstler, wie z. B. Migliara, Bisi, Heyez, welche eine der höheren Stufen einnehmen. Aus Rom dagegen wurde Einzelnes eingeschickt.

Man kann demnach mit der Anzahl der Kunstschulen, die hier vertreten waren, wohl zufrieden seyn; wenn man es nur auch in Beziehung auf die Kunstzweige seyn könnte, welche dabei zum Vorscheine kamen.

Die meiſten Bilder fallen in das Gebiet der Landſchaft; dann folgt das Schooßkind der Neuzeit, die Genremalerei; ferner Portraits, Thierſtücke, Seeſtücke, Stillleben, Architectur und Sculptur; auch einige ſymboliſche Gemälde befinden ſich darunter. Nur die Hiſtorienmalerei, der eigentliche Kern und Mittelpunkt aller darſtellenden Kunſt, ging ganz leer aus. Es würde dieß nicht ſo ſehr auffallen, wenn nicht an demſelben Strome, der den Ort dieſer Ausſtellung berührt, eine Stadt läge, in der eine ganze Reihe jugendlicher und thatkräftiger, eben ſo tiefdenkender, als phantaſiereicher Geſchichtsmaler exiſtirte, von deren Werken ſchon einige wenige, wenn ſie auch an vielen anderen Orten ſchon geſehen ſind, dem ſehr fühlbaren Mangel abhelfen würden. Es läßt ſich wohl vorausſetzen, daß die Vorſteher des neu zuſammengetretenen rheiniſchen Kunſtvereins das Ihrige gethan haben, um die geſchätzten Meiſter dieſes Faches in Düſſeldorf zu Beiträgen zu ermuntern; es ſcheint aber, daß die Schwierigkeit hauptſächlich darin liegt, daß im Monat Juli zu Düſſeldorf ſelbſt eine Kunſtausſtellung Statt findet, für welche die dortigen Künſtler ihre Werke aufzubewahren vorziehen. Man könnte es aber auch vielleicht dahin bringen, daß wenigſtens von den älteren Bildern abwechſelnd einige mitgetheilt würden. Der rheiniſche Kunſtverein würde dadurch unberechenbar gewinnen.

Ehe auf Kritik im Einzelnen eingegangen wird, mag die Bemerkung nicht überflüſſig ſeyn, daß das Publicum, welches ſich durch mehrfältiges Schauen, Vergleichen und Nachdenken ſchon mündiger zu fühlen anfängt, und gewiß auch mehr Beruf zum Urtheilen hat, als in früheren Zeiten, wo man die neuere zeichnende Kunſt bloß vom Hörenſagen kannte, ſich vor allzugroßer Strenge, voreiligem Abſprechen und paradoxen Anſichten wohl in Acht zu nehmen hat: denn durch ein halbüberlegtes, lieblos hingeworfenes Wort iſt ſchon manches aufkeimende Talent abgeſchreckt worden, auf der Bahn des Schönen, wo es ſich in ermunternder Umgebung vielleicht zur Vollendung entfaltet hätte, vorwärts zu ſchreiten. Es gibt wenige Kunſtwerke, die nicht einzelne, wenn auch für die Mehrzahl oft ſchwer zu entdeckende Vorzüge haben, und von dem ganz Schlechten iſt es am paſſendſten, zu ſchweigen; nur das Vortreffliche verdient es, daß die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf hingelenkt werde. Duldet man auch das Mittelmäßige, ſo hat man nicht zu befürchten, daß das Kunſtideal darunter nothleide: denn die Aufklärung unſerer Zeit iſt der beſte Wächter, daß keine Götzen mehr verehrt werden.

Von Landſchaften zeichnen ſich dießmal am meiſten aus: Eine Anſicht zu Baden, von Brackmann aus Rotterdam und: eine Waldgegend von Ezdorf aus München. Brackmann wählte einen an ſich

ziemlich gleichgiltigen Punkt, nämlich ein Häuflein bäuerlicher Häuſer mit einem gebirgigen, aber vom Nebel dicht umzogenen Hintergrunde, und es möchte ſogar Tadel verdienen, daß der Künſtler aus einer ſo paradieſiſchen Gegend keinen brillanteren Stoff entnahm: aber es ſcheint, daß darin gerade eine beſondere Laune liegt; der geniale Mann, in der ſtiefmütterlichen Natur ſeines flachen Vaterlandes aufgewachſen, wollte zeigen, daß man auch da, wo die bunteſten, üppigſten Bilder den Wanderer umgeben, einen unſcheinbaren Gegenſtand auswählen, und mit eben ſo großem Erfolge behandeln kann. In der That finden wir auch in dieſer Landſchaft ein ſo entſprechendes Leben, eine ſo bezaubernde Wahrheit, daß kaum ein Wunſch übrig bleiben kann. Das größte Lob aber verdient die angenehme Verſchmelzung ſo vieler Halbtöne im Boden und den Gebäuden, und die feuchte Transparenz des Nebelſchleiers. — Eine recht tüchtige Behandlung des Baumſchlages, wovon Brackmann nur wenige Proben gibt, treffen wir dagegen in dem Bilde von Ezdorf an, der in dieſer Hinſicht ſchon bei anderen Kunſtausſtellungen, namentlich in Hannover, vielen Ruhm davon trug. Die Laubmaſſen ſind ſchön und wahr; man möchte ſich nur anmuthigere Formen wünſchen, und im Vordergrunde ſcheint es noch etwas am Studium zu fehlen. Das Colorit iſt muſterhaft.

Nach dieſer verdienen Bemerkung: die ſinnige, effectvolle Darſtellung des Brienzer See's von Mailand aus Paris; der Königsſee von Peelberg aus Nürnberg, wiewohl hier zu tadeln iſt, daß die Felspartie zur linken Seite nicht genug perſpectiviſch zurückweicht; der Tryberger Waſſerfall von Frommel aus Karlsruhe, deſſen Umgebung nur der magiſche Walddufft zu fühlbar abgeht; der Golf von Baik von Ott aus München, deſſen heitere Luft beſonders anſprechend iſt und deſſen Staffage, wenn man gleich Weichheit der Contouren vermißt, eine ergiebige Phantaſie andeutet; der freundliche Chiemſee von Heilmayer aus München, dem nur zu viel Italiſches, wie es im bairiſchen Hochgebirge noch nicht anzutreffen iſt, verliehen ſeyn möchte; eine Waldpartie mit Hochwild von Zide in Coblenz, welche, einige Härte des Totaleindrucks abgerechnet, viel Treue und Ausdauer im Einzelnen verräth; eine Landſchaft von Finard aus Paris, die im Waterloo'ſchen Style, nur etwas zu flüchtig, gearbeitet iſt. Morgenſtern aus Frankfurt hat die Inſel Capri nicht ganz glücklich aufgefaßt; es weht zwar unläugbar ein poetiſcher Geiſt darin, aber es genügt nicht, ein tiefblaues Waſſer hinzugießen, in dem das Erdreich wie Bimsſtein herumſchwimmt; ſondern jedes Element muß Körper und Bedeutung haben, keines darf als dürftige Beigabe des andern erſcheinen. Doch iſt Mor-

genſterns Talent bekannt genug, um weit Beſſeres von ihm erwarten zu können. Beachtenswerth ſind noch die Leiſtungen von Ahlborn aus Berlin, Schulter aus Düſſeldorf, Metzinger aus München, Helmsdorff aus Karlsruhe.

Unter den Genremalern dieſer Expoſition leuchten hervor: Weller, Winterhalter, Monten. Daß Weller, der von allen Seiten ſo ausnehmend mit Beſtellungen gedrängt iſt, nicht verſäumte, auch dießmal ſeiner Vaterſtadt zwei neue Werke zu widmen, wird gewiß von Allen, die ein Intereſſe an dieſer Sache haben, mit dem wärmſten Danke erkannt werden, und ſchon jetzt ſollte man für die künftige Ausſtellung um eine gleiche Gunſt werben.

Jedermann frägt beim Anblicke des Wellerſchen Bildes, einen italiäniſchen Schuſter darſtellend, der ſeinen Kindern den Saltarello ſpielt: „Worin liegt die mächtige Anziehungskraft dieſes Bildes, daß jeder Eintretende ſein Auge ſogleich darauf hinrichten muß?“ Das Geheimniß liegt wohl in der herrlichen, ſeelenerquickenden Luft, welche durch die gemahlten Räume weht, und, folgeweiſe, in dem lebendigen Hervortreten der Figuren, ſo wie der durch ſie ausgeprägten Intention. Ein Bild, das auf die erſte Anſchauung das Wollen des Künſtlers mit vollſter Klarheit widerſtrahlt, ſo daß der Beſchauer die Inſpiration des Schöpfungsmomentes nachzufühlen vermag; muß immer den Preis der Meiſterſchaft davon tragen: denn es zieht die äußere Welt durch entſprechende Formen in das geiſtige Weſen der Kunſt, und dieſe erfüllt eine ihrer höchſten Aufgaben, — Veredlung und Anregung des Menſchen. Es ſpielt in dieſer Gruppe ein etwa vierzigjähriger Vater, an den ſeine jüngere Frau, zärtlich betrachtend, angelehnt iſt, einen Tanz auf der Zither, wozu das halberwachſene Mädchen mit tändelnder Grazie den Trigan beginnt, und der etwa zehnjährige Knabe hüpft ihr nach, in einer unbehilflichen Bewegung wie eine Bachſtelze. Das Contraſtirende dieſer Anordnung ſpricht ſehr an, wie dieß überhaupt die eigentliche Würze der Kunſt iſt. Kinder, die im Angeſichte der Aeltern ihre Kräfte zu entwickeln verſuchen, ſtellen ſchon an ſich eine wirkſame Familienſcene dar, um ſo mehr aber, wenn zugleich, wie hier, der Unterſchied der weiblichen und männlichen Anlagen vergegenwärtigt wird. Das Colorit iſt mit gewohnter Gediegenheit durchgeführt. — Ein zweites, kleines Bild von Weller: Eine Frau und Kinder, vor einem Kreuze betend, befriedigt nicht minder durch Innigkeit und Klarheit des Ausdruckes. Wenn man übrigens beiden Bildern etwas wünſchen möchte, ſo wäre es größere Genauigkeit in der Ausführung der Landſchaft, die theilweiſe nur wie ſkizzirt erſcheint.

Eine Tambourinſpielerin von Winterhalter erregt nur die Aufmerkſamkeit eines beſonnenen Betrachters, theils weil ſie nicht brillant gehalten iſt, theils weil ihr ein ungünſtiger Platz eingeräumt wurde; auch iſt dieß Bild ſchon an anderen Orten aufgeſtellt geweſen. Das Mädchen, einer armen Zigeunerin nicht unähnlich, ſitzt in freier Natur, zuſammengekauert, mit Kopf und Armen auf ein Tambourin geſtützt. Ihre ganze Haltung ſcheint auszudrücken, daß ſie die Kunſt zwar mit Wärme umfaßt, in ihrem unſtäten Lebensberufe aber nur zu beklagen hat, daß ſie ſich ihr nicht mit ganzer Seele widmen darf. Der elegiſche Hauch, welcher über dieſe Geſtalt ergoſſen iſt, müßte einen Dichter zum herrlichſten Klagelied begeiſtern. — Nicht mit Unrecht wurde Winterhalter im jüngſten pariſer Salon ſo vielen anderen Concurrenten, deren Namen zum Theil einen guten Klang haben, vermöge ſeiner beredten Einfachheit, natürlichen Grazie und Aechtheit des Gefühles vorgezogen.

Kaum kann man ſich die Aufgabe ſchwerer ſetzen, als der geniale Monten in ſeinem Bilde: Ein franzöſiſcher Train auf der Flucht, that. Ein Bagagewagen, deſſen Viergeſpann von zwei Reitern gelenkt wird, gleitet in der wilden Flucht, die Einem bange macht, wenn man die wilden Verfolger anſieht, von der Chauſſée ab auf einen felſigen Boden, und indem die Pferde, von der Deichſel übermannt, zuſammenſtürzen, werden die vorderen auf dem Wege zurückgeriſſen, ſo daß der zweifelhafte Ausgang dieſes Ereigniſſes Gegenſtand einer Wette ſeyn könnte. Die höchſt geiſtvoll aufgefaßten Pferde werden durch die vielen Unebenheiten in die verſchränkteſte Lage gebracht, und dennoch iſt die Zeichnung untadelhaft; man darf jeden Muskel unterſuchen, und wird Alles bis auf's Kleinſte richtig finden. Für eine Preisaufgabe könnte man nichts Schwierigeres erſinnen.

In ähnlichem Style arbeitet Bürkle aus München, von dem ein Transport eingefangener Banditen ausgeſtellt war. Die Behandlung der Farben iſt zierlich und reinlich, wie man es von einem Cabinettſtücke verlangen kann. Doch treten hier die Figuren nicht ſo ſprechend hervor wie bei Monten. Dieß iſt übrigens ſchon auf Stein recht brav nachgebildet worden.

Die Compoſitionen von Grund aus Karlsruhe, deren mehre ausgeſtellt ſind, nähern ſich der Weller'ſchen Manier; doch geht ihnen die weſentlichſte Zierde letzterer, nämlich Milde und Klarheit, ab. Grund iſt eines von den Talenten, die der Ermunterung würdig ſind; ſichere Zeichnung, Einfachheit der gebrauchten Mittel und Innigkeit des Ausdrucks ſprechen ſich in jedem Bilde aus. Landſchaftsſtudien und geſchmeidige Anwendung der Laſuren ſind dieſem Künſtler am meiſten zu empfehlen. Sein „ungariſcher Keſſelflicker" iſt eine recht glücklich gedachte Gruppe; das Incarnat des braungefärbten Jungen (zur Rechten) verdient das

beſte Lob. Der wildverzerrte Himmel über dem Bilde: „die Emigrantin und ihr Enkel“ ſtört den guten Eindruck ſehr, welchen der Contraſt der reſignirten Alten und des fortſtrebenden Kindes erregt. Der Kunſtverein wird hoffentlich nicht verſäumen, eines von der Grund'ſchen Bildern anzukaufen.

Ein recht ſchön ausgeführtes, aber weniger gut angeordnetes „Reitergefecht“ von Lindenſchmitt aus Mainz verräth den kundigen Maler. Jacobs aus Petersburg lieferte eine Familienſcene, gleichſam eine unheilige Familie als Gegenſatz der heiligen, welche durch die theilweiſe meiſterhaften Fleiſchtöne das Intereſſe der Kenner, durch die grellen Augen der Mutter und des ſie umhalſenden Kindes aber, und die haltloſe, oft falſche Zeichnung, beſonders an den Beinen des kleinſten Kindes, harten Tadel auf ſich zog. Ein Fehler des Bildes, nämlich daß es manierirt iſt, liegt jedenfalls außer Zweifel.

Von Finard aus Paris erfreute ein kleines Gemälde: „wandernde Araber“ durch Nettigkeit der Pinſelführung und eine gewiſſe elegiſche Färbung. Das „Mädchen an der Quelle“ von Embde aus Kaſſel hat den Vorzug der Natürlichkeit; auch Grazie der Bewegung iſt darin, aber am Colorit bemerkt man Mangel an Tact und Geſchmack. Zu den beſſeren Bildern iſt die einen Türken portraitirende Malerin von Oppenheimer aus Frankfurt zu rechnen; die Scene iſt gut erfunden, nur drängt ſie ſich ein wenig in dem engen Formate. Die Farbe ſollte übrigens körniger aufgetragen ſeyn, und, wenn es nicht Folge des Transportes iſt, ſo kann man ſich mit der Manier, die Höhepunkte der Leinwand an manchen Stellen in der Naturfarbe hervortreten zu laſſen, nicht einverſtanden erklären. Mit Freude erinnerte man ſich wieder an das von Oppenheimer 1834 eingeſendete Bild (Conv.Bl. Nro. 49).

Körner hat dießmal eine „Räuberſcene“ aus Rom hierher gelangen laſſen; man kann aber bei deren Anblick bloß bedauern, daß dieſer talentvolle Künſtler, der früher mit ſo entſchiedenem Charakter auftrat, in's Haltloſe zu verſchwimmen beginnt. Nicht ohne Intereſſe kann man das Nachtſtück von Volk aus Heidelberg betrachten; ein im Walde eingeſchlafener Knabe wird von den Nachtwächtern und Aeltern unter einem Baume wiedergefunden. Die Landſchaft iſt jedoch mit zu vieler Beſtimmtheit gehalten, und die vierfache Beleuchtung durch den Mond, zwei Laternen und eine Fackel würde ſelbſt dem großen Allegri ein kaum zu löſendes Problem gedünkt haben, konnte alſo von ſo wenig geübten Händen nicht wohl befriedigend ausgeführt werden.

Theilweiſe Verdienſte haben die Genreſtücke von Kreul aus Nürnberg, deſſen „Kartenſchlägerin“ übrigens ein allzu proſaiſches Bild iſt, um nach der Meinung Vieler gut genannt werden zu können, und deſſen

„Wildprethändler" im Holländiſiren die Originalität eingebüßt hat; von L. Quaglio aus München, deſſen „Gebirgsſchütze mit einer Scenerie auf dem baieriſchen Hochgebirge" wahrhaft romantiſch componirt, aber zu ſchroff ausgeführt iſt; von Fried aus Landau, deſſen Don Quixote recht brav aufgefaßt, aber durch Verzeichnung des Pferdes entſtellt iſt; von Coblitz aus Mannheim, der, wenn er Cabinettsmaler werden will, noch den Farbenſchmelz und genialere Vorbilder zu ſtudiren hat; von Oertlinger aus München, dem, bei ſeinen Anlagen, ein würdigerer Styl zu empfehlen wäre, damit er nicht in die einſeitigen Kunſtgriffe franzöſiſcher Lithographen verfalle; von Tonnellier aus Kaſſel, der, bei größerer Vollendung des Techniſchen, an den vortrefflichen Heydeck erinnern könnte; von Ellenrieder aus Karlsruhe, welcher verdienſtvollen Malerei man nur — den Reiz der Neuheit wieder wünſchen möchte.

Im launigen Style hat das Beſte geliefert Alberti aus Darmſtadt. Ein Veteran aus einer franzöſiſchen Regimentsmuſik iſt von einem Koſaken angegriffen, und weiß ſich, als übelbeſtellter Fußgänger, gegen dieſen grimmigen Reiter nicht anders zu helfen, als daß er ſein großes Baßhorn (eine Art Fagott mit Hornmündung) wie ein Gewehr anlegt, wodurch es ihm wirklich gelingt, den Feind mit paniſchem Schrecken zu erfüllen, ſo daß er eben zur Flucht ſich anſchickt. Recht witzig iſt das Bild betitelt: „Wirkſame Anwendung eines Blasinſtrumentes." Die Malerei iſt zierlich und möchte ſtellenweiſe ſogar des Peter Heß nicht unwürdig ſeyn. Geyer aus München debütirt mit einer „Barbierſtube", welche in ſo weit Anerkennung verdient, als der Moment einer Aergerniß des ſeinen fetten Kunden eben unter dem Meſſer haltenden Raſeurs über die Straßenjungen, welche ihm die Fenſter einſchlagen, ſpannt und komiſche Folgerungen anknüpfen läßt; aber die Lichtvertheilung iſt trüb und ſtörend, und die Farben ſind unſauber aufgetragen.

Das Fach der Portraitmalerei vertraten bloß: Krevell aus Düſſeldorf, Grund aus Karlsruhe, Weber und Friedmann aus Mannheim und Roſa Ackermann aus Mainz. Nicht nur unter dieſen, ſondern unter allen Concurrenten der Ausſtellung ragt gewaltig hervor das Krevell'ſche Portrait des Prof. d'Alton. Ein greiſer Kopf iſt zwar leichter in Effect zu ſetzen, als jeder andere: aber man muß dieſem Meiſter zugeſtehen, daß er mit wahrer Virtuoſität den Pinſel zu führen weiß, daß er die Fertigkeit beſitzt, breit, maſſig zu malen, ohne irgend eine Nüance zu vergeſſen, und ſeinem Gegenſtande jenes nicht zu definirende Etwas einzuhauchen, das man Leben nennt. Auch ein früheres, im vorigen Jahre vom Kunſtvereine angekauftes Bild Krevells, die Dame mit dem Hunde und Papagei, war zur Freude aller Kenner wieder ausgeſtellt.

Von Thierſtücken hat gewiß am meiſten Kunſtwerth „die Gemſe,

welche ihr Junges gegen einen Bartgeier vertheidigt", von Karl Altmann. Dieſe Idee iſt ganz ſchauerlich, man kann ſagen impoſant, auf die Leinwand hingezaubert. Das Bild iſt länglich, groß, und faſt ganz von einer Reihe Gebirgskuppen, die durch eine düſtergraue Luft umflort werden, bedeckt; auf einer mittleren Spitze iſt, zugleich als ein Centralpunkt des Lichtes, das heißhungrige Raubthier, die Krallen in den Körper eines niedergeſtreckten Gemschens geklammert, den Schnabel gegen das Mutterthier ausgeſtreckt, und die Flügel zum Abzuge mit der Beute ausgebreitet, mit aller Genauigkeit ausgeführt, die man bei einer Hauptfigur verlangen kann. Der charakteriſtiſche Gegenſatz des Tigers ſeiner Gattung mit den harmloſen Gemſen, die nur von dem Impuls der Treue beſeelt ſind, kann keinen Zuſchauer kalt laſſen, und die Phantaſie eilt gern voraus mit einem Siege für die Angegriffenen. Die Frage möchte es übrigens ſeyn, ob eine Gemſe in ſolcher Lage nicht größerer Aufregung, als hier, fähig wäre. Beſonders gut iſt auch die Aufgabe des Gleichgewichtes oder Schwerpunktes aller dieſer im Schweben begriffenen Thiere gelöst.

Viele Hoffnung erweckt Eberle aus Konſtanz mit ſeinem Bilde: „Morgenſcene an einem Bauernhauſe, Aufbruch zum Pflügen." Das bereitſtehende Rindvieh ſcheint im Voraus unter der Laſt des kommenden Tages zu ſeufzen, und die Gruppen bilden ſich angenehm im Halbſchimmer der Morgendämmerung. Das Ganze gibt ſehr gut den ländlich-friedlichen Charakter wieder, auf den es berechnet iſt. In der Perſpektive iſt dem Künſtler mehr Zartheit zu empfehlen. Ein Viehſtück von Eberle aus München würde, beſonders durch die ſchöne Luft, ziemlichen Werth haben, wenn es nicht wie eine Copie nach Berghem und Kunz ausſähe. Die Idee eines auf dem Grabe ſeines Herrn ruhenden Hundes von Wyttenbach aus Trier (in München) wäre an ſich gut, wenn die Ausführung weniger der Grazie entbehrte. Als Vorbild ahnet man den trefflichen Fielding. Bürkel aus München, von dem man „ruhende Pferde" zu ſehen bekam, würde wohl beſſer thun, ſeine geſchickte Detailmalerei auf andere Gegenſtände, deren er mächtiger iſt, zu verwenden; dagegen legte R. Kunz aus Karlsruhe durch einige Pferdeſtücke auf's Neue an den Tag, wie er den Körper dieſes Thieres durch und durch ſtudirt hat. Könnte man ihm nur eben ſo vielen Schönheitsſinn geben.

Unter den Seemalern dürften bloß Schodel und Backhuiſen aus Holland zu nennen ſeyn, indem die wenigen andern zum Vorſchein gekommenen Verſuche wie Eintagsfliegen dagegen verſchwinden. Das bewegte Meer des Erſtern, und der feuchte, transparente Strand des Andern tragen ſo unverkennbar das Gepräge der Natur, daß Jeder, dem es nicht vergönnt ward, dieſes herrliche Element in ſeiner Größe anzuſtaunen, ſolchen Künſtlern Dank wiſſen muß für den Erſatz, den ſie

ihm bieten. Die Wellen Schodels verleiten durch ihre ſanfte Elaſticität den aufmerkſamen Beobachter beinahe, die Bewegung mitzumachen, und die bezauberndſte Wirkung erzeugt die grüne Laſur, die auf alle Lichtflächen gelegt iſt. Von den beiden Schiffen befriedigt übrigens das hintere, ſchräg gerichtete, nicht ganz in der Zeichnung.

Eine ganze Reihe Stilleben lieferte wieder Schleſinger aus Mannheim; doch kann nur das Eine hier erwähnt werden, welches ein im Dickicht verſtecktes Vogelneſt darſtellt, in das eine Eidechſe zum Ruin der Eier ſich eingeſchlichen hat. Ein Goldkäfer ſchaut ganz bedächtig zu, als ob er das kanibaliſche Verfahren der vierfüßigen Schlange tadeln wollte, und dieß um ſo mehr, als unmittelbar über dem Neſte die prächtigſten Erdbeeren für eine moraliſche Eßluſt ausgehängt ſind. Die beiden Thierchen ſind recht brav gemalt, und man bedauert nur, daß das Format ſo winzig ausgefallen iſt. Obermann aus Amſterdam wählte ein bekannteres Thema: „Früchteſtück mit einem todten Feldhuhn.“ Seine Manier ſchlägt in die Schule von Hamilton. Uebrigens iſt die Behandlung als gelungen zu erkennen.

In der Architektur trug dießmal Haſenpflug aus Halberſtadt den Preis davon. Sein „Kreuzgang“ iſt in der Perſpektive meiſterhaft, und die durch die Fenſterhallen hereingewehten Schneelagen dienen trefflich dazu, die in ſolchen Gegenſtänden ſonſt ſo ſtörende Eintönigkeit zu unterbrechen. Das Intereſſe würde wohl erhöht worden ſeyn, wenn im Schnee einige Spuren von Fußtritten zu erkennen wären. Das Bild von Dyck aus München gehört ebenfalls zu den beſſern; doch ſtehen die Figuren ſo müßig und gezwungen da, daß der Titel „Halle mit Räubern“ beſſer geweſen wäre, als „Räuber in einer Halle.“ Die Kloſterhalle zu Maulbronn, von Sontheim aus Mannheim, enthält eine recht erfreuliche Partie in den mit voller Sachkenntniß behandelten, durch ein langes Fenſter einfallenden Streiflichtern. Wer es weiß, wie ſchwierig ſolche, durch ein ganzes Bild geführte Lichtabſtufungen ſind, muß hier ſeinen Beifall zollen. Auch von Pozzi und Dyckerhoff aus Mannheim, Ackermann aus Frankfurt und Rutton aus Dortrecht ſind beachtenswerthe Leiſtungen beigegeben.

Von drei Kirchenbildern ſoll nur noch die Rede ſeyn. Einer lebensgroßen „Cäcilie“ von Brentano aus Frankfurt gebührt das Lob einer wackeren Technik, beſonders in dem brokatenen Gewande; aber es geht dem Bilde, ſo ſehr es in die Augen fällt, das Begeiſternde ab, wahrſcheinlich weil es auch ohne Inſpiration gemalt iſt. Echter aus München feſſelt in ſeiner „Befreiung Petri“ durch die Correctheit der Zeichnung. Würde das Bild weniger flach und frescoartig gemalt ſeyn, ſo hätte es gewiß gefallen müſſen. Schmitt von Heidelberg hat ſich mit ſeiner Madonna in mißverſtandene Altdeutſchheit verirrt.

Aus dem Bereiche der Sculptur bekam man einige, ſchon bekannte Gipsabgüſſe zu ſehen; dann aber einen Amor von cararischem Marmor, von Imhof aus Kölln, und ein Basrelief von Wagner aus Stuttgart, Schillers und Göthe's Büſte vorſtellend. Letzteres hat bloß das Verdienſt der Kennbarkeit, aber ohne Genialität; der Amor dagegen iſt ein ſehr bemerkenswerthes Kunſtwerk. Der Knabe ſitzt mit faſt ganz geſtreckten Beinen, zwiſchen welchen eine von Schildkrötenſchale gebildete Lyra ſteht; er greift in die Saiten, und ſein halb emporgerichtetes Antlitz deutet einen erotiſchen Geſang an. Die Geſichtszüge ſind edel und ſehr frei modellirt, ſo daß man einen feindenkenden, wohlgeübten Künſtler darin erkennt; die ſchwarze Ader, welche ſtörend über die Naſe läuft, wird dem letztern eine noch ſchmerzlichere Ueberraſchung geweſen ſeyn, als jedem Beſchauer. Will man ſtreng kritiſiren, ſo dürfte der Ausdruck des ſchelmiſchen Knaben zu ernſt, das rechte Bein zu monoton und die Leier zu ſchwerfällig genannt werden.

Das Publicum war faſt am meiſten auf ein allegoriſches Bild hingezogen, das nun zum Schluſſe noch beſprochen werden ſoll. Daſſelbe iſt von Faſel aus Karlsruhe, und ſtellt „Göthe's Apotheoſe" vor. Das Problem iſt leicht zu löſen, warum dieſes an ſich mittelmäßige Bild ſo vielfach begukt und durchgemuſtert wurde. Es iſt, nach neufranzöſiſcher Sitte, mit vorherrſchender Rückſicht auf Wirkſamkeit der Farben gemalt, ſehr mannigfaltig in der Zuſammenſtellung, und durch den Gegenſtand an ſich intereſſant. Die Gerechtigkeit muß man dem Künſtler zollen, daß er einzelne Gruppen, wozu namentlich die des Fauſt und Taſſo gehören, mit viel Schwung und Lebendigkeit gegeben, ja im Ganzen einen Beweis von inniger Durchdringung der großen Dichterſeele gegeben hat: aber wie ſollte man die grellen Verzeichnungen der Scene aus Berlichingen im linken Vordergrunde, des von Gretchen gehaltenen Kindes, der Dorothea u. A., ſo wie die widerliche Entblößung des beſcheidenen Klärchens; ferner die Unähnlichkeit und matte Behandlung Göthe's, alſo der Hauptfigur; hauptſächlich aber die ſtellenweiſe an Tüncherei gränzende Nachläßigkeit des Colorits zu überſehen im Stande ſeyn? Einem Genie ſieht man wohl ſolche Fehler zuweilen nach; aber wo iſt hier der Beglaubigungsbrief der Genialität? Junge Künſtler müßen ſich erſt durch fleißiges Studium Bahn brechen, und ſelbſt dann ſteht ihnen die Auflehnung gegen ſolche Grundregeln der Kunſt nicht gut an. — Uebrigens verdient die Anregung dieſer Idee, welche fruchtbar genug wäre, um noch manche Conceptionen zur Verherrlichung des deutſchen Sänger-Heros hervorzurufen, gewiß vielen Dank, und wir könnten ſtolz darauf hinblicken, wenn ein Bendemann, Leſſing oder Hildebrandt um dieſe Palme ſich bewerben wollten.

Feuilleton.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

I.

Die bewegenden Tendenzen des Jahrhunderts.

Man wird in der modernen Literatur weder die Bedeutung, noch den Urſprung auffallender und gewichtiger Erſcheinungen nach ihrem tieferen Grunde verſtehen können, ohne ſich nach den wahrhaft wirkſamen Tendenzen der heutigen Welt überhaupt, gleichſam nach den Treibern der Geiſter, umzuſehen. Welches ſind wohl gegenwärtig dieſe Tendenzen? Der gewöhnliche Liberalismus iſt keine ſolche mehr. Denn wie mächtig ſich noch immer ein politiſches Aufleben und das Intereſſe der Völker an ihren öffentlichen Angelegenheiten bekundet, und hoffentlich mehr und mehr bekunden wird, ſo iſt doch dieſe Geiſtesrichtung der Neueren jetzt ſchon zu einer bloßen Eigenſchaft geworden; es iſt ein Reſultat früherer Tendenzen, nichts, das an ſich eine neue Welt in die Scene ſetzen könnte, es iſt höchſtens ein Phänomen, aber nicht der Geiſt ſelbſt, der jenes bewirkt hat oder weiterſchreitend noch wirkt. Der Liberalismus aber, das heißt jenes in Deutſchland kleine Häuflein Leute, die, von abſtraktem Idealismus bethört oder vom Ehrgeiz gegeiſelt, dem vorherrſchend monarchiſchen Principe des gegenwärtigen Europa die Anerkennung eines demokratiſchen Gegengewichts abnöthigen möchten, und wenn ſie ehrlich gegen ſich und Andere, wenn ſie conſequent ſind, nicht die verſchleierte, ſondern die offenbare Republik, d. h. die Oligarchie wollen müſſen — dieſe Tendenz, obwohl noch immer rumorend, iſt nicht bloß durch phyſiſche Macht, ſondern durch Geiſteskraft und Richtung höherer Art wenigſtens in Deutſchland zurückgedrängt; dieſer Liberalismus iſt geſchlagen, er iſt keine der geiſtig bewegenden Tendenzen mehr, es iſt nur noch der ſtumme, reſultatloſe Gedanke einiger unmuthig edeln oder eigenwillig verzerrten Phyſiognomien. So wenig als dieſes politiſche Freiheitsſtreben kann der Grundzug der Modernen, die Welt durch die Freiheit des Geiſtes emporzuheben und zu verklären, als ein unmittelbar thätiges und wirkendes Agens angeſehen werden. Das iſt ebenfalls keine einzelne Tendenz, ſondern der gemeinſame Charakter

des Modernen überhaupt, deſſen Entwicklung eben in den einzelnen mächtigen Tendenzen und Doctrinen, die an's Licht treten, zur Erſcheinung kömmt.

Ich glaube nicht als Nachahmer Friedrich Schlegels zu erſcheinen, der am Ausgang des vorigen Jahrhunderts in etwas paradoxer Zuſammenſtellung verkündigte: „die franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Goethe's Meiſter ſind die drei größten Tendenzen unſeres Jahrhunderts," wenn ich den Benthamismus, den St. Simonismus und das Hegelthum für die mächtigſten und wahrhaft bewegenden Doctrinen, für die drei Haupttendenzen unſerer jetzigen Epoche erkläre. Auch wird man von meiner rückhaltlos ausgeſprochenen Anſicht nicht erwarten, daß ich dieſe ſehr verſchiedenen Richtungen, die auf den Zeitgeiſt, die Geſinnung und die Weltgeſtaltung wirken, für gleich berechtigt oder für gleich ſittlich, beglückend und reſultatvoll halten möchte. Keineswegs! Allein mächtig ſind ſie alle drei, wirkſam in den mannichfachſten Umhüllungen, und einſeitig, ausſchließend, in ſich vollendet oder nicht, iſt doch jede dieſer Richtungen in gewiſſer Rückſicht wahr, zukunftvoll und nach Weltherrſchaft lüſtern. Man kann einen „Geiſt der Geſchichte" geſchrieben haben und doch in der Philoſophie der Geſchichte ſo unkundig ſeyn, daß man den auf jeder Seite dieſes für den Empfänglichen unverſiegbar lehrreichen Buches wiederholten Satz noch nicht einmal geahnt hat, den Satz, daß der Weltgeiſt auch in den einſeitigſten und ſelbſt unſittlichen Erſcheinungen nach neuen Geſtalten des Daſeyns ringt. Wo eine Geiſtesrichtung, wo ein Widerſpruch, wo eine Kraft hervortritt, da muß man zu begreifen wiſſen, ja man kann ſo etwas nie richtig beurtheilen, noch bewältigen, wenn man nicht nach dem ächt menſchlichen und ſogar ſittlichen Grunde der Entſtehung und der Macht fragt, kurz wenn man es nicht von der Seite anerkennt, wo es berechtigt iſt und, wenn ſelbſt verkehrt und krankhaft, in eine neue Lebendigkeit der Anſchauung und des Daſeyns hinüberleitet. Nicht daß es beſchönigt werde, aber begriffen, geiſtig erfaßt und überwunden muß es ſeyn! Alles Andere iſt erfolglos und wenigſtens in der Literatur ein Uebel, ein Fanatismus, eine Selbſtüberſchätzung, eine Beſtialität. Die Askeſe gehört auf die Kanzel, die Strafe der öffentlichen Meinung und den öffentlichen Autoritäten das Endurtheil der Weltgeſchichte. Biſt du ein Geiſt, ſo zeige dich als ſolcher, und umgürte dich nicht mit dem Henkersſchwert, ſondern mit dem Schwerte des Gedankens; lodere nicht auf in Zornesglut eines Propheten, da du das Zeitalter ja ſo oft „mündig" erklärt haſt, ſondern rette das Edle mit der immer wirkſamen Mäßigung des Weiſen. Biſt du ein Geiſt, ſo magſt du unabläßig gegen das Schlechte, das Princip des Böſen kämpfen, aber das Böſe ſelbſt mußt du als Irrthum, als Schwäche, als Krankheit beurtheilen, mußt den Irrenden auf den rechten Weg leiten, und Gott und den Geſetzen das Gericht laſſen. Fichte hat einſt in ſeinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" ſeine Zeit als die der abſoluten Sündhaftigkeit bezeichnet; ich hätte das nie nachgeſprochen, und weiß doch recht wohl, was Fichte damit wollte und was er erreichte; allein ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, Fichte habe Goethen wegen Mangel an ſtraffem Stoicismus, oder den Verfaſſer der Lucinde als Sittenverderber der Nation denuncirt. Doch Fichte war ein Geiſt, der Geiſter und Menſchen zu würdigen wußte, er hatte auch von Männern anderen Schlages gelernt, er war ſelbſt ſittlich, tief religiös und trotz ſeiner Sittlichkeit ein Menſch. Er wußte was ein edler Mann auch dem Unedeln ſchuldig bleibt; er hätte Goethe's großartigem Spruch im weſtöſtlichen Divan:

Laß mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn!

den jeder rüſtig Lebende, wenn auch oft Wankende am Schluſſe ſeines Lebens als letzte Gewißheit hinwegnehmen darf, er hätte dieſer Himmelsmilde gewiß beipflichtend die Hand gedrückt. Wenn irgend Einzelne, ſo hätte man in Deutſchland bisher nur

Schiller und Fichte als „Gefühlsmeſſer“ der Nation betrachten können! Sie würden auch die Lehre St. Simons beurtheilt, abgelehnt, aber nicht verdammt haben, und am wenigſten die St. Simoniſten verketzert.

Bentham, St. Simon und Hegel repräſentiren zugleich drei verſchiedene Nationen, die Hauptvölker der europäiſchen Civiliſation hinſichtlich der geiſtigen Tendenzen, die als bewegende Mächte aus ihrer Mitte aufſteigen. Bentham, der nüchterne, weltliche, gehört England an, dem Europa große Thatſachen und Inſtitutionen, aber keine große, welterobernde Geiſtes-Tendenzen entnommen hat. St. Simon iſt der geniale Sprößling des franzöſiſchen Geiſtes, der ſchon einmal durch Rouſſeau die Welt in Erſchütterung brachte, aber auch verjüngt hat. Hegel iſt deutſch durch und durch, der Zögling des Landes der Philoſophie, des Landes der allmählichen, geiſtig intellectuellen Entwicklung, das der Welt die Reformation gab, und ſchon zwei Grundſäulen der Menſchlichkeit und des Fortſchritts, einen Leibnitz und einen Goethe, voraus hat. Wie aber viele Deutſche dem Gepräge deutſchen Denkens und der Hegel'ſchen Weltanſicht ganz beſonders entfremdet ſind, ſo darf man auch nicht alle Engländer für Benthams Schüler oder alle Franzoſen für ſimoniſtiſch halten, obſchon zwar nicht die Lehre, aber die Grundrichtung dieſer eclatanten Erſcheinungen überhaupt, die eine England, die andere Frankreich angehört. Eben weil Bentham ſich mehr als engliſch, St. Simon mehr als franzöſiſch in ſeinen Reſultaten bezeigte, darf es nicht wundernehmen, wenn die reine Benthamslehre nach Amerika, und die fratzenhafte Praxis eines noch dazu depravirten St. Simonismus nach dem Orient auswanderte, während Hegels rein deutſche Tendenz in hohen Regionen unſrer Staatenwelt Sitz und Stimme genommen, bis in die unterſten Kreiſe begabter Bürgerlichkeit Anklang gefunden hat, und ihre ſichere Wirkſamkeit in der Stille täglich erweitert. Allein die Weltbetrachtung Benthams, wie das St. Simoniſtiſche Princip, in ihrer Wurzel erfaßt, haften noch tief in der Geſinnung jener Länder und — wie natürlich — auch in den andern Nationen von wahrhaft europäiſcher Bildung. Deßhalb ſetzen auch die wichtigſten Organe dieſer Tendenzen, Bentham und St. Simon, ihre Wirkung in ungebrochener Stärke fort.

Zeigt ſich nun aus dem ſchon Angedeuteten eine ungeheure Verſchiedenheit dieſer drei Männer, ſo läßt ſich doch auch gewiß eine mehrfache Gemeinſchaft an ihnen nicht verkennen. Sie gehören alle drei durchaus der modernen Welt an, der Scepſis, der Friedensthätigkeit, dem Verlangen nach einem glücklichen, auf die einfachſten Gebote der Natur begründeten Geſellſchaftszuſtand. Sie entſcheiden die inhaltſchwere Frage: alt oder neu? in ſehr verſchiedener, aber ganz entſchiedener Weiſe zu Gunſten des Letzteren, und arbeiten einem höheren Organismus der Geſellſchaft entgegen. Sie wollen die ſittliche Kraft auf die Welt, wie ſie iſt, auf das Dieſſeits, auf die irdiſche Heimath des Geiſtes concentriren, und im Reiche Gottes auf Erden den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmen und in Thätigkeit ſetzen; ſie bekämpfen endlich alle drei mit gleicher Entſchiedenheit den abſtrakten Liberalismus unſerer Tage, die bloß politiſche und bloß formale Verbeſſerungsſucht und die Lehre von der Volksſouverainetät.

Alle wichtigeren Erſcheinungen auf dem Gebiete des Geiſtes, der Geſinnung und der Literatur der Modernen, alle wahrhaft productiven Beſtrebungen laſſen ſich im Guten und im Böſen an dieſe drei Tendenzen anreihen. Ich werde nur einige Hauptzüge dieſer Richtungen, und nur ſo viel zur Charakteriſtik und zur Beurtheilung Benthams, St. Simons und Hegels beibringen, als zum Verſtändniß neuerer Literaturbewegungen nöthig iſt. Vorzüglich iſt ihr gegenſeitiges Verhältniß in's Auge zu faſſen, wogegen über die zu hoffenden Endreſultate das Urtheil beſſer jedem Einzelnen überlaſſen wird.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

I.

In Stuttgart wurde in voriger Woche eine Vorstellung gegeben, deren Ertrag für das Mozart-Denkmal in Salzburg bestimmt worden war. Solche Sammlungen sind jetzt in Deutschland an der Tagesordnung, und das Publicum ist stets geneigt, den Anforderungen zu entsprechen.

Theater, die durch die Tageseinnahmen nicht allein bestehen, und deren aufgehobene Abonnements keiner Controle unterliegen, tragen mit solchen Vorstellungen eigentlich nichts bei, sondern das Publicum ist es, welches beiträgt. Darum sollte um so mehr verlangt werden können, daß diese Aufforderungen von Seite der Theater-Direction in der würdigsten und effektvollsten Weise an dasselbe gelängen, um Allen, die sich dafür interessiren, Gelegenheit zu geben, beizusteuern.

Hier war nun ein heißer Sommertag für diese Vorstellung gewählt worden. Die heißeste Verehrung für Mozart wurde noch von der Hitze im Schauspielhause überboten, und es war manchem wackern Manne, der voll Pietät sein Scherflein dargebracht hatte, unmöglich, die Vorstellung auszuhalten. Es wird ja so mancher Abend in der guten Jahreszeit, die, wenn vom Theater gesprochen wird, bekanntlich die schlechte ist, auf irgend eine Art verschleudert oder an unwürdige Gäste überlassen; Abende, die weder der Casse zum Nutzen, noch dem Publicum zum Vergnügen gereichen; warum denn nun hier mit einem Male sich so knauserig zeigen? Warum diese Eile, so knapp vor den Ferien, wo die Theaterlust bei den Darstellern wie Zuschauern stark im Erkalten begriffen ist, die Denkmal-Vorstellung noch heraus zu bringen? Was drängte hier? Doch wohl nicht das Comité in Salzburg, das, nach andern Vorgängen zu urtheilen, wohl noch zehn Jahre auf die Realisirung seines Planes zu warten haben wird.

Die „Entführung aus dem Serail" war nun für diesen heißen Abend, der Mozarts Verehrern eine besondere Gelegenheit bieten sollte, sein Andenken zu feiern, gewählt worden. Die Oper, so herrlich sie an und für sich ist, und so groß Mozarts Genie auch aus dieser Partitur hervorstrahlt, so kann sie doch nicht vorzugsweise gewählt werden, wenn es sich darum handelt, Mozarts Größe und Vollendung zu repräsentiren. Ueberdies mußte hier in Betracht gezogen werden, daß dieses Werk, seinem Zuschnitte nach, etwas veraltet ist, und eine Direction, die so wenig darauf bedacht ist, den Geschmak des Publicums auf diese frühere Kunst hinzuleiten, und mehr noch, als die sich von Rechtswegen darbietenden Gelegenheiten ausbeutet, um, allem und jedem Modetande zu fröhnen, erstlich nicht erwarten kann, daß die Entführung allgemein anspreche, zweitens sich nicht einbilden darf, durch einen Gewaltschritt auf einmal den verdorbenen Geschmack zu reformiren.

Es kommt nun noch hinzu, daß wir zur Besetzung dieser und ähnlicher Opern gar nicht einmal gehörig versehen sind, und besonders bei Jenen, die aus der alten guten Zeit sich solcher Aufführungen erinnern, wehmüthige Gefühle statt der Befriedigung entstehen, die sie vollends noch um den kümmerlichen Genuß bringen.

Der Zweck war, neben der Feier für Mozarts Manen, den Errichtern seines Denkmals eine bedeutende Summe zuzuwenden, und hiezu hätte, meinem Bedünken nach, und in Erwägung der Stuttgarter Theaterverhältnisse, nur der „Don Juan" gewählt werden können, und dieses um so mehr, da er Gelegenheit bot, zum ersten Male die große Schlußscene dem Publicum vorzuführen, und so einen verdoppelten Enthusiasmus hervorzubringen.

Das Erscheinen dieser gewichtigen Scene auf der Bühne gehört neben manchem Andern noch zu dem, was ich am meisten nach dieser Seite hin wünsche.

Ich habe bei Gelegenheit, als die große Oper in Paris es sich einfallen ließ, Mozarts ideales Riesenwerk nach ihrem colossalen, materiellen Zuschnitt zu verderben, mich über diesen Gegenstand im Morgenblatte ausführlich geäußert, und darf annehmen, daß Leute, die es interessirt, jenen Artikel nicht übersehen haben werden; weßhalb ich mich überhoben fühle, hier abermals weitläufig darüber zu werden. Daß die Scene wirksam und als erhabener Schlußpunkt des Ganzen zu arrangiren sey, darüber wird hoffentlich jeder Kunstfreund, so wie jeder tüchtige Regisseur mit mir einverstanden seyn. Im „Don Juan," wie im „Shakespeare" hat der Regisseur das weiteste Feld. Es gibt da gar keine kleinliche Vorschriften, und wo sie sich finden, genügen sie nicht.

Als sehr unpassendes hors d'oeuvre war der der Oper vorausgeschickte Prolog ganz und gar zu betrachten. Mozart selbst hat schon den besten Prolog dazu geschrieben. Wie aufdringlich erscheinen vor seinen Klängen, deren das Publicum harrt, solche alltägliche Redensarten, mittelmäßige Verse und unbedeutende Gedanken? Wenn Mozarts Feier durch deutsche Dichter eingeleitet werden sollte, so hätte dieses anders durch einen Verein der edelsten Kräfte, und nicht so auf dem Husch, von Einem, der nicht einmal seinen Namen dazu geben wollte, geschehen müssen. Unter diesen Umständen hätte man getrost, statt des Dichters und Redners, Lindpaintners Tactstock und die Violine beginnen lassen können, ohne daß diese Feier dabei im Geringsten verloren hätte.

— Herr Lebrün vom Stadttheater in Hamburg gastirt auf dem Hoftheater in Berlin. Er ist Meister in denjenigen Chargen, die man im Coulissen-Kauderwelsch Bonvivants zu nennen pflegt. Er besitzt einen Anstand, der ihn selbst in den Darstellungen trivialer Charaktere nie verläßt, ohne welchen diese zur gemeinen Caricatur und lasciven Possenhaftigkeit herabsinken, wie wir so oft das Beispiel erleben. Sein Schnifflewsky, sein französischer Kammerdiener, sein Schneider Franziskus sind glänzende Beweise des hier Gesagten. Als Perin hat er in Berlin die Stimme aller Kenner zu seinem Gunsten vereinigt.

— Das gemeine Stück: „der Einsiedler im Lerchenwalde, oder die geheimnißvolle Laube," schon vor längerer Zeit von Castelli aus dem Französischen übersetzt, wurde kürzlich in der Königsstadt zum ersten Male aufgeführt und ausgepfiffen. Die königliche Bühne hatte schon vor fünfzehn Jahren mit demselben Stücke unter anderm Titel den Versuch gewagt, der eben so ausgefallen war, und dennoch ließ sich die Direction der Königsstadt dadurch nicht abschrecken. Was leitet nun wohl die Wahl solcher Leute, die mit der Zusammensetzung des Repertoires beauftragt sind, und über die Kräfte solcher Kunstanstalten zu verfügen haben? Haben wir denn Mangel an neuem Schund, daß wir zu solchem Versauerten greifen müssen?

— Die neue Oper von Adam: „der Postillon von Lonjumeau," welche in Paris über hundert Male bei großem Gedränge aufgeführt worden ist, wurde nun auch in Berlin mit entschiedenem Beifall gegeben. Es ist die erste Oper dieses jungen Künstlers, über die ein deutsches Publicum zu richten hatte. Von Berlin aus nennt man die Musik frei von Bizarrerie, dabei nicht gewöhnlich voll von lebendigen, fließenden Melodien, gut instrumentirt und mit Kenntniß des Theater-Effects geschrieben. Wir entlehnen folgende Notiz über Adam einem norddeutschen Blatte: „C. Ad. Adam, im Jahr 1805 in Paris geboren, ist ein Sohn des berühmten Clavierspielers und Clavierlehrers, und stammt aus einer deutschen Familie. Sein Vater zählte die ausgezeichnetsten Clavier-Virtuosen der neuern Zeit, Kalkbrenner, Le Moine, Chaulieu u. s. w., zu seinen Schülern, und auch Componisten, wie Herold und Andere, erhielten von ihm Unterricht. Der jüngere Adam war ein Lieblingsschüler Boyeldieus, dessen Styl dem jungen Componisten auch in seinen Opern sehr oft als Muster vorgeschwebt zu haben scheint; in dem reinen Sinne war im Conservatorium, in wel-

ches Adam im Jahre 1817 eintrat, der berühmte Reicha ſein Lehrer. Unter ſeinen Opern hat, in der neuern Zeit, das „Chalet“ (die Sennenhütte) ihrer angenehmen und lebendigen Melodien wegen das meiſte Glück gemacht, und unter ſeinen Ballet-Compoſitionen die Muſik zu Taglioni's neueſtem großen Ballet: „la fille du Danube.“ Auch in London, wo Adam im Jahre 1832 die Muſik zu einem großen Ballet für Coventgarden componirte, gefiel dieſe allgemein, ſo wie der liebenswürdige, anſpruchloſe Künſtler ſelbſt überall die freundlichſte Aufnahme fand.“

Wie die Memoiren entſtehen.

Literariſche Unterhaltung.

Ein Mann von Welt. O gewiß! Sie haben Recht.

Ein Mann von Geiſt. Dieſer Ausſpruch muß Anklang finden.

Jemand. Frankreich wird nie ein epiſches Gedicht haben.

Eine Dame mit grünen Brillen. Die Franzoſen haben keinen epiſchen Sinn.

Ein penſionirter Oberſt. Und doch habe ich erſt kürzlich die Luſiade geleſen.

Jemand. Von Camoens?

Der Oberſt. Von Camoens.

Eine Dame. Im Original?

Der Oberſt. Ja, Madame. Ich war ein Jahr mit Junots Armee in Portugal.

Ein Mann von Welt. Die Luſiade! Welch ein ſchönes Gedicht!

Der Oberſt. Haben Sie ſie geleſen?

Ein Mann von Welt. Ach, wer wird die Luſiade nicht geleſen haben! Welch ein Styl! und der Rieſe Adamaſtor .... O!

Jemand. Ein großes Bild!

Ein Mann von Geiſt. Eine Schöpfung! Und Dante! Ha, Dante! Ah!

Die Dame. O Dante! das iſt mein Lieblings-Schriftſteller!

Ein königlicher Rath. Ugolino! Ugolino! Ha!

Jemand. Und die berühmte Inſchrift: Per me si va, per me si va?

Ein Mann von Geiſt. Es klingt wie die Todtenglocke: Per me si va.

Die Dame. Per me si va?

Alle (zuſammenſchaudernd). Per me si va, per me si va!

Die Dame. Und die tartarea tromba?

Alle. Ha!

Der Rath. Tartarea tromba!

Jemand. Tromba tartarea?!

Ein Mann von Geiſt. Welch ein Dichter! Per me si va.... Lieben Sie Klopſtock?

Jemand. Ach, der Meſſias! Eine Schöpfung!

Der Rath. Eine bewundernswerthe Schöpfung! Der Meſſias von Klopſtock! Ich kannte einen Deutſchen, der wie närriſch in Klopſtock verliebt war.

Die Dame. Wie ſprechen Sie das aus? Cloſp...?

Alle. Clops, Clops....

Die Dame. Aha Clops....! Nun, und unſere Henriade iſt wohl auch nicht zu verachten.

Jemand. Von Voltaire?

Der Rath. Es gibt Stellen darin, die wahrhaft epiſch ſind.

Der Oberſt. Wie liebe ich den Geſang der Gabriele d'Eſtrée.

Ein Mann von Geiſt. Ach, das iſt himmliſch! Voltaire excellirte in ſolchen Schilderungen.

Der Oberſt. O!

Jemand. Es gibt nur einen Voltaire. Ah!

Der Oberſt. Woher kommt es, daß man jetzt keine ſolche Verſe mehr macht?

Ein Mann von Geiſt. Ah!

Die Dame. Ohnmacht! Ohnmacht!

Der Rath. Welche Leidenſchaft in der Henriade! Sie wird ſtets ein Monument bleiben.

Jemand. Ein wahres Monument.

Der Oberſt. Und das befreite Jeruſalem?

Jemand. Torquato Taſſo!

Der Rath. Der Schwan von Peſaro!

Ein Mann von Geiſt. Von Sorrente...

Der Rath. Von Sorrente, wollte ich ſagen; ich verwechſelte ihn mit Bellini.

Die Dame. Ha, Tancred!

Der Rath. Und Argant!

Ein Mann von Geiſt. Und Klorinde.

Jemand. Ich liebe vor allen Rinaldo.

Alle. Rinaldo! Rinaldo! Ha!

Die Dame. Wie ſchön war ſein Helm.

Jemand. Man muß geſtehen, daß die ſchönen Jahrhunderte vorüber ſind; unſere heutige Literatur iſt... wie ſoll ich doch gleich ſagen, um mich treffend und ſchicklich auszudrücken, nichts als dummes Zeug.

Der Rath. Wir brauchten einen Racine.

Der Oberſt. O! Racine! Welche Reinheit! Welche Harmonie! Welche Kenntniß des menſchlichen Herzens!

Die Dame. Bei jedem Worte dieſes Dichters muß man ausrufen: ſchön, erhaben, bewundernswerth...

Jemand. Ich glaube, dies hat Voltaire geſagt.

Ein Mann von Welt. Und Voltaire war ein Kenner.

Der Oberſt. Und Corneille!

Alle. Ah!

Jemand. Kraft, Stärke, Hoheit...

Die Dame. Ein römiſcher Geiſt.

Ein Weltmann. Ein tiefer Politiker.

Der Oberſt. Napoleon hätte ihn zum Fürſten gemacht.

Jemand. Ja, das hat er geſagt.

Ein Weltmann. Auf St. Helena.

Jemand. Denken Sie, es iſt Dreiviertel auf Zwölf.

Die Dame. Bei ſolcher Unterhaltung denkt man nicht an's Schlafengehen.

Der Oberſt. Auf Wiederſehen!

Ein ſtummer Zuhörer. Wie ſchnell die Zeit in ſolcher Geſellſchaft verſtreicht!

* * *

Und zwanzig Jahre darauf ſchreibt ein Memoiren-Fabrikant: „Auch beſuchte ich zu jener Zeit den Salon des Grafen von G. Eine Menge geiſtreicher Leute pflegten ſich dort zu verſammeln, die über Literatur ſprachen, unter Andern der Oberſt B. und eine Dame, deren Namen ich vergeſſen habe. Es war in der That ein herrlicher Genuß; alle berühmten Männer der ältern und neuern Literatur wurden dort mit einem ſo feinen Urtheil, mit einem großen Aufwande von Witz, und der gründlichſten Kenntniß des Gegenſtandes durchgenommen, daß man einer akademiſchen Sitzung beizuwohnen vermeinte. Leider weiß man jetzt nichts mehr von dieſen eben ſo unterhaltenden, als geiſtreichen Geſellſchaften. Man kann ſagen, daß der Geiſt der literariſchen Unterhaltung mit 1857 zu Grabe getragen werde.“

Kunſt.

Die Kunſtausſtellungen in Deutſchland haben das Gute, daß ſie auch Beurtheilungen hervorrufen, die ſehr verdienſtvoll genannt werden können. Wir dürfen wohl nicht erſt auf den intereſſanten Artikel über die Mannheimer Ausſtellung beſonders hinweiſen, der in dieſen Blättern mitgetheilt wird.

Aus Hannover iſt uns ein Heft Kunſtblätter zugeſandt worden, welche die dortige Ausſtellung mit eben ſo viel Geſchmack, als Gründlichkeit beſprechen. Das Ganze iſt als ein erfreulicher Beitrag für jeden Kunſtfreund zu betrachten.

Profeſſor Hagen in Königsberg liefert in einem Hefte die Beſchreibung der diesjährigen Gemälde-Ausſtellung in Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau. Profeſſor Roſenkranz hat einige Artikel dazu beigeſteuert. Mit Vergnügen iſt zu bemerken, wie viele treffliche Maler ihre Bilder ſelbſt in jene fernen Gegenden des Vaterlandes ſandten. Aufgefallen iſt es uns jedoch, keinen einzigen Maler aus

den angeführten Städten in der Reihe begrüßt zu haben. Ueber den werthvollen Inhalt des Hefts darf wohl nichts weiter gesagt werden, da beide Verfaßer in dieser Sphäre zu rühmlich bekannt sind.

Musik.

Es sind zehn allerliebste Compositionen, unter dem Titel: „neue musikalische Gedanken von Marie Felicite Garcia de Beriot," erschienen. Es sind weder französische Romanzen, noch deutsche Lieder, sondern höchst eigenthümliche Gesänge, welche der großen Künstlerin allein angehören. Wir zeichnen aus dieser Sammlung aus: „die Räuberbraut," worin sich ein wilder Stolz malt; „das Gebet zur Madonna," das herrlichste von allen, ein sanfter, religiöser Gesang; „die Räuber," eine Ballade, deren Begleitung das Traben näherkommender Pferde auf glückliche Weise versinnlicht, und das „Lebewohl an Nizza," wozu eine Canzonette von Metastasio die Worte geliefert. Jede Composition ist mit einer schönen Lithographie geziert.

Neue Bücher.

Hier soll einmal von keinem bereits erschienenen, sondern von einem erst werdenden die Rede seyn. Von der „Sammlung deutscher Dichtungen" nämlich, welche Ferdinand Stolle in Grimma herausgibt, und wozu er bereits unsere Dichter aller Schulen aufgefordert hat. Es ist dem Unternehmen gewiß der beste Fortgang zu wünschen, und es haben sich, wie wir aus guter Quelle wissen, die ausgezeichnetsten Namen denselben angeschlossen.

Vermischtes.

Der Correspondent aus Versailles im Constitutionnel erzählt: daß, als die Gäste in den Schauspielsaal angekommen waren, sie so von dem Glanze und den Wundern sich überwältigt fühlten, und bereits alle möglichen Formeln erschöpft hatten, um ihren Enthusiasmus auszudrücken, und daher ihr Gefühl nicht anders zu erkennen zu geben wußten, als durch Bravorufen und Händeklatschen. — Mein Gott! welche Formeln müssen die guten Leute denn wohl früher angewendet haben, wenn diese ganz gewöhnliche ihnen noch übrigblieb?

— Zu der Vorstellung im Schloßtheater von Versailles waren für sämmtliche Darsteller neue Costüme mit ungeheurer Pracht verfertigt worden. Die nöthigen Requisiten, um das Theater vollkommen in Stand zu setzen, kosteten eine runde Summe von 250,000 Franken.

— Kürzlich wurde in Paris eine Sammlung von Autographen verkauft. Briefe von Ludwig XVIII. bezahlte man mit 22 Franken 50 Centimen; drei Briefe von Beaumarchais mit 50 Franken; einen von Chapelain ebenfalls mit 50; ein Billet von Boileau für 150 Franken; eins von Rousseau 41 Franken; ein anderes von Crebillon 45 Franken. Für einen Brief von Racine wurden 175 Franken, und für einen von Lafontaine 520 Franken bezahlt.

— Französische Blätter erzählen, daß man bei uns ein neues Drama von einem Münchner Dichter besitze, welches den Titel führte: „der Mörder in der Wiege, ein heroi-romantik-gigantisches Melodrama in sieben Acten, mit Chören von trunkenen Soldaten, Bajaderen und von tollen Hunden gebissenen Studenten. Das Schauspiel wird mit Mordthaten, Geister-Erscheinungen und fliegenden Choristen geschmückt seyn; schöne Mädchen in Uniform werden Cavallerie-Exercitien ausführen, wobei Pferde, Esel und Elephanten mitwirken werden; das Orchester wird durch Kanonen verstärkt; im Ballet werden auch Thiere mitwirken. Unter Anderm tanzen der Hund des Aubry, ein Wolf und eine Kröte ein Pas de trois. Das Ganze wird ein Schaffot mit einer wirklichen Execution schließen." Die guten Leute scheinen diesen Scherz, der, wie ich glaube, von

einem deutſchen Journaliſten herrührt, ihren Landsleuten für baare Münze zu geben.

— In einem Berliner Blatte erzählt ein Referent von dem bekannten Schnellläufer Menſen Ernſt, „daß er zwar ein recht gutmüthiger, aber keineswegs wiſſenſchaftlich gebildeter Menſch iſt, von dem, mit einem Worte, nichts Schriftſtelleriſches zu erwarten ſey.“ Ref. habe allerlei von dem guten Schnellläufer heraushaben wollen, dieſer aber verſchwand — wie er ſich ausdrückt — hinter den grünen Laubgebüſchen, die den auf Weiteres ſich empfehlenden Schnellläufer den Blicken entzogen. Wem fällt hiebei nicht der bekannte Wiener Spaß ein, daß ein Berliner, der ſich von einem Wiener Fiaker übervortheilt glaubte, zu dieſem ſagte: „mache er ſich nicht lächerlich, mein Freund!“ worauf der Fiaker dem Berliner wirklich in's Geſicht lachte?

— Marmier, der auf Koſten der franzöſiſchen Regierung den Norden Europa's bereiſt, hat in der Revue des deux mondes eine intereſſante Skizze über Oehlenſchläger geliefert.

— Kürzlich kommt in Paris ein junges Mädchen nach Hauſe und findet Diebe in ihrem Zimmer, welche ſo eben ihre Commode ausräumen. Sie hat die Geiſtesgegenwart, zu fragen, ob die Mlle. Bandry hier wohne? Dies war ihr eigener Name. Man ſagte ihr, daß dieſelbe nicht zu Hauſe ſey, und ſie bittet, doch gefälligſt ihr zu ſagen, daß eine Freundin von ihr aus der St. Martinſtraße ihr einen Beſuch habe abſtatten wollen. Hierauf entfernt ſie ſich ſchnell, um Leute herbeizurufen, und die Diebe werden auf der That ertappt.

— Die Loge des Herrn Aguado in der großen Oper zu Paris iſt von demſelben dem Herzog von Orleans abgetreten worden, während der Prinz dem reichen Banquier die ſeinige überlaſſen hat. Aguado's Loge hat einen beſondern Eingang, der jetzt durch ein neues, vergoldetes Gitter verſchloſſen iſt, und das Ganze hat einen neuen fürſtlichen Anſtrich erhalten.

— In Forli gab man eine neue Oper nach Victor Hugo's Trauerſpiel „Lucretia Borgia.“ Eine Madame Meyer ſingt darin die Hauptrolle.

— In London haben alle Calico-Fabrikanten ihre Waare ſchwarz färben laſſen. Eine Speculation, die auf den bevorſtehenden Tod des Königs baſirt war, und daher allgemeine Indignation erregt. So ſetzt man ſich jetzt über Alles weg, und ſo weit geht die Unverſchämtheit des Calico.

Nekrologe.

In Dresden iſt der Baron C. A. von Maltitz geſtorben, der als lyriſcher und dramatiſcher Dichter rühmlich bekannt, und von Seiten ſeines Charakters ſehr geſchätzt war. Er war in Königsberg in Oſtpreußen geboren.

— Der auch unſern Leſern bekannte Lord Feeling, von dem wir ſo manche maleriſche Beſchreibung aus Spanien und England mittheilten, hieß eigentlich Fontaney, und iſt vor wenigen Tagen, vier und dreißig Jahre alt, in Paris geſtorben. Auch die Bilder des engliſchen Parlaments, Andrew Odonnor unterzeichnet, die wir gegeben haben, waren aus ſeiner Feder.

— Den 16. Juni ſtarb in Berlin der K. Hofſchauſpieler F. W. Lemm. Er gehörte zu den Darſtellern, welche ihre Rollen nicht allein des Publicums, ſondern auch ihrer eigentlichen, künſtleriſchen Ausbildung wegen ſich zu eigen machen, und es ſollen ſich unter ſeinen Papieren ſehr viele intereſſante Belege zu dem tiefen Studium finden, zu deſſen Gegenſtand er jede ſeiner Darſtellungen machte.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

Herr Heinzelmann in Berlin kündigt ein großes Schlacht-Musikfest an, durch sechs vollständige Musik-Chöre, wobei achtzig Trommelschläger und Hornisten, ausgeführt. Die Seele dieses Festes wird, wie Herr Heinzelmann sich ausdrückt, „ein belebender Geist ächt patriotischer Gesinnungen" seyn.

— Das Volkstheater in München gibt einen Tag „Junker Pariserl" und den andern „Doctor Kramperl".

— In Leipzig wissen sie doch stets das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen. Bis jetzt hatte man großartige Eisenbahnen, und begnügte sich damit, mit ihrer Hülfe schneller zum Ziele zu kommen. Kaum ist aber das Stückchen von wenigen Minuten bis zum Dorfe Althen fertig, so denkt man auch schon daran, eine kurze literarische Belustigung oder kleine Schriften zur Unterhaltung auf der Dampfwagenfahrt zwischen Leipzig und Althen dem Publicum anzupreisen. Ein Wirth in Stetteritz bei Leipzig kündigt sogar an, daß eine reiche Auswahl von Karikaturen zur Unterhaltung aller Anwesenden auf dem Personenwagen während des Fahrens abwechselnd zum Abschießen aufgestellt seyn wird. „Es ist ein Klein Paris" verläugnet sich auch hier wieder nicht.

— Man sagt in den Osterländischen Blättern, daß die in Wien (und auch in München) üblichen Tänze im Freien, bals champêtres, von den Berlinern „Ball Schandpeter" genannt, von den Letztern nicht goutirt werden wollen. Hinzu wird gefügt: „dies ist doch ein Zeichen, daß die Mittelklasse in Berlin etwas auf sich hält, denn welches gesittete Frauenzimmer wird sich nicht scheuen, an einem öffentlichen Orte mit der ersten besten Mannsperson, die, den Hut auf dem Kopf und die Cigarre im Munde, sie zum Tanze aufforderte, sich im Freien herumzuschwenken?" — Allein es ist gar nicht nöthig, daß der Tänzer eine Cigarre im Munde hat, mit dem Hut auf dem Kopf wird auch auf den glänzensten Redouten getanzt, und die Dame darf eben so wenig auf den Bällen im Freien mit dem Ersten Besten tanzen, der sie auffordert, als auf den Bällen in geschlossenem Raume. In der That sind diese heitern Feste ganz für den Sommer berechnet, und ich habe deren in Paris, Wien, München, selbst in dem nördlichen, aber großartigen Hamburg mit dem größten Vergnügen beigewohnt.

— Man schreibt aus Leipzig: Das hiesige Straßenpflaster feiert am 7. September sein hundertjähriges Reparaturfest; es sind bereits mehre Anstalten zur Feier dieses Tages getroffen worden; unter Anderm sollen sämmtliche Straßen mit frischen Hühneraugen gestreut werden."

— Am 30. Mai d. J. fand in einer besonders zahlreichen Versammlung der Sing-Akademie in Berlin eine rührende Feierlichkeit statt, indem das Andenken der kürzlich verstorbenen Frau Professorin Woltus, einer Mitstifterin der Sing-Akademie, geehrt wurde. Die Verewigte hatte das Verdienst, in ihrer Wohnung die Anfangs nur kleine Gesellschaft am 24. Mai 1791 zum ersten Male, und so fort bis zum October 1793, wöchentlich zu den Gesangübungen zu versammeln, welche später in der königlichen Akademie der Künste fortgesetzt wurden, bis die Sing-Akademie ihren jetzigen, eigenen, schönen Kunsttempel erhielt.

Der Berliner Harlekin.

(Ein Schusterjunge des Abends vor einer reichbesuchten Tabagie zu einem im Corridor sitzenden Entrée-Einnehmer.)

„Hören Se mal, mein Herr, könnt ick nich mal den Derekdor von de Debaschie zu sprechen kriegen? —"

— Du flügge gewordener Pechvogel, packe Dir hier ja rausser mit Dein aschgrauet Gesichte, wenn de Leute kungeniren willst, so scheere Dir uf die Straße. —

„Ach, lieber Herr Debaschie-Kassen-Rebante, ick will ja Keenen kujoniren — ick soll blos'n Kompelment von meinen Meester ausrichten un se möchten ihm je ehr, je lieber Ihren Danzsaal mitgeben, er will'n uf'n Stiebelbock schlagen, des er etwas weiter wird."

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Das wohlgetroffene Bildniß J. K. H. der Frau Herzogin von Orleans.

2) Pariser Original-Modebild.

August Lewald.

Modes de Paris.

Le Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Lith. Anst. v. Pözzi & Bres. & Co.

HELENE

Herzogin von Orleans

Geb. Prinzessin von Mecklenburg.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Lith. Anst. v. Pötzsch Bros et Co

HELENE

Herzogin von Orleans

Geb. Prinzessin von Mecklenburg.

Briefe aus München.

Die Bundesbeschlüsse, durch welche die Presse und die Erörterungen in den ständischen Versammlungen Deutschlands in Beziehung auf allgemeine Politik beschränkt worden sind, nach allen Seiten hin zu beleuchten, verbietet sich wohl von selbst. Eine gute Folge aber, die sie gehabt haben, wollen wir hier herausheben. In den ersten Jahren nach der letzten Volkserhebung in Frankreich berauschte sich auch der deutsche Liberalismus an dem Taumelkelch der Juli-Revolution, und unsäglich litt jeder Verständige durch den sinnverwirrenden Lärm, den zahllose Unbefugte und Ueberreife machten in einem Heere neu entstehender Zeitungen und Flugblätter; es war, man kann es nicht läugnen, ein Charivari des Unsinns, das die wenigen, verständig zurückweisenden Stimmen übertäubte. Nicht viel mehr erbaut konnte man seyn von dem übereilten Verfahren der systematischen Opposition in manchen Ständeversammlungen. Mehr und mehr entfremdete man sich der ruhigen Erwägung des eigenen Wohls und zersplitterte die besten Kräfte in stürmischen Wortgefechten über fremde oder allgemeine Zustände, aus denen sich nur eine gezwungene Anwendung auf die eigenen Verhältnisse ableiten ließ. Diese Erscheinung ist zwar eine an und für sich ganz natürliche, die stets in Folge einer gegebenen oder genommenen Emancipation ist, und eben in der allgemeinen Freiheit der Erörterung ihren Widerhalt finden kann. Diese Compensation blieb aber in Deutschland etwas lange aus, und man konnte sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß die Erhebung der Besseren erst dann, wenn das Uebel einen überwältigenden Einfluß erreichte, also zu spät, eintreten würde; denn einzelne Stimmen, die dem heranströmenden Unfug wehren wollten, ließen sich, weil man sie überschrie, einschüchtern, und dienten nur dazu, in den

Augen einer gesinnungslosen Menge ihren Gegnern scheinbar gewonnen Spiel zu geben. Wir wissen, daß, wenn in England irgend eine politische Lebensfrage zwischen den Parteien in die Klemme gekommen ist, und nur durch eine Krise weiter geschoben werden kann, ein gewaltiger Lärm entsteht; man kennt das wilde und wüste Treiben auf den Volksversammlungen und in den endlosen Spalten der gigantischen Zeitungen. Bei solchen Gelegenheiten nun ziehen sich die Besseren und hohen Gebildeten nicht zurück. Der hochkirchliche Tory, der Whig und der Radicale, Alle meistens in ihren persönlichen Lebensgewohnheiten gleich feine Gentlemen, Keiner verschmäht es, sich in die wilde Flut der Volksversammlungen zu stürzen, um im tollsten Getümmel stunden- ja tagelang auf die widrigste Art überschrieen und verhöhnt zu werden, bis endlich das Wort besonnener Mäßigung sich Bahn macht; aber sie ermüden nicht, in den Zeitungen zwanzig und hundertmal dieselben albernen und verkehrten Behauptungen zu widerlegen, bis endlich die Wahrheit anerkannt wird. Die Wortberechtigten der höheren Intelligenz in Deutschland riskiren wohl vorkommenden Falls ein Wort, thut aber das nicht gleich volle Wirkung, wird es nicht gehörig verehrt und beachtet, dann ziehen sie sich verdrießlich auf den Isolirschemel speculativer Betrachtungen zurück, und schreiben Bücher für ein kleines aber gewähltes Publicum. Wer möchte sich auch mit diesem turbulenten Wesen befassen, wo jeder sein Wort in's Gelage reden darf, und man sich dem aussetzt, von dem ersten besten Gelbschnabel bekrittelt zu werden, oder gar ihm antworten zu müßen, die Policei möge ihre Pflicht thun und das Forum reinigen von solchen patent- und titellosen Schwätzern; dann kann ein anständiger Mann erst vernünftig und mit den gehörigen Kunstwaffen sich vernehmen lassen. Die Policei hat ihre Pflicht gethan, aber jene Herren traten eben so verdrießlich zurück; so hätten sie es nicht gemeint und sie wollten nicht unter Curatel stehen. Um welche Weisheit wir dabei gekommen sind, daß die Policei für die saumselige höhere Intelligenz einschreit, können wir demnach nicht ermessen, wollen uns aber damit trösten, daß wir allerdings viel Schlechtes und Gemeines los geworden sind. Die gute Folge aber ist; vor der Hand daß in ganz Deutschland die Erörterungen der Presse und der Rednerbühne sich nun ganz den inneren Zuständen zugewendet haben; und, wenn wir von Außen her nicht gestört werden, so können wir immer noch auf diesem Weg zu einiger politischen Erziehung gelangen. In unserer Ständeversammlung sind einige Gesetze in der Erörterung so zu sagen zergangen, und, was davon übrig geblieben, ist fast unbrauchbar geworden. Unsere Eisenbahnen warten auf ein neues Zwangsenteignis-

rungsgesetz; es ist auch eins eingebracht worden, aber es scheint schwer, es so herauszubringen, daß dadurch Eisenbahnen entstehen können. Nachdem man das Eisenbahnensystem, seine politische Zulässigkeit und merkantile Nutzbarkeit lange genug erwogen und besprochen hat, um nicht den Ruf deutscher Bedächtigkeit zu gefährden, kommt man nun endlich in mehren deutschen Staaten vom Wort zur That, und es wäre traurig, wenn wir uns in Baiern damit begnügen müßten, zuerst durch die Nürnberg-Fürther Bahn ein gutes practisches Beispiel gegeben zu haben. Mit der Reduction der halben und viertel Kronenthaler hat man sich nicht so lange besonnen. Können wir dadurch zu einem gemeinsamen Münzfuß kommen, so wollen wir dieses rasche Verfahren loben und preisen. Durch ein Präjudizgesetz hat man dem Rechtsgange zu Hilfe kommen wollen, allein es kam so kahl gerupft und amendirt aus dem gelinden Feuer der Discussion heraus, daß man eigentlich nur seine Zeit damit verloren hat. Mehre Anträge sind vor die Stände gekommen, unter denen zwei besondere Aufmerksamkeit erregten. Der eine geht dahin, die protestantischen Ehescheidungen dem Apellationsgerichte, also der weltlichen Obrigkeit zu entziehen, und sie der geistlichen, dem Consistorium, zu überweisen. Geschähe das, was aber hoffentlich nicht geschieht, so würde man wohl auch den Muth bekommen, bei einer folgenden Ständeversammlung auf Presbyterier anzutragen, wie schon früher einmal geschah. Wir wollen jedoch der Zeit nicht vorgreifen, und erst den Commissionsbericht und die Erörterung über die Ehescheidung abwarten, ehe wir Befürchtungen der Zukunft zur Sprache bringen. Die Abschaffung des Lottospieles wurde wieder in Vorschlag gebracht. Eine Zahlenlotterie ist in der That eine indirecte Steuer, womit die Regierung das Gelüste der Armuth nach müheloſem Erwerb belegt; die Regierung regt dieses Gelüste auf und bestraft es zum Vortheil des unersättlichen Fiskus. Diese Steuer ist auch darum so grausam, weil ihre Perception eine nicht begränzte ist; denn in die Sparkasse, wohin Alles, was der Arme erübrigen kann, gehört, trägt er nur was er entbehren kann, aber aus dem Löwenrachen der Lotterie-Collecten den Zettel zu holen, mit der höhnischen Anweisung auf Glück, darbt er mit den Seinigen und gibt mehr als er hat. Die trügerische Hoffnung auf leichten Gewinn nimmt allmälig den ersten und vordersten Platz in seiner Seele ein, und alle seine Gedanken wenden sich dem Götzendienst der Lotterie zu; er betet um Glück in der Lotterie — darin befaßt er auch die Bitte um das Wohl der Seinigen, denn wenn er in der Lotterie gewinnt, werden sie ja glücklich — er fleht seinen Schutzpatron an, ihm die Nummern zu verrathen, die nächstens

gezogen werden, ja er empfängt den Segen des Herrn als gute Vorbedeutung, daß die Terne, die er beſetzt hat, herauskomme, das — meint er — iſt der Segen des Herrn, den er braucht. Das Alles ſoll freilich der Arme nicht thun; er ſoll tugendhaft ſeyn und der Verführung widerſtehen; er braucht ja nur nicht zu ſpielen, ſo entgeht er dieſem äußerlichen und innerlichen Elende, dann aber pflanzet ihm nicht die Verlockung zur Sünde auf alle Wege, ſonſt iſt es, als wenn Ihr ihn kitzeltet und verlangtet, er ſoll nicht lachen. Durch das Lottoſpiel confiscirt der Staat die Erſparniſſe des Armen, der ſich wiederum an den Staat um Unterſtützung wendet, die er auch bekömmt, aber nicht vom Fiskus, ſondern von den Steuerpflichtigen; und da es erwieſen iſt, daß ein großer Theil des öffentlichen Almoſens in die Lotterie fließt, ſo ſpielen auch ſolche Staatsbürger indirect mit, welche nie in die Lotterie ſetzen. Und demnach überwiegt das moraliſche Unheil bei weitem das materielle. Die Schwierigkeit bei Aufhebung des Lotto's war immer die Deckung des Ausfalls im Budget; je größer dieſer aber iſt, deſto dringlicher wird die Maßregel. Dießmal wird vermuthlich der Antrag auch daran ſcheitern, denn man hat zur Deckung eine Erwerbſteuer vorgeſchlagen, was freilich ein ſchlechter Ausweg iſt; auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Kammer der Reichsräthe eine neue Steuer bewillige, und die vorgeſchlagene iſt allerdings gehäſſiger Art und die Perception iſt ſehr mißlich. Und dennoch iſt es durchaus nothwendig, die Zahlenlotterien, wo ſie noch beſtehen, zu unterdrücken, denn in unſeren Zeiten iſt es vor Allem nöthig, die Nichtbegüterten materiell und moraliſch zu ſchützen. In jedem Bilde, das man jetzt von künftigen Zuſtänden der Europäiſchen Völker entwerfen kann, ſteht im Hintergrunde ein Geſpenſt, das mitten aus dem Füllhorn der Optimiſten hervortaucht — der ſchreckliche Proletarismus, der, ein Attila der Zukunft, Barbarei und Verheerung verkündigt. Kräftige und tüchtige Männer erſtarren vor Schreck bei dem Anblicke dieſes ſteinernen Gaſtes, vor dem ſie ſtumm und rathslos ſtehen. Hat man doch ſogar behauptet, daß Niebuhr und Schleiermacher an der Zukunft unſeres Geſchlechts verzweifelten und im gebrochenen Herzen darüber ſtarben — ihr Blick reichte weit genug, um in dem Zauberſpiegel der Phantaſie die Gräßlichkeit der Gefahr zu erkennen; aber ſie vermochten nicht, über ſie hinauszuſehen. Meint doch Göthe ſelbſt, man dürfe nicht hoffen, daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge und glückliche Maſſe werden könne. Wenn nun — fürchtet man — die Maſſe nicht glücklich werden kann und es doch ſeyn will, ſo wird ſie, wenn ihr die Macht dazu wird, dieſen Willen wenigſtens ſo weit treiben können, daß ſie das Glück Anderer zerſtört, ohne

ſelbſt dadurch glücklich zu werden. Unbotmäßigkeit und Selbſtregierung drohen immer mehr die Oberhand zu gewinnen und könnten damit endigen, der Intelligenz die Gewalt zu entreißen. Aber Gewalt gibt nicht Intelligenz, wohl aber geht nothwendig aus Intelligenz Gewalt hervor, und eben aus dem Grunde wird letztere, wenn ſie auch für eine Zeit von Unberechtigten uſurpirt würde doch zuletzt der Intelligenz zufallen. Freilich müßte der demokratiſchen Tendenz und dem Streben nach Fabrikmäßigkeit in der Induſtrie, auf Koſten der individuellen Arbeit, unbedingt Raum gegeben werden, ihre letzten Conſequenzen unaufhaltſam zu entwickeln, ſo würden ſie in unheilvollem Bunde ein arges Interregnum unſäglicher Verwirrung herbeiführen können. Bedenklich klingt was kürzlich Sismondi bei Veranlaſſung des Elends in Irland über den Proletarismus geſagt hat; und Godeffroy in ſeiner kleinen aber gehaltreichen Schrift über die Verarmung der Minderbegüterten entwirft eine traurige Schilderung von dem was uns auch in Deutſchland bevorſtehen kann. Beide wiſſen keine entſchiedene Hilfe, um dem Uebel zu ſteuern, wo es iſt, oder um ihm vorzubeugen, wo es droht, höchſtens geben ſie mehr oder weniger zweckmäßige Mittel an, um es zu lindern. Wir kennen manches Uebel, womit die Zukunft droht; weil es ſeine Wurzel in der Gegenwart hat, aber ſollte es darum kein Mittel zur Abwehr geben, weil wir es im Voraus nicht bezeichnen können? Der Zukunft die Fähigkeit, für ſich zu ſorgen, abſprechen zu wollen, iſt um kein Haar beſſer, als auf die Unfehlbarkeit des immerwährenden Kalenders zu ſchwören. Zwar — die Anhänger einer rückläufigen Civiliſation haben ein untrügliches Mittel für uns wie für die Zukunft fertig und bereit. Wir brauchen nur die Lehensherrſchaft, mit etwas Leibeigenſchaft vermiſcht, wieder einzuführen, dann bekommen wir großbegüterte Herren, und dieſe ſorgen für ihre hörigen Knechte, wenn ſie nur fleißig den Frohndienſt verrichten; und der Krummſtab ſpendet aus reich dotirten Stiftern Almoſen und Kloſterſuppen an die gläubige Armuth. Dieſes Paradies iſt uns verloren gegangen, weil der Hochmuth in uns gefahren iſt, frei denken und handeln zu wollen, aber wir können es wieder gewinnen, wenn wir in den breiten Schatten der Hallerſchen Theokratie zurücktreten wollen. Es gibt indeſſen, hoffe ich, wenigſtens in Deutſchland keinen Staat, aus dem man ein Paraguay machen kann, wenn es auch nicht ſo ſchwer wäre, einen Dr. Francia aufzutreiben, der eine ſolche Muſterwirthſchaft anlegen möchte. In unſerer Kammer der Abgeordneten kam es zu einem faſt lebhaften Auftritte, und die Kammer erfuhr zu ihrem größten Erſtaunen eine Art von Gemüthsbewegung. Im Grunde

war die Sache von geringer Bedeutung. Ein Abgeordneter machte einen Antrag wegen Zwangsablösung des Zehnten, und es wurde die Frage erörtert, ob dieser Antrag zur Verhandlung kommen sollte, denn nun widersetzten sich Mehre, weil die Einbringung eines solchen Gesetzvorschlages, dem Worlaute der Verfassung nach, nicht der Kammer, sondern der Regierung zustehe; und ein Opponent nannte einen Antrag auf Zwangsablösung des Zehnten seinen Folgen nach revolutionair. Dieses Wort versetzte die Kammer in eine ungewöhnliche Aufregung, und ein Minister mußte beschwichtigen und vermitteln, was ihm um so schneller gelang, als die Kammer sich in der That ohne alle Noth erhitzt hatte. Es kömmt nämlich sehr darauf an, wer eine Handlung oder einen Vorschlag als revolutionair bezeichnet. Dem Berliner politischen Wochenblatte z. B. ist unser ganzer gesellschaftlicher Zustand, auch wie er in den rein monarchischen Staaten besteht, ein jetzt revolutionairer, ohne daß er darum durch eine Volkserhebung braucht herbeigeführt worden zu seyn. Der mit dieser Ansicht, wenn auch nur in einigen Hauptpunkten, Gleichgesinnten ist jede Entfernung vom guten alten Zwang ein Zugeständniß, das der Revolution gemacht wird. Von diesem Standpunkte aus muß jede durch Geld möglich gemachte Ablösung von Hoheits- und Zwangsleistungen nothwendig als revolutionair, und eine Zwangsablösung nun gar als terroristisch erscheinen. Man muß es daher mit solcher Terminologie nicht so genau nehmen, und wegen einer ganz natürlichen Consequenz nicht entrüstet seyn. Uebrigens endete dieser parlamentarisch-dramatische Vorfall doch mit einer Art von Zwangsablösung, denn der Antragsteller nahm seinen Antrag zurück. Außerhalb der Kammer finden die Verhandlungen viel weniger Antheil, als sie sollten, denn die Gesetze, die daraus hervorgehen, sind ja von der entschiedensten Wichtigkeit für Alle wie für den Einzelnen. Diejenigen, welche die im Anfange meines Briefes angedeuteten Beschränkungen als Eingriffe in die parlamentarische Freiheit betrachten, ziehen sich in eine starre Resignation zurück, und entfremden sich dem öffentlichen Wohle, weil es nicht nach ihrer Weise betrieben werden kann. Die regungssüchtige Menge vermißt die beißenden Ausfälle, die Erwiederungen aus dem Stegreife, die polemische Taktik der Parteien, womit man wohl sonst, in nicht immer gelungener Nachahmung ausländischer Gebräuche, sie ergötzte. Wahre Beobachter der Zeit werden zwar immer den ständischen Verhandlungen mit Aufmerksamkeit folgen, auch wenn sie kein solches Interesse darbieten, im Ganzen genommen aber hört man wenig von der Ständeversammlung reden, man wartet mit Gleichmuth und Geduld auf die Hauptergebnisse wie sie in dem Landtagsabschiede

zuſammengefaßt werden; die Einzelnheiten betrachtet man meiſtens als eine Familienangelegenheit der Kammer, als ein häusliches Vorkommniß, das ſo zu ſagen das Publicum nichts angeht, als wenn es etwa ein Bischen laut dabei zugegangen iſt, daß auch der Nachbar ſeine Gloſſen darüber machen kann. Die öffentlich herausgegebenen Landtagsverhandlungen will man nicht recht als volle Autorität annehmen, weil man der Meinung iſt, daß nicht Alles gedruckt werde, was und wie es geſagt worden iſt, und wenn auch — denn es wird in der That nichts geſagt, das man nicht auch füglich drucken könnte — ſo ſcheint das Publicum dieſes Landtags-Journal als ein Handbuch für Kammermitglieder oder Statiſtiker zu betrachten, und man lieſt ſie ſo wenig als etwa die „Gelehrten Anzeigen“ die von der Academie der Wiſſenſchaften herausgegeben, und meiſtens wohl auch von den Mitgliedern der Academie geleſen werden, obwohl es die Abſicht war, daß ſie die Vermittlung werden ſollten zwiſchen der Academie und der großen Leſewelt. Aber davon abgeſehen, daß dieſer Zweck nicht erfüllt wird, ſo dienen dieſe Blätter auch dazu nicht, eine Verbindung und Erörterung mit der abgeſchloſſenen gelehrten Welt zu erhalten, denn dazu herrſcht eine viel zu große Einſeitigkeit vor. Dann und wann, aber in der That viel zu ſelten, kommen Artikel vor, die einiges Intereſſe darbieten oder ihrer Tendenz wegen bemerkenswerth ſind. Bucklands bekanntes Werk von dem Bridgewaterſchen Comité herausgegeben, worin geologiſch und geognoſtiſch nachgewieſen werden ſoll, daß die Welt nicht anders entſtanden ſeyn kann, als wie es in der Bibel ſteht, hat volle Sympathie in den „gelehrten Anzeigen“ gefunden, und die Naturforſcher können in dieſer aus Erlangen erlangten Recenſion erfahren, wie ſchlimm es um ihr Heil ausſieht, wenn ſie es wagen, Entdeckungen zu machen, die etwa nicht mit den naturhiſtoriſchen Principien der Bibel übereinſtimmen. Nicht blos dem wirklich Verdienſtlichen in des Fürſten Lichnowsky Werke „Geſchichte des Hauſes Habsburg“ wird in den „gelehrten Anzeigen“ Beifall gezollt, ſondern auch die darin ausgeſprochenen kirchlich-politiſchen Anſichten werden als die einzig heilſamen gelobt und geprieſen. Dabei fällt mir eine Antwort des Fürſten von Ligne ein, der mit einem Fürſten von Lichnowsky, vielleicht einem Vorfahrer des Verfaſſers, in offener Feindſchaft lebte. Ein Fremder, der das nicht wußte oder nicht wiſſen wollte, lobte Lichnowsky ſo außerordentlich und unbedingt an der Tafel des Fürſten von Ligne, daß Letzterer ihn mit der Frage unterbrach: „Monsieur, êtes-vous trompeur, trompé ou trompette?“ Die Stimmen, die ſich in religiöſen und politiſchen Parteiangelegenheiten lobend und anklagend vernehmen laſſen,

ſind nur zu häufig in allen drei Kathegorien dieſer Rüge. — Wenden wir uns nun zu dem ſchönen und lichten Reiche der Kunſt, denn was man auch ſonſt Mißliches zu berichten haben mag, für ſie und durch ſie geſchieht Unglaubliches, und ſie ſpendet aus reichem Füllhorn die herrlichſten Gaben. Aus Italien iſt Thorwaldſen's Modell zu Schiller's Statue angekommen, die von Stiglmaier gegoſſen werden ſoll. Mit Worten läßt ſich ſo etwas nicht beſchreiben, und gelänge es, die bezeichnendſten zu finden, ſie gäben doch kaum eine Ahnung von dem Werke ſelbſt. Ein Blick genügt, um den Beſchauer zu überzeugen, daß er vor einem großen Kunſtwerke ſteht; der erſte, augenſcheinliche Geſammtausdruck iſt ſo erhebend, ſo lebendig, wie ich mich kaum eines ähnlichen erinnere. Die Aehnlichkeit an und für ſich konnte nach Dannecker's Bruſtbild nicht verfehlt werden, aber welch' inneres Leben ſtrahlt aus dieſem Kopfe? Aus dem Munde ſpricht in beredten Zügen der kühne, trotzige Muth des jugendlichen Dichters; auf der Stirne ruht der ſinnige Ernſt des begeiſterten Denkers, der ganze Ausdruck iſt hinreißend ſchön; man ſieht, man fühlt es, nicht bloß die gewaltige Kunſt des großen Bildners, die Liebe zu dem geiſtverwandten Dichter leitete die Hand, welche dieſes Meiſterwerk formte. Thorwaldſen hat aus dem Herzen gearbeitet und dem Gipſe ſein warmes Gefühl für den deutſchen Dichter eingehaucht. Stellung und Drapperie ſind eben ſo vortrefflich, eine vollendete Technik, die Künſtler und Kunſtfreunde anſtaunen und bewundern; Erz oder Marmor, der Geiſt hat das ſtarre Material zum geſchmeidigſten Stoffe gemacht, es muß ſeinen elementariſchen Trotz verläugnen und dem ſchöpferiſchen Genius gehorchen. Sie wiſſen, was unſer Erzgießer Stiglmaier zu leiſten vermag; er wird einem ſo ſchönen Auftrage zu entſprechen wiſſen, und man kann mit Zuverſicht behaupten, daß Stuttgart eines der ſchönſten Kunſtwerke in Europa bekommen wird. Die Arbeiten an den von Schwanthaler modellirten coloſſalen Standbildern der Wittelsbacher Ahnen ſchreiten immer weiter und weiter. Dieſe prachtvollen Gebilde werden bekanntlich in Erz gegoſſen und im Feuer vergoldet; man hat bereits mit den Vergoldungen Proben gemacht, die vollkommen befriedigend ausgefallen ſind. Wenn dieſe — ich glaube zwölf — rieſenmäßigen goldenen Erzbilder auf ihren Fußgeſtellen im Ritterſaal des neuen Gartenflügels des Schloſſes aufgeſtellt ſeyn werden, wird man einen Anblick haben, wie noch kein anderer Fürſtenſaal ihn aufweiſen kann. Der Bau dieſes Gartenflügels wird auch eifrig betrieben. Den mittleren Theil bildet ein Vorbau mit zehn Säulen; über jeder Endſäule iſt ein coloſſaler ſitzender Löwe, in Stein gehauen, und über den andern ſtehen acht

Steinbilder, welche die acht Kreiſe des Reiches ſinnbildlich mit ihren Emblemen darſtellen. Dieſe Statuen ſind bereits alle aufgeſtellt und nehmen ſich ſehr ſchön aus. Mit Schrecken erfuhr jeder Kunſtfreund, daß an dem Plafond der Allerheiligen-Capelle ſich Flecken gezeigt, aus Feuchtigkeit entſtanden, die durch das Gewölbe gedrungen. Das iſt nun leider der Fall, und obſchon ſie nicht ſehr bemerkbar ſind, ſo muß die Malerei an den ſchadhaften Theilen doch mit dem Anwurf weggenommen, und, nachdem das Gewölbe getrocknet iſt, Alles wieder erneuert werden; zu dem Ende muß ein Gerüſte gebaut werden wodurch wieder die Arbeiten am Fußboden aufgehalten ſind, ſo zwar, daß es zweifelhaft iſt, ob die Capelle am November dieſes Jahres eingeweiht werden kann, wie es die Abſicht iſt. Das Innere dieſer Capelle mit den vortrefflichen Deckengemälden von Heinrich Heß, der Styl des ganzen Baues, die Pracht des Goldes und des Marmors ohne alle Ueberladungen vereinigen ſich zu einem Geſammteindruck, der an das Schönſte erinnert was der Tempelbau in innerer Ausſchmückung aufzuweiſen hat, ſo wie ſonſt wohl nirgends etwas in der Art vorhanden iſt. Die Bonifazius-Kirche, welche auch, obwohl in ganz anderer Weiſe, mit Fresken auf Goldgrund verziert wird, rückt im Bau ſchnell vorwärts, und kann wahrſcheinlich noch in dieſem Spätherbſte unter Dach kommen. Man behauptet noch immer, daß ein Benedictinerkloſter daran gebaut werden wird. Nun, wir wiſſen, daß dem Lichte der Schatten nicht fehlen darf, und werden wir denn auch in hieſigen Zeitungen leſen müſſen, daß die Jugend nur von München zweckmäßig erzogen werden könne, ſo haben wir doch ſchöne Freſken, und an den letzteren werden wir gewiß viel Freude erleben.

Wagner hat aus Rom ſeine Hautreliefs hierhergebracht, welche zur Verzierung eines Saales in der Walhalla bei Donauſtauf beſtimmt ſind; ſie werden indeſſen hier nicht ausgepackt, und können daher nur geſehen werden, wenn ſie an dem Orte ihrer Beſtimmung aufgeſtellt ſind. Ein neues Fenſter für die Kirche in der Au iſt ausgeſtellt geweſen, und zeigte, daß man in der Glasmalerei immer weiter ſchreitet. In dem großen oberen Felde ſieht man die Grablegung Chriſti, unten die Auferſtehung; beide Bilder, wie die Verzierungen der Einfaſſung, ſind ganz vortrefflich ausgeführt, und das Ganze läßt kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Kirche ſelbſt iſt äußerlich bald fertig, und macht ihrem Baumeiſter Ohlmüller die größte Ehre. Dieſem ausgezeichneten Künſtler iſt nun auch vom Kronprinzen die Leitung der Arbeiten in Hohenſchwangau übertragen worden. — Cornelius arbeitet fleißig an ſeinem jüngſten Gerichte in der Ludwigskirche; wenn man den Karton kennt, ſo weiß man, daß

es ein Freskobild von ſeltener Schönheit wird. — Kaulbach wird man bald wohl den Karton zu „Jeruſalems Zerſtörung“ fertig haben. Noch in dieſem Sommer geht er daran, ſeine Hunnenſchlacht in Farben auszuführen. Er hat bereits Farbenſtudien gemacht; Alles, was dieſer merkwürdige Künſtler anfängt, im Großen wie im Kleinen, trägt das Gepräge des Genies. — Auf der Kunſtausſtellung war ein ganz vortreffliches Bild von Schelfhout, eine niederländiſche Winterlandſchaft darſtellend; in allen Beziehungen ſtellt es ſich an die Seite der berühmteſten Bilder dieſer Gattung. Es gehört dem König. — Von Heinlein war eine Gebirgslandſchaft ausgeſtellt, mit ſehr viel Geiſt und poetiſchem Sinn behandelt, und ſehr ſchön ausgeführt; dieß Bild zeigt, daß Heinlein ſich den erſten Meiſtern dieſes Faches anreihen wird. — Im Kunſtvereine ſahen wir auch ein dem Kronprinzen gehöriges Bild von Schiavoni: Rafael an der Staffelei malend, und die Fornarina. Die Auffaſſung ſowohl, als die Ausführung iſt weit hinter dem Gegenſtande zurückgeblieben; die Fornarina iſt noch das beſte an dieſem Bilde, das übrigens mit van der Werf'ſcher Glätte gemalt iſt; Rafael aber iſt nur ein geputzter und zierlich gemalter Stutzer, abgeſehen davon, daß die Verhältniſſe der Figur auch ganz unrichtig ſind. Die Herausgabe der vorzüglichſten Bilder der Pinakothek in Steindruck von Piloty, wird mit Eifer und Erfolg fortgeſetzt; jede neue Lieferung entſpricht dem glänzenden Rufe, den dieſe Unternehmung in ganz Europa ſich erworben hat. Unter den zuletzt erſchienenen und im Kunſtvereine ausgeſtellten Blättern bemerken wir einen liegenden Chriſtus von Cavedoni; Maria mit dem Kinde von van Dyck, und Suſanna im Bade von Rubens; alle drei von Piloty auf Stein gezeichnet. Dieſer treffliche Lithograph iſt eben ſo ſorgfältig und treu im Wiedergeben jeder Eigenthümlichkeit des Originals, als er auch den Styl und den Geiſt des Meiſters aufzufaſſen verſteht. Sehr ausgezeichnet hat auch ſein Mitarbeiter Wölfle das ſchöne Bild von Gerhard Daw behandelt, das eine Niederländerin am Putztiſche darſtellt. Mit beſonderem Geſchick hat Wölfle ferner eine Bärenhetze von Joh. Pyt ausgeführt.

Im fränkiſchen Merkur ſtand vor Kurzem ein langer Brief aus München, worin man ſich bitter beklagte, daß beſonders in Norddeutſchland, aber überhaupt auch außerhalb Landes, die baieriſche Literatur nicht beachtet werde, und ſie ſey doch ſehr beachtenswerth; und in der That hat ſie Eigenthümlichkeiten aufzuweiſen, die ſich anderswo nicht ſo leicht vorfinden. Darauf übergibt das Schreiben dem Auslande eine Namenliſte, über die es wohl erſtaunen und zur Erkenntniß ſeiner Sünden kommen wird. Schließlich kommt es noch auf den geiſtreichen Vorwurf, den Jemand gemacht haben ſoll, wegen der narkotiſchen Wirkung des

Biers, der dann ſiegreich zurückgewieſen wird durch die nicht weniger geiſtreiche Gegenbeſchuldigung des Thee- und Schnapstrinkens. Wer könnte ſolcher Argumentation widerſtehen? Was will dagegen heißen, daß einige religiös-politiſche Meinungszerwürfniſſe in Deutſchland beſtehen? die auf Bier-, Thee- und Schnapstrinken begründete Abneigung muß die Spaltung der Gemüther vollenden. Es kann nicht fehlen, daß ſolche elegiſche Klagen in Norddeutſchland einen tiefen Eindruck hervorbringen müſſen. Ich muß indeſſen geſtehen, daß ich der Klage des Briefſtellers im fränkiſchen Merkur, daß man in Norddeutſchland die Erſcheinungen der ſüddeutſchen Literatur unbeachtet laſſe, nicht beipflichten kann. Um nur einige Namen zu nennen, wie ſie mir gerade einfallen — wie ſehr hat man allgemein in Deutſchland anerkannt, und beachtet noch mit regem Eifer, was nur immer erſcheint von Grillparzer, Anaſtaſius Grün, Nicolaus Lenau, Uhland, Schwab, Pfizer, Hauff, Spindler — und in Baiern Schelling, Rückert, Platen, Schubert, Thierſch, Fallmerayer. Es iſt überhaupt ſelten, daß irgendwo im deutſchen Vaterlande etwas Werthvolles und Tüchtiges in Wiſſenſchaft oder Kunſt der Aufmerkſamkeit entgeht. Jenes Schreiben nennt z. B. als vernachläſſigt ein allerdings ſehr ſchönes Gedicht von Büſſel, „des Kaiſers Schatten.“ Daß dieſes kleine Werk nicht ſo ſchnell allgemeines Aufſehen macht, liegt aber in dem Umſtande, daß es, in Beziehung auf den Gegenſtand, Nachleſe hält auf einem Felde, das ſchon von Andern ausgebeutet war. Jedermann weiß, wie viel Poetiſch-ſchönes Heine, wenn auch nur in Proſa, über Napoleon geſagt hat, und wer kennt nicht Zedlitz's Todtenkränze? Der Stoff iſt freilich an ſich nicht erſchöpft, für die Nachwelt wird er beſonders eine Fundgrube; wenn aber ein Dichter jetzt ihn wählt, ſo muß er, um ſchnell durchzudringen, Neues bringen, und das bereits ſo gut Geſagte bei weitem überflügeln. Nicht zu läugnen aber iſt es, daß Büſſels Gedicht viel Schönes und Treffendes enthält. Ob man das auch wird ſagen können von den „Tutti-Frutti eines Süddeutſchen“ will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen und der Kritik Ihres Literaturblattes nicht vorgreifen; ſie möge dieſe „Früchte“ koſten und uns den Befund nicht vorenthalten. Warum wohl der Verfaſſer dem Verſtorbenen ſeinen Titel abgeborgt hat? Es waren ja noch andere da, als Salmigondis oder Ollapotrida eines Süddeutſchen, oder wie man immer ein Gebinde fliegender Aufſätze nennen wollte. — Das Theater bemüht ſich, dem Geſchmack ſeiner Gäſte genug zu thun, obwohl es noch immer zu geringe Mittel beſitzt, um darin einen beſonderen Aufſchwung nehmen zu können. Wenn man das Schauſpielerperſonale durchgängig ergänzte, ſo könnte man neben dem Neuen, das ein Theater immer geben muß,

auch viele alte Stücke als neue geben, wenn man sie nämlich in allen Theilen gut zu geben im Stande wäre. Würde dabei der Etat momentan auch etwas vermehrt werden müssen, so würde das bald ersetzt werden, denn wer das hiesige Publikum kennt, wird einräumen, daß es großes Interesse am Schauspiel hat, wenn es nämlich vollkommen gut ist. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß manche Vorstellungen recht gut gelingen, allein es müßte dahin kommen, daß die nicht gelungenen die Ausnahme bildeten, daß ein Kreis ausgezeichneter Künstler in dem Grade das Vertrauen des Publikums gewänne, daß die Anzeige von ihrer Thätigkeit in einem Schauspiele hinreichte, um das Publikum anzuziehen; dann würden so Manche nicht eine erste Vorstellung auslassen, um erst von Andern zu erfahren, ob sie zufällig in die Zahl derjenigen gehöre, die auf Erfolg und Theilnahme rechnen können. Erst wenn man diesen Versuch gemacht und beharrlich längere Zeit fortgesetzt hätte, würde man bestimmen können, ob er nicht Vortheil brächte. Es scheint aber, daß man den Muth verloren hat, einen solchen Versuch zu wagen, und sich damit begnügt, vorherzusagen, daß er vergebens seyn und nur Verlust bringen würde. — Nachdem ich Ihnen gemeldet habe, daß unser Hoftheater-Intendant, geheimer Hofrath Küstner, sammt seinen rechtmäßigen Nachkommen, in den Adelstand erhoben worden ist, werde ich Ihnen in gedrängter Kürze unsere Theater-Neuigkeiten mittheilen. In der Oper war nur eine Neuigkeit, nämlich die „Unbekannte“ von Bellini, deren Bekanntschaft das Publikum wenig ergötzte. Es ist auch eigentlich ganz natürlich, daß diese Musik, obwohl sie einige sehr angenehme Motive hat, im Ganzen nicht sehr ansprach, denn Bellini's Opern sind auf musikalische Eminenzen für die Ausführung berechnet; diese muß in allen Theilen ungewöhnlich gelungen, und die Darstellung eben so vollendet als der Gesang seyn, wenn die Oper Glück machen soll. Gesungen wurden hier die Partien sehr gut von Dem. van Hasselt (Alaide), den Herren Bayer (Arthur) und Pellegrini (Waldeburg), aber die Darstellung war nicht darauf eingerichtet, uns zu packen und hinzureißen, und das ist nun einmal hiebei unerläßlich. Vergessen darf ich dabei nicht, daß Herr Pellegrini im zweiten Akte namentlich uns durch den schönen Vortrag seines Gesanges wahrhaft bezauberte. Außerdem waren nur in der Oper Wiederholungen, von denen mehre einen Reiz der Neuheit bekamen durch Gäste, von denen ich später reden werde. Im Schauspiel waren folgende Vorstellungen neu: „Kodmos und Harmonia“, ein Festspiel von E. von Schenk, bei Veranlassung der Vermählung des Königs von Griechenland. Es konnte in Beziehung auf Wirkung sich mit einem früheren, bei ähnlicher Veranlassung, nicht messen, und ließ das

Publikum ungewöhnlich kalt. „Eulenspiegel," eine Posse von Nestroy, gefiel, wie ich hörte, ziemlich, denn gesehen habe ich sie nicht. Die Herren Lang und Forst sollen recht gut darin gewesen seyn, und wurden gehörig mit Applaus honorirt. Ob es wahr ist, daß diese Posse im Lipperltheater noch wirksamer gegeben wird, oder ob diese Behauptung nur aus Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Theatern entstanden ist, kann ich nicht entscheiden; schwerlich wird die Kunst etwas dabei verlieren, wenn wir die zweifelhafte Frage auf sich beruhen lassen. „Löwenberg und Compagnie", ein kleines Lustspiel nach dem Französischen, worin eine böse und herrschsüchtige Frau ihre Pläne vernichtet sieht durch das plötzliche Erscheinen ihres geschiedenen und todtgeglaubten Gatten; ja sie wird noch zuletzt vor dem Souffleurkasten eine reuige und zärtliche Mutter. Schade nur, daß dieses treffliche Ergebniß durch sehr lange Reden herbeigeführt wird, die aber dadurch nicht gewannen, daß der Schauspieler sich ohne Zweifel vergebens bemüht hatte, sie seinem Gedächtnisse einzuprägen, und sich deßhalb in ein sehr freundschaftliches Benehmen setzte mit dem unterirdischen Einzelherr, der nun seinerseits in die Nothwendigkeit kam, dieser Aufforderung etwas laut zu entsprechen, und somit ein gezwungener Associé von Löwenberg und Compagnie wurde, während wir lieber gesehen hätten, daß er das geblieben wäre, was man in der englischen Handelssprache einen sleeping partner nennt. Das „Tagebuch" dagegen von Bauernfeld gefiel sehr. Es will wenig sagen, daß einige Unwahrscheinlichkeit im Schlusse herrscht, der gezwungen herbeigeführt ist, so wie die Erinnerung an Papageno und Papagena ein sonderbarer Mißgriff ist von einem Verfasser, der sonst so viel Takt und Geschick zeigt. Das Stück bietet immer noch manches Gelungene, und Schauspielern Gelegenheit dar, ihre Kunst wirksam zu entwickeln. Wir wollen daher nicht so streng rechten über den Inhalt des Tagebuchs, der in der That kaum aus irgend einem anderen Grunde das erwünschte Ende herbeiführen kann, als weil dem Verfasser die Geduld ausgegangen; und so wird das Ende für den Zuschauer auch erwünscht, weil es eintritt, ehe auch seine Geduld auf eine harte Probe gesetzt wird. Mad. Dahn war als Lucie vortrefflich, und Herr Forst sehr gut als Wiese. Ueberhaupt wurde das Stück sehr gut gegeben. Der Titel eines neuen Stückes „St!" ist die zweckmäßigste Kritik darüber, wie auch über ein anderes: „Der Gang in's Irrenhaus." Mit großem Interesse sah ich Raupachs: „Kaiser Friedrich und sein Sohn." Die Berliner Kritiker haben zur Genüge alle Leser, die auf Theaterberichte achten, mit Betrachtungen über den hohenstaufischen Cyklus ermüdet; ich werde keinen hinkenden Boten dazu liefern; wie man aber auch über die Aufgabe denken mag,

beſonders in Bezug auf die Darſtellungsfähigkeit ſolcher hiſtoriſchen Dramen, man kann nicht läugnen, daß Raupach ſie auf geiſtreiche Weiſe löst, und auch in dem eben genannten Stücke ſind impoſante Momente und eine durchgängig vortreffliche Diction, eine Würde und Kraft des Wortes, die der Erhabenheit des Gegenſtandes vollkommen entſpricht. Herrn Hölken's Darſtellung des Kaiſers war negativ gut, d. h. er verletzte nirgends den hiſtoriſchen Anſtand des Charakters; aber der ſcharfſinnige Kaiſer, der großdenkende, kräftige Hohenſtaufe blieb ſo zu ſagen incognito, und hätte der Zettel und die Geſchichte ihn nicht verrathen, wir hätten kaum gewußt, wen wir vor uns hatten. Herr Dahn ſpielte den widerwärtigen, in keckem Trotze doch ſchwachen König Heinrich gut, und zeigte Studium und Eindringen in den Charakter. Mad. Dahn gab die Margaretha von Oeſterreich mit gutem Erfolg und gefiel ſehr; doch können wir nicht billigen, daß ſie die Kraft in ſolchen Rollen durch ein ungeſtümes Geberdenſpiel zu erſetzen ſucht. Offenbar iſt es zuviel verlangt, daß dieſe junge Frau in allen Fächern Alles leiſten ſoll. Außer ihr haben wir Mad. Fries, die ſehr ſelten ſpielt, und Dem. Seebach, die recht gut iſt in alternden Koketten und komiſchen Alten. Damit aber ſind auch vom weiblichen Perſonal diejenigen genannt, die man noch mit einem halbwegs guten Gewiſſen zu den Künſtlerinnen zählen darf. Ob das ſo bleiben wird? Es ſcheint, daß vor der Hand dem nicht abgeholfen werden ſoll. „Der Haustyrann“, nach Duvals tyran domestique überſetzt und auch zum Theil bearbeitet von Herrn von Plötz, wollte durchaus nicht gefallen. Die erſten zwei Akte paſſirten glücklich, gewürzt durch das niedliche Spiel der Mad. Dahn, die mit muthwilliger Laune uns die Zeit kürzte. Nun kamen aber drei ſehr — ſehr lange Akte, die kein Gegengift gegen die narkotiſche Wirkung hatten, welche auch die wachſamſte Aufmerkſamkeit bewältigte. Ich war ſo ermüdet vom Kampfe gegen die Umarmungen der mohnbekränzten Göttin, daß ich nicht ſagen kann, was an dem Unglück Schuld war, ob das Stück oder die Darſtellung, oder vielleicht beide. In den Zeitungen ſind Erklärungen für und gegen geweſen; eine ſchob die Schuld dem Verfaſſer des Originals zu, eine ſogar dem Publikum — ich kann es nicht entſcheiden, denn das Ganze iſt mir wie ein Traum; ich weiß nur, daß ich im Nachhauſegehen zu mir ſelbſt ſagte: „Ich denke, einen langen Schlaf zu thun!“ Ungewöhnlich angeſprochen hat „Rubens in Madrid“ von Charlotte Birch-Pfeiffer. Es wurde zwei Mal gegeben, ehe Herr und Mad. Dahn in Urlaub abreisten; ich war beide Mal verhindert, in's Theater zu gehen, habe aber ſelten über ein Stück ein ſo einſtimmiges Wohlgefallen ſich ausſprechen hören. Zuverläſſige und nicht leicht

zu befriedigende Männer haben es vortrefflich genannt, und glauben, daß es nicht bloß auf der Bühne, sondern auch in der dramatischen Literatur einen ehrenvollen Platz behaupten werde. Die Darstellung soll mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden seyn, und Herr Dahn als Rubens und Mad. Dahn als Ellena Ausgezeichnetes geleistet haben; bei jeder Vorstellung wurden sie drei Mal gerufen. Man kann es nicht läugnen, die Verfasserin ist eine höchst merkwürdige Erscheinung in der Bühnen-Literatur; von der Kritik hart behandelt, ja oft verfolgt, hat sie sich mit beharrlichem Muthe Bahn gebrochen, fand Aufnahme auf allen deutschen Repertoirs, was am besten bewies, daß ihre Arbeiten vor dem Publikum bestanden, und hat nun in ihren Originalstücken einen Aufschwung genommen, denn wir hören von allen Seiten, daß sie gefallen. „Rubens in Madrid" soll übrigens Alles, was sie bisher geschrieben hat, bei weitem übertreffen. — An Gästen hat es uns nicht gefehlt. In der Oper trat Dem. Burghardt, vom Theater in Bremen, auf als „Annchen" im Freischütz, als „Henriette" in Maurer und Schlosser, als „Blonde" in der Entführung ꝛc. ꝛc. Sie sang und spielte recht nett, fand auch theilweise Beifall, ohne jedoch höheren Anforderungen genügen zu können. Die Bekanntschaft eines ausgezeichneten Talentes machten wir jedoch in Mad. Mink, die noch beim Kärntnerthor in Wien, von künftigen Ostern an aber hier engagirt ist. Sie hat eine umfangreiche, schöne, kraftvolle Stimme, belebt ihren Vortrag durch ein aus der Tiefe der Seele hervorströmendes Gefühl, und beurkundet ein ungewöhnliches Darstellungsvermögen. Sie fand beinahe in allen Rollen stürmischen Beifall. Sie trat auf als Donna Anna, Vestalin, Desdemona mit großem Beifall; besonders aber machte sie Sensation als Norma, die sie wiederholen mußte, und als Agathe im Freischütz, und riß das Publikum zur Begeisterung hin. Ein in einzelnen Theilen sorgfältigeres Studium wird nach kurzer Zeit Mad. Mink in den Stand setzen, mit den ersten Sängerinnen wetteifern zu können, wie sie jetzt bereits in mehren Partien keinen Vergleich zu scheuen hat. Mad. Pirscher, vom Mannheimer Hoftheater, trat in mehren Partien auf; sie fand günstige Aufnahme und gefiel recht wohl, besonders als Fidelio, den sie wiederholte, so wie auch in Glucks „Iphigenia in Tauris". Dieses Meisterwerk wurde uns in einer ganz gelungenen Ausführung vorgeführt, und gewährte uns einen außerordentlichen Genuß. Herr Bayer als Orest, Herr Dietz als Pylades, und Herr Pellegrini als Thoas waren ganz vortrefflich, und auch die Chöre wurden vollkommen gut ausgeführt. Mit Freude berichte ich, daß das Ganze vom Publikum mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde. Herr Dietz hat

nun ſein Engagement angetreten, und ſeine Debütrollen fanden allgemeine Anerkennung. Im Schauſpiel gaſtirte Herr Joſt vom Hamburger Stadttheater. Er trat als Shylock auf und mit gutem Erfolg. Seine Auffaſſung des Charakters war eigenthümlich, und er führte ſeine Anſicht conſequent durch. Mit ſeiner Darſtellung des Geizigen konnte ich nicht einverſtanden ſeyn, obwohl Einzelnes darin ſehr gut war. Dagegen fand ich ihn vorzüglich als Geheimer-Rath Seeger in den Erinnerungen. Sein Ludwig XI. in der ſchlechten Ueberſetzung des Delavigne'ſchen Drama's iſt ein Moſaikgefüge von lauter kleinen Zügen, ein pſychologiſches Garderobeſtück, das er in der That mit eigener Virtuoſität durchführt, und worin er allerdings ſehr viel Geſchicklichkeit und Uebung als Silhouetteur in Charakterſchilderungen darthut. Alle Rollen, die ich von ihm ſah, wurden mit Beifall aufgenommen, und er iſt nun bei unſerer Bühne angeſtellt worden.

Ein Diner auf dem Zunfthause der Londoner Fischhändler und der Tunnel. *)

— Als ich von Bethlem zurückkam, traf ich meinen alten Hausherrn ganz festlich angethan. Ich stand bei ihm in großer Gunst, und wurde öfters eingeladen, eine lange holländische Pfeife mit ihm zu rauchen und ein Glas Grog zu trinken; heute jedoch ging es viel vornehmer zu, denn er bat mich, in seiner und seiner Familie Gesellschaft an dem festlichen Mahle der Zunft Theil zu nehmen.

„Ja," meinte Arabella, „und wenn wir nichts von der ganzen Herrlichkeit versäumen wollen, so müssen wir uns längstens in einer Stunde auf den Weg machen."

„Sie sollen selbst urtheilen, Sir Eduard," fuhr Master Johnstone mit einem gewissen Stolze fort, „wie die Zunft der Fishmonger (Fischhändler) auftafelt, wenn sie einmal anfängt."

Ich war schnell angekleidet und bald wieder im Gesellschaftszimmer, wo ich Mistriß Johnstone und ihre Tochter im höchsten Putze fand, und glaubte, aus der in Miß Arabella's Anzuge vorherrschenden, anmuthigen Koketterie bemerken zu müssen, daß ihre früher geäußerte Erklärung, ewig unverheirathet bleiben zu wollen, wohl gerade nicht wörtlich zu nehmen gewesen seyn dürfte.

„Vorwärts, vorwärts, Sir Eduard!" rief der Vater, der mir nun sagte, daß wir zu einem reichen Kaufherrn gingen, der Mitglied der Fischhändlerzunft zu werden wünschte. „By God!" fuhr er fort, als er ein spöttisches Lächeln auf meinen Lippen bemerkte; „es wird nicht Jeder, der den Wunsch dazu äußert, nur so aufgenommen. Schon mehre

*) Auszug aus dem interessanten neuen Werke: „Abenteuer eines Pariser Gentleman in England."

Male trug es ſich zu, daß ſehr vornehme Herren, Prinzen aus dem königlichen Hauſe, ja Könige ſelbſt, um die Ehre der Aufnahme nachſuchten und ſie nicht erhielten.“

Ich kannte den Nationalſtolz des alten Johnſtone zu gut, um ein Wort von dem, was er ſagte, zu glauben, und ſtellte mir vor, die Zunft der Fiſhmonger ſey wahrſcheinlich eine Verſammlung von Sardellen-Krämern, und machte mich im Voraus auf einen ſehr langweiligen Tag gefaßt. Doch kam ich einigermaßen von dieſer Meinung ſchon zurück, als nach einem zweiſtündigen Wege wir an der Themſe ankamen, zwei Meilen ungefähr oberhalb der Chelſeabrücke bei dem Invaliden-Hotel. Das Landhaus des Gentleman, den wir abholen wollten, lag auf einem ſchönen Wieſengrunde, nicht weit von der Themſe, auf deren anderm Ufer wir uns befanden. Die kleine Cottage war höchſt elegant und geſchmackvoll angelegt; anmuthige Stille herrſchte ringsum. Die dicke, ihm zur Einfriedigung dienende Hecke, die mit Buchsbaum eingefaßten Beete, die neben der Thür angebrachte Raſenbank, die kleinen, gemalten, gothiſchen Fenſter, der vor dem Hauſe gepflanzte Kohl, die weißen, mitten aus Jasmin und Roſenbüſchen hervorleuchtenden Mauern, Alles, bis auf den kleinen Bach, der nach einem ſchlängelnden Laufe ſein helles Waſſer in den Strom ergoß, athmete Friſche, Glück und heitere Ruhe.

Wenige Augenblicke nach unſerer Ankunft ließ ein neues Schauſpiel mich glauben, daß ich mich in Venedig befände. Auf ein von Maſter Johnſtone gegebenes Zeichen bedeckte ſich der Fluß mit einer Maſſe von Barken, Schaluppen und reich verzierten Gondeln, und alle Echo's rings umher erſchallten von einer raſchen, ländlichen Muſik, die immer beſſer wurde, jemehr die Flotille ſich dem Ufer näherte. Nun landete die ſchönſte der Barken, von den andern ſich entfernend, bei der Stelle, an der wir uns befanden, unter einer allgemeinen Salve von kleinen Geſchützen, die auf der Flotte waren, und gleich darauf ſahen wir aus der Barke gegen dreißig Fiſhmonger ſteigen, mit ungefähr vierzig ſehr ſchön geputzten Damen. Dieſe Fiſchhändler, unter denen ſich auch der Neuaufzunehmende befand, waren ſämmtlich ſehr artige Leute und behandelten mich ſo freundlich, daß ich mich gleich mit ihnen ausſöhnte. Nach den gewöhnlichen Händedrücken ladeten ſie uns ein, in ihrer Barke Platz zu nehmen, und führten uns dann an das andere Ufer, wo wir Erfriſchungen vorfanden. Auch eine Tafel war für die Matroſen aufgeſchlagen, die alle gleich gekleidet, kleine Quaſten auf den Mützen trugen, und auf der Bruſt die Wappenſchilder ihrer Herren. Auf ihrem Tiſche ſtanden, wie man leicht glauben wird, die meiſten Flaſchen, die auch unter den lauteſten Hurrahs bald genug verſchwanden.

Als die Collation beendigt war, beſtiegen wir wieder unſere Barken, und weil die Ebbe uns begünſtigte und unſere Ruderer tüchtig arbeiteten, ſo hatten wir baldigſt die Chelſea-, Weſtminſter- und Blackfriars-Brücken hinter uns. Die vielen verſchiedenen Gebäude, die Gärten und maleriſchen Landſitze, die uns bei jedem Augenblicke ſo zu ſagen neue Anſichten darboten, verſchafften uns einen bezaubernden Genuß. Die St. Pauls- und St. Martins-Thürme, die Waterloo- und Londonbrücke, die tauſend ſeltſamen Gebäude, die aus dem Waſſer gleichſam aufſtiegen, zeichneten ſich vor uns in wundervoller Perſpektive. Nach der Londonbrücke kamen wir an den Doks mit ihren unzähligen Schiffen vorüber, die, ankommend und abfahrend, die Themſe nach allen Richtungen durchkreuzten. So fuhren wir herab bis zu dem Tunnel, zu deſſen Actionären auch Maſter Johnſtone gehörte, und den er nun mit uns auf das Genaueſte beſah.

Ich mag den oft beſchriebenen Tunnel nicht nochmals ſchildern; man weiß, mit welcher unſäglichen Geduld und Mühe das Rieſenwerk ſo weit gefördert wurde. Wenige Monate vor unſerem Beſuche hatte die Themſe in ihm einen furchtbaren Durchbruch gemacht, und erſt nach mehren vergeblichen Verſuchen, den Bruch zu verſtopfen, war man auf den Gedanken gekommen, das Bett des Fluſſes, wo das Unglück ſtattgefunden hatte, mit theergetränkten Segeltüchern zu belegen. Auf dieſe waren Thonmaſſen geworfen worden, und der Druck des Waſſers hatte hierdurch endlich das Loch verſtopft, und nun war es gelungen, mittelſt Dampfmaſchinen die Gallerieen vom Waſſer zu befreien. Maſter Johnſtone, einer der wärmſten Bewunderer des Tunnels, theilte uns dieſe Einzelnheiten mit. Er hatte allen Arbeiten mit beigewohnt und war Augenzeuge geweſen jener vom jungen Brunel unternommenen unterirdiſchen Reiſe, als man entdeckt hatte, daß in der Gallerie ein ſieben bis acht Fuß hoch waſſerleerer Raum ſich finde, den man benutzen wollte, um bis zur Stelle, wo das Unglück geſchehen, vorzudringen. Dieſe Erzählung, die er uns, als wir wieder in der Barke uns befanden, mittheilte, ſchien mir werth aufbewahrt zu werden. Ich laſſe Maſter Johnſtone ſelbſt reden.

„An dieſem Tage,“ ſprach er, „fand ein ungeheurer Zulauf von Neugierigen ſtatt. Als ich ankam, waren gerade einer von Herrn Brunels Söhnen, Iſambard geheißen, und zwei andere Direktoren der Arbeit bereit, das Fahrzeug zu beſteigen, das ſie in die unterirdiſche Gallerie führen ſollte; dieſe Vorbereitungen wurden unter tiefem Schweigen der verſammelten Menge vorgenommen. Die Mutter des jungen Iſambard war auch zugegen, und ſuchte unter äußerlicher Ruhe die Angſt ihres Herzens zu verbergen. Zahlreiche Arbeiter, die Zeugen dieſer Scene

ſprochener Phyſiognomie, der einen bloßen Dolch in der Hand hielt. Dieſes faſt koloſſale Bild ſtand hinter dem Sitze des Präſidenten in einer großen Niſche. Ich brannte vor Begierde, etwas Näheres von dieſem ſeltſamen Manne zu erfahren; zwei meiner Nachbarn waren endlich gefällig genug, mir mitzutheilen, daß dieſes Standbild einen alten Lord-Major von London, Walworth geheißen, vorſtelle, der auch einſt Zunftgenoſſe der Fiſhmonger geweſen ſey, bei denen zu eſſen ich jetzt die Ehre hätte. Dieſe vornehmſte Magiſtratsperſon Londons hatte mit eigener Hand, unter der Regierung Richards II., den Rebellen-Anführer Tyler getödtet, deſſen ſchwarze Verrätherei den Thron und die Stadt London in äußerſte Gefahr gebracht hatte. Einer meiner Nachbarn, ein reicher City-Handelsherr, der ſchwere Summen im indiſchen Handel ſtecken hatte, gab die fernere Erläuterung: der Dolch, dem Tyler unterlegen, werde wie ein Heiligthum aufbewahrt, und ihm bei ſolchen Feſtgelagen, wie das heutige, die ihn gewöhnlich bedeckende Scheide abgenommen.

„Haben Sie auch ſchon das Haus der Oſtindiſchen Compagnie in Leadenhall-Street geſehen?" fuhr er, mich fragend, fort.

„Ja, Sir!" entgegnete ich; „und habe höchſt ſeltſame Sachen dort geſehen, z. B. Tippo-Saib's Rüſtung, ſeinen Thron und deſſen Baldachin. Doch geſtehe ich, daß ich mit einigem Erſtaunen in einem dem Handel geweihten Tempel ſolche Attribute der unumſchränkten Macht vorfand."

„Dieß kömmt ganz einfach daher, weil die Prieſter dieſes Tempels ſelbſt Souveraine ſind," verſetzte er, „denn ſie ſind unumſchränkte Gebieter in Indien, wo ſie ein weit größeres Land als Großbritannien beherrſchen und weit mehr Unterthanen haben, als der König. Sie wiſſen," fuhr er fort, daß die Oſtindiſche Compagnie das Recht beſitzt, Truppen auszuheben und zu beſolden."

„Dann ſollte ſie aber," meinte Maſter Johnſtone, der heute ſeinen Tag des Widerſpruches hatte, und mir überhaupt ein Feind aller Privilegien zu ſeyn ſchien, „auch beſſer für ihre unglücklichen, ſich ihr aufopfernden Soldaten ſorgen, und ihnen ſo viel geben, daß ſie anſtändig in ihren alten Tagen leben könnten. Noch geſtern erſt, begegnete ich einem ſolchen Unglücklichen, der nach dreißig in Indien zugebrachten Jahren, gezwungen war, die Barmherzigkeit der Vorübergehenden auf öffentlicher Straße in Anſpruch zu nehmen. Wenn die Compagnie alſo Soldaten unterhält, wie kömmt es denn, daß ſie, nach dem Vorbilde der Regierung, nicht auch irgend ein Etabliſſement hat, um im Alter

diejenigen zu pflegen, die in jungen Jahren ihr Blut für ſie verſpritzten.?"

„Dieß würde wohl auf jeden Fall ſtatt finden," nahm ich lächelnd das Wort, „wenn die Oſtindiſche Compagnie ihre Soldaten nicht nur dazu verwendete, ihre Koffer zu füllen; weil aber zwiſchen ihr und ihren Soldaten ein freier Vertrag obwaltet, ſo ſind letztere verpflichtet, für die beſtimmte Summe Blut und Leben auf's Spiel zu ſetzen; und iſt die Summe bezahlt, ſo haben ſie nichts mehr zu fordern."

„Sir," entgegnete der reiche Handelsherr, einigermaßen verletzt, „wenn Sie behaupten, daß die Compagnie ihre Soldaten nur deßwegen hätt, um ihre Koffer zu füllen, ſo laſſen Sie ihr zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Die von der Compagnie in Indien geführten Kriege haben oft keinen anderen Zweck, als jene unglücklichen Völker der Wohlthaten der Civiliſation theilhaftig werden zu laſſen, den Schwachen zu ſchirmen und den Unterdrückten zu retten."

„Da muß übrigens unſere Civiliſation den Chineſen ſehr ſchlecht geſchmeckt haben," fiel Maſter Johnſtone ein, „weil ſie uns noch bis zu dieſer Stunde den Eintritt in das himmliſche Reich verwehren, wenn wir uns nicht jener berüchtigten Ceremonie unterwerfen wollen, die darin beſteht, daß Derjenige, der des Anblicks des erhabenen Kaiſers gewürdigt werden will, neunmal hintereinander den Boden küſſen muß."

Dieſe Unterhaltung wurde durch den Präſidenten unterbrochen, der die Runde um die Tafel machte, um ſich zu überzeugen, ob alle Gäſte zufrieden ſeyen. So kam er auch zu mir, wie zu allen Uebrigen und fragte mich äußerſt artig: „I hope you have made a tolerable diner?" (Ich hoffe, Sie haben ziemlich leidlich geſpeist?)

„Excellent! ganz excellent, Sir!" antwortete ich. „Ich erinnere mich nie in meinem Leben beſſer, noch angenehmer gegeſſen zu haben."

Nach dieſer Ceremonie wurden mehre, mit Roſenwaſſer gefüllte ſilberne Gefäße auf die Tafel geſtellt, in welche jeder Gaſt einen Zipfel ſeiner Serviette tauchte. Als dieſe orientaliſche Abwaſchung vorüber war, wurden einige Toaſte ausgebracht; weil man aber wußte, daß mehre der Geladenen keine große Trinker waren, ſo wurde in dieſem Artikel nicht viel gethan.

Nun überreichte man dem Neuaufgenommenen eine äußerſt ſchöne Bronce-Medaille, die ihm zu Ehren geſchlagen worden war, und die auf der einen Seite das Wappen der Korporation und auf der andern eine Inſchrift zeigte, welche den Jahrestag der Aufnahme des neuen Mitglieds enthielt, nebſt der Legende: „We have adopted him a brother." (Wir haben ihn als Bruder aufgenommen.) Ich als Fremder

empfing auch ein Andenken dieſes ſchönen Tages, und zwar ein kleines, ſehr niedlich gedrucktes Buch, in welchem alle in der Themſe vorkommenden Fiſche, nach Ordnung der zu ihrem Fange am paſſendſten Jahreszeit, verzeichnet ſtanden.

Hierauf begaben wir uns in einen anderen Salon, um Caffee zu trinken, dann kehrten wir in den zum Ballſaale umgeſchaffenen Feſtin-Saal zurück. In Rückſicht auf ſein Alter, beauftragte der Präſident zwei junge Herren, in ſeinem Namen die Honneurs des Balles zu machen. Dieſe entledigten ſich ihres Auftrags zur allgemeinen Zufriedenheit. Ich hatte nun das Vergnügen, Gigs, Réels und Quadrilles mit den Frauen, Töchtern und Couſinen der braven Fishmonger zu tanzen, und wenn ich müde war, ging ich zu den Männern, die in einem anſtoßenden Saale ſaßen, um bei gutem Punſche friedlich zu plaudern. Ich trank und plauderte ſo gut ich konnte, und dieß dauerte bis gegen Mitternacht, wo die Muſik aufhörte, und wir uns zu einem Souper niederſetzten, was wir mit ſo gutem Appetit thaten, als wären wir nicht erſt einige Stunden früher vom Tiſche aufgeſtanden. Nach dem Souper wünſchte ſich jeder mit redlichem Händedrücken gute Nacht und ging heim, um friedlich auszuſchlafen. *)

*) Die Korporation oder Zunft der Fishmonger iſt vielleicht die älteſte in London, und ſehr wahrſcheinlich diejenige, der dieſe gewaltige Stadt den erſten Grund ihrer Größe verdankt. Sie iſt ſehr reich und ſoll ein Einkommen von ſechs bis acht Millionen Franken jährlich haben. Gewiß weiß man, daß ſie ihren Reichthum vortrefflich anwendet, und zwar hauptſächlich zu Unterſtützung armer Fiſcher und Barkenführer, ihrer Greiſe, Weiber und Waiſen, und zur Aufhilfe ſolcher Handelsleute, die durch gute aber unglückliche Speculationen, ohne ſchnelle und großmüthige Hilfe zu Grunde gegangen wären

Noch ungedruckte Briefe Napoleon's.

Folgende Briefe ſind einer, bis jetzt noch ungedruckten Correſpondenz des Kaiſers Napoleon mit ſeinem Marine-Miniſter Decrès entnommen. Im nächſten Monate wird dieſe intereſſante Correſpondenz, zwei Octav-Bände ſtark, in Frankreich erſcheinen. Wir geben die folgenden Briefe in der Ueberzeugung, daß Alles, was von Napoleon kömmt, das allgemeine Intereſſe erregen muß. Auch aus dieſen Briefen ſpricht der Adlerblick, die bündige, beſtimmte Sprache und der eiſerne Wille, welche Napoleon charakteriſiren. Wir fügen nur noch bei, daß dieſe, dem Portefeuille von St. Helena entnommene Correſpondenz, dem Grafen Montholon als Eigenthum überlaſſen war.

Monſieur Decrès!*)

Ich gebe Ihnen keine Ordre für den Admiral Miſſieſſi. Er muß abgegangen ſeyn, wenn Sie ihm beſtimmten Befehl gegeben haben. In fünf Tagen muß er bereit ſeyn. Haben Sie ſich in Ihrer Ordre der „Wenn“ und „im Fall“ und der „aber“ bedient, ſo iſt er nicht abgegangen. Ich habe mit Entrüſtung geleſen, daß er den Diamant**) nicht genommen hat. Was er in ſeiner Correſpondenz mit Villeneuve ſagt, hat keinen Sinn. Ich würde gerne ein Kriegsſchiff

*) Dieſer Brief iſt ohne Datum.

**) Ein ſtark befeſtigter Felſen auf Martinique.

verloren haben, wenn er ſich nur zum Herrn dieſes Felſens gemacht hätte. Wenn er nicht abgegangen iſt, ſo geben Sie ihm meine Unzufriedenheit zu erkennen. Er ſoll ſich nur nicht einfallen laſſen, nach Paris zu kommen, ſondern am Bord ſeines Geſchwaders bleiben. Neben dem Vorwurf, den Diamant nicht genommen zu haben, verdient er auch noch den, nur ſo kurze Zeit in St. Domingo geblieben zu ſeyn, daß er nicht einmal die Blokade aufheben ſah, und daß er keinen Kaper genommen hat; er verdient Tadel, daß er ſich nicht vor dem Kap ſehen ließ, wodurch er eine Diverſion gemacht hätte, und daß er nicht ein Tauſend Säcke Mehl für St. Domingo eingeſchifft hat, obgleich es ihm nicht unbekannt war, daß dieſe Colonie hieran Mangel leidet, ſo wie, daß er nicht das feindliche Geſchütz auf St. Chriſtoph mitgenommen hat. Ich kann nicht begreifen, wie man eine ſo ſchöne Gelegenheit, hundert engliſche Kanonen wegzuführen, unbenützt vorüber gehen laſſen kann. Es wäre dieß eine Trophäe und eine große Hilfe für Martinique und Guadeloupe geweſen. Sie werden ihm einen Verweis geben, daß er meine Befehle nicht befolgt hat, die ich Ihm in meiner Inſtruction ertheilte: Neger-Aufſtände in den feindlichen Colonien zu erregen; und daß er auch jenem Theile der Inſtruction nicht nachgekommen iſt, der ſich auf Neufoundland bezieht. Hätte er es gewagt, vor Barbados zu erſcheinen, ſo würde er den Feinden einen unendlichen Schaden zugefügt haben. Eine derartige Expedition, mit etwas Kühnheit ausgeführt, hätte einem jeden Matroſen nicht vierzig, ſondern 400 Franken Priſengelder eingebracht. Es wäre bei der Lage St. Domingo's ganz natürlich geweſen, ſich für ermächtigt zu halten, tauſend Mann ſtatt fünfhundert auszuſchiffen. Er hätte bedenken ſollen, daß fünfhundert Mann mehr oder weniger für Martinique nichts ausmachen. Mein Wille iſt, daß Sie keine vertraulichen Briefe an meine Admirale, an die General-Capitaine der Colonie und an die See-Präfecten ſchreiben. Alle Erlaſſe eines Miniſters müſſen officiell ſeyn. Benehmen Sie ſich eben ſo gegen den General Lagrange. Da der General Prévost*) nur 400 Mann im Hafen Cabrit hatte, ſo konnte ich hoffen, daß die Inſel genommen werde. Es fehlte nicht an Geſchütz auf Guadeloupe und Martinique. Benachrichtigen Sie den Admiral Miſſieſſi, daß er in vierundzwanzig Stunden einen Courier mit Inſtructionen erhalten werde, um unter Segel zu gehen. Sie werden dieſen Brief am 12. erhalten; Ihre Befehle können am 14. nach Rochefort gelangen. Ich werde dieſe

*) Marechal-de-camp, geſtorben den 15. Juni 1807.

Instructionen morgen an Sie absenden, den 13. können Sie, und den 15. kann dieselben der Admiral Missiessi haben. Er muß daher vor dem 20. unter Segel gehen. Da seine Sendung von der Art ist, daß er aller seiner Lebensmittel bedarf, so soll er mehr nicht als seine volle Bemannung mitnehmen. Wenn Sie indessen glauben, daß ein Hundert Soldaten mehr, im Falle eines Angriffes, ihm eine wesentliche Verstärkung seyn könnte, so sind Sie ermächtigt, sie ihm zu geben. Fügen Sie seinem Geschwader wo möglich noch eine Fregatte oder eine Brigg bei.

Hiermit ꝛc.

Napoleon.

Mainz, den 26. September 1804.

Monsieur Decrès, Marine-Minister.

Ich habe Ihnen meine Absichten, und die Art mitgetheilt, wie ich meine fünf Expeditionen Surinam, Demerari, Essequebo, St. Helena und Domingo ansehe. In dieser Depesche erhalten Sie meine Ansichten in Betreff Indiens. Man muß eines der sechs Transport-Schiffe weglassen, und es durch die Pensée oder durch die Romaine, als Flüte ausgerüstet, ersetzen, das Schiff, den Ocean, vollenden, und daran, wenn es nöthig ist, bei Fackeln arbeiten. Ich denke, dieß ist das einzige Mittel 18,000 Mann einzuschiffen, nämlich 3000 Mann Reiterei, Artillerie, Generalstab und 15,000 Mann Infanterie; 500 Pferde, wovon 200 für die Reiterei, 200 für die Artillerie und 100 für den Generalstab; weniger als das wäre kein Armee-Corps.

Der Ort der Landung, den Sie mir bezeichnen, scheint mir der angemessenste; der nördliche Theil der Bai Lockfully ist, nach meiner Ansicht, der vortheilhafteste Punkt.

Man muß von Brest auslaufen, Irland, außerhalb des Gesichtspunktes der Küsten umschiffen, und es sodann angreifen, wie man ein Schiff, das von Neufoundland kömmt, angreift. Diese meine Ansicht spreche ich nur politisch und nicht seemännisch aus, denn die Strömungen des Wassers müssen den Punkt entscheiden, wo man das Land angreifen soll. Politisch genommen, wäre es besser, einen Angriff auf Schottland zu wagen, als weiter unten. Dieses Manoeuvre wird den Feind aus der Fassung bringen. Sechsunddreißig Stunden nach dem Ankerwerfen muß man wieder die hohe See gewinnen, indem man die Briggs und alle Transportschiffe zurückläßt. Der Volontaire muß seine Kanonen im untersten Schiffsraume haben, und die Armee soll sich

ihrer entweder zu Küſten-Batterien, oder für jeden andern unvorhergeſehenen Fall bedienen. Ueber alles dieß bin ich mit Ihnen einverſtanden, aber die Landung in Irland kann mehr nicht ſeyn, als ein erſter Act. Wenn wir es bei ihr allein bewenden ließen, ſo würden wir uns großen Gefahren ausſetzen. Das Geſchwader muß daher, nachdem es ſich mit allen guten Matroſen der ſechs Transportſchiffe verſtärkt hat, in den Canal eindringen, ſeine Richtung nach Cherbourg nehmen, dort Nachrichten über die Armee in Boulogne einholen, und die Ueberfahrt der Flotte begünſtigen. Wenn, vor Boulogne angekommen, mehre Tage lang ungünſtige Winde wehten, die das Geſchwader wieder in die Meerenge nöthigten, ſo muß es ſeine Richtung gegen die Inſel Texel nehmen; es ſoll daſelbſt ſieben holländiſche Schiffe und ſieben und zwanzig tauſend Mann eingeſchifft finden, welche es unter ſeine Bedeckung zu nehmen und nach Irland zu führen hat.

Eine dieſer beiden Operationen muß gelingen, und dann wird der Vortheil auf unſerer Seite ſeyn, mag ich nur 30 oder 40,000 Mann in Irland haben, und ich mich in England oder in Irland befinden.

Sobald das Geſchwader von Breſt ausgelaufen iſt, ſoll Lord Cornwallis es in Irland erwarten. Erfährt er, daß es nördlich Anker geworfen hat, ſo wird er wiederkehren und es zu Breſt erwarten, man muß daher nicht dahin zurückkehren. Wenn daſſelbe aber, von Irland abſegelnd, günſtige Winde fände, ſo könnte es Schottland umſchiffen, und ſich vor Texel zeigen. Wenn es von Breeſt abſegelt, ſo müſſen die hunderttauſend Mann in Boulogne und die fünfundzwanzigtauſend in Texel eingeſchifft werden. Sie müſſen die ganze Zeit der Expedition eingeſchifft bleiben.

Auf dieſe Art will ich die irländiſche Expedition verſtanden haben, und ich billige ſomit den erſten Theil des Projects bis zur Landung in Irland. Ich erwarte nun den Ihnen abverlangten Rapport, um das Weitere zu beſtimmen.

Den zweiten Theil des Projects müſſen Sie und der Admiral in reifliche Erwägung ziehen.

Nach meiner Anſicht ſollte der Expedition von Toulon und der von Rochefort, die von Irland vorangehen, denn das Auslaufen dieſer zwanzig Schiffe nöthigt den Feind wenigſtens deren dreißig gleichfalls auslaufen zu laſſen. Die Abfahrt von zehn oder zwölftauſend Mann, welche ſehr gut zu bewerkſtelligen iſt, nöthigt den Feind, Truppen auf die wichtigſten Punkte zu ſenden. Wenn ſich die Sachen nach Wunſch machen laſſen, ſo ſollte das Geſchwader von Toulon den 20. Vendemiaire, das

von Rochefort vor dem 10. Brumaire, und das von Breſt vor dem 1. Frimaire abſegeln.

Hiermit ꝛc.

Napoleon.

Trier den 14. Vendemiaire im Jahr XIII.
(6. Octbr. 1804.)

Monſieur Decrès, Marine-Miniſter.

Ich bin ärgerlich über Ihren Brief vom 11. Vendemiaire. Seyn Sie doch Marine-Miniſter. Wie! im Augenblicke, wo man meiner Ankunft in Boulogne entgegenſieht, um mich mit der Expedition zu beſchäftigen, kommt der Commandant der Garde-Marine um ſeine Entlaſſung ein, und Sie billigen ſein Geſuch! Fließt denn kein franzöſiſches Blut mehr in ſeinen Adern? Ich ſchicke Ihnen das Geſuch des Capitäns Daugier *) zurück; Sie werden ihm erklären, daß Sie es nicht an mich eingegeben haben, denn ich will nicht ſagen, was ich thun würde. Daugier iſt nicht kränker als bisher; überdieß muß man zu ſterben wiſſen. Die Bitten und Liebkoſungen ſeiner Frau haben ihn allein zu dieſem Schritte veranlaßt. Als wahrer Marine-Miniſter muß eine ſolche Schändlichkeit in Ihrem Corps an Ihnen eine Schranke finden, und darf nicht bis an mich gelangen. Bedenken Sie, daß dieß das zweite Geſuch um Entlaſſung iſt, das er während des Krieges eingibt.

Hiermit ꝛc.

Napoleon.

Stupinis, den 9. Floreal im Jahr XIII.
(29. April 1805.)

Herr Graf Decrès.

Roſily hat mich gebeten, ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion zu ernennen. Ich kann hierauf nicht eingehen. Miſſieſſi, Gourdon **), Lacraſſe ***), Magan ſtehen in meinen Augen über ihm; er hat daher ſehr Unrecht, mit Bruix, mit Ganteaume, mit Ihnen, mit Villeneuve ſich zu vergleichen. Jeder Schiffscapitän, der ſchon Seegefechte mitgemacht, und nur einiges Verdienſt hat, ſteht in höherer Achtung bei mir, als Roſily. Indeſſen iſt er ein braver Offizier, und noch nicht ſo alt, daß er nicht noch Dienſte auf der See leiſten könnte. Suchen Sie ihn daher

*) Vice-Admiral, geſtorben zu Paris den 12. April 1831.
**) Vice-Admiral, geſtorben zu Paris den 28. Juni 1833.
***) Contre-Admiral.

anzuſtellen, oder mag er bleiben was er iſt; aber daß ich dann nur nichts mehr von irgend einer Beförderung höre. Diejenigen, welche in Paris bleiben, können ſich nicht mit denen vergleichen, die ſich den Gefahren der See ausſetzen; und wenn ſie ſich anmaßen, es doch zu thun, ſo muß man ſie zurecht weiſen, und machen, daß ſie in ſich gehen.

Hiermit ꝛc.

Napoleon.

Paris, den 19. Ventoſe im Jahr XIII.
(10. März 1805.)

Monſieur Decrès, Marine-Miniſter.

Ein Marine-Offizier, Namens Leger, welcher ſeit zehn Jahren nicht auf der See war, war ſo unüberlegt, mich heute früh in der Audienz um die Stelle eines Contre-Admirals zu bitten. Ich konnte ihm meine Entrüſtung über ein ſolch ungeeignetes Geſuch nicht verbergen. Geben Sie ſie ihm nochmals zu erkennen, und verwenden Sie ihn in ſeinem Grade, ſo daß er nicht mehr auf dem Pariſer Pflaſter zu ſehen iſt.

Hiermit ꝛc.

Napoleon.

Lebendige Merkwürdigkeiten.

(Vor-Scenen zwiſchen Görres und Schulmeiſter in Straßburg.)

„Der Herr Abbé verlangt wahrſcheinlich heute Faſtenſpeiſe,“ ſagte die hübſche, junge Aufwärterin im Reſtaurat Kolb, indem ſie mir den Speiſezettel vorlegte.

— Abbé .... Faſtenſpeiſe! Que diable, was ſoll das heißen? entgegnete ich verwundert.

Ein alter retirirter und penſionirter Offizier, mit einem rothen, zwei Zoll breiten Bändchen am oberſten Knopfloche der linken Seite ſeines Habit habillé, nahm das Wort.

„Je vois ce que c'est,“ ſagte er. „Monſieur iſt ein junger Deutſcher, sans doute. In ſeinem Lande d'outre rhin trägt man das Haar à l'enfant; es iſt ſo Mode. Bei uns, en France, iſt es nicht der Gebrauch, ausgenommen bei jungen Geiſtlichen. Mademoiſelle, die nicht l'avantage hat, Monſieur näher zu kennen, hat demnach wohl vorausſetzen müſſen, Monſieur ſey ein Abbé, und da heute Freitag iſt, hat es ihr ganz natürlich geſchienen, daß Monſieur Faſtenſpeiſe nehmen werde.“

Eine dankende Handbewegung und ein c'est fort bien von meiner Seite, für das gelöste theokratiſch-kulinariſche Räthſel, zerbrach zwiſchen Kommandant Düjardin und mir die Eisrinde der Zurückhaltung, welche ſeit den fünf oder ſechs Tagen meines Beſuches im Reſtaurat Kolb beſtanden hatte.

Der Zufall hatte es gefügt, daß wir beide immer in derſelben Stunde, um 3 Uhr Nachmittags, eingetroffen waren; daß wir an wenig von einander entfernten Tiſchen Platz genommen; daß wir während des Eſſens die Zeitungen geleſen; daß die Konſumtion des einen wie die des andern, den Wein mit inbegriffen, nicht 40 Sous (56 kr.) überſtiegen; endlich, daß wir beide, unmittelbar nach dem Eſſen, nach dem Café du Miroir uns begaben, um daſelbſt die im Speiſehauſe begonnene politiſche Lektüre fortzuſetzen.

Wir ſprachen von Deutſchland. Der Kommandant hatte die Feldzüge von 1804 bis 1814 mitgemacht. Eine ſchwere Verwundung auf der Kinzigbrücke, zu Hanau, hatte ihn außer Stand geſetzt, ferner zu dienen.

„Apropos, haben Sie von der Völkerſchlacht reden gehört, die ſich vor einigen Tagen unſer famoſer Spion Schulmeiſter und Ihr deutſcher Savant Görres an der Schindbrücke geliefert haben?“ fragte er.

„Kein Wort; ich vernehme davon das erſte aus Ihrem Munde.“

„So machen Sie Ihrem Landsmanne einen Condolenzbeſuch. Deutſchland iſt in ſeiner Perſon übel zugerichtet worden.“

„Weiß man, was Veranlaſſung gegeben zum Streit zwiſchen beiden?“

„Es iſt mir darüber etwas zu Ohren gekommen. Wenn ich nicht irre, hat Herr Görres in den „Feuerbränden“, oder in den „Pechfackeln“, oder in den „Löſcheimern“, oder in ſonſt einer ähnlich betitelten Zeitſchrift, ſich etwas zu ſcharf über die Beobachtungskunſt und Erforſchungsgabe des napoleoniſchen Hauptkundſchafters herausgelaſſen, und ihn a priori als einen ganz gemeinen und gewiſſenloſen Spion dargeſtellt.“

„Ob Herr Görres an der Redaktion der von Ihnen bezeichneten Journale thätigen Antheil genommen, iſt mir unbekannt. Ich bezweifle es ſogar. Wahrſcheinlicher iſt es, daß der von Ihnen gedachte Ausfall den gegen Napoleon und die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland nicht ohne Erfolg gerichteten „rheiniſchen Merkur“, deſſen Herausgeber Herr Görres geweſen, verunziert habe.“

„Gleichviel. So viel iſt gewiß, daß Schulmeiſter, der hier in Straßburg eine Art von Perſonnage iſt, die etwas lebhafte Kritik ſeines Kundſchafter-Talents ſich ſehr zu Herzen genommen. Er ſchwur hoch und theuer, ſich an dem zu rächen, von dem er ſeine „Ehre“ verletzt vorgab.“

„Und dazu wählte er gerade den Zeitpunkt, wo ſein Gegner ſich genöthigt ſah, hier eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen? *) Meines Erachtens iſt ſolch' Verfahren wenig ehrenvoll. Es ſteht beinahe noch unter dem, was man von einem Menſchen ohne alles Ehr- und Schicklichkeits-Gefühl erwarten durfte.“

„Freilich, freilich, ich ſage nicht das Gegentheil. Aber, écoutez donc, wenn man öffentlich plus bas que terre traktirt wird? ...“

„Wenn man ſolche Behandlung verdient hat, verbirgt man ſich und ſchweigt.“

„Bien, bien. Aber, Frage: hat Schulmeiſter verdient, daß man ihn öffentlich einen Schuft u. ſ. w. nennt? Was hat er gethan?“

*) Wegen der bekannten Schrift: „Deutſchland und die Revolution.“

„Sie werden ſein Gewerbe doch nicht etwa als bloße Schuldigkeit betrachten?“

„Nichts da. Er hat es freiwillig gewählt. Alſo darüber keine Entſchuldigung.“

„Und was weiter?“

„Daß er, nachdem er ſolch' Gewerbe gewählt, ſeine Schuldigkeit gethan, rechtfertigt ihn.“

„Der Einwurf iſt fein. Aber ich nehme ihn nicht an. Auf ſolche Weiſe ließe ſich jede Niederträchtigkeit rechtfertigen. Z. B. nachdem N. ſich einmal freiwillig zum Dieb, oder zum Straßenräuber gemacht, und er nun ordentlich ſeine Schuldigkeit gethan, d. h. Alles geraubt oder geſtohlen, deſſen er habhaft werden konnte, iſt er ein Ehrenmann ...“

„O he, o he, Sie gehen zu weit. Que diable, Sie treiben mich ein wenig in die Enge mit Ihrer Folgerung.“

„Was finden Sie daran auszuſetzen?“

„Ich weiß nicht, ſie ſcheint richtig, vernunftgemäß, und iſt es dennoch nicht. Spione ſind nothwendig im Kriege, manchmal ſogar im Frieden; bedenken Sie nur unſere Fonds secrets und ihre Verwendung.“

Der Kommandant „beweisführte“ noch, als ich ſchon zum Aufbruch gerüſtet ſtand. Ich bat ihn um den Wegweiſer zu Görres Wohnung Seiner nicht gar genauen Erklärung gemäß, mußte ich, jenſeits der Schindbrücke *), die Gegend vom Schiffer- und Niklaus-Staden **), von der Dauphinsgaſſe und dem Metzger-Gießen ***) exploriren.

Mit Mühe fand ich den Verfaſſer der „Organologie“ in einer etwas finſtern, unanſehnlichen Behauſung. Es war im Oktober 1819. Die Witterung geſtaltete ſich kalt, unangenehm. Ich klimmte eine ſchmale, gewundene Holztreppe hinan, wo am hellen Tage eine Lampe nicht überflüſſig geweſen wäre. Unten, im Laden eines Windenmachers, hatte man mich verſichert, Herr Görres ſey zu Hauſe, nur müſſe ich recht ſtark an ſeine Thüre klopfen, die ſeit Schulmeiſters Attentat immer geſchloſſen bleibe, weil er den Kopf mit dicken Binden umwickelt habe. Wirklich mußte ich lange und mit geballter Fauſt pochen, bevor im Innern eine dumpfe Stimme fragte: „Wer iſt da?“

„Ein junger Deutſcher,“ entgegnete ich, „der den Vater der „aſiatiſchen Mythengeſchichte“ zu begrüßen wünſcht.“

*) Unanſehnliche hölzerne Brücke über die Ill, im Innern der Stadt Straßburg, auf der Hauptſtraße von Paris nach Deutſchland. Im Mittelalter wurden von dieſer Brücke die zum Ertränken verurtheilten Uebelthäter hinabgeſtürzt; daher ihr Name „Schind- oder Schinderbrücke.“

**) Geſtade oder Quai.

***) Wahrſcheinlich floß ehemals ein Kanal oder Abzugsgraben durch dieſe ziemlich breite Straße; daher die Bezeichnung „Gießen.“

„Treten Sie ein. Sie finden mich körperlich leidend. Ein elender Menſch, ein gewiſſer Schulmeiſter, der berüchtigte Spion, von dem Sie ohne Zweifel ſchon reden gehört, hat mich in meiner Wohnung banditenmäßig überfallen. Weil ich von ihm geſagt, was die reinſte Wahrheit iſt, hat er auf Gaſſenbuben Weiſe an mir Rache üben wollen. Aber er iſt übler bei ſeinem Kalabreſenſtreiche weggekommen, als ich. Wenn ich ihn nicht habe verhindern können, daß mir Kopf und Geſicht mit einem großen Schlüſſel, oder einem andern Dinge von Eiſen, zerackert wurden, hat er ſeinerſeits auch die Schwere meiner Fäuſte gefühlt und beim Abſchied die Stufen meiner Treppe nicht gezählt, weil ich ihn, Kopf oben Kopf unten, hinabgeworfen habe.“

Der arme Görres hatte den größten Theil des Geſichts mit blutunterlaufenen Flecken, mit Quetſchungen und Wunden bedeckt. Auf ſeinem Kopfe lag ein Pflaſter neben dem andern. Schulmeiſter ſchien ſich bemüht zu haben, ſeinem Gegner den Schädel einzuſchlagen. Ich fühlte mich vom lebhafteſten Unwillen gegen den einen, wie vom herzlichſten Bedauern gegen den andern ergriffen.

Wir ſprachen von den Beweggründen, die Görres vermocht, Koblenz zu verlaſſen und ſich nach Straßburg zu flüchten.

„Man hat in Berlin die eigentliche Tendenz meines Buches „Deutſchland und die Revolution“ mißverſtanden,“ ſagte er. „Nie habe ich die Abſicht gehabt, dadurch zum Aufruhr zu reizen. Mein Streben ging allein darauf hin, eine drohende Gefahr anzudeuten und ſie zu charakteriſiren. Ich werde meine Gedanken in einem andern Werke erläutern, ſie umſtändlich auseinander ſetzen *). Man wird mir, hoffe ich, alsdann Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich bin kein Revolutionär. Ich will Deutſchland nicht in den Abgrund der Anarchie verſenken. Aber ich will Recht und Vernunft. Was verfolgt man in mir? Meine Beharrlichkeit, meine Folgerichtigkeit. ...“

Als Görres auf ſolche Weiſe ſich ausdrückte, hatte er ſeinen „Udligenſchwyler Handel“ noch nicht geſchrieben, war er noch nicht einer der Häuptlinge der katholiſchen Legitimen. Ludwig von Haller's Buch: „Reſtauration der Staatswiſſenſchaft“ war ihm noch ein Greuel.

„Der Menſch iſt großartig in ſeiner Kleinlichkeit,“ ſagte er, von dem Verfaſſer des obgedachten Werkes ſprechend, „eine Mücke, die den Löwen umſummt. Das Volk achtet auf ſolch' fades Geſchwätz gegen den geſellſchaftlichen Vertrag nicht. Wenn man es in den höheren Regionen eraltirt, ſo iſt das ganz natürlich. Haller wirft ſich zum Verfechter

*) Wahrſcheinlich bezog ſich dieſe Aeußerung auf das zwei Jahre ſpäter erſchienene Werk: „Europa und die Revolution.“

des göttlichen Rechtes der Regenten und Optimaten*) auf. Das ist des Berner Patriziers würdig; ich finde daran nichts auszusetzen. Waat und Aargau gehörten Ihren Excellenzen von Bern, durch das Recht der Eroberung. Sie können sich noch nicht daran gewöhnen, ihre fetten Landvogteien von Lausanne, Romainmotiers, Lenzburg ꝛc. aufgeben zu müssen. Aber daraus folgern zu wollen, daß es gar keinen gesellschaftlichen Vertrag, keine „übertragene Gewalt" gebe, daß der Grund aller Herrschaft in der natürlichen Ueberlegenheit beruhe, ist geradezu abgeschmackt."

Görres schien mir ein Mann von vierzig und einigen Jahren, in der vollen Reife seines Talentes, wie seiner körperlichen Kraft. Er war groß, wohlgewachsen, und hatte, der erlittenen Verletzungen ungeachtet, ein ausdrucksvolles Gesicht. Seine Sprache war entscheidend, ruhig, fest. Die allgemeinen politischen Angelegenheiten Europa's, vorzüglich Deutschlands, wurden von ihm ziemlich treffend und richtig gewürdigt. Hätte damals mir jemand gesagt, er werde im Gange der Zeit seinen Gegner Haller überbieten, noch absoluter werden als dieser — ich hätte ungläubig den Kopf geschüttelt, um so mehr, als er zu mir sagte: „Geben Sie Acht, Haller restaurirt sich am Ende noch selbst. Er glaubt bis jetzt nicht genug Aufsehen erregt zu haben; man fängt an, ihn zu vergessen. Ich wette hundert gegen zehn, er ahmt die Schlegel und Stollberge nach, und glaubt es sich selbst, wie seinen legitimen Grundsätzen schuldig zu seyn, Katholik zu werden. Ich selbst bin Katholik. Aber eben so schaamlos als mir ein Mensch scheinen würde, der auf öffentlichem Markte ein anderes Hemd anzöge, eben so verächtlich ist in meinen Augen jeder, der durch förmliche und feierliche Abschwörung der Religion, in der er geboren und erzogen worden, sich berühmt zu machen vermeint."

Er hatte Recht. Schon nach einigen Monaten wurde Haller's Uebertritt, oder wie er in der Rechtfertigung seines Verfahrens sagte, seine Rückkehr in den Schooß der römisch-katholisch-apostolischen Kirche ruchbar.

Nicht besser, wie über Haller, war Görres über Ad. Müller, Verfasser der kurz vorher erschienenen „Elemente der Staatskunst" zu sprechen. An Friedrich von Schlegel dagegen wußte er Manches zu loben. Was er über ihn sagte, rechtfertigte sich gewissermaßen durch die bald nachher zu Wien an's Tageslicht tretende Zeitschrift „Konkordia." Jancke war noch wenig bekannt, Ancillon's Werk „über Staatswissenschaft" war noch unter der Presse, Hegel hatte noch nicht bewiesen, daß „was wirklich ist, auch vernünftig ist." Man wußte damals noch nicht, daß die wirkliche sittliche Welt der Staat sey, das Reich Gottes auf Erden....

Am Tage nach meinem Besuch bei Görres fragte ich den Komman-

*) Der Aristokratie und der Geistlichkeit.

danten Düjardin, ob es nicht möglich ſey, Schulmeiſters anſichtig zu werden, ohne perſönliche Bekanntſchaft mit ihm zu machen, ohne auf irgend eine Weiſe durch ſeine Neugier ſich zu kompromittiren.

„Machen Sie einen Spaziergang nach dem Entenfang," entgegnete er.

„Aber wo und was iſt der Entenfang?"

„Eh dono, der Entenfang iſt Schulmeiſters Landgut. Er hat es vor Kurzem gekauft, und, wie ich glaube, den Namen in Meinau umgeändert. Am Ende will er ſich gar zum Wiedertäufer machen."

Der Kommandant gewann, vor Lachen über ſeinen eigenen Witz, kaum Zeit, mir anzudeuten, welchen Weg ich verfolgen müſſe, um nach dem bezeichneten Landgute zu gelangen. Ich benutzte den erſten angenehmen Herbſttag, um den kleinen Ausflug zu unternehmen. Zum Spitelthore hinaus, über den ſechs Minuten von der äußeren Zugbrücke entfernten Wuhrgraben (in Straßburg volksgebräuchlich Hurgraben genannt), der die Ill mit dem Rhein verbindet, den erſten äußern Umſchluß des alten reichsſtädtiſchen Straßburgs bezeichnet, aber nicht ſichtbar iſt, darauf am grünen Jäger (Spatzenhaſen) und der Schachenmühle vorüber, erreichte ich in einer halben Stunde (vom Thore hinweg) eine ſchnurgerade Allee junger Platanen, die, links von der Straße nach Baſel, in zehn Minuten zum Entenfang oder zur Meinau führte.

Man war im Bau eines Hauſes begriffen, das ſeitdem ein Muſter von Geſchmackloſigkeit, übler Einrichtung und barbariſcher Verſchwendung geworden iſt. Man denke ſich ein Gebäude, das weder ein Haus, noch ein Pavillon, noch ein Tempel, noch ein Thurm, aber etwas von dem Allem iſt. Durch eine Thür auf ebenem Boden tritt man in ein mittelmäßig großes Zimmer, das einen Saal vorſtellen ſoll, und das ſo unzweckmäßig, ſo unbequem als möglich eingerichtet iſt.

Links und rechts neben der Thüre dieſes Unter-Gemaches ſteigen breite ſteinerne Treppen hinan, die man großartig zu machen ſich bemüht hat und die nur lächerlich ſind, ihrer Steilheit und ihres im oberen Theile gebrochenen Rechtwinkels wegen, vermittelſt deſſen man unter eine Art Vorhalle gelangt, die von vier hohen Sandſtein-Säulen getragen wird, und über die ſich ein zugeſpitzter Giebel erhebt, der einem dreieckigen Hut vom lauterſten Styl täuſchend ähnlich iſt. Zu beiden Seiten des Quaſi-Tempels, der nichts als ein einziges Zimmer enthält, fallen ziemlich ſteile Dächer ab, das breitere Untergebäude deckend, das man nach Belieben für ein Wachthaus, eine Remiſe oder eine Weinpreſſe halten kann, weil es von dem Allem etwas hat.

Rechts und links neben dieſem ſonderbaren Bau, der nach einem eigends von Schulmeiſter entworfenen Plane aufgeführt worden, und

den man in Straßburg „den Tempel der Unvernunft“ nennt, befinden ſich rechts und links einige Oekonomie-Gebäude, Stallungen, Gewächshäuſer ꝛc., einen ziemlich großen, mit Kies bedeckten Raum umſchließend, der weder ein Ehrenhof, noch ein Platz, noch eine Promenade, wenn gleich etwas von dem einen und dem andern iſt.

Hinter dem Hauptgebäude iſt ein Teich, weiterhin ein Graben, der vom Rhein ſich gegen die Schachenmühle und gegen die Ill zieht. Er durchſchneidet den im engliſchen Geſchmacke angelegten kleinen Park, unſtreitig den angenehmſten Theil des ganzen Grundſtückes. Obſchon auch er durch einige ſchlechte Bildſäulen vom übelſten Geſchmack und eine lächerliche Einſiedelei entſtellt wird, iſt es dennoch dem Eigenthümer nicht gelungen, ihn aller von der Natur ihm verliehenen Reizes zu berauben.

Ich ſah Schulmeiſter nicht. Er war in der Stadt, vielleicht noch an den im Vorkampfe erhaltenen Verletzungen laborirend. Erſt vierzehn Jahre ſpäter traf ich ganz von ungefähr mit ihm zuſammen. Ich verließ Straßburg gegen die Mitte Novembers 1819, und kehrte 1832 nach dieſer Stadt zurück. Auf einem Spaziergange durch den ſogenannten Neuhöferwald verirrte ich mich am krummen Rhein, und ſtreifte lange umher, ohne einen Ausweg zu finden. Mein Ruf wurde aus einiger Ferne beantwortet. Ich ſchlug mich in der Richtung durch's Gebüſch, und befand mich, nach etwa zehn Minuten, einem ältlichen Manne von unterſetzter Geſtalt gegenüber.

Er war zu Pferde, begrüßte mich mit zuvorkommender Miene, und fragte mich, wohin ich eigentlich wolle? Auf meine Erwiederung: „Nach Straßburg;“ ſagte er: „Kommen Sie mit mir, ich will Sie auf einen Weg bringen, wo Sie ſich nicht mehr verirren können.“

Wir ſprachen von den verſchiedenartigſten Dingen. Der Mann ſchien unterrichtet und welterfahren. Der Blick ſeiner hellgrauen Augen war fein und ſcharf, obgleich auffallend umſchleiert und wie von unten her beobachtend. Der Ton ſeiner Stimme hatte etwas Unſicheres, etwas zwiſchen Verſteckheit und Offenherzigkeit Schwankendes. Er ſchien nur vor ſich hinzublicken, und doch bemerkte ich, daß er in einer Secunde mein ganzes Individuum, vom Scheitel bis zur Ferſe, gemuſtert hatte. Sein von grauer bis zur weißen Farbe überſpielendes Haar verlieh ihm kein ehrwürdiges Anſehen. Es war etwas in ſeinem ganzen Weſen, das Unerſchrockenheit und Scheu, Trotz und Zurückhaltung in ihm zum heterogenſten Bunde zu vereinen ſchien.

Warf ich eine Frage auf, ſelbſt über den allereinfachſten und gewöhnlichſten Umſtand, ſo beantwortete er ſie nicht direct, ſondern mit einem Umſchweiſe, oder er warf eine Gegenfrage auf, die mich inner der Formen eines Verhörs feſthielt. Wendete ich mich gegen ihn, und ließ ich meinen

Blick unverwandt auf ihm ruhen, ſo entſchlüpfte er mit dem ſeinigen auf eine faſt unmerkliche Weiſe, indem er ſich entweder mit ſeinem Pferde Beſchäftigung gab, oder ſein Schnupftuch vor's Geſicht führte, oder an ſeiner Kleidung etwas zu muſtern fand.

Um mich zu betrachten, wendete er ſich nicht unmittelbar zur Seite, er ſchlug vielmehr zuerſt mit der Reitpeitſche gegen ſeinen Stiefel, bis die Augen der Richtung des Schlages folgten und heftete ſie, ſchneller als der Blitz, auf meine Perſon. Auf gleiche Weiſe zog er ſie wieder zurück. Deutete ich ihm etwas auf einer Seite an, ſo unterließ er nie, ſich nach der entgegengeſetzten zu wenden, um flüchtig, ohne ſich das Anſehen zu geben, als beobachte er den bezeichneten Gegenſtand, davon Notiz zu nehmen.

Wir erreichten des Waldes Ende. Bei einem ſteinernen Kreuze hielt der Reiter ſein Pferd zurück und ſagte:

„Sie können jetzt rechts gehen über die Rheingraben-Brücke und die zerſtreuten Häuſer von Neuhof, gegen den Polygon, durch's Ratzen-Dörfel und an Baldners Garten vorbei. Oder Sie können mich noch eine Viertelſtunde begleiten, wonach ſie auf die große Straße von Straßburg nach Baſel kommen. Auf beiden Seiten beträgt die Entfernung bis zur Stadt ungefähr eine Stunde.“

Dem letzten Wege den Vorzug gebend, gelangte ich bis in die Nähe von Meinau.

„Ich muß Sie hier verlaſſen,“ ſagte mein Begleiter, und, auf das vor uns liegende Landgut deutend, fügte er hinzu: „Dort iſt meine Wohnung.“

Es war augenſcheinlich, mein Zurechtweiſer war Schulmeiſter in eigener Perſon. Ich bewahrte Kraft genug über mich, den Eindruck, welchen eine ſo plötzliche Entdeckung machen mußte, nicht zu verrathen.

„Sie ſind der Eigenthümer dieſes angenehmen Gutes?“ bemerkte ich mit einem Tone, der vorher zu verkünden ſchien, daß auf eine bejahende Antwort ein verbindliches Compliment folgen werde.

„Wie Sie ſagen,“ entgegnete er. „Gefällt es Ihnen?“

„Ich habe ſchon heute früh ſeine freundliche Lage, ſeine maleriſche Gruppirung bewundert. Wie nennen Sie es?“

„Meinau oder meine Au. Es hieß früher Entenfang. Aber eigentlich rührt die ganze gegenwärtige Einrichtung von mir her. Stoßen Sie ſich nicht an meinem Namen, ſo kommen Sie einmal nach Meinau.“

„An Ihrem Namen mich ſtoßen? Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Ich heiße Schulmeiſter,“ ſagte er mit einem halb ironiſchen, halb ſtolzen Lächeln.

Mit der Hand grüßend und rufend: „Ich bedanke mich!“ ſchritt ich raſch durch die lange Allee der großen Straße zu.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Berlin, im Juni.

Das Neueste, was uns literarisch hier in Anspruch nimmt, sind „die Vorlesungen über die Entwicklung der Poesie in ihrer welthistorischen Bedeutung.“ gehalten von Herrn Dr. Fortlage aus Heidelberg, der schon bei Ihnen in Stuttgart ein Declamatorium aus dem Koran und demnächst in Dresden dieselben Vorlesungen über Poesie hielt. Ich gehe um so lieber an einen kurzen Bericht über diesen Gegenstand, als es nächst den übrigen Lesern Ihrer Zeitschrift einen großen Theil der Berliner interessiren muß, außer dem gedruckten Prospectus etwas Näheres zu erfahren, was sie sich mit Berufung auf die bekannten evangelischen Gründe: Ich habe ein Weib genommen; ich habe ein Joch Ochsen gekauft ꝛc., selbst einzusammeln nicht bewogen gefühlt haben. Herr Dr. Fortlage hat nämlich an die 500.000 Berliner etwa 20 Billets untergebracht, was, bei allem Respekt vor der Intensivität dieser 20, eben nicht geeignet scheint, die Entwicklung der Poesie zu befördern. Auch dies mußte berührt werden, obgleich dieser Fehler so alt ist wie Deutschland und seine blonden Haare und renommirte Treue. Herr Fortlage ist ein mit den ausgezeichnetsten Kenntnissen der Weltliteratur, einer schönen Combinationsgabe der scheinbar verschiedensten Momente, und einer sinnigen Beurtheilungsgabe der poetischen Größen begabter Philosoph. Frei von jeglicher störenden Einmischung und Parteiung bei den jüngern und jüngsten Debatten, hat er es lediglich mit der Sache und deren objektivem Ganzen zu thun, wiewohl man ihm das mitfühlende Herz für das Centrum der Wahrheit auch in dieser Beziehung nicht absprechen kann. Er begann mit einer guten Charakteristik der antiken und modernen Ideale der Poesie, wobei er gleichweit von der Scylla allzu terminologischer Diatribe, wie von der Charybdis einer mundgerechten Popularität sich entfernt hielt; welchen Vorzug wir überhaupt mit geringen, ich möchte sagen unvermeidlichen Ausnahmen seinen Darstellungen nachzurühmen haben. Vom Bilde einer poetischen Strömung durch das Gebiet der Weltgeschichte ausgehend, zeichnete er mit treffenden Linien die auseinander gehenden Richtungen, und in diesen die sich zerspaltenden und wiedervereinigenden Flußbetten der Poesie, und ging dann zur heidnischen Poesie über, deren Folie er richtig, als in den heidnischen Religionen beruhend, angab. Die drei Formen der altpoetischen Idee als die drei Kunstideale des Indischen oder Phantastischen, des Hebräischen oder Musikalischen, des Griechischen oder Harmonischen bezeichnend, ging er sodann zu China's heiterm Blumenleben, seiner gleich der ebenmäßigen Umzirkelung aller Staats- und Lebensverhältnisse planen Kunstschöpfung, seiner Reichsgeschichte, seinem lyrischen Schi-King und seiner Dramen- und Romanen-Literatur über, und stellte als poetischen Contrast das geheimnißvoll mystische, hieroglyphisch ernste Aegypten mit seiner Poesie des Todes gegenüber. Darauf folgte Indien mit seinen wildverschlungenen, phantastisch symbolischen Arabesken, seiner Beschauungsweisheit, seinem den Stoff als unzureichenden, in's Fratzenhafte

verzerrenden Humor. Beim Griechenthume ging er vom Bild des leidenschaftlosen, ideelle Ruhe repräsentirenden Wassers aus. Die griechische Plastik zeigte ihm nicht etwa Ruhe ohne Leidenschaft, sondern Leidenschaft in der Ruhe der Form; wo ein reißender Weltschmerz zur Schönheitsstille Alles verklärender Form sich gestaltet, äußerlich befriedigt, während innerlich der Widerspruch ungelöst bleibt. Das hebräische oder musikalische Ideal zeigte er in Psalmen, Propheten und Theophanien manifestirt, und in einem Anhange die christliche Hymnenpoesie als aus dem griechischen und hebräischen Ideale in ihrer Vereinigung entstandene Schöpfung. Sodann führte er uns die arabische als Mischung des indischen und hebräischen Ideals in den Gestalten Muhameds und seines Korans, Montenebbi's und Hariri's an den geistigen Augen vorüber in Zusammenstellung mit der persischen Poesie. Darauf gelangten wir zum Uebergange zwischen alter und neuer Welt, zum nordischen Heidenthum, zu Ossians Haide- und Nebelgestalten mit den in's Romantische spielenden grotesken Klagen um die Gefallenen, zur Edda mit ihrer kolossalen, an's Indische erinnernden Phantasie, besonders in kosmologischer Hinsicht, zur deutschen Iliade, dem Nibelungenliede mit seinen centnerschweren Rachegestalten, seinen biderben keuschen Helden, seinem erdrückenden Morden und Würgen.

Die Poesie in ihrer modernen Gestalt datirte Herr Fortlage von dem Ideal der Liebe her, zeigte wie dies Ideal erst in konkreter Erfüllung hier zu Tage komme, wie seine einzelnen Momente in den frühern Formen der alten Welt aber blos Momente ohne Herausbildung des ganzen Begriffs geblieben, und wie diese ganze Idee in Minnesängern, Dante's göttlicher Comödie, Petrarca's Laura-Sonetten, Tasso's befreitem Jerusalem, Ariosts rasendem Roland und Calderons zauberischer Zenobia sich verkörpern.

So weit ist Herr Fortlage gediehen, indem ich dieses niederschreibe; er wird uns noch Cervantes und Shakespeare, sodann die neue deutsche Poesie vorführen, und mit den Strebepunkten der neuesten Poesie schließen. Zahlreiche Proben als Belege der geschilderten Poesieströmungen las Herr Fortlage in metrischen Uebersetzungen, — und wir hatten so in ihm und seinen Leistungen einen würdigen Anhaltspunkt und Anfang für ästhetische Bemühungen dieser Art, mit denen Herrn Dr. Kourseaus anmaßende Versuche am Rhein gar nicht verdienen in Vergleich gestellt zu werden. Am Aeußerlichen des Fortlagischen Vortrags verdient allerdings eine Monotonie und Einfarbigkeit gerügt zu werden, die freilich den Interessirten nur als zu überwindendes Hinderniß anfänglich stört, den zu Gewinnenden aber, wenn ein solcher Fall zu denken ist, hart abstößt. Soll einmal Lob und Tadel seyn, so möchte ich noch berühren, daß neben den schön durchgeführten Strömungen der Poesie die Charakteristik ihrer Träger, die Abrundung der welthistorischen Dichterpersönlichkeiten nicht übel und sehr zu wünschen gewesen wäre, was allerdings Herr Fortlage ziemlich außer Augen ließ. Die Idee krystallisirt sich an ihrem Träger, und Einzelnheiten, wiewohl man sie zu ausgedehnt bei summarischen Darstellungen nicht verlangen kann, sind doch ein nothwendiges Ingredienz. Die Vorlesungen werden demnächst bei Cotta in Stuttgart erscheinen, und es sollte mir angenehm seyn, durch diesen kurzen Ueberblick dazu beizutragen, einem Manne wie Dr. Fortlage vorläufige Achtsamkeit erweckt zu haben.

Eine schärfere Feder als die unsrige, eine geistreiche und als solche anerkannte, Herr Dr. Laube, wird wahrscheinlich in der Allgemeinen Zeitung auf die Vorlesungen würdig aufmerksam machen, und wir empfehlen diesen Bericht mit bestem Gewissen vorläufig.

Nächstens werde ich in kurzen Umrissen und Charakteristiken unser Berliner Theater der Europa vorführen, die unwichtigen Einzelnheiten aber einer allgemeinen Würdigung und Hinweisung auf die Gegenwart und das Hoffen einer Zukunft weichen lassen.

E. v. d. H.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

II.

Mit der Beziehung auf Hegel hat es freilich große Schwierigkeiten, und wie könnte man sie dennoch vermeiden? Bei einzelnen Doctrinen, für Politik, Theologie, Aesthetik, Geschichte läßt sich der Standpunkt der Philosophie heranziehen, ohne daß man nöthig hat, eine Kenntniß des ganzen Wesens der Lehre, kurz des Universums, das hier Beachtung und Verständniß fordert, vorauszusetzen. Im Einzelnen kann man sich an Resultate halten oder den Hauptgang des Gedankens in allgemein faßliche und selbst gangbare Anschauungsweisen umsetzen. Anders ist dies, sobald man sich auf Hegel als auf eine Totalität beruft, die Literatur, den Geist, die Welt mit ihr in Verbindung setzt oder

gedacht wissen will — da fühlt man sich beim besten Willen dem gewöhnlichen Leser gegenüber fast rathlos. Von Spinoza, von Kant, von Schelling haben sich gewisse, wenn schon nur äußerliche und zum Theil unglaublich triviale Begriffe unter die Gebildeten geschlichen. Eine dunkle Ahnung dessen, was diese Männer lehrten, ist aber doch nicht zu verkennen, und die Tradition des unmittelbaren oder mittelbaren Eindrucks, den ihr System auf die Denkart, den Glauben, die Staatsansicht der nächsten Zeit hervorbrachte, hat sich bis in die Gegenwart herein lebendig erhalten. Die Lehre Kants insbesondere hatte eine exoterische Seite, wo sie direkt in die Zeit eingriff. Auch der Zeitgeist verklärte sich in ihm, und dies bewirkte, daß man anfing, von der Philosophie überallhin sofort Aufschluß und Erklärung zu erwarten. Von einem System ging man an's andere. Schelling war der letzte Glückliche, dessen Worte auch von denen belauscht wurden, die sie nie verstanden. Ehe aber Hegels Ruf nur unter den Männern des Faches sich ausbreitete, war die Nation schon in eine andere Epoche geschleudert, die Befreiungskämpfe waren durchgemacht; einmal vom Leben gepackt, entschlug man sich aller Hoffnungen, die man auf Philosophie gesetzt hatte. Die Theilnahme minderte sich unendlich. Kam noch der Umstand dazu, daß die Physiognomie des Hegel'schen Systems für den Laien gewiß nicht einladend war, daß man an diesem Geiste alle jene Anhaltspunkte vermißte, welche das subjective Element, das an seinen Vorgängern haftete, dem gemeinen Verstande oder der Phantasie übrig gelassen hatte, sah man sich so wie vor eine Geheimschrift gestellt, für die, wie für Hegels Dialektik dem nicht philosophischen Leser der Schlüssel fehlt, so gab man die Hoffnung und beinahe das Interesse ganz auf. Die Gelehrten, die Schriftsteller, die Belletristen, gewiß eben so unkundig dessen, was hier vorlag, als die Nation, sangen das unendlich alte Lied von der Nichtigkeit, von der Scholastik, von der Verdunklung der Philosophen, und die Köpfe, die etwa noch rüstig gewesen wären, nach Verständniß zu ringen, wurden träge und schliefen dabei ein. Nur die Mißverständnisse, die gröbsten, ärgerlichsten, perfidesten Mißdeutungen erhielten eine vorübergehende Popularität. Man wird aber doch endlich aufhören, eine Angelegenheit zu besprechen, die man nicht kennt, wenn man, wie es geschehen ist, noch immer das Unglück hat, sie heute des Servilismus, morgen der Freigeisterei anklagen zu müssen. Sind wir denn nicht lächerlich?

Trotz der außerordentlich verminderten Theilnahme, trotz der natürlichen und künstlich hervorgerufenen Hindernisse, die der ächten Philosophie immer im Wege waren, und sie nur langsam in die Weltanschauung, in die Bildung einziehen lassen, steht es doch gegenwärtig mit der sicheren und nachhaltigen Wirksamkeit der Philosophie und besonders Hegels über alle Erwartung gut. Vieles habe ich schon angedeutet. Nicht der geringste Vortheil für die Zukunft ist es, daß diejenigen Schriftsteller und Geister, die nur irgend auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen wollen, wenigstens mit Respect oder mit Decenz von einer Philosophie sprechen müssen, die ihnen so fremd wie ein böhmisches Dorf ist. Es ist ein panischer Schrecken über die Ignoranten gekommen, seit die Niederlage einer berüchtigten Schamlosigkeit unserer Literatur sogar populär geworden ist!

Dennoch findet man sich noch immer in der schwierigen Situation gegenüber dem Publicum, von der ich ausgegangen bin. Will man die literarischen Erscheinungen nicht gänzlich auf der Oberfläche betrachten, so kann man die Rücksicht auf das philosophische System, das nun einmal sich als das allein wirksame, wahrhaft bewegende und somit wirklich herrschende bewährt, durchaus nicht entbehren. Wie aber dem Publicum im Allgemeinen ein Licht über diesen Gegenstand anzünden? Da geht es denn wie mit so vielen Dingen, von denen die Leute nichts wissen. Man muß letztere zwingen, an der Beziehung Theil zu nehmen, sie mögen wollen und verstehen oder nicht. Bald

hier, bald da fällt doch ein Strahl der Erleuchtung in ein bisher unempfängliches Hirn, und erweckt eine schlummernde Kraft. In dieſem Sinne ſchrieb einſt Leibnitz an den Abbé St. Pierre, der die Idee des ewigen Friedens in einer Schrift wieder in Erinnerung gebracht hatte, gleichſam als Troſt: „Cependant il est toujours bon d'en informer le public; quelqu'un en pourra être touché quand on y pensera le moins.

Semper tibi pendeat hamus,
Quo minime reris gurgite piscis erit.“

Es kommt nur darauf an, daß die Leſer, wenn ſie die Bezugnahme auf Hegel ſich nur entfernt oder gar nicht anzueignen wiſſen, wenigſtens ſonſt nicht mit leerem Magen vom Tiſche des Autors weggehen. Soll ich etwa die Worte des Leibnitz verdeutſchen? Welche Frau läſe denn Jean Paul Friedrich Richter, wenn ſie Alles verſtehen müßte!

Von dem allgemeinen Inhalt und den Reſultaten der Hegel'ſchen Philoſophie dem gebildeten, aber doch nicht an das philoſophiſche Denken hinangekommenen Menſchen nur eine Vorſtellung zu verſchaffen, iſt ſchon eine Aufgabe, der ſich rückſichtlich des geſammten Umfangs der Lehre nicht leicht ſelbſt ein Kundiger unterziehen wird, wenn er ſich die Philoſophie nicht zur eigentlichſten Beſchäftigung gemacht hat. Es gehört die größte Vertrautheit, die geübteſte Beweglichkeit, die vollkommenſte Herrſchaft auf dem Terrain dazu. Welchen großen Vortheil jedoch ein ſolcher Verſuch, nicht die Erkenntniß mitzutheilen, denn die kann man nur ſelbſt erringen und beſitzen, nein nur die Hauptreſultate des Syſtems zu popularisiren, dem geiſtigen Verkehr überhaupt bringen müßte, iſt nach dem vorher Geſagten ſonnenklar.

Ein ſolches Verdienſt hat ſich nun jüngſt in Bezug auf die Philoſophie Hegels ein junger Gelehrter, Namens Mager, wahrſcheinlich von der franzöſiſchen Colonie in Berlin, in ſeinem Schriftchen: „Brief an eine Dame über die Hegel'ſche Philoſophie“ (Berlin bei Morin 1857) erworben. Einen ſo gelungenen Verſuch, Hegel zu popularisiren, konnte man bis jetzt nicht aufweiſen, und es iſt dies treffliche Büchlein allen Freunden des Denkens, der Literatur und des Fortſchritts abſonderlich zu empfehlen. Der Verfaſſer gibt die Reſultate des Syſtems in kurzen Umriſſen, nach den Theilen der Encyclopädie, in der Weiſe der dialektiſchen Methode, und ſo weit mit Hegels Worten wieder, als ſein Ausdruck auch dem nichtphiloſophiſchen Leſer verſtändlich iſt. Mager iſt wirklich unerwartet verſtändlich, voll liebenswürdiger Beweglichkeit, ein geiſtreicher und, wie Wenige, witziger Kopf. Er ſchnurrt das Ding ſo an den Fingern ab, daß es eine Luſt iſt. Jedenfalls hat er den literariſchen Verhandlungen der Gegenwart damit einen ganz vortrefflichen Anhalt geboten. Ob man auch jetzt nichts davon verſtehen wird? Höchſt wahrſcheinlich werden es noch immer nur Wenige. Allein den halbphiloſophiſchen Wiſſern und Widerſachern der Lehre war eine ſolche Erhellung ſchon darum zu wünſchen, daß ſie wenigſtens den abgeſtandenen Kram von Vorurtheilen und Dummheiten mit gutem Gewiſſen nicht nochmals auffriſchen dürfen. Eines dieſer Mißverſtändniſſe nach dem andern weiß der Verfaſſer auf geſchickteſte Weiſe in ſein Nichts zu verflüchtigen.

Aus einer Stelle des Buches möchte man vermuthen, daß der Brief an die berühmte Bettina Goethe's gerichtet und für ſie geſchrieben iſt. Ein rüſtiges Weib fürwahr, wenn es noch in ältern Tagen das Streben, ſich die höchſten Erſcheinungen der Zeit anzueignen, alſo die Empfänglichkeit des Kindes, bewahrt!

Zwei andere Stellen aus der Schrift will ich hier am Schluß anfügen. Warum ich auch die zweite gebe, wird man theils errathen, theils aus ſpätern Artikeln deutlicher wahrnehmen. Um Menzels willen ſtehen ſie nicht da, denn das hieße Waſſer in den Ocean der allgemeinen Geringſchätzung tragen wollen!

In der Vorrede ſagt Mager unter Andern: „Diejenigen, welche dieſe Bogen in den öffentlichen Blättern beſprechen werden, ſind entweder Anhänger oder Gegner der Hegel'ſchen Philoſophie. Und

dieſe Letzteren ſind entweder wieder ſolche, welche, wie die Herren Weiſſe, Fichte, Braniß, K. P. Fiſcher, Staudenmaier, Kreutzhage, Sengler u. e. A., der Philoſophie ein ernſtliches Studium gewidmet haben, oder aber ſolche, welche, wie die Kru-, Menzel, Bachmann,

„le reste ne vaut pas la peine d'être nommé,"

ſich das traurige Amt gegeben haben, den Heroen unſerer Zeit gegenüber ungefähr die Rolle zu ſpielen, welche Therſites bald zum Aerger, bald zur Ergötzung der Achäer vor Troja übernommen hat. Dieſen Letzten und ihrem ſchlechten Schweife nun hat die Hegel'ſche Philoſophie (und ſie nicht allein) ſchon längſt das Privilegium gegeben, ſie tractiren zu können wie es ihnen beliebt."

Wie uns ſo oft auf philoſophiſchem Gebiete die ſchroffſten Ausdrücke begegnen, ſo trifft man auch in Hegels Philoſophie der Weltgeſchichte auf den für den gemeinen Verſtand äußerſt harten Satz: „Die andern Volksgeiſter ſind dem Geiſt des herrſchenden Volkes gegenüber nothwendig rechtlos." Hier macht nun Mager die willkommenſte Bemerkung: „Die ungebildete Reflexion, welche mit niederen Kategorien auf Gebieten urtheilen will, wo höhere Kategorien nöthig ſind, entſetzt ſich vor dieſem Satze, obgleich er nur ein baares Faktum ausſpricht. Ueberhaupt verträgt nichts weniger die Berührung unreiner oder plumper Hände, als die Geſchichte, und es iſt nichts ſo jammervoll anzuſehen, als wenn altkluge Weltverbeſſerer, wie die Herren von Rotteck und Schloſſer u. A. m., dieſes ewige Gedicht des göttlichen Verſtandes ſo behandeln, daß es wie ein ſchlechter Ritter- und Räuberroman ausſieht. Die Moral iſt zweifelsohne eine ſehr ſchöne Sache, wenn man aber die großen Phaſen der Weltgeſchichte nach dem Maßſtabe unſrer bürgerlichen Tugend meſſen will, ſo gibt das nur ekelhaften Unſinn. Es gibt kluge Leute, die einen Alexander und Karl M. mit einem Straßenräuber vergleichen, und dabei pfiffig bemerken, der Unterſchied ſey indeß nur, daß die Helden Armeen und die Räuber nur Banden commandiren. Es iſt richtig, daß die Eroberung Kanaans durch die Iſraeliten unter Joſua, die Eroberungen der Römer, die Zerſtörung des römiſchen Reiches durch die germaniſchen Völker, die Reformation, die franzöſiſche Revolution unſägliches Elend über ganze Generationen gebracht haben; aber denken Sie einmal dieſe Dinge um des lieben Friedens willen nicht geſchehen; was wäre die Welt? Uebrigens hat Homer ſeinen Zoilus gehabt und Goethe hat ſeinen Menzel, warum ſollte der liebe Gott für ſein Gedicht nicht auch einige naſeweiſe Kritiken ausſtehen?"

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

II.

„Johannes Guttenberg" iſt eine ſehr wackre Arbeit der Madame Birch-Pfeiffer. Bei den Feſten, die ſich zu einer Feier in Mainz vorbereiten, welche ganz Europa in Bewegung ſetzt, kann man dieſes Drama ein Gelegenheitsſtück nennen.

Die Verfaſſerin hat den ihr ſonſt zu geläufigen Vers, der ſie auf breit ausgetretene Pfade irre zu leiten pflegte, diesmal verſchmäht, und dafür eine körnige Proſa gewählt, die ſie mit Geſchicklichkeit handhabt, und die ſich unter ihren Händen dramatiſch und lebendig geſtaltet.

Wie in allen Stücken der Verfaſſerin finden ſich auch in dieſem tüchtige Effecte, die dem Schauſpieler Gelegenheit geben, Beifall zu gewinnen. Bei der kürzlich zum erſten Male in Stuttgart ſtattgefundenen Aufführung fehlte es auch nicht daran. Herr Moriz gab den Guttenberg; Mlle. Strubenrauch ſeine Frau, Bertha; Catharina, die Tochter Fauſt's, wurde von Mad. Wittmann gegeben.

Moriz hatte glänzende Momente.

Meiſterhaft erſchien er am Schluſſe der erſten Abtheilung, wo er ſeinem Weibe ſein Vorhaben begeiſtert mittheilt und dieſe ihn für einen wahnſinnigen Läſterer hält. Dann reihte ſich die Scene im Gefängniſſe in der zweiten Abtheilung und die darauf folgende mit Käthchen der früheren an Trefflichkeit an. Seine Maske war trefflich gewählt, und das alternde Ausſehen bei immer mehr hinſchwindender Lebenskraft ergriff die Zuſchauer bedeutend.

Der bekannte Satz, daß dem wahren Künſtler ſtets Beſcheidenheit inwohnt, wurde auch an dieſem Abende durch Mlle. Stubenrauch beſtätigt, welche die Rolle der Bertha, offenbar die zweite im Stücke, zum Vortheil des Ganzen übernommen hatte. Man müßte denn ſo weit gehen wollen, ihr als Unbeſcheidenheit anzurechnen, daß ſie durch ihr herrliches Spiel ſie zur erſten erhob. Wer das Stück auf andern Bühnen ſah, wo dieſe Rolle keinem ſo bedeutenden Talente zufiel, wird dieſer Behauptung ſicher beiſtimmen. Mlle. Stubenrauch hob den Schluß der erſten Abtheilung zur bedeutendſten Wirkung; allein die Scene der dritten mit ihrem Gatten erreichte noch eine größere Höhe.

Mad. Wittmann fand in der überaus dankbaren Rolle des Käthchens Gelegenheit, die Vorzüge ihrer freundlichen Perſönlichkeit, ſo wie ihres angenehmen Organs geltend zu machen. In einigen ſchlagenden Momenten fehlte es an innerer Energie.

Herr Wallbach gab den Syndikus der Stadt Mainz friſch und bezeichnend. Die Rolle iſt dankbar und verfehlt ihren Zweck nicht.

Den Spielenden wurde reichlicher Beifall zu Theil. Die Wiederholung war leider in dieſer ſchönen Jahreszeit nicht ſo beſucht, als es die Anſtrengung der Darſteller wünſchen ließ. Ich hoffe, daß der Winter dieſen momentanen Abbruch gehörig erſetzen wird.

— In der Königsſtadt zu Berlin wird jetzt zum erſten Male Grillparzers dramatiſches Mährchen: „der Traum ein Leben," aufgeführt.

— Der neue Director des Rigaer Stadttheaters, Carl v. Holtei, hat alle Fächer für Schauſpiel und Oper bereits beſetzt, und weist die ferneren Anträge, die ihm deßhalb gemacht werden, in öffentlichen Blättern zurück.

Die Appartements des Herzogs und der Herzogin von Orleans in den Tuilerien.

Cabinet des Herzogs. Das Arbeitszimmer iſt geräumig und mit grüner Seide tapezirt; auf dem dunkleren Grunde erhebt ſich ein helleres Muſter von ſmaragdgrüner Farbe; die Bordüre bilden goldene Zeichnungen à la grecque auf Dunkelgrün; die Vorhänge an den Thüren ſind gleich den Tapeten. In den Winkeln werden dieſe durch goldene Stäbe zurückgehalten, wodurch der Reichthum des Stoffes erſt recht in die Augen ſpringt. Dieſe Stäbe fehlen auch in keinem der übrigen Zimmer, von denen wir noch ſprechen werden. Kamin von weißem Marmor mit einer etwas ſchwerfälligen Bronze. In dieſem Gemache befinden ſich einige kleine Möbel von Paliſſandre, die ſehr gut gearbeitet ſind, allein das Hauptſtück des Ganzen bildet ein ſehr großer Schreibtiſch im beſten Geſchmacke des achtzehnten Jahrhunderts, mit eingelegtem Holze von verſchiedenen Farben, und geziert mit allegoriſchen Schildern und Inſchriften, die ſich auf Künſte und Wiſſenſchaften beziehen; die mit Bronze gezierten Füße ſind von ausgezeichnet feiner Arbeit. An den beiden Enden tragen zwei liegende Figuren die Candelabres. Das Ganze iſt reich und dabei doch einfach. Vor Allem verdient die Vollendung der Zeichnung und die vollkommene Harmonie bewundert zu werden, mit welcher die verſchiedenen Holzarten eingelegt ſind.

Privat-Salon des Prinzen. Der an das vorige Cabinet anſtoßende Salon iſt mit damaſcirter blauer Seide ausge-

ſchlagen; die Bordüre iſt gleichfalls Gold auf Blau im griechiſchen Geſchmacke. Die Lehnſeſſel, Canapees und Stühle ſind von vergoldetem Holze à la Pompadour, und mit blauer Seide mit goldenen Blumen überzogen. Die Thüren- und Fenſtervorhänge ſind gleich der Tapete.

Das Schlafzimmer. Dieſes iſt mit goldgelber damascirter Seide tapezirt; ein Stoff von ſehr reicher Wirkung. Die Thürenvorhänge ſind gleich, allein die Fenſtervorhänge von weißer Seide, mit einer Einfaſſung von gelb und Gold. Das Bett, deſſen Vorhänge noch nicht angebracht ſind, iſt ſehr einfach, von Mahagoni, mit eingelegtem Holze. Der Bodenteppich iſt ſehr reich im Geſchmacke des Orients, mit eingewirktem Golde, und ein wahres Meiſterſtück. Auf dem Kamin befindet ſich eine Breguet-Uhr, deren Geſtell von verſchiedenfarbigem Holze, mit eingelegten Verzierungen von Gold und Silber.

Großer Speiſeſaal und Saal der Adjutanten. Der erſtere iſt ſehr groß, und ſeine Wände ſind mit Marmor von Siena bekleidet. Die Säulen ſind weiß mit goldenen Capitälern. — Der Saal der Adjutanten, durch den man gehen muß, um in den großen Empfangſaal und die daranſtoßenden Gemächer der Herzogin zu gelangen, iſt als ein vollſtändiges Muſeum von Koſtbarkeiten zu betrachten. Neben den herrlichſten Gemälden, welche die letzten Ausſtellungen ſchmückten, ſieht man auch Gruppen von Marmor der erſten Künſtler, und hie und da auch Etageren hinter Glas, die reichſte und vermiſchteſte Sammlung von Kurioſitäten aller Zeiten und Länder.

Großer Empfangſaal. Nach dem Saale der Adjutanten öffnet ſich den Blicken dieſer große Saal in einer Pracht, die ſeiner königlichen Beſtimmung würdig iſt. Von dem weißen Grunde des Plafonds löſen ſich goldene Arabesken in einem eben ſo reichen als ernſten Styl. Der ganze Saal iſt mit carmoiſinrothem Sammt ausgeſchlagen, und von Zeit zu Zeit von gewundenen Säulen, die mit goldenem und ſilbernem Laubwerk umſchlungen ſind, unterbrochen. Es iſt nicht möglich, dieſe Pracht in Worten zu ſchildern. Zwei ſehr große Lüſtres von Bronze hängen von der Decke. Die Thürenvorhänge ſind von goldbroſchirtem, rothen Damaſt. Zwiſchen den beiden Thüren, ſo wie zwiſchen den zwei gegenüber liegenden Fenſtern befinden ſich Conſole von Ebenholz im Geſchmack des Zeitalters Franz I., von einer zarten und ſehr ausgeführten Arbeit. Auf dem einen dieſer Conſole ſteht eine prachtvolle Vaſe von ſehr großem Umfange; auf dem andern eine Bronze-Gruppe von Barye, welche eine Tigerjagd vorſtellt; die Jäger reiten auf Elephanten.

Privat-Salon der Herzogin. Aus dem großen Salon kommt man in dieſes Gemach. Hier iſt wirklich Alles zu bewundern: zuerſt das Parket, eine Moſaik von Holzarten aus allen Farben; dann der Plafond, ſehr prachtvoll vergoldet, von dem eine koſtbare Lampe herniederhängt; endlich die elegante, eben ſo kokette, als reiche übrige Ausſchmückung. Die Tapete zeigt auf einem Grunde von weißer Seide hin und wieder zerſtreute Bouquets von den zarteſten Farben und der lieblichſten Zeichnung, die durch kleine goldene Roſetten unterbrochen werden; Alles, bis auf die Spiegel, die ſkulptirten Arme zu beiden Seiten derſelben, zeigt den ausgeſuchteſten Geſchmack. Die Thüren- und Fenſtervorhänge ſind von weißer Seide, mit Goldbordüren und eben ſolchen Crepinen.

Schlafzimmer der Herzogin. Es iſt mit rothem, großgeblümtem Damaſt ausgeſchlagen, und die Thüren- und Fenſtervorhänge von gleichem Stoffe. Die Spiegel, mit Rahmen im Geſchmacke Ludwigs XV., ſind außerordentlich groß und von vollendeter Reinheit. Die weite Alkove iſt mit weißem Atlas tapezirt, der von Zeit zu Zeit in dicken Falten zuſammengezogen iſt; oben herum läuft eine Einfaſſung von rothem Damaſt, die nicht drappirt iſt, ſondern in ungleiche Zacken geſchnitten, die mit goldnen Crepinen eingefaßt ſind. Dies iſt etwas ganz Neues, das einen großen Effect macht.

Der Plafond der Alkove iſt von weißem Atlas mit breiter goldener Einfaſſung.

Cabinet der Toilette. Dieſes prächtige Boudoir iſt vollkommen in dem Geſchmacke der Pompadour möblirt. Dieſe Piece iſt mit dunkelblauem Damaſt und goldnen Borbüren ausgeſchlagen; die Komoden und Conſolen ſind von Ebenholz, mit herrlichen eingelegten Arabesken von Kupfer; im Hintergrunde eine Art von Alkove, worin ſich eine prächtige Badewanne befindet; ein ganz moderner Tiſch iſt vorhanden, um die berühmte Toilette von Aucoc zu tragen.

Arbeits-Cabinet. Dieſes ſieht dem Arbeitszimmer des Herzogs ziemlich gleich. Wie jenes iſt es grün mit Gold. Man bemerkt zwei Piedeſtale von blauem Marmor, mit eingelegten Arabesken von Silber, worauf ſpäter Büſten geſtellt werden ſollen.

Das Oratorium der Herzogin iſt eben ſo einfach, als im ſtrengen Style gehalten. Es iſt ganz mit broſchirter Wolle von Einſiedlerfarbe tapezirt, und mit vier Finger breiten carmoiſinrothen Sammtbändern eingefaßt. An einer der Wände hängt das auf der letzten Ausſtellung bewunderte Bild von Scheffer: der trö-ſtende Chriſtus. Im Grunde dieſer Piece befindet ſich eine Kanzel von Mahagoni und ihr gegenüber ein Betſchemel. Die Thüren- und Fenſtervorhänge ſind dem Uebrigen angemeſſen. Und dies iſt Alles.

Der edle Sohn.

In dem Bagno zu Rochefort befindet ſich in dieſem Augenblicke ein Sträfling, deſſen Sohn ein Muſter der Tugend genannt werden kann.

Der Vater hatte einen Mord begangen. Der junge Menſch iſt furchtbar ergriffen von dem Schickſal, das ſeinen Vater bedroht, und ſucht den Verdacht der That auf ſein Haupt hinzulenken. Er wird auf Lebenszeit zur Galeerenſtrafe verurtheilt.

Oft ſah man ihn bleich und niedergeſchlagen, aber doch voll Reſignation die unwürdige Behandlung ertragend, die ſeine Mitgefangenen ihm zu Theil werden ließen; er fühlte ſich erhaben durch den innern Adel ſeiner Seele und die Macht ſeines Gewiſſens.

Eines Tages tritt der Commiſſär des Bagno zu dem Gefangenen und erklärt, daß ſein Vater jenes Mordes ſchuldig befunden worden iſt, für den er die Strafe bis jetzt erduldet habe, und daß er von nun an frei ſey. Er erkundigt ſich mit anſcheinender Gleichgültigkeit nach dem Schickſal ſeines Vaters, und als man ihm ſagt, daß er todt ſey, vermag er ſich nicht der Thränen zu enthalten. Hierauf verläßt er den Ort ſeiner Leiden, vergibt ſeinen Peinigern und vertheilt noch einige Gaben unter ſeine Leidensgefährten.

Eine Stunde ſpäter wurde der Vater an die Kette geſchmiedet.

Dieſe Thatſache wird von Augenzeugen verbürgt.

Preisbewerbung.

Der Muſikverein in Mannheim hat für die zwei beſten Compoſitionen nachſtehenden Liedes für eine Singſtimme mit Clavierbegleitung als erſten Preis neun, als zweiten Preis fünf Dukaten ausgeſetzt, wofür jedoch dieſe Compoſitionen Eigenthum des Vereins werden.

In die Ferne.

Siehſt du am Abend die Wolken glüh'n,
Siehſt du die Spitzen der Berge glüh'n,
Mit ewigem Schnee die Gipfel umglänzt,
Mit grünenden Wäldern die Thäler umgränzt?
Ach in die Ferne ſehnt ſich mein Herz!

Ach in den Wäldern, ſo ewig grün,
Kann ſtill und heimlich die Liebe glüh'n,
Nur der Morgen ſieht ſie, der Abendſchein,
Und Lieb' iſt mit Liebe ſo ſelig allein!
Ach in die Ferne ſehnt ſich mein Herz!

Am ſtarren Felſen bricht ſich der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort,
Durch die Wälder ſchimmert der Mond einher,
Und ferne da rauſchet und brauſet das Meer.
Ach in die Ferne ſehnt ſich mein Herz!

O könnt' ich ziehen im Morgenroth,
O dauchte Abend mir Liebestod!
Es ſchwindet das Leben, du weißt es kaum,
O ewige Liebe, o ewiger Traum!
Ach in die Ferne ſehnt ſich mein Herz!

Fünf Männer von Geſchmack und muſikaliſcher Bildung werden entſcheiden.

Kunſt.

Die „Erinnerungen aus Spanien" von dem Maler Wilhem Gail in München erregen bedeutendes und wohlverdientes Aufſehen. So oft auch ſchon Scenen ſpaniſcher Sitten und Gebräuche glänzend beſchrieben worden ſind, ſo erreicht doch nichts davon dieſe lebenvollen Zeichnungen, die der Künſtler nach längerem Aufenthalte in Spanien nach der Natur aufnahm, und die Referent ſo glücklich war, in friſch lebendigen Skizzen zu bewundern. Ausführlicher hierüber zu ſprechen erlaubt der Raum nicht, und wir machen Kunſtfreunde auf den darüber erſchienenen Artikel in den Juni-Blättern des „Berliner Muſeums" aufmerkſam.

Vermiſchtes.

Kürzlich endete eine Herausforderung auf eine ſehr beluſtigende Weiſe. Jemand hört ſich im Vorübergehen mit Schimpfreden apoſtrophiren, dreht ſich um und ſieht, daß ihm Jemand auf dem Fuße folgt. Er macht wieder einige Schritte und vernimmt die Beleidigung auf's Neue. Jetzt wendet er ſich an die hinter ihm gehende Perſon, und ohne dieſer Zeit zu laſſen, ſich zu erklären, gibt er ihr die Beleidigung zurück und fordert ſie auf den andern Morgen. Das Duell wird angenommen. Am andern Tage erſcheinen die beiden Gegner mit ihren Secundanten. Bevor jedoch zur Sache geſchritten wird, erklärt der vermeintliche Beleidiger, nicht beleidigt zu haben, ſondern daß ein Papagei die Worte geſprochen. Die Secundanten können dies beſtätigen, und es ergibt ſich, daß keine Urſache zum Duell vorhanden iſt. Die Parteien drücken ſich die Hand und gehen zum Frühſtück.

— Kürzlich fand ſich in Boulogne ein Remplaçant für den Galgen. Man höre! Einer der reichſten Banquiers jener Stadt erhielt folgenden Brief:

Offretbun, Canton von Marquite,
13. Juni 1837.

Mein Herr! Entſchuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, Ihnen dieſes Billet zu ſenden; es geſchieht, um mich genau über ein Gerücht zu belehren, welches mich beſonders intereſſirt. Ich hörte nämlich ſagen, daß ein Engländer zum Galgen verurtheilt worden ſey, und daß man ihm gegen eine große Summe Geldes das Leben geſchenkt habe. Jene Summe ſoll nun unter zwanzig Perſonen vertheilt werden, um zu looſen, wer von ihnen an der Stelle des Engländers gehenkt werden ſoll. Ich bitte Sie nun, wenn dieſes ſich ſo verhält, und wenn die Anzahl noch nicht vollſtändig iſt, mich davon zu benachrichtigen, da ich geſonnen bin, Theil zu nehmen, und gehört habe, daß Sie mit der Sache beauftragt ſind.

In Erwartung einer Antwort bleibe ich Ihr ſehr ergebener, gehorſamer Diener.

Louis D...
Maurerlehrling zu Offretbun.

Bei dieſem Briefe kann man ſich der peinlichen Betrachtung nicht erwehren, wie groß das Elend ſeyn muß, welches den Menſchen dahin trieb, in ſeiner Unwiſſenheit dieſe ſchreckliche Chance als eine beſondere Gunſt zu erbitten.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

In einer langen Ankündigung eines neuen Münchener Journals heißt es unter Anderm:

„Dieser Eilbote soll ein Blatt seyn, das dem Schuster, Schneider und dem Bierwirth gefällt, und von dem Beamten nicht aus der Hand gelegt wird.

„Es kostet vierteljährig nur 6 Maas Bier oder 56 kr., und halbjährig 12 Maas Bier oder 1 fl. 12 kr. Mehr können wir nicht thun; ein Schelm, der mehr gibt, als er kann.

„Es ist meine bestimmte Absicht, von den andern Zeitungsschreibern so willkommenen Todschlägen, Selbstmorden, Hinrichtungen und andern Gräueln der menschlichen Gesellschaft, deren Mittheilung dem Volke nicht frommt, sondern sehr schadet, gänzlich Umgang zu nehmen, und dafür nur die heitere und nützliche Seite des Lebens herauszukehren. Darum unterstützet, ihr Leutchen vom hohen und niedern Stande, unser Unternehmen, strömt herbei, nehmt das Blatt ab und abonnirt Euch für das so wenige Geld.

„Wir brauchen nun um Abonnenten nicht zu betteln, das mögen Andere thun; aber so viel will ich Euch sagen, wenn nicht 24,000 Abonnenten kommen, so schlägt mich mein Verleger davon. Jetzt merket auf diesen, höret seine Worte, befolget sie und vor Allem abonnirt Euch!“

Die Fleischmann'sche Verlagshandlung fügte nun hinzu:

„Wir haben im Vertrauen zu dem Talente und den Kenntnissen des Herrn Scheibeck, den wir als Verfasser sehr vieler gelungenen literarischen Piecen kennen, demselben die Redaktion des bayerischen Eilboten übergeben u. s. w.“

— Während vor einigen Jahren die Cholera in Madrid herrschte, und man dort wie überall in Vorschlägen und Heilmitteln sich erschöpfte, empfahl ein praktischer Kopf, der auch a bissel Verse zu machen verstand, nachstehendes Universalmittel, welches in der That auch aller Orten als das probateste sich bewährte. Dieses gereimte Mittel ist also in Wahrheit kein ungereimtes. Es lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Anstandsvoll und still zu leben,
Sich nicht unnütz alterriren,
Guter Laune und daneben —
Merkt es — nicht medicíniren,
Nicht die Hoffnung lassen sinken
Bei der kleinsten äußern Regung.
Mäßig speisen, wenig trinken,
Und im Freien viel Bewegung,
Nachts daheim, jedoch bei Tage
Heitre Arbeit sonder Plage.

— Der in Glogau erscheinende „Niederschlesische Anzeiger“ enthält unter dem 25. Mai Folgendes:

Rüge. Durch die Ergötzung mein Vergnügen belastet durch die Aschaffung bewog mich auf des Gartens kleiner Hügel in der kühlen Lüfte zu verweilen hier sah ich mit gespanten Segel manches Fahrzeug durch des Windes Kraft von hinnen Eilen. Meine Sehkraft dort wohl hingerichtet durch ein Ruf hinweggerissen folgte ich freundlich dieser Stimme? Blumen von verschiedenen Gemisch praaten hier so mancherlei von diesen wohl doch eine war mir zum Geschenk von solcher so zum Theil befremdet warts mirs Räthsellos doch halt indem sich einer plagte um einen Nahmen recht zu schreiben und zu postioren und so wurde auch nun ich gefragt wie heißen sie wohl recht?

Dem Auscultator ꝛc. gnüge hiermit zur Auskunft, wenn derselbe den Namen seiner clienten richtig zu wissen nöthig habe, daß er gefällig sich desw.gen in den Acten umsehe und nicht am öffentlichen Vergnügungsorte Leute hierüber zur Rede stelle. A—n.

Danksagung. Dem Thierarzt Herrn Sesselmann in Glogau statte ich hiermit meinen verbindlichsten Dank für die von ihm unternommene, sehr gefahrvolle, aber durch Geschicklichkeit glücklich ausgeführte Operation an einem jungen Pferde hiermit öffentlich ab.

Dasselbe kam durch einen Sprung über einen Zaun zu einem sehr gefährlichen Bruchschaden, daß die Eingeweide ganz ausgetreten und sich im Dünnen dicht am rechten Hinterbein in die Haut gelegt und einen Beutel von der Größe eines Viertel Maßes bildeten. Dasselbe ist durch Geschicklichkeit, Fleiß und Thätigkeit und angewandte Medicamente glücklich kurirt.

Der Himmel lasse Ihn recht lange leben, um der Menschheit in ähnlichen Unglücksfällen zu Hülfe zu kommen und dienen zu können, u. s. w.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Fortsetzung der Blätter zur Geschichte der Mode: 1774. Das Jahr, in dem Ludwig XVI. den Thron bestieg, als er bereits vier Jahre mit Maria Antoinette verheirathet war. Das Paar ist im Begriff, eine Menuet bei den Hoffestlichkeiten zu tanzen.

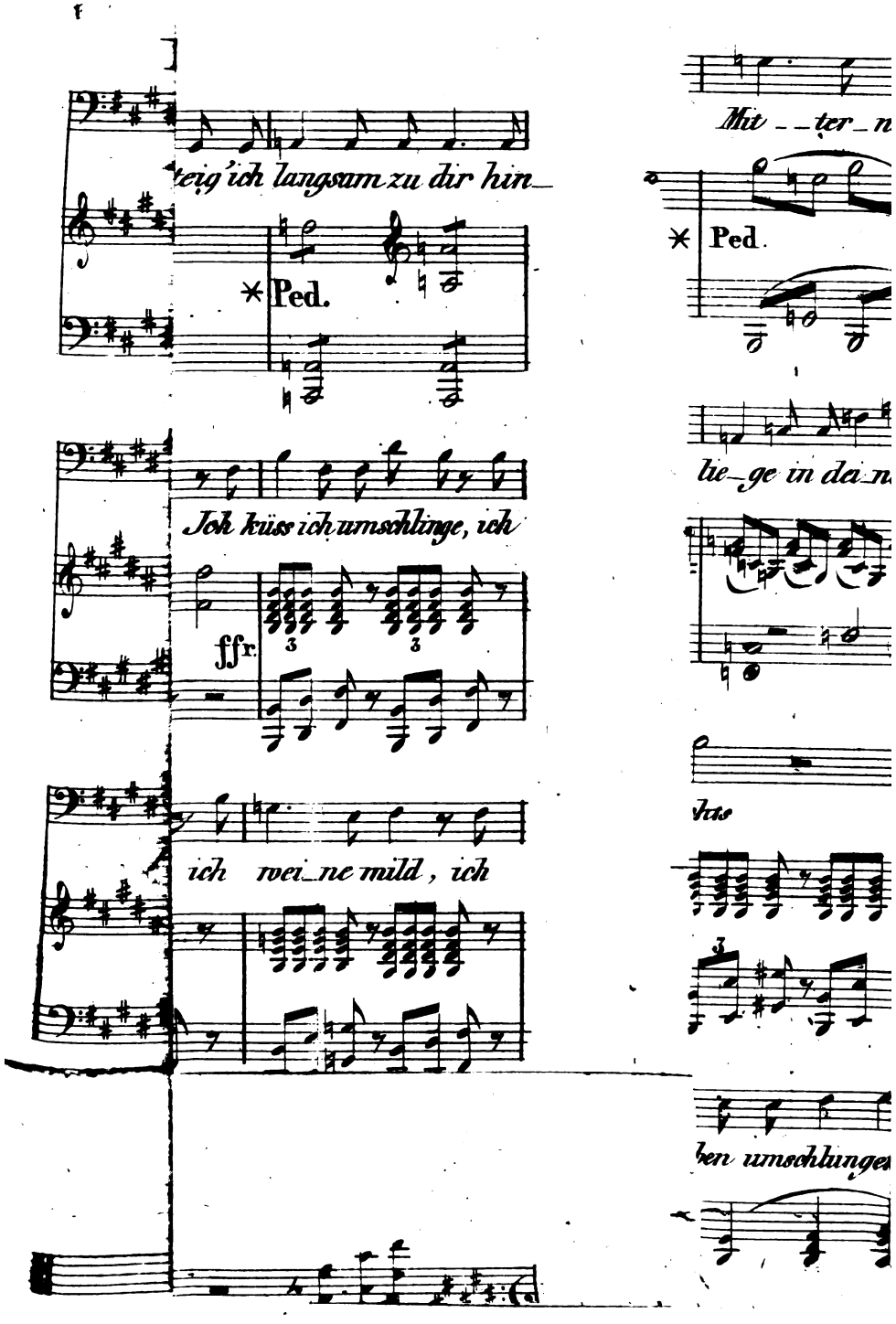
2) Lied von Heine, componirt von L. Hetsch.

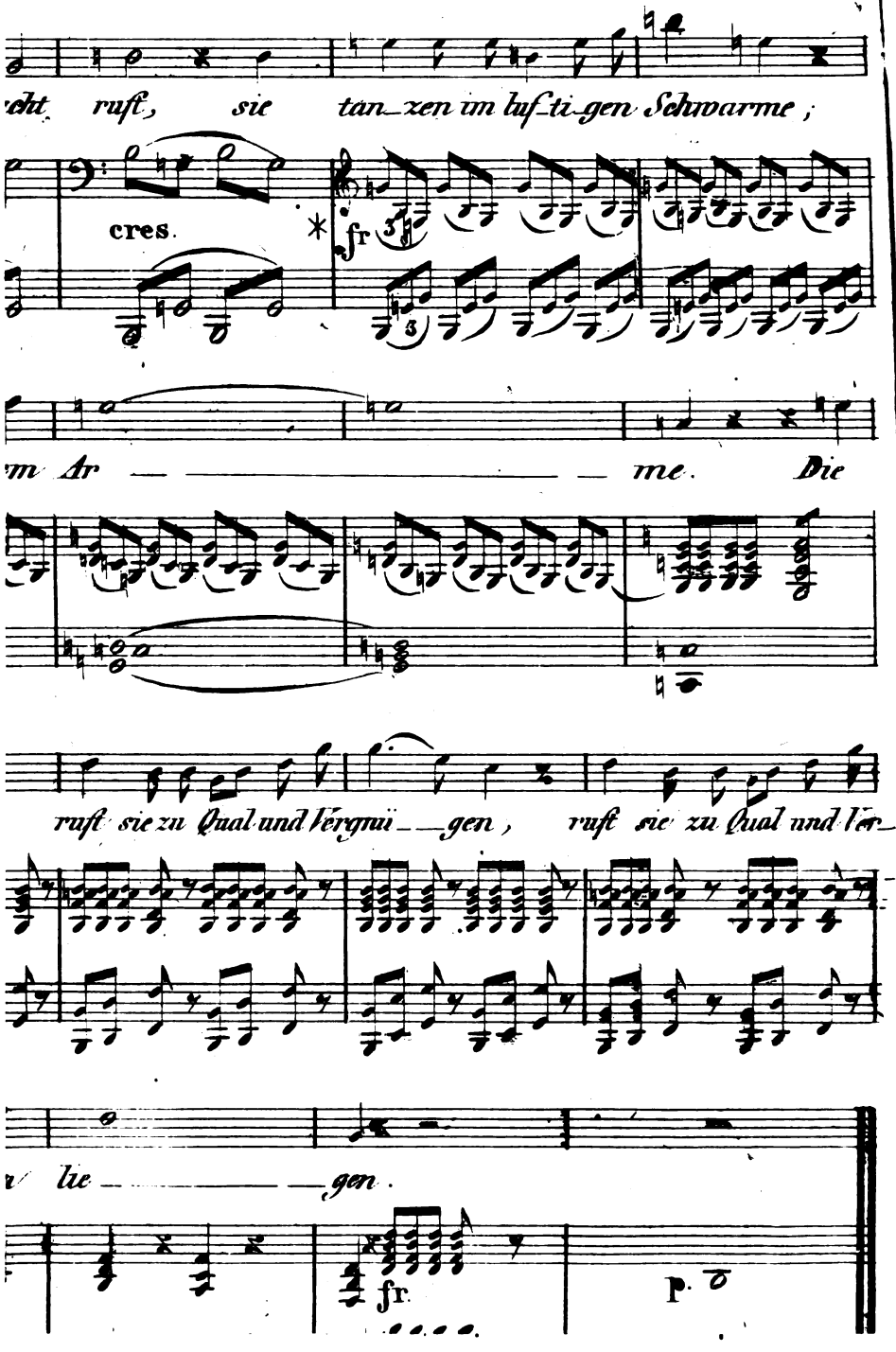
August Lewald.

Lith Anst v. Pollack, Rau & Cie

1774.

(Ludwig XVI.)


teig' ich langsam zu dir hin_
Ped.
Joh küss ich umschlinge, ich
ffr.
ich wei_ne mild, ich
Mit _ _ ter_ n
Ped.
lie_ge in dei_n
has
ben umschlunge


cht ruft, sie tan-zen im luf-ti-gen Schwarme;
cres.
fr
m Ar — me. Die
ruft sie zu Qual und Vergnü-gen, ruft sie zu Qual und Ver-
r lie — gen.
fr
p.

Reminiszenzen aus dem Badeleben zu Baden-Baden.

I.

Die deutſchen Engländer.

„Wer iſt denn die Dame da — fragte mich jüngſt mein Nachbar — die in ſolch' enormen Schritten die Promenade ausmißt, daß ihr das Kleid um die langen Glieder flattert, wie ein vom Winde gepeitſchtes Segeltuch?"

„„Eine deutſche Engländerin!"" war meine Antwort.

Und er darauf: „Eine neue Species in der Ordnung **homo**, wie es mir ſcheint. Findet ſie ſich bloß als **homo femina**?"

„„Nein auch als **homo mas**!"" entgegnete ich trocken, auf ein kleines ältliches Männchen zeigend, das der Dame mit den Rieſenſchritten keuchend nachtrippelte. — Als er eine nähere Erklärung über die ihm neue Menſchengattung von mir verlangte, vertröſtete ich ihn noch einige Augenblicke, mit dem Bemerken, daß, einen Hund und einen kleinen, breitſchulterigen ſchwäbiſchen Jokey mit eingerechnet, ihrer gleich über ein halbes Dutzend beiſammen ſeyn würde. — Ich hatte mich auch nicht verrechnet; das weiße Hündchen klaffte ſchon unter den Colonnaden hervor, und der ſchwäbiſche Footman bog um die Ecke des Converſationshauſes, ſeinem Herrn in gemeſſener Entfernung folgend.

Die kleine, breitſchulterige Dienſtſeele machte wirklich einen ſo komiſchen Eindruck auf alle Umſtehenden, daß ich nicht umhin kann, einen Augenblick bei ihr zu verweilen. — Sein Herr, ſchlank gewachſen, in mächtig verhüllender Anglaiſe, aus zwei Taſchen ſeidene Sacktücher hervorblicken laſſend, das Geſicht durch einen Favori und eine Mous-

tache marsartig aufgeputzt — in England dürfen nur die Cavallerie-Officiere Schnurrbärte tragen; bei der Infanterie ist es nicht gestattet — führte eine kleine Dame am Arme, seine Braut, wie man sagte. Hintendrein schaukelte im Entenschritte unser englisch zugeschnittenes Bürschlein, circa dreizehn Jahre alt. In einem rothen Camisol und weiten Pumphosen waren seine Gliedmaßen aufgehängt; der Kerl marschirte, als ob er selbst sich huckepack trüge. Das Komischste bei der Erscheinung war aber, daß der Jockey rechts und links mit den Kindern, die in der Promenade spielten, theilweise zu spielen begann, theilweise mit ihnen haderte, und etliche Male Streiche von der übermüthigen Badener Jugend bekam, so daß sein Herr als Kampf- und Friedensrichter einschreiten mußte.

„Ist das Bürschlein auch ein deutscher Engländer?" fragte mich mein Nachbar weiter.

„Ja und nein; wie man's nehmen will," lautete meine Antwort. „Er gehört als Partikelchen zum Ganzen. Sehen Sie," fuhr ich fort, da war hier vor einiger Zeit Lady ***, die ein derartiges, gut zugestutztes Bengelchen mit aus England gebracht hatte. Er hatte einmal das Verschrobene in der Haltung der englischen Diener und dann wieder jenes Behagliche, welches diese Menschenklasse des Inselvolkes vor der gleichen der Continentalen auszeichnet. — Der Herr unserer in Frage stehenden Figur ist aber, wie ich schon bemerkte, der Bräutigam jener Dame, die zu einer Anglomanen-Familie gehört. Er konnte natürlich seiner Zukünftigen kein größeres Entzücken bereiten, als einen breitschulterigen schwäbischen Bauernlümmel von seinen Gütern mitzubringen, und ihn, so zu sagen, zu englisiren. Wie sich das ausnimmt, sehen Sie selbst; nichs desto weniger ist der ganze Kreis, den Sie da vor uns sehen, entzückt davon, denn es ist — englishlike!"

„In der That," erwiederte mein Nachbar, „sehe ich nun, daß man in der Badener Welt unter deutschen Engländern wirklich Deutsche versteht; ich meinte, es seyen Engländer, die ganz germanisirt seyen."

„Behüte der Himmel; so war's nicht gemeint. Nur noch einige Züge, und Sie haben einen deutschen Engländer wie er leibt und lebt, oder wie man sie nur in Baden finden kann. — Am verständlichsten werde ich mich machen, wenn ich gerade bei dieser Anglomanen-Familie da stehen bleibe, und Ihnen einige Züge aus deren Thun und Treiben mittheile. Daß sie in Kleidung, Toilette, Haarputz und Gang es ihren britischen Schwestern nachmachen, sehen Sie auf den ersten Blick, und ist um so eher zu verzeihen, da es ja Damen sind; ja viele Andere es ebenso machen, die keine Damen und Anglomanen sind. Aber

mit einer ehrbaren deutſchen Familie Umgang zu pflegen, das geht bei Leibe nicht; lieber mit einem Londoner Schuhmacher oder Schneider, die in Baden gar häufig ſelbſt nur als Gentlemen auftreten, und dann von deutſchen Engländern als Lords fetirt werden. Alſo mit gebildeten Deutſchen umgehen kann eine deutſche Engländerin unmöglich. — Alle Welt wundert ſich daher, wie jene kleine Dame ſich einen deutſchen Baron zum Gemahl auserkoren. Beſſer Unterrichtete wiſſen aber, daß ſie ſchon mit einem Engländer verſprochen war; ſich aber auch in der andern Bedeutung des Wortes verſprochen hatte, indem der Brite ſie ſitzen ließ. Den erſten jugendlichen Frühlingshauch hatte ſchon der Herbſtwind von ihren Wangen verſcheucht, und man pflegt dann ſchon nicht mehr ſo difficil zu ſeyn; zu dem iſt jener deutſche Baron oder Graf ein Angloman und wird in der Familie bald mit dem deutſchen Engländer fertig ſeyn."

„Aber ſehen Sie doch, unterbrach mich mein Nachbar, der Kreis da fliegt ja auseinander, als ob ein Hagelwetter dazwiſchen gefahren wäre."

Ich ſah mich um, und wie ich vermuthet, ſpazierten mehre Engländer gruppenweiſe auf und ab.

Unſere deutſchen Engländer hatten ſich bald ſo vertheilt, daß ſich an jede Gruppe Einer als eine Schmarozerpflanze angehängt. Der rothlackige Bengel balancirte hinter einer derſelben her.

Da ſie im Auf- und Abgehen rechts und links nickten, ſo wunderte ſich mein Nachbar um ſo mehr, als er einige erkannte, die mit ihm die Reiſe auf dem Dampfſchiffe vor einigen Tagen gemacht hatten, und er zufällig von ihnen erfahren, daß ſie zum erſten Male in Deutſchland waren, und Niemand in Baden damals gekannt hatten.

„Das macht zur Sache Nichts," ſuchte ich ihn aufzuklären. „Mit dem man Umgang haben will, dem macht man einen Beſuch. Unſere Leute halten ſich das Badeblatt, und ſo wie eine neu angekommene engliſche Familie dort aufgeführt wird, ſo ſtattet man eben einen Beſuch ab, und daher iſt der kleine Herr dort ein lebendiges Fremdenbuch. Bei dem enormen Stolze, den auch der geringſte Londoner Citybewohner mit auf den Continent bringt, können Sie ſich nun einen Begriff machen, wie dieſe über ſolche deutſche Schmarozergewächſe aburtheilen. Pro primo gebrauchen ſie ſie gewöhnlich als Ausläufer und Lohnbedienten."

Aber die Briten ſind Egoiſten; ſie gehören einer Handelsnation an, und wollen daher allenthalben profitiren. Wenn ſie in Germanien ſind, wollen ſie auch etwas deutſch lernen, und ſprechen daher, ſobald ſie ſich nur erträglich deutſch auszudrücken verſtehen, gern Deutſch. Da kommen ſie aber bei den deutſchen Engländern ſchlecht an.

„Sehen Sie jene ſtandartenartige hagere Damenfigur? (ſie kam gerade in der Mitte zweier Engländer auf uns zu.) Folgen wir ihnen.“

Richtig redeten ſie die beiden Inſulaner ſtets im ſchönſten norddeutſchen Dialecte an, mit einer Geläufigkeit, die beurkundete, daß ſie unſere Sprache in succum et sanguinem inne hatten; nichts deſto weniger antwortete das deutſche Fräulein ſtets in ziemlich unverſtändlichem Engliſch. Und was für Manöver ihre Begleiter auch anwenden mochten, zum deutſch ſprechen brachten ſie die Deutſche nicht.

Die Erfahrung möchte überhaupt Einen, der auf ſein deutſches Vaterland ſtolz iſt, ganz zur Verzweiflung bringen, daß ſich noch immer ein ſo großer Theil, der zwar meiſtens in den höheren Regionen der Geſellſchaft zu ſuchen, ſeiner Mutterſprache ſchämt, während ſie in neuerer Zeit von Briten und Franzoſen ganz enthuſiaſtiſch erlernt wird. Nehmen wir einen Franzoſen; er reiſet in Deutſchland und ſpricht deutſch. Nichts deſto weniger redet er Jedermann, unbekümmert, ob er franzöſiſch ſpreche oder nicht, zuerſt franzöſiſch an. Der deutſche Michel ſoll vorher franzöſiſch lernen, wenn er die Ehre hat, von einem franzöſiſchen Glücksritter gehörig geprellt zu werden. Das erwartet der Ueberrheiner, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde.

Aber woher kömmt das? Weiß der Deutſche auch recht gut, daß der Franzoſe deutſch ſpricht, er redet ihn dennoch aus Gefälligkeit mit fremder Zunge an, wenn es ihm nur immer möglich iſt. Man komme nicht, und ſage mir, daß hierin gerade ein Vorzug des Deutſchen liege, wie man wohl ſchon gethan. Ganz Recht, höflich, zuvorkommend und aufmerkſam gegen Fremde zu ſeyn, iſt billig; aber gegen eine Maſſe ſklaviſch zuvorkommend ſeyn, die uns im beſten Falle als Halbwilde betrachtet, kann uns in den Augen einer ſolchen Nation unmöglich heben. Nur durch Nationalgefühl und Nationalſtolz kann man einem Volke ebenbürtig unter die Augen treten, das Nationalſtolz als einen Götzen verehrt.

Reiſet ein Deutſcher in Frankreich, und er wollte ſeinen Gaſtwirth deutſch anreden — aber der Deutſche wagt ſchon ſo etwas gar nicht — ſo würde ihn jener als einen — im gelindeſten Falle — Narren betrachten; während der deutſche Gaſtwirth es ganz in der Ordnung findet, wenn ein Franzoſe foudroyirt, daß der aufwartende Kellner ihn das erſte Mal nicht gleich vollkommen verſtanden hat.

Wer kann es ohne innern Schmerz mit anſehen, wenn Deutſchlands altadelige Geſchlechter Londoner Krämern aus der City devoteſt aufwarten?

Was muß ein Fremder von Deutſchlands Population für Begriffe

bekommen, wenn ein englischer ungeschlachter Bengel einem angesehenen Deutschen auf öffentlichem Balle hinter die Ohren dermaßen schlägt, daß der Getroffene zu Boden fällt, weil der Insultant sich vom andern gestoßen glaubte, was sich nachher aber als illusorisch erwies —, wenn dann eine Partei, die deutschen Engländer, ein solches Verfahren in Schutz nimmt, oder ein Majestätsverbrechen darin sucht, daß man einem solchen Subjecte noch ganz höflich sagt, es möge zur Thür hinausgehen. Hätte sich ein Deutscher in England einen solchen Act erlaubt, der Unglückliche wäre nicht lebendig zum Saale hinausgekommen. Daran sind die deutschen Engländer Schuld. Und hätten Deutschlands Bewohner mehr Gelegenheit, sich zu dergleichen Speichelleckern heran zu bilden, wie viele würden es den deutschen Engländern, deren Zahl in Baden aber gar nicht gering ist, gleich thun. Das ist leider der Zustand unserer heutigen Gesellschaft und wird so bleiben, so lange wir kein Selbstgefühl und keinen Nationalstolz haben.

„Doch Ihre Indignation läßt Sie ganz unser zu beobachtendes Völkchen vergessen," erinnerte mich mein Nachbar.

„Wohl, ich will das Gemälde vervollständigen. Heute Abend ist Gesellschaft bei Herrn ***, einem dahier domicilirten Engländer. Belauschen wir die Gesellschaft ein wenig und wir werden bald im Reinen seyn, daß die deutschen Engländer, selbst wenn sie den besten Familien angehören und sonst ganz vortreffliche Menschen sind, doch höchst auffallend von der Generalität der Gesellschaft en mépris behandelt werden. Morgen früh macht man sich aber über ihre Manieren lustig, da sie in Haltung, Nonchalance, Rohheit und Bizarrerie es der Roture der Gesellschaft gleich thun wollten. Man wundert sich, warum sie sich so andrängen, da allbekannt der Brite auch auf dem Continente nur höchst ungern mit andern, als seinen Landsleuten zu thun haben mag. Warum halten sie sich nicht zu ihren Landsleuten heißt es da; sind denn die so ungenießbar, daß sie mit denen gar nicht tractiren können? das wäre ja schrecklich. Gewöhnlich ist's doch so, daß, wenn sich Jemand in einem fremden Lande befindet und mit den dortigen Leuten zu thun haben will, er sie aufsucht und sich ihnen anschließt, da diese es doch gerade umgekehrt machen. Sollten sie etwa die Parias der deutschen Gesellschaft seyn? Dann mögen wir sie noch um so weniger."

„Sehen Sie, so urtheilen die Fremden selbst über die Anglomanen."

Höchst bedauerlich ist aber noch, daß durch dieses Aufdrängen nothwendigerweise ein großes Mißtrauen gegen die übrigen Deutschen hervorgerufen wird. Daß Jemand, der alle günstigen Verhältnisse und Localitäten eines Ortes genau kennt, manche Sache billiger haben kann,

als ein Fremder, liegt in der Natur der Sache. Wird dieſem es nun brühwarm zugetragen, das habe ich ſo und ſo erhalten, ſo meint er natürlich, er ſey abſichtlich übervortheilt, da der Unterſchied doch nur vielmehr in der Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen einfach zu ſuchen iſt, und es uns in jeder fremden Stadt und in jedem fremden Lande ebenſo ergehen muß.

II.

Das Abenteuer auf dem Balle.

Die Prinzeſſin von *** war ſeit ihrer Anweſenheit in Baden das Geſpräch in allen Soireen der **haute volée**. Auf Aller Lippen ſchwebte ihr Lob, und wie ſie die, welche ihr näher ſtanden, durch die Anmuth ihres Betragens und den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit zu enthuſiasmiren wußte — ſo machte ihr dunkles, ſchwärmeriſches Auge, voll von der Glut eines ſüdlicheren Himmels, Jeden, der das Glück gehabt hatte, auch nur einmal ſich eines Blickes zu erfreuen, unbedingt zu ihrem Sclaven. —

Die Prinzeſſin war eine vollkommene ſüdeuropäiſche Schönheit. Ein rabenſchwarzes Haar, ſchön geſchürzt und mit einer koſtbaren Perlenſchnur durchwunden an dem Abend, als ich ſie zum erſten Male ſah, bewirkte den vollkommenſten Contraſt mit dem blendenden Weiß ihres Teints. Von der Natur verſchwenderiſch mit ihren Gaben überſchüttet, wußte ſie glücklich die ihr verliehenen Reize durch die gewählteſte Toilette zu erhöhen.

Erſt den Zwanzigen nahe, und lebensfroh wie die meiſten dieſes Alters, verſäumte ſie keine der Reunionen im Converſationshauſe. Jeden Sonnabend iſt dort außerdem **grand bal paré**. — Die Prinzeſſin von *** verſäumte ihn nie. — Von meiner Wohnung aus konnte ich den großen Platz vor dem Converſationshauſe und den ganzen engliſchen Garten überſehen; ſchon am frühen Morgen des Balltages — es war zur Zeit der großen Saiſon 183* — ſah ich, wie die vor dem Promenadehauſe aufgeſtellte Orangerie in den Ballſaal getragen wurde: eine Anordnung, die ſtets allgemeinen Beifall finden mußte, da es nicht unweſentlich zur Verſchönerung des Saales und zum Vergnügen der Geſellſchaft beiträgt.

Auch mich wandelte die Luſt an, dieſen glänzenden Cirkel zu frequentiren; nur genirte es mich, daß ich faſt ganz unbekannt und ohne bedeutende Connexion war. Dazu kam eine abſchreckende Warnung eines Freundes, der ſich anfänglich nicht ganz ohne Erfolg einer ſchönen Ruſſin,

einer Gesellschaftsdame der Prinzessin — genähert hatte, aber alles Einflusses mit einem Male durch die unglückliche Phrase: „Je suis professeur etc.“ verlustig geworden war. Dieses Alles bewirkte, daß ich heute, so zu sagen, noch nicht recht einig mit mir war. —

Des Sommertages Glut ging gemach in die Kühle des köstlichsten Abends über, wie man ihn nur in Baden genießen kann, und Dämmerung hüllte die fernen Höhen des Schwarzwaldes in ihren Mantel. Die Vögel zogen ihren Nachtsitzen zu, und der müde Landmann suchte erquickende Ruhe nach seiner Tagesarbeit in der ärmlichen Hütte: — aber in der Stadt sollte das Leben in seinen buntesten Wirren seine genußsüchtigen Jünger zu neuer Lust am Altare der Freude versammeln. Karossen rollten durch die belebten Straßen, und geputzte Paare eilten schaarenweise durch die majestätischen Kastanien-Alleen in den hell erleuchteten Ballsal; das Promenadehaus schien mir, der ich aus meinem Fenster das lebendige Treiben mit philosophischer Ruhe betrachtete, einem großen Bienenkorbe vergleichbar; die nach gleicher Genußsucht haschende Menge zog ein und aus, und drinnen walteten Lust und Freude, Pracht und Schönheit, die Königinnen dieser Nacht.

Mein Entschluß war schnell gefaßt. Eine schmetternde Gallopademusik ließ mich meine Toilette möglichst beschleunigen, und nach vollbrachter Arbeit zog ich, so fashionable wie nur irgend möglich, auch in den großen Bienenkorb ein.

Britanniens regelmäßige Schönheiten trugen in meinen Augen diesen Abend den Sieg davon. Vielleicht, daß ich nicht ganz unparteiisch war, da ich in einigen englischen Familien Zutritt hatte und also — ein Freund des Tanzes, ungesäumt mich mit einer englischen Blondine unter die tanzende Schaar mengte.

Der Anfang entsprach meinen Erwartungen; ich schwelgte in Lust und Freude. Das hatte ich aber bald weg, eingeführt mußte man auch da seyn, wo doch die Gesellschaft nur aus Fremden besteht, oder man mußte Bekannte haben, sonst stand man isolirt in der großen Menge da. Nachdem ich durch den Saal die Runde gemacht, sah ich am obern Ende desselben die junge Gräfin —r. Ihre Bekanntschaft hatte ich an andern Orten gemacht; da sie keinen Tänzer hatte, hielt ich es fast für Gewissenssache, mit ihr zu tanzen. Einige alte Herren, Minister und Hofmarschälle, munterten mich dazu auf. Ich war der gräflichen Frau Mutter noch nicht vorgestellt; einer der Herren übernahm es. Von der gräflichen Excellenz ziemlich kalt empfangen, eilte ich dessen ungeachtet mit meiner jungen Gräfin in die Reihen. Auch sie schien mir viel einsylbiger, als ich sie sonst wohl in Privatgesellschaften gefunden; ich dachte:

einmal und nicht wieder, und wünſchte, daß der peinliche Walzer vorüber wäre.

Meine anfängliche Luſt war ziemlich gedämpft; ich wünſchte mich zurück in mein Zimmer, von wo aus ſich der Ballſaal ſo feenartig präſentirte, und meine Phantaſie mich in jene Zauberwelt jugendlicher Gebilde getragen hatte. So geht's ja gewöhnlich im Leben; mit dem Eindringen in das innere Heiligthum des Tempels ſchwindet die Magie, und nackte Wahrheit und Wirklichkeit liegt vor unſern Augen, wo wir im Zwielichte der Täuſchung uns glücklicher wähnten.

Niedergeſchlagen und mißmuthig, machte ich mich abermals auf und durch den Saal. Albions Töchter fand ich nicht mehr ſo ſchön; der vorige Zauber war geſchwunden, ſelbſt bei der Prinzeſſin von *** ging ich indifferent vorüber, die in einem weiten Umkreiſe von allen Dandies lorgnettirt wurde.

Die Muſik ertönte auf's Neue. Unſchlüſſig, ob ich tanzen ſollte oder nicht, näherte ich mich einer Dame, deren Phyſiognomie mir jenen Ausdruck in ſich zu ſchließen ſchien, den ich für meinen nachgerade melancholiſchen Seelenzuſtand paſſend erachtete. Nach gemachter Verbeugung zog ich mich ſchnell zurück, ohne die Antwort — ob ſie lautete: ich tanze dießmal nicht, oder je ne danse pas, oder I dou't dance — abzuwarten; denn der Dame Züge änderten ſich bei meiner Annäherung ſo merklich, daß mir die Antwort weder deutſch, franzöſiſch, noch engliſch geſagt zu werden brauchte: — aber ich war ja auch nicht vorgeſtellt, und dieſes fordert die Etiquette in Baden! Wir Deutſchen nehmen ja ſo gerne an, alſo was Wunder, daß dieſe Sitte auch in Baden auf Bällen und Reuntonen Aufnahme gefunden, wo ja Niemand zur Sommerzeit daraus klug wird, ob man dort deutſch, engliſch oder franzöſiſch iſt.

Ich zog mich voll Reſignation in einen Winkel des Saales zurück; — ſiehe, da rennt ein Mann, mit einer ganzen Reihe Orden decorirt, nach mir her: „Monsieur, la princesse *** vous demande ce galop, si vous n'êtes pas encore engagé!“ Es war der Kammerherr der Prinzeſſin.

Glücklicherweiſe hatte ich bei anderen Gelegenheiten geſehen, wie man ſich in ſolchen Situationen zu benehmen pflegt; ich nahm mich daher ziemlich zuſammen, um nicht eine gar zu linkiſche Rolle zu ſpielen.

Wie eine Ordonnanz führte mich der Kammerherr ſchnurſtracks durch den Saal; links und rechts wichen die Gentlemen aus. — Vous aurez une jolie danseuse, Monsieur,“ ſagte mir mein Führer gleichſam wie zur Ermunterung.

Bei der Prinzeſſin angelangt, ließ ſie mich kaum zu Worte kommen,

als ich für die höchste Herablassung unterthänigst zu danken mich bemühte, sondern fragte mich noch einmal, ich sey doch nicht engagirt gewesen; autrement, je ne me pardonnerais jamais ma liberté! schloß sie.

Man hatte mit dem Anfange der Gallopade gezögert; wir eröffneten dieselbe.

Die Unterhaltung erhob sich bald über die gewöhnlichen Einleitungsformeln. Die Prinzessin war zum ersten Male in Deutschland; sie fragte mich mancherlei, und bald war der Gegenstand unserer Conversation die deutsche Literatur. Sie kannte solche leider nur aus französischen Uebersetzungen, und wie diese beschaffen sind, weiß Jedermann.

Der Tanz neigte sich zu seinem Ende. — Mit einem herablassenden „Je vous remercie!“ wurde ich entlassen.

So viel merkte ich wohl, daß mich die haute volée mit ganz andern Augen betrachtete. Einige Stutzer, die mich nur ganz entfernt kannten, drängten sich um mich.

Natürlicher Weise wurde jetzt meinerseits pausirt, um mich von der angethanen Ehre ein Bischen zu erholen. — Ein Fashionable raunte mir im Vorbeigehen in's Ohr: „Jetzt können Sie mit jeder Dame unpräsentirt tanzen!“ Vielleicht war er Zeuge meines früheren Mißgeschicks gewesen.

Da begann der Cotillon. Kaum waren einige Touren gemacht, so wurde ich von allen Seiten von denen zu den Figuren gezogen, die mich früher ganz unbeachtet links liegen gelassen. Auch meine Prinzessin vergaß mich nicht im Laufe des Tanzes, welches ich natürlicherweise als ein Zeichen der Zufriedenheit des früheren Rencontres auszulegen nicht unterließ.

Durch dieses Abenteuer hatte ich wieder das anschaulichste Bild vom Treiben der Menschen in der großen Welt erhalten. Es sieht sich aus dem Studierzimmer ganz anders an, als es realiter ist: das weiß Jedermann.

Um Mitternacht nahm ich ein Souper im Restaurationssaale ein und ließ beim schäumenden Champagner die Prinzessin *** hoch leben.

Am nächsten Dienstag erhielt ich eine Einladungskarte zu einer großen Soirée bei der Prinzessin, wo ich Alles, was Fashionables in Baden zu suchen war, versammelt fand.

Meine Einführung in die Badegesellschaft war gemacht; zu allen Soiréen, Bällen, Lustpartien und Pickenicks wurde ich geladen, und zog endlich, da das Laub von den Bäumen zu fallen sich anschickte, auch fort — wohin? ob in die Heimath, oder der schönen Prinzessin *** nach, will ich nächstens erzählen.

Die Kinder der Fremde.

Von

E. Reinhold.

(Der Verfaſſer erlaubt ſich, in Folgendem ein Bruchſtück aus einer größeren Novelle dieſes Namens vorzulegen. Es hat ſich in einem Gaſthofe an der Gränze eine buntgemiſchte Geſellſchaft zuſammengefunden und verkürzt ſich den Abend durch Erzählungen. Eben iſt nun die Reihe zu erzählen an einem alten würdigen, Hebräer, welcher ſofort folgende Geſchichte preisgibt.)

Ich wohne in Polen, hab' mein klein Geſchäft, und bin zufrieden in meinem Gemüth. Lea iſt geſtorben, als ich vierzig Jahr' gezählt hab', aber ich ſeh' ſie wieder in einem reizenden Kinde, einem guten Kinde, das da blühet wie die Roſe von Saaron. So bin ich mit Ehren alt worden, hab' meinen Handel und Wandel getrieben unter Jud und Chriſt, und der Herr hat meine Arbeit geſegnet. Jedes Jahr bin ich nach Frankfurt gekommen zur Meß' und hab' viele Menſchen kennen gelernt. Aber keiner hat mir ſo gefallen, als Ephraim, der wahrhaftige Mann, der rechtſchaffene Mann, der da wohnet in Oſtfriesland. Wir haben Salz und Brod zuſammen gegeſſen, haben unſere Schäflein zuſammengeführt, und uns zugekehrt die wahrhaftige Seite.

Wir haben unſer Pfund zuſammengelegt und brüderlich die Zinſen getheilt. Wir ſind geworden Ein Herz und Eine Seele, und ich habe dem Herrn auf den Knieen gedankt, daß er mir gezeigt hat einen Gläubigen, einen Pfeiler des Geſetzes. So ſind wir geſchieden, ſind wieder zuſammengekommen manches Jahr. Und ich habe die Monden gezählt, die Tage, die Stunden, bis zur Frankfurter Meß. Denn was

hab' ich Liebes auf der Welt, ſeit Lea todt iſt, als mein Kind, meinen Freund und meinen Kater! Wohl dem Gläubigen! Er hat ſein Haus auf einen Felſen gebaut. Er wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachſen wie eine Ceder auf Libanon. Der Herr iſt ſeine Leuchte in ſeiner Finſterniß, der Freund iſt ſein Stab, ſein Kind iſt der Engel, der ihn führt, und ſein Kater iſt ſein Hündlein Tobiä.

Nun, ſo bin ich einmal wieder gekommen in die Stadt der Edomiter und hab' mich viele Tage erfreut an Ephraim's Klugheit und wie ihm der Herr Weisheit gab, die Wolle der Gojim zu ſcheeren, und an ſeinem Munde, daraus die Rede fuhr wie Feuerflammen und die Freundlichkeit floß wie Milch und Honig. Einsmals ſaßen wir zuſammen, und thaten ein Uebriges vor großer Freude. Denn ein Freund aus Italien hatte dem Ephraim ein Dutzend Weinflaſchen geſchickt. Süß war das Getränk und der Abend warm und ſchön, wie am Tabor. Ein Harfenmädchen war in der Stube, die uns ſang von dem Volk Gottes, wie es an den Bächen ſitzt, die Harfen an die Weiden hängt und weint, wenn es an Zion gedenkt. Und Ephraim nahm meine Hand und trat an's Fenſter mit mir. Da war es ſtill in der großen Stadt, und unter uns floß der große Strom, daß wir träumten, es ſey der Jordan. Ephraim ſprach zu mir:

„Bruder, was däucht Dir? Wollen wir uns immer und ewiglich wieder trennen mit Seufzen, da wir doch zuſammen wohnen könnten das ganze Jahr? Des Menſchen Leben währt kurz und iſt ein unſicheres Pfand. Niemand weiß, wann es dem großen Gläubiger gefällt, es abzuholen. Und fern iſt dann der Bruder, der uns tröſtet und uns geleitet in das finſtere Thal! Abgepflückt iſt Lea die Lilie, und Rahel's Stimme iſt ſtumm geworden in meinem Hauſe. Laß' uns unſere Kinder zuſammengeben! Das meinige iſt im achzehnten, das deinige im fünfzehnten Sommer. Laß uns eine Hütte zuſammenbauen im fremden Land, bis der Bote kömmt, der uns die Augen ſalbt, um Kanaan zu ſchauen, das hochgelobte Land!"

Ich ſprach: „Bruder, mir däucht, der Herr hat Dir ein weiſes Wort eingegeben zu dieſer Stunde;" und ich drückte ihm die Hand. So ſtanden wir noch lang am Fenſter, und unſere Seelen waren ſtill in wunderbarer Freudigkeit, bis daß die Töne der Sängerin verſtummten und der Mond heraufſtieg wie das Antlitz Jehovah's, wenn er kommen wird am Ende der Tage, ſein Volk zuſammen zu rufen. Da wir uns nun wieder geſetzt hatten und der Mond in unſere gefüllten Becher ſchien, gedachten wir, daß wir am andern Morgen ſcheiden müßten und überlegten daher, was jeder ſeinem Kinde geben ſollte zum Heirathgut.

Nun, wir wurden bald Handels einig, ſchlugen die Hände zuſammen und beſtimmten den Tag im nächſten Jahr, wo wir wieder nach Frankfurt kommen und unſere Kinder mit uns bringen wollten.

Gott! Wie hab' ich gearbeitet in dieſem Jahr! Ich habe der Sonne Auf- und Untergang nicht geſehen, und ein Tag hat den anderen an der Hand genommen. Pfänder hab' ich eingelöst, geſtopft hab' ich das Maul der habgierigen Gojim, zu blankem Silber hab' ich gemacht mein Haus und Hof. Ich bin in jedem Mond gereist die halbe Zeit, und der Staub iſt nicht von meinen Schuhen gekommen; zu Haus bin ich nicht gewichen vom Schreibtiſch und mein Kopf iſt immer ein Lager vor dem Feind geweſen. Mein Kind hab' ich ausgeſteuert, wie Rebecca. Ich bin geweſen Abraham und Elieſar in einer Perſon. Wohl dem Gläubigen! Der Edomiter wird ihn fürchten, und ſein Bruder wird ihn ſitzen laſſen oben an den Tiſch. Was hab' ich mein Kind nicht Alles lernen laſſen! Die Zeugen der Moabiter und Amalekiter, und das ſüße Getön von David's Harfe. Die Bäche ſind gefroren und wieder aufgethaut. Judith war ſchön wie Ruth. Die Gojim ſchlichen hinter ihr her. Aber ſie war wie ein ſchlankes Reh, das im Mondſchein durch den Wald läuft. Ihre Schönheit iſt unter Salomonis Siegel geblieben. Stolz war des Vaters Herz und mißgünſtig gegen den Bräutigam.

So kam die Zeit heran. Judith ſtieg in den Wagen mit mir und aufgepackt war all' unſere Habe. Wir kamen nach Frankfurt am Tage nach Neujahr, wo der Gläubige faſtet. Nun, unſer Wagen ſtand unausgepackt in der Remiſe; wir ſaßen im kleinen Cabinet neben dem Saale, wo die Edomiter ſich den Bauch füllen. Wir hatten nichts gegeſſen ſeit dem geſtrigen Abend, und der Leib des Menſchen, der da iſt ein Thier, ſeufzte nach dem Futter, das wir läſterlich verſchwenden ſahen. Aber wir murrten nicht. Denn wir harrten freudig auf Ephraim, und Judith ſchlug züchtig die ſchwarzen Augen nieder, da ſie des Bräutigams gedachte. Ich erzählte ihr von den Frauen unſerer heiligen Geſchichten, von Rebecca, Lea und Rahel, und warnte ſie, daß ſie nicht ſollte ſündlich thun, wie die Töchter Loth's. Ich malte ihr das Bild Jacob's, der da dienete um Laban's Töchter; ich ſprach zu ihr:

„Dein Freund iſt weiß und roth, ſein Haupt iſt das feinſte Gold, ſeine Locken ſind kraus, ſchwarz wie ein Rabe. Seine Augen ſind wie Taubenaugen mit Milch gewaſchen, und ſtehen in der Fülle. Seine Backen ſind wie die wachſenden Würzgärtlein der Apotheker. Seine Lippen ſind wie Roſen, die von fließenden Myrrhen triefen. Seine Beine ſind wie Marmorſäulen auf goldenen Füßen. Seine Geſtalt iſt wie Libanon, auserwählt wie Cedern. Er wird dich führen in

den Weinkeller, und die Liebe iſt ſein Panier über Dir. Du wirſt ihn führen und in Deines Vaters Haus bringen, da er Dich lehren ſoll; da wirſt Du ihn tränken mit gemachtem Wein und mit dem Moſte Deiner Granatäpfel."

So unterhielten wir uns, und der Tag fing an, ſich zu neigen. Faſt wollte ich zürnen auf Ephraim, daß er ſeines Werkes vergeſſen.

Da ruft Judith: „Siehe! mein Vater! Da nahet ſich ein Wagen mit einer Bläue, geführt von einem Manne unſeres Stammes." — Ich ſah hinaus und erkannte, daß es Ephraims Wagen ſey. Der Wagen fährt in den Thorweg. Ich eile hinunter mit Judith und hebe Ephraim aus der Stiftshütte, daraus kommen ſollte das Brod des Lebens.

„Ach!" ſagt Ephraim, „der Freund hat ſich beigeſellt eine ſchöne Gefährtin. Das wird eine Freude ſeyn für Eſther."

Kaum kann ich mich genug faſſen, um den Freund zu umarmen. Denn mein Auge iſt ängſtlich geſpannt, den Jüngling zu ſehen, deſſen Beine ſind wie Marmorſäulen.

Es ſteigt eine Jungfrau aus dem Wagen, herrlich anzuſchauen. Ihr Haar war aufgebunden in einen Knoten, mit Perlen durchſchlungen, wie ein Hügel, von dem lebendige Quellen ſtrömen. Ihre Stirn war bräunlich und hellleuchtend, wie die Haut eines Rehes, das im Mondſcheine dahinfliegt; und ihre Augen blitzten darunter, wie die Lampen im Tempel bei Nacht. Ihre Wangen glichen den Wänden an Davids Zelt, wenn das Morgenroth darauf ſcheint. Ihr Mund war wie ein Roſenbeet, darein ſich Tauben niedergelaſſen haben; ihre Naſe der Stengel, woran zwei Sonnenblumen hangen. Ihre Brüſte waren wie Zwillingsſchwäne, die eingeſchlafen ſind auf einem leiſe wogenden See, und ihr Hals ſtand darüber wie das Bein Sulamiths, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Ihre Arme ſchienen durch den langen Schleier gleich zwei Silberadern in einem Bergwerk, und die Finger an ihren Händen glichen elfenbeinernen Stäben. Ihre Beine waren zwei ſchlanke Säulen vor der Stiftshütte, und die Knöchel daran wie Tauben, die aus dem Ei kriechen.

„Dieß iſt Eſther," ſagte Ephraim, „wo iſt dein Kind?"

Ich ſtellte ihm Judith vor, und ſagte: „Sie wartet des Bräutigams, der über den Hügel ſteigt und in die Myrthenlaube tritt."

„Nun, meine Herren und Damen! Da ſtanden wir und ſpielten mit den Fingern in den Bärten. Die zwei Mädchen ſahen ſich an. Keines war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Das Erſte aber, was wir dann thaten, weil wir denn doch zwei kluge Männer und die Narren unſerer eigenen Fahrläſſigkeit geworden waren, das Erſte, ſag'

ich, war, daß wir lachten, als ſollten wir alle zwölf Propheten aus den Gurgeln herauspruſten. Nachher zogen wir doch zuſammen nach Polen und verheiratheten unſere Töchter, zwar nicht mit einander, aber doch ſo glücklich, als wir's nur wünſchen konnten. Ephraim iſt indeß zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und nun zieh' ich allein auf die Frankfurter Meſſ', von Niemand begleitet, als von meinem Kater da, der die ganze Geſchichte mit erlebt hat. Denn, ſehen Sie, er ſpinnt wie ein alter Rabbiner, der am Feſttag in ſeiner Kammer ſich gütlich thut."

Die Geſchichte gefiel Allen, außer dem Pfarrer, welchem es ein Schimpf ſchien, mit einem altteſtamentlichen Glaubensgenoſſen am Tiſch zu ſitzen, was er ſich nicht enthalten konnte, ſeinem Nachbar, dem Comödianten *) kund zu geben. Dieſer, ſo verdrießlich er war, hielt dieß doch für eine gute Gelegenheit, ſich mit dem Pfarrer einen Spaß zu machen. Er ſagte daher zu ihm: „Euer Hochwürden mögen einem Theologen der orthodoxen altſächſiſchen Schule und ehemaligem Profeſſor von Wittenberg verzeihen, wenn er eine ſolche Aeußerung eines wahrhaftigen Dieners des wahrhaftigen Wortes unwürdig findet. Auch möchte es leicht geſchehen, daß, wenn ich von dem ſo eben Gehörten einigen Gebrauch machen wollte, ein hochpreisliches Conſiſtorium meine geringe Meinung theilte. Denn was liegt in unſerer Religion, verdammen oder beſſern? Was iſt klüger, zum Teufel ſchicken oder bekehren? Was wäre aus den Vorfahren dieſes Mannes geworden, wenn die Apoſtel dieſelben hätten taufen laſſen? Und dieſe waren doch auch beſchnitten. Wenig Kunſt bedarf es, ein Kindlein zu unſerem heiligen Glauben zu erziehen. Denn es ſiehet ſolchen an Vater und Mutter und nimmt ihn an, wie es lernt an der Mutter Bruſt zu ſaugen. Wenig Kunſt bedarf es, einen Ketzer zu bekehren. Denn er iſt erzogen in dem wahren Glauben und haut nur über die Schnur deſſelben; es iſt nichts nöthig, als daß man ihm das geile Bein wieder über die Schnur zurückbringe. Aber das iſt der Triumph eines rechten Gottesgelahrten, daß er eine Seele errette, die an ihrem Irrglauben unſchuldig iſt, daß er ſiegreich ſein Panier entfalte unter den Juden und Heiden, daß er die Beſchnittenen zur Taufe bringe. Ich will damit nicht ſagen, daß wir Gottes Wort blos den Ungläubigen predigen ſollen; denn viele Gläubigen ſind ärger, denn dieſe; aber ich behaupte: wo wir Gelegenheit finden, die Proſelyten des Thors

---

*) Der Schauſpieler hat ſich nämlich in die Maske eines alten Wittenberger Theologen vermummt.

zu Proſelyten der Gerechtigkeit zu machen, da ſollen wir nicht zurückweichen. Denn größer iſt der Ruhm des Feldherrn, der zu erobern verſteht, als desjenigen, welcher nur alte, ſchadhafte Feſtungen zu behaupten weiß.“

Während dieſer Rede war der ſehr erſchrockene Pfarrer in ſich gegangen. Er fürchtete, ſein Nebenſitzer möchte entweder wirklich ein berühmter orthodoxer Theolog, oder ein Emiſſär des Conſiſtoriums ſeyn, welcher unter einem ſolchen Paß reiſe, um die armen Pfründenſchafe zu ſcheeren. Deßhalb beeilte er ſich, den Auftrag des Wittenberger Gelehrten in's Werk zu ſetzen, und zog zu dieſem Zweck ein Exemplar des neuen Katechismus, den er ſelbſt verfertigt, aus der Taſche, blätterte emſig darin, räuſperte ſich und wiſchte ſich in hoher Bewegung den Schweiß von der Stirn. Nun hatte er aber in der Eile vergeſſen, ſeine Brille aufzuſetzen, und dieß fiel ihm erſt ein, nachdem er bereits den Juden in durchaus canoniſchen Ausdrücken von ſeinem Vorhaben unterrichtet hatte. Er holte nun das Verſäumte nach; allein in der Verwirrung, worin er ſich als ein zwiſchen zwei Feuer geſtellter theologiſcher Artilleriepark befand, drückte er die Brille, die von der Form der Alten-Weiber-Brillen oder Naſenkneiper war, ſtatt ſich ſelbſt, dem Kater des Juden auf die Naſe. Der Kater fühlte ſich hierdurch ſehr unbehaglich angeregt und ſtreckte ſeine Krallen aus, womit er nicht nur das Kapitel von der Taufe aus dem Katechismus herausriß, ſondern auch dem Pfarrer, wie mit einem Raſtral, fünf parallele, blutrothe Notenlinien über die Hand zog, zwiſchen denen die Blutstropfen wie die Melodie eines Kirchenliedes ſtanden. So rettete der freundliche Kater ſeinen Herrn vom Abfall. Der Comödiant aber pries den Pfarrer als einen Märtyrer und forderte ihn auf, dieſe Geſchichte in lateiniſcher Sprache in der Zeitſchrift der Herren XYZ zu beſchreiben.

Bilder aus Griechenland,

von

L. Feldmann.

Ein Tag auf Zea.

Das Herz der Männer ist treuloser als das ungetreuste Element, das Meer. — Unter uns gesagt, ich glaube nicht daran, aber ich will nur dem Meere eine Schmeichelei sagen; denn als ich vermuthete, es wolle mich auf dem Wege von Syra nach Pyreus verschlingen, hat es mich nur verschlagen, und wohin? Nach Zea, dem Vaterlande des Simonides, des Redners Prodikos und des Arztes Erasistratus. Traf ich auch, trotz der üppigen Fruchtbarkeit dieser Insel, kein solches Kleeblatt mehr an, so that es mir doch sehr wohl, von anderen Männern, wenn auch von weniger Berühmtheit, mit der herzlichen Begrüßung „Kalos Orisate!“ (Willkommen!) empfangen zu werden. Eine Sitte der Insulaner, die auf jeden Fremden wohlthuend wirkt, wenn er klug genug ist, nicht erst nachzugrübeln, ob dieser Empfang wirklich Gastfreundschaft oder nur Redensart sey.

Der Hafen dieser Insel, welche dem Cap Colonos gegenüber liegt, ist so geräumig, daß er die größten Schiffe aufnehmen kann; dessen Ufer, nur von 10 bis 12 Häuschen belebt, gewährt keinen erhebenden Eindruck; dessen ungeachtet fanden wir unter dieser kleinen Häuserzahl zwei Lokanden, wovon eine sogar mit einem Billard versehen war. Dieser Luxus überraschte mich nicht, denn ich wußte längst, daß die Griechen gern spielen. — Nur kurz hielten wir uns an der niedrigen Küste auf und zogen dann hinauf gegen die Stadt, welche ungefähr

1¼ Stunde vom Hafen entfernt liegt, und deren zahlreiche Häuser, wie die Mücken an der Wand, an einem Berg-Abhange kleben. Eine Menge, in die schönsten Terrassen verwandelter Hügel, welche die edelsten Früchte trugen, mußten wir übersteigen, um zum Ziele zu gelangen, doch übertraf das Ziel nicht die Erwartung, die uns dieser üppige Weg hoffen ließ. — Die Menschen hegen oft so sonderbare Wünsche, daß man in die größte Verlegenheit käme, wenn das Schicksal sie erfüllen würde; denn was mir zuvor nie in den Sinn kam, sprach ich hier gegen meine Reisegefährten aus: „Ich wünsche," sagte ich zu ihnen, „ich wäre ein Glaser," als mir wenigstens 1000 fensterlose Häuser (denn Zea hat 9000 Einwohner) entgegen sahen, deren Kreuzstöcke alle mit weißem Papier verklebt waren. Wirklich, ein trauriger Anblick! Ich hielt jedes Haus für eine Laterne magica, hinter welcher ich die Schatten der Inwohner an den Papierscheiben länglich gestaltet vorbei schweben sah. Meine Reisegefährten lachten mich aus. „Wünschen Sie sich lieber, ein Papiermüller zu seyn," sagten sie, „Sie sehen ja, daß ein Glaser auf Zea nicht leben kann."

Unsere Ankunft lockte viele Neugierige aus ihren Laternen heraus; denn wohl selten kommen deutsche Fremde nach Zea, dessen Einwohner zwar einen beständigen Producten-Handel, jedoch meistens nur mit den Hydrioten, unterhalten. — Ich war erfreut, unter den ersten Neugierigen einige Greise zu bemerken; ein Zeichen, daß die Zeoten, wenn auch durch Fenster noch zu keiner Aussicht, doch durch Vernunft zu der Einsicht kamen, daß sich ihre Greise nicht mehr wie im Alterthume selbst den Tod geben müssen, zu welcher Ceremonie sie, wie bei einem Feste, ihre Verwandte und Freunde versammelten und in deren Angesichte den Giftbecher leerten. Diese merkwürdige Sitte machte Zea einst berühmt. — Wir begaben uns nach dem Wirthshause, und fanden beim Eintritt in dasselbe, obwohl es erst Morgens zehn Uhr war, wieder alle Bänke mit Spielenden besetzt. Könige und Bauern, Buben und Damen flogen auf den Tischen herum und stachen sich einander um's Geld; und Mancher ließ den Andern in die Karte sehen um's Geld; und Herz war Trumpf und viele verläugneten ihre Trümpfe um's Geld; und einige machten ein gutes Gesicht zum bösen Spiel um's Geld; bis am Ende alle, die hohen und niedern Personen, als Opfer durcheinander lagen um's Geld. — Der Wirth, welcher kein Spieler war, aber dennoch auch nur Alles um's Geld that, brachte uns um's Geld Wein und wir tranken nun den berühmten Zea ächt an der Quelle.

Bald rann dieser edle Rebensaft durch unsere Adern und ließ seinen Geist wie Sternschnuppen aus unseren Augen funkeln. Meine Reise-

gefährten wurden luſtig und ſtimmten das antike Trinklied an, das, ſeit Trauben gekeltert und Mädchen geliebt werden, üblich iſt:

„Ohne Lieb und ohne Wein, was wäre unſer Leben ꝛc.“

Da legte ein alter Zeote ſeine Karten aus der Hand und näherte ſich unſerem Tiſch; die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen; er füllte ſein Glas und ſtieß es an die unſeren, und ſtimmte tief gerührt mit in den Geſang. Und die ganze Urſache dieſes uns befremdenden Benehmens war nichts, als daß dieſer Mann kein Zeote, ſondern ein Deutſcher war, der einſt ein deutſches Mädchen liebte, welches er vor vielen langen Jahren begrub und deßhalb in die weite Welt ging. Wie verjüngt, kräftig und feurig, als wäre es geſtern erſt geweſen, erzählte er von ſeiner mit ihm alt gewordenen Liebe, und der ſchönſte aller Toaſte

„Auch die Todten ſollen leben!“

bewogen den Alten, den ſüßen Erinnerungen ſeines Herzens durch einige Gläſer ächten Zeas ein ſtärkendes Bad zu bereiten, worauf er, in ſüße Träume verſunken, ſanft entſchlief und uns bei ſeinem Erwachen nicht mehr fand.

Wir beſuchten nun in verſchiedenen Richtungen die ſehr ſchmutzige Stadt, welche mehr ſchwein- als ſteinreich iſt. Die Güter-Gemeinſchaft zwiſchen dieſen Thieren und Menſchen iſt hier unbezweifelbar, denn Kinder und Schweine ſahen wir vertraulich in den Häuſern der genügſamen Zeoten durcheinander purzeln, in welchen Stall und Stube nicht getrennt ſind.

„Mir iſt ganz kannibaliſch wohl, als wie fünfhundert Säuen.“

kann jeder vergnügte Zeote ſagen, der täglich das Glück der Schweine vor Augen hat.

Auch außer ſeinen Säuen hat Zea viel Aehnliches, ſowohl in ſeiner Lage als in ſeinem ganzen Weſen, mit der alten Stadt Syra; ſeine Berggipfel ſind ebenfalls mit Windmühlen begränzt und der Grund ſeines Bodens iſt eben ſo berühmt, indem auf derſelben Stelle, worauf Zea erbaut iſt, einſt die tempelreiche Stadt Julis lag. Die Luft ſcheint auf Zea ſehr geſund zu ſeyn; denn ich traf bis jetzt in Griechenland nirgends ſo viele betagte Männer als eben auf dieſer Inſel. Die Unzahl alter Weiber konnte mich nicht überraſchen, da die Blüthe weiblicher Jugend in keinem Lande ſolch' eine vergängliche Blume iſt, als unter griechiſchem Himmel. Mädchen, welche mit ſechzehn Jahren Sylphiden-Geſtalten waren, ſind als Weiber in den Zwanzigen durch den alten Pergamentband ihrer zuſammengeſchrumpften Haut bei lebendigem Leibe zu Mumien verwandelt, und daſſelbe Geſchöpf, das man

einige Jahre früher anbetete, erregt nach kurzer Zeit Abſcheu und Widerwillen. Zum Unglück beſitzt das griechiſche Weib keine Anmuth, und da es nur die Grazien ſind, die nicht altern, ſo haben die Griechinnen keinen Anſpruch, liebenswürdige Mütterchen zu ſeyn. In Hellas einer Mutter der Tochter wegen die Cour zu machen, gehört unſtreitig zu den größten Liebesopfern.

So ſind die Männer, ſie verzeihen der blühenden Roſe, aber nicht der welken, ihre Dornen.

Wir verließen Zea, und Keiner von uns allen wendete ſich nach der verlaſſenen Stadt um, nicht aus Furcht, zu einer Salzſäule verwandelt zu werden, ſondern weil wir genug daran hatten.

Die Engländer in Athen.

Die komiſche Pedanterie der Engländer paßt ganz zu dem Schnitte ihrer eigenthümlichen Kleidung, während ihre herzloſe Nüchternheit in keinem kleinen Contraſte mit ihrem großen Hochmuthe ſteht. — Aber Ihr alle kennt die Engländer nicht, die Ihr ſie nur im Reiſewagen nach der Quere liegen, oder an der Wirthstafel Pudding verſchlingen ſaht; die Ihr ihre geſellſchaftliche Unbeholfenheit oder ihr ſpleenreiches Familienleben zu beobachten Gelegenheit hattet. Den Engländer muß man in ſeinem Elemente ſehen; in Athen, auf dem Parthenon, zwiſchen den großen Ueberreſten der Propyläen, zwiſchen geſtürzten Säulen und zerfallenen Tempeln, zwiſchen zertrümmerten Statuen und verwitterten Monumenten. Da thauen ſie auf, dieſe kalten Menſchen; da ſchmelzen die Eisrinden von ihren ariſtokratiſchen Herzen; da verzieht ſich ihr langes Geſicht zu einer noch auffallendern Länge und ein ſtaunendes God dam ſchwebt über die träg geöffneten Lippen. — Arme Irländer! Warum habt Ihr keine antiken Köpfe? Vielleicht würde Euer Schickſal durch Eure alterthumsliebenden, engliſchen Brüder in etwas erleichtert! Aber warum ſeht Ihr auch alle ſo modern ausgehungert, ſo neubleich, ſo jung abgezehrt aus, daß man Euch unmöglich für antik halten kann? Und es iſt auch keine Hoffnung, Euch je als Alterthümer anzuerkennen, da Ihr ſchon in den beſten Jahren verhungert ſeyd!

Es gehört zum guten Ton der Engländer, ein enthuſiasmirter Antiquitätenfreund zu ſeyn; und wäre es möglich, ſein Vermächtniß einer alten Säule oder einem ſonſtigen antiken Steine zur Nutznießung zu beſtimmen, ſo würde manches Teſtament zum Nachtheile der Intereſſenten ſchon oft auf dergleichen nichtlachende Erben übergegangen ſeyn.

Ich folgte einmal einem ſolchen alterthumsforſchenden Engländer Schritt für Schritt auf ſeiner Kunſtwanderung. Seinen Hut nach hinten ſetzend, ſeinen Ueberrock nachläßig am Leibe hängen laſſend, Steifheit in der Haltung ſeines langgeſtalteten Leichnams, im Korporalſchritt und mit komiſch-wichtiger Miene, eilte er von ſeinem Gaſthofe direct nach der Sokrates-Höhle. Dieſe liegt am Fuße des Philopapus, und bildet drei in einen Felſen gehauene, geräumige Höhlen, wovon zwei durch eine beſondere Oeffnung verbunden ſind. Hier angekommen, blieb der Brite ſchnurgerade, ſteif gleich einem Ladſtocke, vor dem Eingange dieſer merkwürdigen Höhle ſtehen. Staunend, ſo daß der Diameter ſeines Augapfels um eine halbe Linie größer wurde, blickte er nach innen; denn er vermuthete nicht, da, wo Sokrates der größte Mann ſeiner Zeit, einſt den Giftbecher leerte, einen deutſchen Soldaten, in zärtlicher Umarmung bei ſeinem deutſchen Mädchen zu finden.

„God dam!“ rief der Verblüffte aus, „wie iſt es möglich, hier, auf dieſer Stelle?“ — Aber der Soldat lachte dem komiſchen Enthuſiaſten in's Geſicht, und hielt es für eine größere Philoſophie, hier den Freudenbecher als den Giftbecher zu leeren. Der Brite langte pflegmatiſch nach ſeiner Börſe, und gab dem Soldaten eine Kolonate, damit er ſich entferne, und dieſe heilige Stätte nicht länger entwürdige. Der Soldat nahm und ging; aber der Engländer hat mit ſeinem Gelde nichts Gutes geſtiftet, denn ſeit dieſem Vorfalle wandeln alle proſaiſch Liebenden nach der Sokrates-Höhle, und warten auf Engländer. — Nachdem nun der moraliſche Brite jeden Winkel dieſes Höhlenreiches durchſpäht hatte, löſte er mit ſeinem Unterſuchungsſtocke, an deſſen Griff oben ein Hammer angebracht war, einen pfundſchweren Stein von der Felſenwand ab, verſenkte ihn in ſeine linke Rocktaſche und eilte im Sturmſchritte der gegenüberliegenden Akropolis zu. Die Mineralien-Sammlung in ſeiner Taſche ſchlug ihm zwar bei jedem Schritte unſanft zwiſchen den langen Beinen herum, aber das genirte den phlegmatiſchen Archäologen nicht im geringſten.

Mit einer Scheu frommer Ehrfurcht betrat er im Schweiße ſeines Angeſichts, welchen der ſteile Weg ihm auspreßte, den heiligen Boden des Parthenons, blieb mitten in den Propyläen ſtehen, ſah ſich mit vielſagenden Blicken rings um und — gähnte.

Den Barometerſtand ſeiner Gedanken konnte ich nun natürlich leicht errathen; die Gräber alter Größe thaten ſich vor ihm auf, und mit ſtieren Augen betrachtete er die todte Vergangenheit, die hier in mächtigen Trümmern vor ihm lag. — Nun zog er ein Buch aus ſeiner rechten Rocktaſche, welche eine Bibliothek zu enthalten ſchien. Ich konnte

nichts daraus erblicken als den Namen Pater Martorelli, welcher bekanntlich einmal zwei Quartanten über ein zu Herkulanum gefundenes antikes Dintenfaß schrieb. Wahrscheinlich hat dieser gute Pater auch einmal etwas über die griechischen Alterthümer geschrieben, (mir zwar ist nichts davon bekannt) welcher Anleitung sich der Engländer nun als Wegweiser bediente. Nach langem Herumblättern in diesem, jedenfalls veralteten Werke, fing der ohnedieß schon ermüdete Brite an, auf den Trümmern des Tempels des Sieges, des Neptuns Erechtnus, der Minerva ꝛc. herumzusteigen. Der Hut mochte ihn bei dieser etwas strapaziösen Promenade geniren, ein kühles Lüftchen zog auch vom Meere her über die Höhe; deßhalb fand es unser Brite für gut, seinen Hut einer weiblichen Statue auf den steinernen Kopf zu setzen, während er sein rothes Haupt mit einer weißen Zipfelkappe überzog und so ganz behaglich in seiner Schlafmütze, einem Lazarethkranken nicht unähnlich, seine Untersuchungen ruhig fortsetzte.

Vor den Ueberresten eines großen Basreliefs, auf welchen noch ein olympischer Wagenlenker in matten Umrissen sichtbar war, standen zwei Griechen, im lauten Streite begriffen. Sie zogen die Aufmerksamkeit des zwischen den Steinen wandelnden, geisterhaften Briten auf sich, und eben als jener mechanisch näher trat, sagte der eine Grieche:

„Wohlan, ich wette, hier sind zehn Kolonate! Du sagst, dieses Basrelief sey venetianisch, ich sage, es ist römisch; wenn Du Muth hast, wette dagegen."

„Es gilt!" sprach der andere, eine gleiche Summe hervorholend, „doch wem legen wir dieses Geld bis zur Entscheidung unseres Streites ein?" Ah, da kommt eben unser beiderseitiger Freund Dimitri. „He Dimitri! Dimitri! Nimm diese zwanzig Kolonate und bewahre sie bis ich Herrn Pitakis, den Direktor der Akropolis herbeigeholt habe, um ihn zum Schiedsrichter unseres Streites aufzurufen."

„Mein Herr," fing der Engländer ganz lakonisch an," Sie haben verloren, das Basrelief ist römisch."

„Auch mit Ihnen wette ich," sprach der wenig überraschte Grieche, „so viel Sie wollen, es ist venetianisch! Hier, Dimitri, bewahre noch zwanzig Kolonate; wenn der Herr seiner Sache so gewiß ist, so möge er eine ähnliche Summe dagegen setzen."

Der Engländer setzte.

„Nun wollen wir Herrn Pitakis suchen!" schrieen die drei Griechen in einem Athem und eilten nach verschiedenen Richtungen von dannen. — Der Engländer, seines Sieges gewiß, setzte sich behaglich auf die Erde, vor dem die Wette veranlassenden Gegenstand hin, nicht sich des

ſichern Gewinnens ſeiner Wette ſo erfreuend, als der Gewißheit ſeiner archäologiſchen Kenntniſſe.

Ein leiſe Vorahnung mag jedoch den geprellten Briten dazu bewogen haben, ſeine Schlafmütze ſchon ſo frühe aufzuſetzen; denn er hätte die ganze Nacht hier weilen dürfen — die griechiſchen Streiter kamen nicht wieder. Die Aufſeher der Akropolis mußten den Harrenden vor einbrechender Nacht einigemal mahnen, den Platz zu verlaſſen, welches der Brite endlich auch that, um eine Erfahrung reicher, da er, nebſt ſeiner Kenntniß was römiſch, nun auch erfahren hatte, was griechiſch ſey. — Immer noch zögernd machte er ſich nach und nach auf den Rückweg, aber die weibliche Statue hatte ihren Kopfputz nicht mehr; mit den Wettenden war auch der ihr anvertraute Hut des Engländers verſchwunden, und er mußte, trotz ſeiner archäologiſchen Kenntniſſe, ſeine Stirne ſtatt des Lorbeers mit der Zipfelkappe geſchmückt laſſen, mit welcher er ſich auch gravitätiſch und ohne die geringſte Verlegenheit durch die Straßen Athens nach ſeinem Gaſthofe zurückzog.

Den Griechen fällt übrigens dieſes poſſierliche Phlegma nie auf; denn ſie ſind an dieſe ewig reiſenden Komiker von Kindesbeinen an gewöhnt und wiſſen, daß zwiſchen jedem alten Gemäuer, wo es Raben und Eulen gibt, auch Engländer hauſen. Ich würde gern den Engländern ihre vielbeſprochene Großmuth zugeſtehen, wenn ſie von Ruinen großer Seelen eben ſo ſchnell begeiſtert wären, wie von den Ruinen alter Tempel. Es iſt überhaupt traurig, daß der Lebende der kalten Wirklichkeit und nur der Verſtorbene der Phantaſie angehört. Den Lebenden läßt man verſchmachten, um ihn im Reliquienkaſten anzubeten. Für des armen Yorik's Perücke zahlte einmal ein Engländer eine bedeutende Summe, während dem lebenden Yorik kein Menſch eine Guinee zu einer neuen Perücke ſchenkte. — Die armen Irländer ſitzen zu Hauſe und haben kaum Erdäpfel zur Stillung ihres Hungers, während die Engländer in Athen Champagner-Partien unter den Jupiterſäulen geben und ſich muthig unter dem Hadriansthore herum boxen, damit ihnen bei dem im Stadium oder im Theſeustempel veranſtalteten Souper ihr Beefsteak ſchmeckt.

Am komiſchſten kommen mir die Engländer immer vor, wenn ich ſie über den Rutſchſtein in der Nähe des Areopags herabgleiten ſehe. Dieſer ſpiegelglatte Stein iſt von der Natur an einem Hügel in ſenkrechter Stellung angebracht und hat, zu Folge eines griechiſchen Aberglaubens, die wunderbare Eigenſchaft, daß, wenn unfruchtbare Frauen ſitzend darüber hinunter rutſchten, ſie ſich einer künftigen Fruchtbarkeit

zu erfreuen haben werden. So entlegen und einſam die Stelle auch iſt, wo ſich dieſes Mirakel befindet, ſo können die verſchämten Weiber doch nur Nachts dieſen Ort beſuchen, weil den ganzen Tag über wißbegierige Engländer dieſe Rutſchpartien ausführen. Die Fahrt über den Wunderſtein endet jedoch bei den britiſchen Forſchern gewöhnlich mit zerriſſenen Beinkleidern und unter allgemeinem Gelächter der Umſtehenden.

Reiſe-Erinnerungen von Nisard.

Eine Stecknadelfabrik und ein Irrenhaus zu London.

Ich vereinige dieſe beiden Beſuche unter einem Titel, einestheils weil ich ſie an einem und demſelben Tage vornahm, anderntheils weil ſie mir doppelte Gelegenheit gaben, den engliſchen Laconismus zu bewundern. Der der Spartaner war im Alterthum berühmt; ich zweifle jedoch, daß er träger und unzerſtörlicher war, als der britiſche. Nichts zu viel zu ſagen, und dieſelbe Sache immer mit denſelben Lauten auszudrücken — unter dieſen beiden Formen ſpricht er ſich insbeſondere gegen Fremde aus, die der näheren Erklärungen ſo ſehr bedürfen. In Frankreich, wo Voltaire die ſchönen und wahren Worte ſchrieb:

„Das Ueberflüſſige, das ſo nöthig iſt"

legt man beſonders in der Converſation ſogar einigen Wechſel in die Art und Weiſe, mit welcher man ſich auf der Straße anredet, und ſich nach dem gegenſeitigen Befinden erkundigt. So viele Charaktere es gibt, unter eben ſo vielen Formen zeigen ſie ſich. Liegt der Wechſel nicht in den Worten, ſo ſpricht er ſich in den Mienen, in den Blicken, in dem Ton der Stimme aus. In England werden ſeit undenklichen Zeiten dieſelben Dinge ſtets mit denſelben Worten, mit demſelben Tone, mit denſelben Mienen ausgedrückt. Niemand vermag an der Art und Weiſe, mit welcher zwei Engländer einander begegnen, zu unterſcheiden, ob es zwei Kaufleute ſind, die ſich jeden Tag auf dem Royal exchange treffen, oder zwei ſeit langer Zeit getrennte Freunde, von denen der eine eben erſt aus Oſtindien zurückgekommen iſt.

Alle jene Kleinigkeiten, welche ſich in Frankreich Freunde zu ſagen haben, jene raſchen Mittheilungen über die Zeit, in welcher man ſich nicht geſehen hat, jene kurze Geſchichte, welche man ſich gegenſeitig über die Hauptereigniſſe des Lebens erzählt — Alles dieß findet in England weder ein geneigtes, noch ein müßiges Ohr, wie in Frankreich. Der Engländer iſt ſtets der Mann nach der Uhr. Ohne durch Eile gedrängt zu werden, hat er doch nie eine Minute zu verlieren. Wenn er ausgeht, ſcheint er auf dem Uhrenzeiger die Zahl der Minuten abzuleſen, die er jeder Sache widmet. Alles geht nach einer beſtimmten Regel, ſowohl die Begrüßung, als die Frage nach Neuigkeiten und der Abſchied. Fände ſich irgend Einer, dem es einfiele, die Fragen und Antworten zu verkürzen, oder Neuerungen darin anzubringen, ſo würde, während dieſer ſpricht, der Andere ſeine Geſchäfte leiſe abmachen oder wenigſtens im Stillen darüber nachdenken.

Eine andere Form des britiſchen Laconismus beſteht darin, nie zu viel zu ſagen. Es handelt ſich hier von dem britiſchen „Zuviel", das gerade ſo viel in ſich faßt, als man in Frankreich mit dem Namen Geiſt belegt. Ich wünſchte, dieß laconiſch aus einander ſetzen zu können. Die erſte Regel, um nie zu viel zu ſagen, beſteht darin, daß man es verſteht, überhaupt gar nichts zu ſagen, wenn man nicht ein reelles Intereſſe dabei hat, denn in England ſind manche Worte ſo gewichtig als Banknoten. Ich folge zwei Engländern auf dem großen Trottoir von Holborn. Etwa alle hundert Schritte ſagen ſie ſich einige Worte, dann ſchweigen ſie wieder, und ſetzen ihren Weg gemeinſchaftlich und doch allein fort. Wer von uns vermöchte mit einem Freunde, ſelbſt mit einem Fremden, ſchweigend hundert Schritte zu gehen? — Jene beiden ſchweigen zweihundert, dreihundert Schritte, ja bis zur Bank, wofern ſie ſich nichts mitzutheilen haben, was einem oder dem andern von Nutzen ſeyn könnte. Der Unterhaltung wegen zu ſprechen, iſt beinahe ohne Beiſpiel in jenem Lande. Der Engländer beweiſt ſeine Ueberlegenheit durch ſeine Werke, warum ſollte er ſich auch noch mit ſeinem Geiſte in Unkoſten verſetzen? So viel ich weiß, laſſen ſich mit dem Geiſte keine Geſchäfte machen, auch wird man für geiſtreiche Worte nirgends bezahlt.

Die zweite Regel, um nie zu viel zu ſagen, beſteht darin, über jedes Ding nur die unumgänglich nöthige Zahl von Fragen und Antworten zu geben. Handelt es ſich um irgend eine Einrichtung? — Je nun, es gibt eine gewiſſe Zahl von Ideen, welche dieſe Einrichtung anregt, ſey es nun hinſichtlich des öffentlichen Nutzens, den ſie leiſtet, oder hinſichtlich ihrer allgemeinen Organiſation, oder hinſichtlich des Koſtenbetrags, oder endlich über die Hauptreſultate derſelben. Handelt es ſich

um ein Geſchäft, um einen beſonderen Induſtriezweig? — die Ideen, welche ſich daran knüpfen, werden ſich in dem engen Kreiſe der Einnahmen und Ausgaben, des Verluſtes und Gewinnes, der äußeren und inneren Reſultate bewegen. So lange man ſich hieran hält, wird man kurze, aber beſtimmte und genügende Antworten erhalten. Weicht man einen Schritt außerhalb dieſes Kreiſes, ſpricht man von dem, was dieſen Inſtituten fehlt, von ihrer Zukunft, von der moraliſchen Seite, ſo wird man als ein ſehr reicher, wenig ſchweigſamer Mann beurtheilt, weil man die Leute über Dinge fragt, die gar kein Intereſſe für ſie haben. Hauptſächlich gegen Fremde, die gewöhnlich neugierig ſind, und über das Programm hinaus fragen, ſind die Engländer in der eben bezeichneten Weiſe laconiſch. Daher verlaſſen viele Reiſenden dieſe Inſel mit dem Gedanken, ſie beſitzen zu viel Geiſt für England. Dieß iſt jedoch nicht wahr: denn gibt es einen zu weit getriebenen Laconismus, ſo gibt es auch eine Menge Fragender, welche ihre Fragen weder abzukürzen, noch beſtimmt zu geben verſtehen. Vielleicht war ich einer dieſer letzteren. In dieſem Falle wird meine kleine Mittheilung denjenigen zur Lehre dienen, welche die Kunſt, im Auslande discret und beſtimmt zu ſeyn, nicht in höherem Grade beſitzen, als ich.

Um diejenigen Perſonen, welche mir die Stecknadelfabrik und das Irrenhaus zeigten, nicht mit einer Flut literariſcher Nutzloſigkeiten zu überſchwemmen, hatte ich mich weder als Profeſſor, noch als Gelehrter dargeſtellt, zwei Titel, vor welchen ſie, neben meiner Eigenſchaft als Franzoſe, der, trotz der neueſten Allianz, bei den Engländern nur wenig gilt, die Flucht ergriffen haben würden. Ich war entſchloſſen, mich ſtreng innerhalb gewiſſer Gränzen zu halten. Ich ſtand im Begriffe, beſchäftigten Leuten etwas von ihrer Zeit zu nehmen; und wenn ſich der Engländer mit ſeiner Aufmerkſamkeit für diejenigen geizig zeigt, deren Anhörung für ihn von einigem Intereſſe iſt, wie viel mehr muß er es nicht ſeyn für einen Neugierigen, dem er, als einem Dieb ſeiner Zeit, ausweichen würde, wenn ihn die Schicklichkeit nicht nöthigte, ihm einen Theil derſelben umſonſt zu geben! Ich hatte daher eine Liſte meiner Fragen entworfen, um zu zeigen, daß mir die Zeit Anderer eben ſo theuer ſey, als meine eigene. Mein Ausflug begann mit der Stecknadelfabrik.

Ich fand den Fabrikanten auf ſeinem Bureau, ſchreibend und den Hut auf dem Kopfe, den er nicht abnahm, weil das etwas zu viel wäre. Er las mein Empfehlungsſchreiben, machte mir eine kleine Höflichkeits-Verbeugung, und ging ſogleich zur Sache über, indem er auf ſeinem Tiſche verſchiedene Schachteln mit Proben aller Arten von Nadeln, die in ſeiner Fabrik gefertigt werden, ausbreitete: Stecknadeln für die

Toilette, Haarnadeln, Nadeln für Inſekten-Sammlungen. Bei jeder neuen Schachtel fragte ich nach dem Preiſe; hierzu bedurfte es keines weiteren Commentars. Nachdem die Proben unterſucht waren, ſagte er: „Hierher: come this way,“ und öffnete eine Thüre, welche zu der Fabrik führte; ich folgte ihm. Die erſten Werkſtätten ließ er mich mit Muße unterſuchen, und ohne mich zu drängen. Während ich beobachtete, ſprach er mit den Arbeitern, und nahm mir auf ſolche Weiſe mit der einen Hand die Zeit wieder, die er mir mit der andern gegeben hatte. Uebrigens ſtellte ich nur ſelten Fragen an ihn. Wem die Gegenſtände der Induſtrie auch noch ſo fremd ſeyn mögen, der begreift doch auf den erſten Anblick den ganzen Mechanismus einer Stecknadelfabrik. Auf ſolche Weiſe durchlief ich die verſchiedenen Werkſtätten, wobei er mich begleitete, jedoch ohne ſich mir zu widmen. Die Drahtzieherei, wo man aus einem fingergroßen Stück Kupfer einen endloſen Draht zieht, der ſich in unzähligen Kreiſen um einen Cylinder windet; die Werkſtätte, wo Weiber eben dieſen Draht auf langen Tiſchen ſtrecken und in große Stäbe von gleicher Länge zerſchneiden; die Werkſtätten, wo dieſe acht bis zehn Fuß langen Stäbe in Stücken von der Länge der Nadeln geſchnitten, ferner ſolche, wo ſie geſpitzt werden. Dieſe ganze Fabrikation iſt höchſt einfach, und meine Fragen drehten ſich nur um folgende Punkte: Wie viele Ellen liefert die Drahtzieherei täglich? Wie viele Nadeln liefert jede Arbeiterin? Wie viele Nadeln ſpitzt jeder täglich? — Auf jede dieſer Fragen erhielt ich cathegoriſche Antworten.

Wohl ſtellte ich in der Stille und für mich einige Vergleichungen zwiſchen der Gewalt und der Einfachheit der Fabrikationsmittel, zwiſchen der Vortrefflichkeit der Fabrikate und der Ungeſundheit der Gebäude, zwiſchen der Lage der Dinge und der Menſchen an, welche letztere mich ungleich mehr intereſſiren, als das, was aus ihren Händen hervorgeht. In dieſer Beziehung bin ich in Belgien verwöhnt worden. Dort hat ein Mann von Genie, John Cockerill, die Vervollkommnung in der Arbeit mit der Verbeſſerung des Looſes der Arbeiter in Einklang zu bringen gewußt. Damit der Menſch mit dem Dampfe, ſeinem unentbehrlichen Hilfsgenoſſen, unter einem Dache wohne, hat er das Dach erweitert und geſünder gemacht, auf daß die Maſchine die Luft nicht verderbe, deren der Arbeiter bedarf. Die Werkſtätten von Seraing, dieſes Pallaſtes der modernen Induſtrie, ſind nicht nur ein Modell für alle neueren Unternehmungen, ſondern auch ein ſchweigender Vorwurf für jene alten Fabriken, welche die neuen Erfindungen in alte, ungeſunde Gebäude eingezwängt, und Menſchen und Maſchinen bunt durch einander in enge Zimmer zuſammengedrängt haben, wo die Maſchine den Menſchen

erſtickt, und der gefräßige Cylinder jeden Augenblick den Arbeiter an ſeinen Lumpen zu faſſen droht. Zu Seraing ſieht man endlich klar in der gefürchteten und unſicheren Frage der neuen Conſtitution der Arbeit, des Lohnes und der Tarife, welche Frage in Frankreich mit Kanonenſchüſſen debattirt wurde. Vor einer ſo glücklichen Erfahrung fallen alle Theorieen, mit denen man ſich erbittert, ohne ſich zu verſtehen, und wobei die Declamation die beſten Gründe verdächtigt. Hier ward die ganze Frage gelöst, und die Civiliſation darf ferner nicht erröthen. Es liegt im Charakter höherer Menſchen, nichts halb zu thun. John Cockerill iſt kein gewöhnlicher Kaufmann, der ſeine Arbeiter in verfallenen Hütten verfaulen läßt, um die Erſparniß der Wohnung in die Taſche zu ſtecken. Er hat einen vollſtändigen Gedanken gefaßt, und dabei nichts, ſelbſt den Menſchen nicht, vergeſſen. Hier endlich ſehen wir Werkſtätten, wo der Herr und der Arbeiter Freunde ſind, wo die Maſchine der Arbeit nachhilft und ſie vervielfältigt, wo die Kräfte des Menſchen geſchont, ſein Lohn erhöht, ſein Leben geſichert, ſein Athem freier gemacht wird. Zu Mancheſter, Liverpool, Birmingham und London, wo die Induſtrie des neunzehnten Jahrhunderts in den Werkſtätten des Mittelalters untergebracht iſt, habe ich bei dem Beſuche der Fabriken Seraing vermißt. Die neuen Erfindungen liegen hier im Kampfe mit den alten Gebräuchen. Aber die gute Wirkung der Erfindungen tritt blos in Bezug auf die Dinge heraus, während die ſchlimme Wirkung des alten Herkommens ganz allein auf den Menſchen laſtet. Die Erinnerung von Seraing verfolgte mich in dieſe Stecknadelfabrik, wo ich die durch einen unſichtbaren Kupferſtaub verdichtete Luft athmete, oder auf engen Leitern hinaufſtieg, deren abgenützte Sproſſen unter meinen Füßen krachten, und die, der Raumerſparniß wegen, ſenkrecht durch die Bretterböden geführt ſind. Von all' dieſem ſagte ich jedoch dem Fabrikherrn nichts, weil ich fühlte, daß jede Bemerkung in dieſer Beziehung überflüſſig ſey. Ich beobachtete daher fortwährend mein Schweigen, mit Ausnahme einiger Fragen in dem gewöhnlichen Kreiſe über die Geſammtzahl der Arbeiter, über die Genauigkeit der Arbeit, und andere Gegenſtände von demſelben Intereſſe.

Mit derſelben Discretion verfuhr ich in der Werkſtätte, in welcher durch ein einfaches und raſches Mittel die Köpfe der Stecknadeln gefertigt werden. Ein Mann und ein Kind reichen dazu hin. Das Kind dreht eine Kurbel, die den Draht abrollt. Der Mann faßt mit einer Hand eine gewiſſe Anzahl Drähte, und ſchneidet mit der andern mittelſt einer Scheere Stücke von der Dicke eines Stecknadelkopfes ab. Auf jeden Schnitt fallen etwa ein Dutzend dieſer Köpfe ab, und da der Mann in jeder Minute ſo oft die Scheere bewegt, als der Puls Schläge

zählt, so kann man hieraus ermessen, wie viele Köpfe ein Mann im Laufe eines Tages abschneidet. Ich verfehlte nicht, nach der Zahl derselben zu fragen. Der Fabrikant sagte mir sie; da er es jedoch mit ökonomischer Schnelligkeit und in englischen Zahlen that, so verstand ich ihn nicht.

Beim Eintritt in einen niedern, dunkeln Saal fand ich etwa dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, unter der Aufsicht einer Frau. Jedes dieser Kinder saß vor einem Instrumente in Gestalt eines hängenden Hammers, der auf die Stecknadel herabfällt, deren Kopf aus einem kleinen Loche auf einem Ambos hervorsteht; die Arbeit ist ziemlich complicirt. Man nimmt eine Nadel um die andere aus einem Behälter, setzt den Kopf auf, steckt sie in das kleine Loch, vollzieht den Schlag und zieht sie zurück. Alles dieß muß mit Geschicklichkeit geschehen, um sich nicht zu stechen, und die Finger nicht unter den Hammer zu bringen, und zwar so schnell, daß der Fabrikant seine Nahrung dabei findet; diese ununterbrochen sechsstündige Arbeit ist offenbar zu groß für die armen Kinder. Es ist denselben verboten zu sprechen, ja selbst sich ein Zeichen zu geben in den kurzen Augenblicken, in welchen etwa ihre Augen sich ohne Nachtheil von der Arbeit entfernen könnten. Die mit einer langen Gerte versehene Aufseherin bewegt sich zwischen den Kindern umher, muntert sie mit heiserer Stimme zur Eile an, mit den Worten: „**Make hast, make hast!**“ und wendet sich oft plötzlich, um einige leise geflüsterten Worte, eine Zerstreuung, einen Scherz zu bestrafen; denn die Kinder lächeln mitten in der Arbeit, und in ihren kleinen Händen erscheinen die Instrumente zuweilen wie ein Spielzeug. Das Ohr dieses Weibes, nicht minder geübt als sein Auge, vermag unter dem Geräusche dieser dreißig unausgesetzt fallenden und sich erhebenden Hämmer zu unterscheiden, ob einer darunter ist, der nicht geht, oder der nicht den rechten Ton von sich gegeben hat, weil er auf einen armen kleinen Finger fiel, der nicht zu rechter Zeit zurückgezogen wurde. Solche Fehler werden durch den Abzug eines Penny's von dem elenden Taglohn bestraft, und wer weiß, was dem Kinde geschieht, wenn es mit einem Penny zu wenig zu seiner hungernden Familie zurückkommt.

Ich erfuhr, daß sie für sechs Arbeitsstunden des Tages sechs Pence (etwa 15 Kreuzer) erhielten. Ich war zu sehr bewegt, um mein gewöhnliches Schweigen zu beobachten.

„Glauben Sie nicht, daß sechs Arbeitsstunden des Tages für das Alter dieser Kinder zu viel sey?“ fragte ich den Fabrikanten.

Ich erhielt keine Antwort.

„Wie viele Stecknadeln kann eines dieſer Kinder, wenn es fleißig iſt, wohl des Tages fertigen?“

Er nannte mir die Zahl mit Zufriedenheit.

„Wenn aber dieſe Kinder in ſechs Stunden dieſelbe Zahl fertigen, welche Erwachſene in derſelben Zeit liefern, warum erhalten ſie nicht die Hälfte des Lohnes eines Erwachſenen?“

Keine Antwort.

„Welches iſt das mittlere Alter dieſer Kinder?“

Er nannte es. Das älteſte zählte noch nicht zwölf Jahre.

„Glauben Sie nicht, daß eine ſo frühzeitige, angeſtrengte Arbeit ihrer Geſundheit nachtheilig ſey?“

Er ſprach mit der Aufſeherin.

„Werden dieſe dreißig Kinder von Ihnen das ganze Jahr hindurch beſchäftigt?“

Nein.

„Und wenn Sie dieſelben zurückſchicken, was wird aus ihnen?“

Keine Antwort.

„Aber wenn Sie die Kräfte dieſer Kinder für einen ganzen Tag in Anſpruch nehmen, wäre es nicht billig, denſelben einen Lohn zu geben, der auch zu ihren Bedürfniſſen für einen ganzen Tag hinreicht?“

Keine Antwort.

„Verkaufen Sie verhältnißmäßig mehr ſchwarze Stecknadeln als weiße?“

Ja, antwortete er mit dem Tone eines Menſchen, den man wieder auf ſeinen gewohnten Weg zurückbringt.

Wir verließen die Werkſtätte, und ich nahm Abſchied. Meine Dankſagung war kurz: Good by, Sir — Good by, Sir.

Hielt er mich für einen Thoren, er, der die armen Kinder als Maſchinen behandelte? — Es mag wohl ſeyn; jedenfalls war ich ihm für die halbe Stunde, die mein Beſuch ihm raubte, nichts ſchuldig; denn von ſeiner Seite ward nur die gewöhnliche Viſitation, die er ſpäter doch vorgenommen hätte, um ein Paar Minuten beſchleunigt. Ich begab mich daher mit unbelaſtetem Gewiſſen nach dem Irrenhauſe.

Dieſes Haus wird durch freiwillige Unterzeichnungen gegründet und unterhalten. Eine Aufſchrift verkündigt es den Vorübergehenden, und, zur Ehre Englands ſey es geſagt, Aufſchriften dieſer Art findet man ziemlich häufig. Sonſt aber verräth nichts ſeine Beſtimmung. Das Irrenhaus gleicht allen andern Häuſern, deren Einwohner als vernünftig angenommen werden. Mit dem glänzenden kupfernen Ringe pochte ich an die Thüre, und ein Lakai öffnete mir dieſelbe. Es iſt dieß der Privat-

Diener des Arztes, der dem Hauſe vorſteht. Er führte mich zu ſeinem Herrn, einem ernſten, kalten Manne, der mein Empfehlungsſchreiben las, mich hierauf grüßte, und ohne den Mund zu öffnen, mit einem Hauptſchlüſſel in der Hand vor mir her ging, indem er mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Bald befanden wir uns mitten unter den Irren. Das Haus nimmt ſie von beiden Geſchlechtern auf. Wir begannen unſern Beſuch mit der männlichen Seite.

Der erſte, der ſich uns zeigte, war ein Perückenmacher, den weder Elend, noch häusliches Unglück hierhergeführt hatte, ſondern eine natürliche Schwäche des Gehirns. Seine in ein Büſchel vereinigten Haare, ſeine aufgeſchlagenen Aermel, ſein ölgetränkter Ueberrock, ſeine Geberden, ſeine Geſprächigkeit — alles verkündigte einen Diener des Comus. Ich errieth ihn, ohne daß ich nöthig hatte, den Doctor nach ihm zu fragen. Der arme Haarkräusler hält ſich für einen Ceremonienmeiſter. Dreimal des Tages erweist er dem Doctor mit denſelben Geberden und Worten die Ehre des Empfangs auf dem Gange; er zeigt ihm den Weg zu jedem Zimmer; er öffnet ihm die Pforte; er ſtellt ihm ſeine Unglücksgefährten vor. Er iſt der beſte Narr von Welt. Und demnach wird er, der ſo viele Leute raſirt hat, aus Furcht, er möchte ſich den Hals abſchneiden, von fremder Hand raſirt.

Sofort kam, mit majeſtätiſchem Schritte, erhabenen Hauptes, einen Zipfel ſeines Ueberrocks um die Schultern geſchlagen, ein Mann von ausgezeichneter Geſichtsbildung, der ſich für Carl Kemble hielt. Mitten aus einer ganzen Fluth von unzuſammenhängenden Worten heraus unterſchied ich die Namen Othello und Desdemona. Er beklagt ſich, daß ſeine Kinder ihn einſperren ließen, um nicht durch ſeinen Ruhm verdunkelt zu werden. Er bat mich, ihn ſeinem Theater zurückzugeben, wo ihn der Beifall der Menge erwarte. Ich verſprach ihm, mich damit zu beſchäftigen. Hierauf verließ er uns, indem er einige Verſe aus Othello ſtammelte und ſich dabei theateraliſch den Gang entlang bewegte, wie ein Schauſpieler, der ſich hinter den Couliſſen auf die Wirkung ſeines Auftretens vorbereitet, und die erſten Verſe ſeiner Rolle wiederholt.

Wie kam dieſer Mann zu dieſem ſeltſamen Wahne? — War es ein armer Schauſpieler aus der Provinz, der ſich für die Perſon ſeiner eigenen Rolle hielt? War es irgend eine zarte aber zerbrechliche Intelligenz, für die Shakespeare's Werke ein zu ſtarker Trank geweſen? Ich wünſchte es von dem Doctor zu erfahren. Die erſte Vermuthung anlangend, antwortete er mir, er wiſſe es nicht: I do not know. Die zweite, die ihm ganz ohne allen Nutzen erſchien, hörte er gar nicht an.

„Wie viele Irren haben Sie in dieſem Augenblicke?“

Der Doctor nannte mir ſogleich die Zahl.

„Und wie hoch beläuft ſich im Durchſchnitte die Ausgabe dieſer Unglücklichen?“

Er nannte mir dieſelbe.

„In welchem Verhältniſſe ſteht die Zahl der Heilbaren zu der der Unheilbaren?“

Auch hierauf erfolgte eine beſtimmte Antwort; und das alles mit offenem Antlitze! Natürlich! dieß waren Fragen, wie ſie ſich unter vernünftigen Menſchen ſchicken, die den Werth der Zeit kennen.

„Sie ſehen hier einen Franzoſen,“ ſagte er, indem er auf einen Mann von dreißig Jahren deutete, der halb auf einem Tiſche lag und zu ſchlummern ſchien. Er ſchüttelte ihn, um ihn aufzuwecken.

Ich bot dem armen Menſchen die Hand.

„Wir ſind Landsleute, ſagte ich zu ihm.“

„Ja,“ antwortete er gähnend.

„Aus welchem Theile Frankreichs ſind Sie?“

„Ja.“

„Sie ſcheinen traurig,“ fuhr ich fort. Haben Sie ſich über irgend etwas zu beklagen?“

„Ja.“

Es war etwas Unverſtändliches in dieſem ewigen Ja. Sprach hieraus der Eigenſinn des Narren? — Wollte er mich dafür ſtrafen, daß ich ihn aufgeweckt hatte? Ich nahm ihn bei der Hand. „Sagen Sie mir, macht es Ihnen nicht Vergnügen einen Landsmann zu ſehen?“

„Ja.“

Immer Ja. Darin beſtand alſo ſeine Krankheit. War es vielleicht eine Strafe dafür, daß er zur Zeit ſeiner Vernunft mit Unrecht Nein geſagt hatte? — Oder behielt ſein eingetrocknetes Gedächtniß nur dieſes Wort? — Ich nahm Abſchied von ihm. Seine Antwort war: „Ja.“ Der Doktor lächelte; ich hielt ſein Lächeln für eine Aufforderung, ihn zu fragen, allein ich erfuhr nichts. Er betrachtete meine Fragen als Uebungen in der engliſchen Sprache.

Wir ſahen noch gegen vierzig Irren; einige darunter waren höchſt ſonderbar, die Mehrzahl jedoch ohne charakteriſtiſche Züge. Es herrſchte hier daſſelbe Verhältniß, wie in der Geſellſchaft, wo die Mehrzahl flach und ohne Farben iſt. Originale ſind nicht zahlreicher unter den Vernünftigen, als unter den Narren. Nur zwei dieſer Unglücklichen waren nicht frei. Sie verfolgten uns mit ihren Schimpfreden. Der eine,

dem eine Art von Schlinge die Hände band, rief die alt engliſchen Freiheiten an. Ich verſtand nur ſo viel, daß er mich aufforderte, ihn an dem Doctor zu rächen, der ihn um ſeine Freiheit gebracht habe. Alles, was er ſagte, war ohne Zuſammenhang. Mit demſelben Zorn ſtieß er Worte aus, die gar keinen Sinn hatten, und die, mit Schimpfworten vermiſcht, hervorbrachen. Er ward mir als einer der bösartigen Narren bezeichnet. Aber wie viele noch bösartigere ſind in Freiheit, weil ſie folgerichtig in ihrer Bosheit ſind!

Die heilbaren Irren leben mit denjenigen zuſammen, deren Uebel unheilbar iſt. Ich hatte große Luſt, den Doctor zu fragen, ob dieſe Vermiſchung nicht die Heilung verzögere, und ob die unheilbare Narrheit nicht anſteckend ſey. Allein ich ſah ein, daß die Frage zu ſpeculativ ſey, und darum unterdrückte ich ſie. Um gleichwohl nicht für einen Flachkopf gehalten zu werden, fragte ich den Doctor:

„Haben die Irren in der Regel eben ſo guten Appetit als die Geſunden?"

„Einige eſſen viel; die meiſten eſſen wenig."

„Hat die Temperatur auf ſie Einfluß?"

„Auf wenige. Andere ſind gleichgiltig gegen Hitze und Kälte."

„Schlafen ſie gut?"

„Einige wenig; andere nie; der Reſt wie andere vernünftige Menſchen."

Unſer Geſpräch war lebhaft. Ich hielt mich in dem gewohnten Kreiſe. Der Doctor befand ſich in ſeinem Elemente. Und doch — woran konnte man unterſcheiden, ob wir von Menſchen oder von Thieren ſprachen?

Der Doctor öffnete jetzt eine große eiſerne Pforte, welche zu der Abtheilung der Frauen führte. Das erſte, was mir auffiel, war das Ausſehen und die Kleidung der weiblichen Dienſtboten. Bei den Proteſtanten fehlt es an jenen Jungfrauen, welche ſich dem Dienſte der Irren widmen, und ſich freiwillig in die Wohnungen des Elends einſchließen. Statt beſcheidener, ſchweigender Kloſterfrauen, die das Recht, Arme und Kranke zu pflegen, mit ihrem Heirathgut erkauft haben, ſah ich recht hübſche, elegant gekleidete, um Lohn dienende Mädchen, den bloßen Hals, gleich den anderen Dienſtboten in einem guten engliſchen Hauſe, kaum mit einem leichten Tuche bedeckt.

Eine derſelben führte uns in ein Zimmer, wo drei Frauen ſich mit der friedlichen Arbeit des Nähens und Bügelns beſchäftigten. Die Büglerin ſtellte ihr Eiſen hin, ſchritt gerade auf mich zu, und ſagte mir, ſie ſey die Tochter Carls I., und von ihren Feinden

gegen alle Gerechtigkeit hier eingesperrt. Ihre Haft werde übrigens bald ein Ende erreichen; dann werde sie über ihre Feinde triumphiren, und einen Prinzen, der sie liebe, heirathen. „Wofern," flüsterte sie mir leise in's Ohr, indem sie auf den Doctor deutete, „Sie mir helfen, mich aus den Händen dieses Mannes zu befreien." Hierauf ergriff sie ihr Eisen wieder, und fuhr fort, mit vieler Geschicklichkeit zu bügeln, wobei sie die Worte: König, Heirath, Gefängniß, vor sich hin murmelte. Die beiden Anderen erhoben den Kopf nicht. Sie nähten heftig darauf los; nur mußte man ihnen zeigen, wo sie anfangen und wo sie aufhören sollten, sonst nähten sie in die Kreuz und Quere, und selbst in's Leere, gleich den Maschinen, die sich, auch wenn das Stück fertig ist, immer noch drehen. Diese armen Weiber werden besser behandelt als die Anderen; sie leben mit den weiblichen Dienstboten, denen sie bei ihren Verrichtungen helfen. Sie erhalten Thee und eine Stelle am Kamin, und der schwache Rest von Vernunft, der in ihre Finger übergegangen zu seyn scheint, stellt sie auf gleiche Stufe mit den Hausthieren.

Die Mehrzahl dieser theils heilbaren, theils unheilbaren Unglücklichen bot einem gewöhnlichen Neugierigen, der selbst auf der untersten Stufe des Unglücks noch Neues entdecken will, nichts Interessantes dar. Einige irrten in langen Gängen umher, stießen an einander, ohne sich anzureden, vielleicht ohne sich zu sehen; hielten ohne Zweck an, betrachteten ohne Neugierde, sprachen oder schwiegen ohne Grund; alle trugen auf der Stirn das Zeichen einer nicht zu hebenden Traurigkeit, obgleich ihnen im Innern die Ursache dazu fehlte: sie glichen armen vegetirenden Körpern, welche den edlen Gast, der lange in ihnen gewohnt hatte, dunkel zurückzuwünschen schienen. Andere saßen in der Ecke ihrer Zimmer, welche Stelle sie aus einer Art geheimer Schaam aufsuchten, als ob sie dadurch, daß sie den Verstand verloren, einen großen Fehler begangen zu haben glaubten, Andere lagen im Fenster, und starrten hinaus; vielleicht wähnten sie sich im Dunkeln. Sie werden nicht näher mit einander bekannt, obgleich sie sich jeden Tag sehen. Sie zeigen weder eine Vorliebe noch irgend eine Gewohnheit, und der Instinkt des geselligen Treibens, der oft selbst Thiere verschiedener Gattung mit einander verbindet, ist gänzlich in ihnen erstorben. Neuanlangende erregen ihre Neugierde nicht. Woher wüßten sie, daß sie nicht schon den Tag zuvor da waren? Was ist für sie heute, was morgen? — Die Irren haben keinen Begriff der Zeit, sie fühlen nicht, daß sie altern. Sie haben keine Idee von Anfang und Ende; sie sind außer Stande, auf den Tod zu hoffen. Sie wissen nicht, was aus

dem geworden iſt, der aus ihrer Mitte verſchwand, noch was die Leute machen, die ihn in einen Sarg nageln, noch ob dieſer eine Befreiung oder ein neues Gefängniß iſt.

Der Doctor ließ mich gehen, ohne ein Wort mit mir zu ſprechen; zuweilen verließ er mich, um einen Befehl zu geben, oder irgend einen Bericht der Dienſtmädchen anzuhören; gleich dem Stecknadelfabrikanten zog er den möglichſten Nutzen aus ſeiner Artigkeit, indem er zwei Mücken mit einem Schlage traf.

Da ich bei ihm nicht den Begriff eines Träumers zurücklaſſen wollte, ſo ſuchte ich irgend eine ſtatiſtiſche oder adminiſtrative Seite auf, um mich in ſeinen Augen von der Sünde der pſychologiſchen Neugier rein zu waſchen. Es fielen mir einige Fragen ein, die jedoch nicht alle zu genügenden Antworten führten.

„Hat man die Haupturſachen der Narrheit genau unterſucht und ergründet?"

„Es ſind ihrer hauptſächlich drei: Eiferſucht, Völlerei und Elend."

„Glauben Sie, daß dieſe Urſachen überall dieſelben ſind?" fragte ich unklugerweiſe.

Keine Antwort. Dieß war offenbar zu viel gefragt.

„Und welche von dieſen Urſachen liefert die meiſten Opfer?"

„Die Völlerei."

„In dieſem Falle iſt die Narrheit eine Strafe. Dieſer Gedanke hat etwas Tröſtendes."

Er hörte mich nicht.

„Worin beſteht im Allgemeinen die Behandlungsweiſe?"

„Darin, daß man keine ausſchließlich befolgt. Die Geſundheitslehre und eine gute Aufſicht thun das Beſte, einige complicirte Fälle beſonderer Störungen ausgenommen."

„Wie viele Zeit bedarf man zur Heilung der Mindeſtkranken?"

„Die Epochen ſind ſehr ungleich."

„Kommen Rückfälle häufig vor?"

Ich verirrte mich wieder aus dem Kreiſe, und erhielt keine Antwort.

„Wie viele Irren empfangen und entlaſſen Sie jährlich im Durchſchnitte?"

Er nannte mir die Zahl.

Jetzt war ich mit meinen poſitiven Fragen zu Ende; ich fühlte, daß mir jene unbeſtimmten Ideen auf die Lippen traten, die man in Frankreich ſo gerne hat, welche den Geiſt erheben, und uns von der Materie

losreißen. Ich war im Begriffe, dieſem Drange nachzugeben, als der Geſang einer burlesken Fröhlichkeit, der aus dem Zimmer der tollen Irren erſchallte, meine Ideen unterbrach, und mir das verächtliche Schweigen des Doctors erſparte. Dieſer Geſang, oder vielmehr dieſes Geheul drang über den Gang durch das ganze Haus. Schon mehremal hatte ich es vernommen, und dann wieder aus dem Ohr verloren. Es rührte von einem fünfundzwanzigjährigen Mädchen her, das ſo raſend war, daß man ihm das Zwangshemd anlegen mußte, und das Tag und Nacht auf dieſe Weiſe heulte. Elend, Laſter, Krankheit hatten ſie ſo weit gebracht. Mit Entſetzen ſehe ich noch jetzt dieſen geſchorenen Kopf, den ſie regelmäßig hin und her warf, gleich einem wilden Thier in ſeinem Käfig, dieſes von den Anſtrengungen des Geſanges gerötheten Geſicht, dieſe aufgeworfenen, lüſternen Lippen, welche allein ſchon den Inhalt ihres Geſanges verriethen, dieſe furchtbar frechen Augen, als ob ſie noch in irgend einer Kneipe mitten unter den Matroſen der Docks weilte. Der Doctor ſagte einige Worte zu ihr, allein ſie hörte ihn nicht; er fuhr ihr mit der Hand über den Kopf; allein ſelbſt das Gefühl des Hundes, den man liebkost, fehlte ihr, und ſie fuhr fort zu ſingen, und wird ſingen bis ihr die Stimme den Dienſt verſagt. Kaum ſo lange vermag man ſie zu unterbrechen, als man Zeit braucht, um ihr einige Speiſen aufzunöthigen. Die Nacht hindurch bringt man ſie in irgend einen Winkel des Hauſes, von welchem aus ihre entſetzliche Fröhlichkeit diejenigen ihrer Unglücksgefährtinnen nicht ſtören kann, welche den Schlaf noch nicht verloren haben. Die Unglückliche hat zwar den Rhytmus, nicht aber die Worte ihrer Lieder behalten. Von ihrer Vernunft iſt ihr nichts geblieben, als die bejammernswerthe Fähigkeit, ſich der Melodie eines Gaſſenliedes zu erinnern. Ich glaube kaum, daß es einen traurigern Anblick gibt, als dieſen ſtupiden Körper, der der entflohenen Vernunft durch ausgelaſſene Lieder ſpottet; und dennoch befand ſich in demſelben Zimmer, nur wenige Schritte von dieſer Unglücklichen, ein noch bemitleidenswertheres Weſen.

Es war ein anderes Mädchen, etwa von demſelben Alter; man hatte die Arme erſt dieſen Morgen hergebracht; ſie mußte gleich bei ihrem Eintritt in das Haus geknebelt werden, ſo raſend zeigte ſich ihre Tollheit. Sie ſaß in einem geſchloſſenen Stuhle, der für diejenigen beſtimmt iſt, welche ſich noch in dem erſten Stadium der Wuth befinden, und hier und da ruhige Momente haben.

Nachdem das arme Geſchöpf ſich alle mögliche Mühe gegeben hatte, von ſeinen Banden loszukommen, ward es plötzlich ruhig; als ich ſie

ſah, war ſie ganz in ſich verſunken. Ihr auf die Kniee niedergeſunkener Kopf ſchien gleichſam von dem Gewichte der Materie niedergezogen, weil der Wille ihn nicht mehr aufrecht erhielt; auf ihrem Halſe und den Schultern zeigten ſich kaum vernarbte Geſchwüre, die Brandmale des Laſters, das zuerſt ihre Vernunft verdorben, und dann ſie derſelben beraubt hatte. Allein woher kam das Laſter? Vom Elende. — In den düſtern Orgien der Armuth reicht das Laſter dem Elend und dem Wahnſinn die Hand. Dieſes Mädchen zeigte noch Spuren von Schönheit; ihre entblößten Schultern waren trotz der Narben ungewöhnlich weiß; ſie hatte einen feingeformten Hals und üppige Haare, die noch dieſen Abend unter der Scheere fallen ſollten. Ich wagte die Bitte nicht, ihr Geſicht ſehen zu dürfen. War es ein Reſt von Schaam, der es ſie verbergen ließ, welcher Vorwurf mußte mich treffen, den einzigen und letzten Schatten von Vernunft, der ihr geblieben war, verletzt zu haben! Allein der Doctor, der, in ſeiner Eigenſchaft als Retter der Vernunft, nicht mit ſo ſchüchterner Hand zu Werke ging, hob ihr ſanft den Kopf in die Höhe; anfangs gab ſie nach, als ob ſie ſchlummere, allein kaum hatte ſie uns erblickt, als ſie einen erſtickten Seufzer ausſtieß, gleich einem im nackten Zuſtande überraſchten, keuſchen Geſchöpfe, ſich hierauf convulſiviſch der Hand des Doctors entwand, und den Kopf wieder auf die Kniee niederbeugte. Mir blieb kaum ſo viel Zeit, ſie zu beobachten; allein ſo raſch dieſer Moment auch vorüberging, ſo ſchien mir doch ihr Geſicht mehr Sanftmuth und Erſchöpfung, als Tollheit auszudrücken; vielleicht daß das Uebel noch neu war, und den göttlichen Ausdruck noch nicht verwiſchen konnte; vielleicht auch, daß ihr Irreſeyn ein vorübergehendes Fieber war — aus ihren Augen ſprachen Schaam und Klage, die beiden edelſten Schmerzen vernünftiger Weſen.

Zitternd und ergriffen verließ ich das Zimmer. Bis jetzt hatte ich den Laconismus des Doctors geſchont; allein in dieſem Augenblicke war meine Aufregung ſo ſtark, daß ich mich gedrungen fühlte, ihn wider ſeinen Willen in das Ueberflüſſige hineinzuziehen, ſelbſt auf die Gefahr hin, mich in ſeinen Augen zu Grunde zu richten, und ihm für den Reſt ſeines Lebens den Gedanken zu geben, daß die größten Narren nicht diejenigen ſind, welche man in die Irrenhäuſer einſperrt.

„Glauben Sie nicht, mein Herr,“ ſagte ich zu ihm mit bewegter Stimme, „daß es beſſer wäre, dieſes arme Mädchen abzuſondern, ſtatt es mit dieſen Verlorenen zuſammenzuſperren, deren Anblick einen Geſunden zum Wahnſinn bringen könnte? — Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Sie dieß gethan haben würden, wenn Ihr Haus, ſtatt in Säle und Zimmer, in beſondere Zellen abgetheilt wäre. — Da der

Wahnſinn dieſes Mädchens die Folge eines unordentlichen Lebens iſt, ſind Sie nicht der Meinung, daß man ſie, ſtatt ſie gleich bei ihrem Eintritte unter noch Raſendere zu verſetzen, mit klugen, wohlwollenden Menſchen umgeben ſollte, die ihre verwirrte Vernunft allmälig zur Ordnung und Ruhe zurückzubringen ſuchen ſollten? — Halten Sie dieſelbe in der That für toll, weil man ſie Ihnen als toll übergeben hat? — Muß der Kerkermeiſter, der einen Gefangenen empfängt, immer aus dem Verhaftsbefehle ſchließen, derſelbe ſey ſchuldig? — O mein Herr! welch' ein edles Amt iſt das Ihrige! Sie geben denen die Vernunft zurück, die ſie verloren haben; Sie erwecken Todte, denn Sie rufen die Menſchenſeele in den animaliſchen Körper zurück. Aber auch wie viele Sorgen mag dieſes Amt einem ernſten und intelligenten Mann, wie Sie, machen! Wie ſchwierig und gefahrvoll iſt dieſes Studium! Wie ſehr iſt nicht zu beſorgen, daß die Schwierigkeiten deſſelben am Ende den Arzt zurückſchrecken und verhärten! Was ich Ihnen hier ſage, trägt vielleicht nicht das Gepräge eines ernſten und nervenſtarken Mannes, wie man ſie glücklicher Weiſe in Ihrem Lande antrifft. Habe ich jedoch hier nicht vielleicht einen Theil meiner Vernunft zurückgelaſſen, ſo kann ich kaum glauben, daß die Unglückliche, welche wir ſo eben ſahen, ganz toll ſey; ich glaube vielmehr, daß ſie in der ihr angewieſenen Umgebung unheilbar toll werden muß!..." Der Doctor gab nur eine Antwort auf alle dieſe Fragen, welche ich abſichtlich in großen Zwiſchenräumen vorbrachte, um ihn wo möglich zu Gegenreden zu veranlaſſen. Wir waren an der großen Treppe angekommen, welche das Haus in zwei getrennte Theile ſcheidet. Hier reichte er mir auf gut engliſch die Hand, mit den Worten: „There is nothing more to be seen." Weiter gibt es nichts mehr zu ſehen! Hierauf machte er mir eine höfliche Verbeugung und kehrte raſch in ſein Cabinet zurück; und derſelbe Diener, der mir beim Eintritt die Thüre geöffnet hatte, öffnete ſie jetzt wieder, um mich zu entlaſſen.

Ich verließ das Haus mit der Ueberzeugung, der Doctor halte mich und alle Franzoſen für die zudringlichſten Schwätzer unnützer Dinge, wofern er je ſeine Zeit ſo ſehr vergeudete, ſich mit irgend einer Idee über die Franzoſen und mich zu befaſſen.

Feuilleton.

Heinrich Laube als Novellist.

Die Europa brachte am Anfang dieſes Jahres ihren Leſern ein Bildniß dieſes jungen, aber ſchon vielbekannten Autors, ſo daß es wohl angemeſſen iſt, jetzt auch etwas Weiteres von ihm, beſonders von ſeiner dichteriſchen Thätigkeit, zu berichten. Man ahmte Laube ſelbſt nach, indem man ihn nur in ſeiner äußeren Phyſiognomie hinſtellte. Doch fragt man dann wohl auch, was er ſey, nicht bloß, wie er ausſieht? Die literäriſchen Ueberſichten berühren in Folge ihrer eigenthümlichen Richtung die poetiſche und unterhaltende Literatur nur in allgemeinen Umriſſen, und halten dann hie und da nur bei den auffallendſten oder bedeutungsvollſten Erſcheinungen Stand. Wie unter der Rubrik: Neue Bücher, ſo werden wir deßhalb auch ſonſt manches Intereſſante aus der neueſten Literatur auf eigene Rechnung in Erwähnung bringen.

Laube trat zuerſt im Jahre 1833 mit der Novellet „die Poeten" auf. Damals war er noch ganz trunken von Geiſt, von brauſenden, Welt emancipirenden Phantaſien. Der Pfad war nicht ohne Gefahr, und es würde ſich auch ohne äußere Geſchicke bei innerer Fortbildung, Reiſe und Ruhe des Autors eine hingebendere Weltanſicht eingefunden haben. Jedenfalls war es das anregendſte, glühendſte poetiſche Product in einer Richtung, die nachmals durch keckere Verſuche compromittirt werden mußte. Was Laube anbelangt, ſo erinnert man ſich der freundlichen Worte des Fürſten Pückler, mit denen dieſer in den Tutti-Frutti ihn und dieſe Novelle anerkannte. In dieſelbe Periode fallen noch die beiden erſten Bände von Laube's Reiſe-Novellen. Beide Werke ſind im Jahre 1836 nochmals aufgelegt worden (Mannheim bei Hoff).

Alle poetiſchen Verſuche, die Laube nach dieſer Zeit veröffentlichte, bekunden ein ſichtbares Streben, ſich aus früherem Sturm und Drang zu retten, und doch ſein eigenes Talent, ſeine eigene Sphäre zu wahren. Man leſe nur die Liebesbriefe (Novelle, Mannheim, Hoff, 1836), die Schauſpielerin (ebendaſelbſt), zwei neue Bände Reiſe-Novellen, endlich die in dieſem Jahre und in demſelben Verlage erſchienene, umfangreichere Novellet „das Glück," auf das wir als auf eine Novität die Aufmerkſamkeit insbeſondere lenken

wollen. Sollte Laube, seit er sich des Uebermuthes, eine Welt auf ganz anderen Grundlagen improvisiren zu wollen, beinahe völlig entschlagen hat, den erwünschten Stoff für sein unläugbar schönes Talent noch nicht ergriffen haben, sollten diese poetischen Erzeugnisse auch nur einer Durchgangsperiode zugehören, so haben sie doch vielfachen Unterhaltungsreiz, und erhalten durch die theoretischen Erörterungen, die der Verfasser in den vorausgeschickten Dedicationen gibt, eine höhere Bedeutung. Auf ein ästhetisches Urtheil wollen wir es nicht absehen, glauben aber hier einen Aufsatz mittheilen zu dürfen, der von dem Streben Laube's eine äußerst liebevolle Charakteristik entwirft, und der es verdient, weiter verbreitet zu werden, als er es wohl am ersten Orte, wo er stand, gewesen seyn mag. Die von Herrn Dr. Karl Riedel, einem sehr talentvollen Literaten, vor einiger Zeit herausgegebene „Nürnberger Zeitung" enthielt vom 3. bis 5. November vorigen Jahres folgenden, nach unserer Meinung von dem genannten Redacteur geschriebenen Aufsatz über diesen Schriftsteller. Hätte man auch im Einzelnen manchen Zweifel an dem darin Ausgesprochenen zu erheben, so wird man doch die Grundrichtung des Autors sehr richtig und sehr schön gezeichnet finden, und die Leser werden darnach Laube's neueste Novelle „das Glück" desto begieriger in die Hand nehmen. Hören wir den Nürnberger!

„Wer dem Strom unserer Literatur nicht gern zuschauen möchte, mit seinen schaukelnden Nachen und schweren Lastschiffen, seinen handfesten Ruderern und leichtsinnigen Passagieren, mit seinen stillen Mondnächten und Sternenwiderschein, mit seinem Rebengrün und Nachtigallengesang am Ufer? Der Strom trägt mitunter — gute, köstliche Fracht. Wir sind noch nicht am Ende der Tage. Ein neuer Morgen zieht vielleicht herauf.

„Mit Goethe's Tode schließt sich eine der bedeutenden Perioden unserer Literatur. Es war ein langer, reichgesegneter Erntetag. Da trat eine kurze, feierliche Stille ein; es war, als fragte man sich: wen habt ihr begraben? Kurz darauf aber brach üppig regsame Kraft an allen Ecken los, die Einen stritten sich um das Erbe, die Andern zerpflückten die alten Lorbeern, Andere dachten an neue; kecke Jungen traten vor und strichen sich stolzirend den Flaumbart. Das war recht und löblich, wenn auch nicht Alles recht und löblich war, was sich im Verlauf so kühnen Aufschwungs ereignete.

„Hätten damals solche Naturen wie Rahel, die in stets klarer Regsamkeit das äußere Daseyn in sich aufnahmen, spiegelten, beherrschten, diese innersten Reflexe treu und aufrichtig auslegten, die Fäden eines geistigen Universums, dessen Gestaltung unsere Zeit entgegenringt, straffer zogen, hätten soche Naturen schon damals eine breitere Existenz gewonnen, wir hätten nicht einmal Gefahr gelaufen, in jene Philisterhaftigkeit zurückzusinken, welche zerbrechend die Heroen der vorausgegangenen Epoche ihre beste Kraft und jugendliche Lust geopfert hatten.

„Laube dünkt uns der Repräsentant des jüngsten Stadiums im Lebensprozesse unserer teutschen Literaturwelt.

„Gutzkow hat in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur ein sehr wahres Wort gesprochen, wenn er zunächst vom Verhältnisse des neuern teutschen Styls zum ältern äußert: die alte Prosa war nur Ausdruck; sie nahm die Sprache als das nächste Hilfsmittel in der rohen, überlieferten Form, wie sie die gebildete Wendung des Gesprächs oder der stereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie stand noch nicht auf der Stufe der poetischen Intuition, welches die erste der neuen Prosa ist. (Beiträge 1, B. 43.) Die poetische Intuition, das Markige, Lebensvolle, Individuelle, im Gegensatz des Matten, Verschwimmenden, Abstrakten, ist nicht nur das Unterscheidungsmerkmal unserer Sprache, sondern unserer ganzen Sinnes- und Lebensweise von einer frühern, deren Schattengestalt wohl noch herumtanzt, die ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach aber eine antiquirte ist. Wir wollen uns durch eine Vergleichung Tieck's und Heine's deut-

licher machen. Jener iſt ein gemachter Dichter, dieſer ein geborner; darum verflüchtigt Tieck ſeinen Gegenſtand zu einem Schema, zu einer Abſtraktion, Heine individualiſirt und belebt ihn. Tiecks Hofleute und Prinzen (in Zerbino) repräſentiren nur die allgemeinſte Seite der Thorheiten und Unzulänglichkeiten des höhern Lebens. Mit dieſen Fiktionen ſpielt nun Tieck, und ſucht ſo dasjenige, was er aus dem Kreiſe der Wirklichkeit hinausgehoben hat, todtzuſchlagen mit ſeinem Witze. Aber es ſind Gemeinplätze, dieſe ſeine Witzes-Manifeſtationen, die gegen jene abſtrakten Thorheiten ſich aufmachen. Redensarten, die man ebenſo den famoſen Berliner Eckenſtehern in den Mund legen könnte. Wenn Heine ſeinen Louis Philippe beſchreibt, wie er dem Roturier die Hand drückt, aber nicht vergißt, zuvor den Handſchuh anzuziehen, ſo hat die ganze Ironie ein beſtimmtes Subſtrat, die allgemeine Vorſtellung hat ſich ein konkretes Gegenbild gefunden. Wir haben Leben, Handlung vor uns. Tiecks poetiſche Zuſtände ſind künſtliche Fabrikate. Sie ſind nicht erlebte, ſondern exerpirte, zuſammengelebte, zuſammengeklebte Thatſächlichkeiten. Man denke doch an den Garten der Poeſie (im Zerbino), den Solger recht unbegreiflicher Weiſe ſo außerordentlich hochſtellt, wie Klang und Farbe und Duft in einander ſchwimmt, Eines das Andere repräſentirt, oder vielmehr verwiſcht und das Ganze ſich in ein wahrhaft luſtiges, luftiges Nichts auflöst. Klang und Farbe ſind nur ſchön in der harmoniſchen Einheit ihrer Unterſchiede innerhalb ihrer Sphäre; zudem hat die Poeſie mit der Naſe nichts zu thun. — Heine's Poeſie iſt, wenn ſie nicht abſichtlich zerſtören und verneinen will, die Lyrik eines ergriffenen Gemüths. Während Tieck über die Poeſie poetiſch ſingt, trillert ſich Heine ein Liebesliedchen vor, hinſchlendernd durch die Straßen der Weltſtadt. — Man ſagt, die Philoſophie tödte den lebendigen Springquell der Dichtung; Heine hat ſich mit Ernſt der deutſchen Philoſophie ergeben, und iſt dennoch Dichter geblieben; Tieck hat ſich der Philoſophie vornehm gegenüber zu erhalten geſucht; und es iſt ihm auch gelungen; die Philoſophie blieb ihm ſo fremd, wie er ihr, ſo daß er nicht einmal das Syſtem ſeines Freundes Solger verſtand; es iſt (im Briefwechſel Tiecks und Solgers) eine Pein, zu ſehen, wie ſich Tieck den Anſchein geben will, als habe er verſtanden, als verſtehe er immer mehr, was er doch nimmermehr verſtehen konnte.

„Man verzeihe mir dieſe lange Abſchweifung; ich wollte von Heinrich Laube ſprechen. Laube's Nennen einer Koterie jetzt noch zuzuweiſen, die nur ſo lange exiſtirte, als es ſich von Herausgabe einer Zeitſchrift handelte, wäre ungerecht; der Betrieb der geiſtigen Intereſſen hat ſeit Einem Jahre insbeſondere ſo ſehr ſeine Phyſiognomie geändert, daß es unpaſſend wäre und unwahr, die allgemeine Kategorie über die Lebensdauer der ihr entſprechenden, einzelnen Erſcheinungen hinaus feſtzuhalten. Nichts deſto weniger aber ſteht Laube in den — nicht bloß von einigen Jünglingen, ſondern von der Zeitbildung ſelbſt angeregten ſocialen Fragen mitten inne; nur unterſcheidet ſich ſeine Auffaſſungsweiſe von der turbulenten Art derer, die man ſonſt mit ihm nannte, ſo, daß er die geiſtgeſchichtliche Seite jener Fragen poetiſch hervorhob, während der reformatoriſche Uebermuth Anderer gerade in die gegentheilige Konſequenz der Unfreiheit und gemeinſten Proſa verfiel. Wenn es ſich z. B. um Emancipation des Weibes handelt, ſo wird von Andern dieſes ſelbſt in ſeiner leerſten Geltung und Knechtſchaft unter des Mannes geiſtreiche Launenhaftigkeit hingeſtellt. Das Wahre an der Sache, was ſich ſo ſchön in Rahel ausſpricht, iſt, daß, wenn der Weltgeiſt überhaupt eine höhere Stufe in unſerer Zeit erklimmt, auch dem Weibe, als integrirendem Theil menſchheitlicher Erſcheinung und Entwicklung, die Möglichkeit zur Geſtaltung freieren Selbſtbewußtſeyns zugeſtanden werden muß, daß es erſt durch das Medium geiſtiger Erhebung hindurch in ſeinen urſprünglichen Beruf eintrete

und zu wahrhaft sittlicher Bedeutung gelange.

„Mit Laube's geistiger Stellung zu den socialen Interessen der Zeit erscheint seine Stellung zur Poesie in innigstem Zusammenhang. Ihm liegt daran, die wirklichen Interessen der Poesie zu emancipiren. Er steht nicht abseits der Gegenwart. Er fußt auf der Erde. Er kennt die Welt nicht bloß von Hörensagen; zuweilen hat ihm schon der Sturmwind ein Lebenswanderlied gesungen, darum senkt sich auch sein Genius, wie blitzender Sonnenschein, in die dunkle Kammer des Erdenhaseyns, und hellt sie freundlich auf. Wie klar, wie durchsichtig ist seine Anschauung, sein Gedanke, seine Sprache.

„Die Welt seiner Ideale steht nicht jenseits; sie ist in ihm, bei ihm, um ihn. Sie ist Fleisch und Blut geworden; die Idee der Schönheit ist ihm aufgegangen. Wenn Jean Pauls Helden, so zu sagen, auf Stelzen über die Erde schreiten, worauf sie denn zuweilen auch zusammenpurzeln, oder mit einem übervollen Busen nach Himmelsluft schnappen, wenn die Gestalten mehrer neueren Dichter vor lauter Unruhe und Unbehagen über eine gemeine Welt zerplatzen möchten, aber es zu nichts bringen, was Friede, Halt und Gestalt wäre, so sind die Laube'schen Dichtungen voll jenes innigen Behagens, das aus der weiten, schönen Welt sich in sich zusammenfaßt und concentrirt, und um diesen compakten Kern herum die Keime seiner Schöpfungen anlegt. Aus diesem Mittelpunkt heraus hüpft des Dichters leichter, fröhlicher Sinn an die Welt hinan, und liebt sie und küßt sie. „Wenn ich Blanka küßte, so meinte ich die blanke, blühende Seele der ganzen Welt zu küssen; ich wäre am liebsten in den Frühling hineingesprungen, wie in einen tiefen, göttlichen See voll Sonne, Duft und Gesang.“ (Liebesbriefe X.)

„Von dem Helden seiner neuesten Novelle sagt er: „Ludwigs Unglück war zu viel Glück, was sein Herz bestürmte; er wußte nicht, wohin er mit all seinen Empfängniß-Organen sollte, er schmachtete im Ueberflusse und wollte sich den himmlischen Formen nicht fügen, weil er sie für einen Diebstahl am Reichthum der Welt hielt.“ (Die Schauspielerin S. 5.) Dieser Diebstahl am Reichthum der Welt, dadurch, daß sie in's Einzelnste, Konkreteste, Lebendigste zusammengefaßt, das Lose, Wandelnde in eine objektive Ichheit verklärt wird, ist ihm an andern Stellen das Wesentliche seiner Tendenz. „Der Mensch ist nur etwas und schafft nur etwas in und durch Beschränkung. Die Grenze gebiert die Schönheit. — — (Liebesbriefe X.) — Diese geistige Eingrenzung ist aber nicht bornirte Liebe, sondern beglückende Liebe, von der Alles gewinnt, und das ist ihr göttliches Kennzeichen.“ (Debitation der Schauspielerin an Herrn Varnhagen von Ense.) Laube sieht darin ein Wesentliches Goethischer Anschauungsweise, ja den Kern heutiger Kultur, von welchem aus die schönsten Ranken, Stauden und Bäume unserem strebsamen Menschen aufsprießen.

„Das Genüge, diese beglückende Liebe, die im Einzelnsten das Allgemeine, im Losgerissenen das Ganze, im Moment die Ewigkeit ahnt und sieht, aber darum nicht in das Gestalt- und Wesenlose hinausgeht, sondern, weil das Jetzt und Immer geeint ist, im Jetzt sich freut und fröhlich ist, — diese Züge sind es, die uns in den Laube'schen Dichtungen charakteristisch entgegentreten. Wir sagen von ihm: er ist ein wahrhaft poetisches Gemüth, und er hat nichts verabsäumt, seine Anlage auszubilden und zur Production zu befähigen. Seine Gestalten sind wahrhafte Theile seines Selbst, mit seinem Innern verwachsene Lebensmomente. Darum sind sie auch selbst lebendig, oder sind, mit Einem Worte, individuell, wohin es dann doch am Ende alle wahre Poesie zu bringen hat.

„Die Philosophie bringt Wahrheiten zu Tage, die auch wiederholt immer dieselben bleiben, sie prägt Münzen aus, die sich gleichsehen, und doch aller Orten cursiren; zu ihrem Besitz muß es Jeder bringen, der anständig leben will. Die Poesie prägt ihre goldenen Denkmünzen nur einmal aus, darnach zerschlägt sie die Form.

Sie will, daß ihre Hervorbringungen nur einmal existiren. Sie will das Einmalseyn, das Einmallieben. Die glückliche, blühende Braut stirbt vor der Brautnacht, und besucht darnach nur als Geisterbraut ihren Bräutigam."

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

III.

Die zwei letzten Vorstellungen vor dem Beginnen der Ferien in Stuttgart waren: „die Krone von Cypern," Trauerspiel von Eduard v. Schenk, und „von Sieben die Häßlichste," welches als Benefiz für Mad. Fossetta gegeben wurde, die ein und vierzig Jahre Mitglied des Stuttgarter Theaters gewesen, und sich in den Ruhestand zurückzog.

Beiden Vorstellungen hätten wir eine bessere Jahreszeit gewünscht.

In dem ersten sollte Mad. Lange endlich einmal Gelegenheit finden, sich in einer würdigen neuen Rolle dem Publicum zu zeigen. Allein die Hitze war an jenem Abende so drückend, daß das werthvolle Trauerspiel im Vereine mit der geschätzten Künstlerin keine große Versammlung herbei zu locken im Stande waren. Mad. Lange legte als „Ciwa" Beweise ihres fleißigen Studiums ab. Kein Moment war verfehlt, um die vom Dichter beabsichtigte Wirkung hervorzuheben. Nächst ihr verdient Mad. Wittmann, welche die Amadea gab, genannt zu werden. Ein ungeschickter Wurf, den der Böswicht im Stücke dem jugendlichen Helden an den Kopf schleuderte, drohte aus dem Stücke ein wirkliches Trauerspiel zu machen. Zum Glücke, daß er ihn nicht getroffen.

Nach dem Benefiz wurde der Mad. Fossetta, so wie im vorigen Jahre dem abtretenden Herrn Pauli, eine kühle Coulissen-Feierlichkeit bereitet, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Vorhang dabei aufgezogen wurde, und man die wenigen noch im Saale versammelten Zuschauer daran Theil nehmen ließ. Man hätte jedoch auch auf die in diesen Blättern mitgetheilte sinnige Feier in Berlin bei Beschorts Pensionirung Rücksicht nehmen sollen.

Ueber das Auffliegen von Dampfschiffen.*)

Schon wieder sind zwei Dampfschiffe, das eine vor Hull, das andere auf dem Mississipi, aufgeflogen, und zwar unter Umständen, die so fürchterlich sind, daß sie wohl mit Recht allgemeine Besorgnisse erregen dürften. Da nun solche Fälle sich gerade da am häufigsten zutragen, wo man die meiste Erfahrung voraussetzen müßte, so liegt der Schluß sehr nahe, daß ein Dampfkessel stets ein gefährlicher Nachbar bleibt, und daß mithin die Fahrt mit einem Dampfschiffe zu den gewagten Unternehmungen gehört. Es wird daher wohl nicht ganz überflüssig seyn, hier etwas Genaueres darüber zu entwickeln, und zu zeigen, daß dem durchaus nicht also ist. Daß mit jedem Dampfkessel, er möge auch noch so solid construirt seyn, eine Gefahr verknüpft ist, wenn man ihn unvorsichtig behandelt, kann durchaus nicht geleugnet werden, eben so wenig aber auch, daß man die Gefahr bringenden Momente genau kennt, die Gefahr vorausseh en kann, und daß die Mittel zur Abhülfe, mit positiver Gewißheit, bekannt sind. Daß mithin, namentlich in England und Amerika, sich so oft Unglücksfälle ereignen, liegt nicht daran, daß man diesen nicht vorbeugen könnte, sondern daran, daß die Engineers (Ingenieure), zu vertraut mit der Gefahr und mit dem Werkzeuge, nicht die erforderliche Aufmerksamkeit darauf verwenden, und daher durchaus nur durch unverantwortliche Nachlässigkeit oder strafbaren Leichtsinn die Explosion hervorrufen. Damit jedoch, nach der Erfahrung, die Beweise dem Leser überzeugend werden können, wird es nöthig seyn, die Gründe zur Explosion und die Mittel dagegen zur Sprache zu bringen. — Es gibt zwei Veranlassungen zu dem Springen der Dampfkessel, die eine allmählich, die andere plötzlich das Resultat hervorrufend:

---

*) Ich entnehme diesen Artikel von allgemeinem Interesse der Berliner Zeitung.
A. L.

die erste kann gefährlich werden, ist es aber nicht an sich, die zweite ist es immer. — Jeder Dampfkessel ist auf einen bestimmten Widerstand berechnet, und muß bersten, wenn der Druck diesen überschreitet. Die Grenze der Spannung, welche man geben will, wird durch das sogenannte Sicherheits-Ventil festgestellt, das sich öffnet und den Dampf ausströmen läßt, sobald er mit größerer Kraft drückt, als man haben will. Sehr irrthümlich hält man sich aber durch ein solches für genügend gesichert. Die Erfahrung zeigt nämlich, daß die Leute sehr leicht auf die Idee gerathen, um schneller Kraft zu entwickeln, das Ventil zu beschweren, und mithin die Kesselwände mit größerer Kraft in Anspruch zu nehmen, was jedoch, ist die Belastung nicht gar zu groß, wenig zu sagen hat. Dem Uebelstande wird am besten und sichersten dadurch abgeholfen, daß man jedem Kessel zwei Sicherheits-Ventile gibt, deren eines dem Schiffspersonale zugänglich ist, und den nöthigen kleinen Wechsel in der Belastung zuläßt, während das andere, unter Verschluß genommen, sich ganz unfehlbar bei der geringsten Ueberlastung freiwillig öffnet. Es kann allerdings, namentlich wenn man im Dampfkessel schlammiges oder Salzwasser gebrauchen muß, der Umstand eintreten, daß die Schließflächen der Sicherheits-Ventile an einander kleben, was einer Mehrbelastung natürlich gleichkommt. Dagegen sich zu sichern, ist das einfache Mittel, sie einzeln zu bewegen und, wie man sich ausdrückt, sprechen zu lassen, um sich zu überzeugen, daß sie in gehöriger Ordnung sind, eine Ueberzeugung, die jeder Passagier auf einem Dampfschiffe nothwendig berechtigt seyn muß, sich ab und zu zu verschaffen. — Doch auch, angenommen, daß alle diese Vorkehrungen nicht existirten, hätte in der Regel immer noch keine eigentliche Gefahr statt. Die Steigerung der Spannung geschieht nämlich nur allmählich, und wenn die Wände des Kessels nicht mehr den nöthigen Widerstand leisten, entstehet ein Riß, durch den Dampf und Wasser entweichen, ohne eigentliche Explosion, weil eben nur die Kraft hinreicht, die Hülle zu zerreißen. Es ist daher auch durchaus nicht rathsam, wie man es meist thut, und sogar hin und wieder gesetzlich vorgeschrieben ist, die Kesselwände so stark zu machen, daß sie, der Berechnung nach, den ganzen Druck allein und ohne Beihülfe ertragen können. Diese allgemeine Bestimmung, welche die Stärke der Kesselbleche ausschließlich, nach der Größe des umfaßten Raumes, bestimmt, führt zu dem ganz abnormen Resultate, daß z. B. die Bleche in den Zügen schwächer gewählt werden dürfen, als die Bleche der äußeren Wände, was deßhalb ganz unsinnig wäre, und doch aus den beliebten Formeln hervorgeht, weil erstere, durch die darin spielende Flamme, nothwendig immer mehr angegriffen und zerstört werden, auch abgesehen von den sich häufig ablösenden Blasen. Ist dagegen die wirkliche Stärke des Kessels durch Combination der Bleche mit Ankern, die quer durchgehen, bewirkt, so wird, ehe es zum Reißen des Bleches kommt, irgend ein Anker nachgeben, und der dadurch veranlaßte Knall, oder das mit starkem Geräusch bewirkte Ausbiegen der Blechfläche zwischen den Ankern, genügend zeitig warnen, daß die Spannung, durch irgend einen Umstand, zu groß geworden ist. Eine Gefahr ist dann mit aller Gewißheit vermieden. — Es gibt aber allerdings doch noch immer einen Umstand zu berücksichtigen, der eine Explosion zu bewirken vermag, welche gefährlich seyn kann: die Erfahrung zeigt nämlich, daß der Kessel weit besser aushält und zugleich besser Dampf liefert, die Maschine kräftiger, gleichförmiger und wirksamer arbeitet, wenn Alles gehörig durchwärmt und eingelaufen ist, als in dem Augenblicke, wo man abfährt. Mehrentheils suchen aber die Capitäne und Engineers in England darin etwas, mit größter Vehemenz vom Platz abzugehen, um den Zuschauern zu imponiren und ihr Schiff zu empfehlen; die Feuer werden daher möglichst scharf gehalten und der Dampf gesammelt, d. h. höher gespannt. Nun wird der Augenblick, wo die Maschine eben in Gang gesetzt werden soll, gefährlich. Es stürzt der Dampf in die abgekühlten Räume mit Gewalt ein, es entsteht ein Stoß desselben gegen die, durch die Abkühlung spröder gewordenen, Metallwände, und eine zerschmetternde Explosion wird möglich, doch nie bedeutend, eben weil zwar ein Ueberschuß an Kraft denkbar ist, der aber nie groß seyn kann; daher bleibt es jedoch stets rathsam, das Schiff langsam in Bewegung zu setzen, wobei zugleich die Maschine geschont wird, die durch den plötzlichen Uebergang aus der Ruhe in eine heftige Bewegung immer leidet, beim Schiff aber besonders, weil der Schiffskörper nur allmählich die Geschwindigkeit anzunehmen vermag. — Bei Maschinen von sogenanntem niedern Druck, wie bisher fast alle Schiffsmaschinen ohne Ausnahme waren, ist endlich noch ein Grund zur Explosion zu berücksichtigen, der eigentlich den Uebergang zur zweiten Art derselben bildet, doch höchst selten zur Sprache kommt. Sind nämlich die Kesselwände nur wenig stärker, als der Druck, den sie zu ertragen haben, erfordert, hat die Maschine den Dampf möglichst abgearbeitet, und man läßt die Feuer ausgehen, so entsteht durch die Abkühlung ein luftleerer Raum im Innern des Kessels, der um so vollständiger ist, je bessere Sicherheits-Ventile man hat. Oeffnet man eins derselben nun plötzlich, so dringt die atmosphärische Luft ein, und der bewirkte Schlag kann sehr leicht den Kessel sprengen. Dieser Gefahr entgeht man sicher, wenn, wie es auch meist geschieht, sogleich beim Halten die Sicherheits-Ventile geöffnet werden, und man die Dämpfe frei entweichen läßt. — Aus dem Ganzen ergibt sich mithin, daß die durch allmähliche Ueberspannung der Dämpfe möglichen Sprengungen des Kessels nur sehr selten Gefahr bringen, aber durchaus ver-

mieden werden kann, und der Reisende sich vollkommene Sicherheit und Beruhigung zu verschaffen vermag. — Untersuchen wir nun den zweiten Fall, wo eine plötzlich entwickelte Kraft den Kessel sprengt. — Er tritt ein, so oft eine Stelle des Kesselbleches zu glühen anfängt, oder überhitzt ist und Wasser darauf spritzt. Theils zersetzt sich das Wasser, theils entwickelt es sich zu einer übergroßen Menge Dampfes in höchster Spannung. Der Stoß ist urplötzlich, und daher vollkommen mit dem bei der Pulver-Explosion zu vergleichen: alle gewöhnlichen Vorkehrungen sind nutzlos, die Ausströmungs-Oeffnungen, wenn auch alle offen, sind nicht ausreichend, und der Kessel wird mit größter Gewalt auseinander geschleudert. So lange alle Theile der Kesselbleche, die mit dem Feuer in unmittelbarer Berührung stehen, sich unter Wasser befinden, ist die Erscheinung durchaus unmöglich, und, um sie zu vermeiden, daher nur nöthig, daß der Kessel stets Wasser genug enthalte. So leicht dies bei stehenden oder sogenannten Land-Maschinen der Fall ist, so leicht man sich bei diesen wegen des Wasserstandes überzeugen kann, so schwierig wird es bei Schiffsmaschinen, die einem ganz ungleichförmigen Gange ausgesetzt sind, und daher abwechselnd mehr oder weniger Dampf entwickeln und consumiren. Das gebräuchlichste Mittel, um den Wasserstand festzustellen, ist, zwei Hähne anzubringen, die so stehen, daß der eine bei dem Oeffnen stets Wasser, der andere stets Dampf geben muß. Der eine zeigt das Maximum, der andere das Minimum an nöthigem Wasser-Inhalt. Die Speisepumpe wird nun nach ihnen regulirt, um den Wasserstand zu erhalten, den man wünscht. So einfach und zuverlässig dies Mittel scheint, dürfte es doch durchaus nicht ausreichend seyn. Erstlich ist es nicht zu leugnen, daß, bei einer gewissen Spannung, ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um Wasser und Dampf genügend zu unterscheiden, zweitens aber, daß überdieß eine Menge von Erscheinungen vorkommt, die Täuschungen zur Folge haben. So gibt zuweilen der Dampfhahn Wasser, ohne daß die Wassermenge dies eigentlich erklärt, und umgekehrt. Hat es aber der Arbeiter versäumt, und gibt ihm sein Wasserhahn kein Wasser, so ist er nicht im Stande, zu beurtheilen, ob er schnell oder langsam Wasser zupumpen muß, weil er nicht weiß, wieviel ihm fehlt; zu schnell pumpt er aber nicht gern kaltes Wasser zu, aus Besorgniß, auf einige Zeit nicht mehr den gehörigen Dampf zu entwickeln. Es bleibt mithin diese Controle unsicher. Da aber in Schiffsmaschinen stets Alles auf Ersparniß im Brennmaterialien-Consum berechnet ist, so wird einleuchtend, daß immer darauf gesehen werden muß, daß möglichst wenig Wasser über den Zügen stehe, und bei ihnen ist mithin eine besonders strenge Controle des Wasserstandes dringend nothwendig. Schwimmer, selbst Regulirungen ꝛc., sind zwar gute Aushülfen, doch immer noch der Täuschung fähig, und daher nur das directe Sehen ganz zuverlässig. Eine eingesetzte Glasröhre von hinreichendem Durchmesser, um keine Täuschung zuzulassen, so eingerichtet, daß man sich jeden Augenblick überzeugen könne, daß keine Verstopfung stattgefunden hat, und so angebracht, daß der untere Theil im höchsten Zuge, der obere im Dampf münde, macht mit Gewißheit anschaulich, wie das Wasser steht, und zeigt dem Arbeiter ununterbrochen, ob seine Pumpe zu viel oder zu wenig speise. Jeder Passagier kann selbst sehen, ob und wieviel Wasser sich im Kessel befindet, und mithin die vollkommenste Beruhigung erlangen. Doch würde diese Vorkehrung auch noch nicht bei solchen Schiffen ausreichen, die einer großen Schwankung ausgesetzt sind. Das Wasser steigt nämlich hier in dem Kessel abwechselnd auf einer und der andern Seite, und entblößt die Züge hinreichend an der entgegengesetzten, um ein Glühen möglich zu machen. Auch diesem Umstande läßt sich genügend sicher entgegenwirken, entweder dadurch, daß man die Kessel vervielfältigt und dadurch ihre Wasserfläche kleiner macht, oder dadurch, daß man Scheidewände einzieht, die die Schwankung erschweren, oder unmöglich machen. Auch dies genau zu controlliren, erleichtern die Gläser, die daher stets an beiden Enden der Kessel, namentlich in der Breite, weil eigentlich nur die Seitenlage Gefahr hervorufen kann, angebracht seyn müssen. Wie weit man es hierin bringen kann, zeigt die Erfahrung, daß man bei einzelnen Schiffen mit Gläsern, im heftigsten Sturm, einen fast permanenten Wasserstand, in der hohen See, beobachten kann, während im Gegentheil andere eine fast constante Fluctuation zeigen, je nachdem die Welle hin und her schaukelt. Die Hähne sieht man dabei oft ganz versagen, sobald die See hochgeht, indem die Länge der Kessel das Schwanken von hinten nach vorne begünstigt, vorzüglich, wenn man gerade windan geht, mithin das Schiff seiner Länge nach steigt und fällt. Da nun die englischen und amerikanischen Engineers sich mehrentheils nur mit den Hähnen begnügen, überdies höchst unvorsichtig sind, oder, wie gesagt, durch Vertrautheit mit der Gefahr, Alles aufbieten, um sich durch schnelle Fahrt auszuzeichnen, so kann es durchaus nicht befremden, daß namentlich bei dem Stilliegen, kurz vor der Fahrt, am Anker auf der Rhede ꝛc., wo das Schiff leicht eine seitwärts geneigte Lage annimmt, Unglücksfälle, veranlaßt durch eine plötzliche Ueberspannung, sich ereignen. So viel wird aber hinreichend aus dieser flüchtigen Notiz einleuchten, daß es durchaus nicht an Mitteln fehlt, um jede Art von Explosion zu vermeiden, daß man im Voraus durch den Augenschein sich überzeugen kann, ob ein Dampfschiff mit den gehörigen Sicherheitsmaßregeln versehen sey, und daß mithin da, wo noch Unglücksfälle vorkommen, nur eine strafwürdige Nachlässigkeit daran Schuld ist. Schließlich will Ref. noch hinzufügen,

daß er alle, hier zur Sprache gebrachten, Erscheinungen und Vorbeugungsmittel aus eigener Erfahrung kennt, und sich ihrer vollständigen Wirksamkeit zur vollkommensten Ueberzeugung um so mehr vergewissert hat, als er auch im Sturm durchaus von jeder Anwandlung von Seekrankheit verschont bleibt, mithin selbst unter den ungünstigsten Umständen genau zu beobachten vermochte. B.

Ein Andenken an Lord Byron.

Die Leser Byrons, worunter die ganze gebildete Welt verstanden werden kann, werden sich gewiß William Fletchers erinnern, der den Dichter zwanzig Jahre hindurch überall hinbegleitete, wohin ihn sein abenteuerlicher Geist führte. Fletcher nannte sich selbst Byrons Diener, während ihn dieser stets seinen Freund nannte. Moore sagte in einer Note zu seiner Ausgabe des Child-Harold, indem er von Fletcher spricht: „Nach so vielen Abenteuern zu Lande und zur See, etablirte sich dieser bescheidene Begleiter, und legte ein Magazin italienischer Artikel in London an. Er reussirte nicht damit, und Alle, welche die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters kannten, stimmten darin überein, daß er ein besseres Schicksal verdient hatte.“

Fletcher schmachtete seit dem letzten 11. April im Schuldgefängnisse in London. Er erschien vor dem Gerichtshof und verlangte seine Freilassung als ein zwar unglücklicher, aber ehrlicher Kaufmann. Der Commissär verhörte ihn mit Wohlwollen und Schonung.

— Womit beschäftigten Sie sich?

— Ich hatte meublirte Zimmer zu vermiethen, und verkaufte zu gleicher Zeit italienische Artikel.

— Auf wessen Ansuchen wurden Sie verhaftet?

— Auf das Ansuchen des Hauseigenthümers.

— Welche Bilanz zeigten Ihre Bücher?

— Meine Activa betrugen 251 Pf. St. 15 S. und meine Passiva 449 Pf. St. 11 S.

— Welchem Umstande schreiben Sie Ihr Unglück zu?

— Dem Umstande, daß eine Pension von 70 Pf. St., die ich von der Schwester Sr. Herrlichkeit, Mistreß Leigh, bezog, plötzlich eingestellt wurde.

— War man Ihnen diese Pension schuldig?

— Keineswegs. Ich bekam sie aus freiem Willen, als einen Beweis der Erkenntlichkeit für zwanzigjährige gute und ehrliche Dienste, die ich meinem erlauchten Herrn geleistet. Wenn mir Mistreß Leigh diese Pension jetzt entzieht, so geschieht es nur, weil der Verfall ihrer eigenen Vermögensumstände sie daran hindert, dieselbe fortzusetzen.

Der Beamte fragte nun sämmtliche Gläubiger, ob einer unter ihnen sey, der sich der Freilassung des alten Dieners widersetze, worauf Alle einstimmig nein erwiederten. Fletcher wurde nunmehr augenblicklich auf freien Fuß gesetzt, und es bildete sich eine Subscription in den höchsten Cirkeln Londons, um ihn der Sorgen zu entheben. Wenn dieser brave Mann nur einen Kreuzer von jedem Exemplare der Werke seines Herrn erhielte, das in England verkauft wurde, so würde er ein reicher Mann seyn können.

Vermischtes.

Man hat in Paris ein neues Mittel gegen die Motten erfunden. Dieses besteht in Papier, „Papier fugivor“ genannt. Pelz, Federn und alle Gegenstände, die man schützen will, werden hineingewickelt. Ein großer Bogen kostet 7 fr.

— Auf der Eisenbahn von Paris nach Brüssel, 60 Stunden lang, wird ein erster Platz 21 Franken, ein zweiter 15 und ein dritter 6 Franken kosten. Man wird zu der Reise neun Stunden brauchen, mit Inbegriff des Aufenthalts bei den verschiedenen Sectionen.

— Ein Einwohner von Rouen hatte eines der schönsten Gemälde von Raphael für fünfhundert Franken gekauft.

Man bot ihm 52,000 Franken dafür, die er ausschlug. Jetzt ist man dahinter gekommen, daß das Kunstwerk einst Staatseigenthum gewesen, und die Administration der Museen hat bereits den Prozeß eingeleitet.

— Hr. v. Rothschild wird auf seinem Schlosse Ferrieres dem Herzog und der Herzogin von Orleans ein großes Fest geben. Die Blumen der ganzen Umgegend sind bereits an den Stöcken gekauft, um den gothischen Saal und die ungeheuren Gallerien dieser Residenz zu schmücken. Das Banket wird aus 600 Couverts bestehen. Abends Ball im Schlosse und ländliches Fest im Park, der mit farbigen Lampen beleuchtet seyn wird. Auf den Bassins Militärmusik; ringsumher Zelte, für den Fall, daß schlechtes Wetter einträte. Die Herzogin wird selbst ein Rosenmädchen krönen in Gegenwart aller Dorfbewohner und der Municipal-Behörde. Ein großes Feuerwerk wird das Fest beschließen.

— Der Ball der Nationalgarde in der großen Oper in Paris hat 80,000 Franken gekostet; hievon bekam der Director der Oper 7000 als Entschädigung für eine verlorene Vorstellung. Die mitwirkenden Künstler haben nichts verlangt. Die Subscription betrug 56,000 Franken. Der Stab der Nationalgarde hat also 24,000 Franken zuzuschießen. Der gastronomische Luxus kann nicht sehr groß gewesen seyn, da er nur 16,000 Franken in Anspruch nahm, welches für 5200 Personen etwas mehr als 5 Franken beträgt.

— In Berlin veranstaltet der Wirth im Elysium ein großes Musikfest, wobei 170 Hoboisten, Trompeter und Spielleute mitwirken werden, die, noch durch 100 Pfeifer und Tambours verstärkt, einen Elysiums-Festmarsch ausführen, der dem Feste die Krone aufsetzen und bei dem Publicum Begeisterung erwecken soll.

— „Catherine Grey" heißt eine neue englische Oper von Balfe, die ungemein gefallen hat.

— Scribe's neue Oper, die Batton in Musik setzt, heißt „das goldene Kreuz." Ein Stoff, der bereits zu drei Vaudevilles Veranlassung gegeben hat.

— Der Graf von St. Leu, ehemaliger König von Holland, soll in Aachen krank darnieder liegen, und wenig Hoffnung zum Aufkommen geben.

— Meyerbeer ist eifrig darüber her, die von Weber hinterlassene Oper zu vollenden. Um sie auf das französische Theater zu bringen, hat er sich zwei bedeutende Schriftsteller zu Mitarbeitern erwählt, um den Text zu übertragen. So stehen die Sachen in Deutschland, daß wir mit allen unsern Hoftheatern ein hinterlassenes Werk unseres populärsten Componisten Frankreich überlassen müssen. Was thun denn nun eigentlich diese stolzen Anstalten zum Besten deutscher Kunst?

— Der König von Preußen hat der großen Künstlerin Mad. Crelinger, die seit 25 Jahren bei der Berliner Bühne angestellt ist, ein Schreiben und einen kostbaren Diamantschmuck zugesendet.

— Die acht und fünfzigste Vorstellung der „Hugenotten" hat in der großen Oper stattgefunden. Der Saal war noch ganz so decorirt, wie bei dem Balle, den die Nationalgarde dem Herzog und der Herzogin von Orleans gegeben.

Nekrolog.

Se. Majestät Wilhelm IV., König von England, dessen Hinscheiden die politische Welt in diesem Augenblicke so sehr beschäftigt, war geboren den 21. August 1765, und bestieg den Thron von England, nach dem Tode seines Bruders Georg IV., den 26. Juni 1830. Er vermählte sich den 11. Juli 1818 mit Adelheid Amalie Louise Therese Caroline von Sachsen-Meiningen. Aus dieser Ehe sind keine Kinder da; Wilhelm IV. hatte aber noch als Herzog mehre natürliche Kinder. Die jetzige Königin Alexandrine Victoria ist geboren den 24. Mai 1819 aus der Ehe des verstorbenen Eduard August, Herzog von Kent, und Maria Louise Victoria von Sachsen-Koburg.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

Am 18. Juni wurde in dem Fischhausen'schen Kreise bei Königsberg an vielen Orten, und namentlich auf dem Hausenberge, die Feier der Schlacht bei Belle-Alliance zugleich mit dem Antritt der Bernsteinpacht für die Ortschaften festlich begangen. Ein Verein von Gutsherren hatte für die ärmern Bewohner jener Gegend freie Bewirthung für den ganzen Tag besorgt. Ehrenpforten waren errichtet, durch welche die zahlreich angelangten Anwohner mit ihren Gästen den Berg erstiegen, und dort in Heiterkeit und Lust verweilten. Freudenfeuer wurden auf dem Hausenberge und den nahe liegenden Hügeln angezündet. Das Freudenfeuer auf dem Galtgarben, welches seit neunzehn Jahren von der studirenden Jugend an diesem Tage unterhalten wird, leuchtete freundlich hinüber. Man tanzte, und der dämmernde Morgen sah den Hausenberg noch nicht ganz leer von Gästen.

— Die Gazette des Tribunaux erzählte vor einiger Zeit ein Geschichtchen aus Innsbruck, das auch in deutsche Blätter überging. Der „Bote für Tyrol" erzählt sie jetzt zum Spaß seinen Lesern, um ihnen doch auch zu verkünden, was sich am 27. Mai in Innsbruck zugetragen hat, und was die Franzosen eher wußten, als die Innsbrucker selbst.

— St. Schütze in Weimar hatte einen poetischen Nachruf der Herzogin von Orleans geweiht, den der Musikdirector Eberwein in Musik gesetzt hat.

Nekrolog.

Es ist nun auch der vierte von den Komikern, welche einst das Königsstätter Theater in Berlin belebten, gestorben. Nachdem Spitzeder, Angely und Schmelka vorangegangen, folgte ihnen am 14. Juni Röseke, z. B. Regisseur des Theaters zu Oldenburg, in einem Alter von 59 Jahren.

Gelegenheitliches.

Nach der Mitternachts-Zeitung kündigen die Berliner Felsenkeller Bier an, mit der Bemerkung, es sey wirklich in Felsenkellern gelagert. Sie macht dazu die richtige Bemerkung, wo es denn aber in und um Berlin Felsen gebe?

Der Dichter Halevy in Paris ist nicht, wie die elegante Zeitung glaubt, erst jetzt mit einem Stücke zum ersten Male aufgetreten, sondern er ist schon länger bekannt, als sein Bruder, der Componist. Solche Leute, wie Herrn Halevy, nennt man übrigens in Paris nicht Dichter, sondern Auteur. Auch machen sie auf den erstern Titel keinen Anspruch.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Aufzug des Binsentragens im nördlichen England.

Während des Mittelalters war es in England Sitte, den Fußboden der Kirchen mit Binsen zu bestreuen, und der Tag, an welchem diese erneuert wurden, galt als religiöses Fest. Gegenwärtig hat sich dieser einst allgemeine Brauch nur noch in einigen abgelegenen Thälern der nördlichen Grafschaften erhalten, wo überhaupt die meisten Anklänge an die alterthümlichen Sitten und die Volkspoesie Englands in früherer Zeit sich bekanntlich noch vorfinden. Die Dorfbewohner sammeln dort gemeinsam die Binsen ein, schmücken die Bündel, und tragen sie mit Fahnen und Musik unter dem Schall der aus jenen Thälern stammenden Volksmelodien (die Chevy-Jagd u. s. w.) in die Kirche.

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Aufzug des Binsentragens
in
England.

Isabella von Frankreich.

Historische Skizze.

I.

An einem schönen October-Abende im Jahre 1396 gingen zwei Frauen im Garten des Hotels de Ville von St. Omer spazieren. Die eine war die Frau Eleonore von Courcy, welche von Carl VI. und Elisabeth von Baiern erwählt worden war, ihrer Tochter Isabella von Frankreich an den Hof ihres zukünftigen Gemahls, Richards II., Königs von England, zu folgen; die andere war Isabella von Frankreich selbst.

Sechs Monate waren verflossen, seit die junge Prinzessin durch Procuration mit dem Könige Richard verlobt worden war, und ihre Ehe mit diesem Monarchen, den sie nie, nicht einmal im Portrait gesehen hatte, hatte keinen andern Zweck, als den Frieden beider Staaten zu befestigen. Und obgleich die Prinzessin kaum erst der Kindheit entwachsen war, so zeichnete sie sich doch schon, nach den Versicherungen der Geschichtschreiber jener Epoche, „weniger durch ihre hohe und edle Geburt, als durch die Bescheidenheit ihrer Sitten, und durch die Reize ihrer Person und ihres Geistes“ aus.

Isabella fühlte volles Vertrauen gegen Frau von Courcy und liebte sie innig; auch war ihre Neigung für diese junge Ehrendame, durch deren liebenswürdige Eigenschaften und wahrhaft mütterliche Ergebenheit, vollkommen gerechtfertigt.

„Setzen wir uns, meine liebe Eleonore,“ sagte Isabella, indem sie ihre Gesellschafterin in eine Laube zog, die mit reifen Trauben prangte. „Der heutige Tag hat mich so ermüdet, daß ich kaum noch einige Schritte gehen könnte.“

„Haben Sie denn, Prinzessin, an diesem merkwürdigen Tage nur Müdigkeit und Langeweile gefühlt? Die reichen Geschenke, welche Ihnen König Richard diesen Morgen durch seine Oheime, die Herzoge von Lancaster und Gloceſter gesendet hat, haben sie Ihren Beifall nicht gefunden? Hat das artige Benehmen und der Frohsinn dieser Herren Sie noch nicht für die schöne Nation gewinnen können, deren Gebieterin Sie werden sollen?“

„Ach, meine liebe Courcy! dieſe Herren waren freilich äußerſt artig, aber dennoch nur kalt! Auch die Geſchenke ſind unſtreitig von hoher Pracht, allein ſie haben, da ſie mir der Herzog von Gloceſter übergeben hat, allen ihren Werth für mich verloren, und als ich fühlte, daß er meine Hand nahm, um ſie an ſeine Lippen zu drücken, konnte ich mich eines unwillkürlichen Schreckens nicht erwehren, und ich fürchtete faſt, ohnmächtig zu werden.“

„Sein ſtolzes Weſen und ſein unfreundliches Geſicht haben mir augenblicklich ſeine ſtets bewieſene Abneigung gegen Frankreich und ſeine Oppoſition gegen den Frieden, deſſen erſte Bedingung unſere Vermählung war, in's Gedächtniß zurückgerufen. Auch wird es Sie nicht befremden, meine liebe Freundin, daß ich nur mit Furcht an die neue Stellung denke, der ich entgegengehe, daß mich der Gedanke beunruhigt, ja erſchreckt, dem König Richard ganz anzugehören; ich kenne ihn nicht, und ſoll ihn lieben; ſeine Geſinnungen ſind mir unbekannt, und meine Pflicht iſt, ihm zu gehorchen.“

„Sehen Sie,“ fuhr die junge Prinzeſſin nach einer kleinen Pauſe fort, indem ſie ſich ihrer Geſellſchafterin näherte, und ihre erröthende Stirne auf Eleonorens Schulter legte, „nur einmal in meinem Leben hat der Anblick eines Mannes den Gedanken in mir hervorgerufen, welch' ein Glück in der Ehe gefunden werden könne; doch hat dieſer Gedanke in mir weder Gewiſſensbiſſe noch Schrecken verurſacht. Ich fühlte mich im Gegentheil erhoben. Es war nur ein Augenblick, aber die Erinnerung daran hat mich niemals verlaſſen, und verfolgt mich heute mehr als je ... ſo auch die, an eine gewiſſe Prophezeiung. Ich will Ihnen, meine liebe Eleonore, beide Geſchichten erzählen, und Sie ſollen mir ſagen, ob ich ſie in der Beichte, am Morgen vor meiner Vermählung, dem Beichtvater mittheilen ſoll.“

„Im verfloſſenen Frühjahre ſpielte ich in dem Hofe von St. Pol mit den Damen der Königin. Plötzlich befand ſich ein Mann in unſerer Nähe, der, ich weiß weder auf welchem Wege, noch durch welches Mittel hereingekommen war; wir waren bei ſeinem Anblicke eben im Begriffe, aus Furcht zu entfliehen, als wir wieder durch die Bemerkung durchaus beruhigt wurden, daß er ein Wahrſager ſey. Eine unbezwingliche Neugierde und eine geheimnißvolle Neigung zog mich zu ihm hin; wir umgaben den Unbekannten, und fragten ihn mit Blicken und Worten. Nicht weniger begierig, als meine Geſpielinnen, ließ ich dieſe doch die erſten ſeyn, um den Schwarzkünſtler bequemer beobachten zu können. Er hatte in ſeinem ganzen Weſen und in ſeinen Manieren etwas Edles und Einnehmendes, wodurch er ſich von den Leuten ſeines Handwerks auszeich-

nete, obgleich er ganz eben ſo, von den Sandalen an bis zum ſpitzigen Hute hinauf, gekleidet war wie dieſe.

Während er ſchnell aus den Händen wahrſagte, bemerkte ich, daß er öfters ſeine Augen auf mich richtete, und mich mit mehr Aufmerkſamkeit, als die Anderen betrachtete. Dieß machte mich ſchüchtern, und ich verbarg mich erröthend hinter den Damen. Aber in demſelben Augenblicke wandte ſich der Unbekannte gegen mich, trat gerade auf mich zu, und betrachtete mich mit ſeinen lebhaften und durchdringenden Augen. Ich blieb wie eingewurzelt ſtehen."

„Und Sie, Madame, wollen Sie nicht auch wiſſen, was die Zukunft Ihnen vorbehalten hat?"

Statt aller Antwort ſtreckte ich ihm maſchinenmäßig meine Hand entgegen. Er nahm ſie reſpectvoll in die ſeinigen, die, wie ich glaube, zitterten, und richtete auf's Neue das Wort an mich:

„Dieſe ſo kleine Hand," ſagte er, „wird, wie ich ſehe, einem Monarchen ſein Scepter bewundernswürdig tragen helfen, und dieſes Haupt, ſo zart und ſchön, wird nicht wanken unter der Laſt eines Diadems. Werden Sie, Madame, ſich nicht weigern, Ihren Roſenkranz gegen die Krone einer Königin auszutauſchen?"

„Und ich, durch eine unbekannte Macht getrieben, erwiederte ihm ernſt: Wenn es Gott und meinem Herrn Vater gefällig iſt, daß ich eine Königin werde, ſo will ich es gern ſeyn; denn ich weiß wohl, daß ich dann eine große Dame ſeyn werde."

„Der Schwarzkünſtler ſchien mit dieſer Antwort zufrieden; auf einmal aber ſchienen ſehr ernſte Gedanken in ihm zu erwachen, ſeine Stirne verfinſterte ſich, er fuhr zwei oder drei Mal mit der Hand über ſeinen großen Bart, der ihm die Hälfte des Geſichtes verdeckte, und ſagte, indem er mich mit faſt ſchmerzlichem Intereſſe betrachtete:

„Verzeihen Sie, Madame, wenn meine Prophezeiung nicht durchaus erfreulich iſt, aber Sie wiſſen vielleicht nicht, welche Unruhe und welche Sorgen auch unter dem Purpur ſich finden. In ſolchen Tagen der Verſtimmung und der übeln Laune kann eine Königskrone zur Dornenkrone werden."

„Der feierliche Ton, mit welchem dieſe Worte ausgeſprochen wurden, jagte mir einen Schauer durch den ganzen Leib; deſſenungeachtet erwiederte ich dem Wahrſager: Gottes Wille geſchehe, ich ſtehe in ſeiner Hand."

„Wohlan, Madame, fuhr er fort, ehe eine Stunde vergeht, wird es in Ihre Wahl gegeben ſeyn, ob Sie Königin von England werden wollen. ..."

„Er wollte fortfahren, als man einen großen Lärm im Hofe ver-

nahm; es waren die engliſchen Geſandten, die in die Appartements des Königs traten. Die Fräulein zerſtreuten ſich, als hätten ſie gefürchtet, hier überraſcht zu werden, und ich wollte mich eben mit ihnen zurückziehen, als der Wahrſager mich, mit einer zugleich ſanften und gebieteriſchen Geberde, zurückhielt. Er zog aus dem Aermel ſeines langen Kleides ein kleines Armband von rothem Sammt, mit Gold geſtickt und mit edeln Steinen geziert, an welchem eine Reliquie mit dem Bilde der heiligen Jungfrau hing."

„Sie ſehen hier, ſagte er, indem er es mir hinbot, einen koſtbaren Gegenſtand, der durch das Blut eines Märtyrers geheiligt iſt. Der fromme Eremit, der es mir gab, ſagte mir, daß es den, der es trage, vor Unglück ſchütze. Nehmen Sie es, und möge es Ihnen ein Talisman gegen die Gefahren und Sorgen des Thrones ſeyn, und Sie an die Weiſſagung des Wahrſagers erinnern ... der es vielleicht eines Tages wieder zurückfordert."

„Ich ergriff das Armband, ohne zu wiſſen, ob ich es annehmen dürfe, und während ich es betrachtete, war der Schwarzkünſtler verſchwunden."

„Einige Augenblicke ſpäter wurde ich zu dem Könige geführt, und der Graf von Northampton machte mir in Gegenwart des ganzes Hofes das Anerbieten, die Krone von England mit dem Könige Richard zu theilen."

„Sie waren zugegen, meine liebe Eleonore, Sie wiſſen, mit welch' kindiſcher Freude ich dieß Anerbieten, welches die Prophezeiung des Wahrſagers ſo ſchnell rechtfertigte, annahm, aber Sie wiſſen nicht, daß ich es bald bereute, mein Wort gegeben zu haben."

Hier machte die Prinzeſſin eine neue Pauſe, und ſchien verlegen; ſie ſtockte einige Augenblicke, legte ihr blondes und reizendes Köpfchen wieder auf Eleonorens Schulter, und fuhr dann in ihrer vertraulichen Mittheilung fort:

„Es war den Tag darauf. Eine prächtige Jagd fand ſtatt, an welcher der ganze Hof und die engliſchen Geſandten Theil nahmen. Ich war in der erſten Reihe. Der Tag war prächtig. Ich ritt einen ganz weißen Zelter, und hätte viele Freude an dieſem Feſte gefunden, wenn mir nicht meine Umgebung, hauptſächlich aber die Nähe des Grafen von Northampton, Zwang auferlegt hätte."

„Die Jagd wurde bald lebhafter. Die Ordnung, in welcher wir vom Schloſſe weggeritten waren, verlor ſich mehr und mehr, und ſo fand ich mich zuletzt mit dem Marſchall von Northampton und einigen Damen meines Gefolges allein."

„Plötzlich ſtürzt ein, von den Hunden gehetztes, wildes Schwein

auf unſern Weg. Mein erſchrockenes Pferd bäumt ſich, nimmt das Gebiß zwiſchen die Zähne, und führt mich in wenigen Minuten im Galopp weit von meiner Umgebung weg. Ich weiß nicht, wie ich mich im Sattel halten konnte, denn mein Schrecken war ſo groß, daß ich jeden Augenblick herabzuſtürzen fürchtete. Endlich hielt das Pferd an, und ich athmete wieder. Anfangs war ich erſchrocken, mich ſo allein zu ſehen, aber der Ort, an welchem ich mich befand, war ſo reizend und ſo friſch, daß ich mich wie durch Zauberei in einen Feengarten verſetzt glaubte. Vögel, Schmetterlinge, Blumen, Alles um mich her hatte ein reizendes Anſehen."

„Es war mir ſo wohl, und ich war ſo entzückt, daß ich, als ich auf einige Entfernung den Tritt eines Pferdes hörte, mit Verdruß daran dachte, man werde kommen, um mich zu der edeln aber ernſten Geſellſchaft wieder zurückzuführen, der mich ein Zufall entriſſen hatte. Schon warf ich einen Abſchiedsblick auf die herrlichen Blumen und das friſche Grün um mich her, als ich, nicht das ſtrenge Geſicht des Geſandten, ſondern das lachende eines jungen Cavaliers hinter mir bemerkte. Ich glaubte, eines der Engelsbilder, welche meine Tante Valentine von Mailand mitgebracht hat, trete beſeelt mir entgegen, und ich ſage Ihnen dieß, meine liebe Eleonore, ausdrücklich, weil ich wirklich im erſten Augenblicke der Meinung war, eine Erſcheinung zu haben; bald näherte ſich jedoch der Cavalier, und ich erkannte in ihm einen jungen engliſchen Herrn. Er war eben ſo gekleidet, wie der Stallmeiſter des Grafen Northampton, und doch hatte ich ihn im Gefolge deſſelben noch nicht geſehen."

„Sein Geſicht hatte einige Aehnlichkeit mit dem Wahrſager, inſoweit ein Jüngling mit einem Greiſe Aehnlichkeit haben kann. Sie können ſich denken, daß ich mich in dieſer Geſellſchaft nicht weniger verlegen fand, als wenn ich wieder in die des Marſchalls gekommen wäre; doch konnte ich mich ungeachtet meiner Beſtürzung eines gewiſſen innerlichen Vergnügens nicht erwehren, als ich die einnehmende Geſtalt des Cavaliers näher ſah, der vom Pferde ſtieg und auf mich zutrat."

„Madame, ſagte er, indem er ſich meinem Steigbügel näherte, eine Menge Cavaliere jagen durch das Gehölz, um Sie zu ſuchen; da ich das Glück hatte, Sie zu finden, ſo vergönnen Sie mir auch das, Sie wieder zurückzubegleiten."

„Ich nahm ſein Anerbieten an, indem ich ihn einlud, wieder zu Pferd zu ſteigen, und wir ritten miteinander unter den großen Bäumen fort. Kaum hatten wir zehn Schritte gemacht, als der junge Cavalier, den meine zunehmende Furcht nur dreiſter machte, mir geſtand, daß er vom Beginn der Jagd an ſeine Augen nicht von mir gewandt habe.

Dann ſprach er von meiner Vermählung, wie ein Menſch, dem die kleinſten Umſtände ſo gut bekannt waren wie mir ſelbſt."

„Madame, ſagte er, nachdem er über meine Verlegenheit ein wenig gelächelt hatte, und nun plötzlich wieder ernſt wurde, Sie werden ohne Zweifel Frankreich nicht verlaſſen, ohne Ihre Familie lebhaft zu vermiſſen?"

„Und als ich ihm hierauf erwiederte, daß dieß wohl ſehr natürlich ſey, fragte er: Und iſt es Ihre Familie auch ganz allein, die Sie vermiſſen werden?"

„Ja, mein Herr, ſagte ich ſtockend, denn ich verſtand den Zweck dieſer Frage nicht."

„Sind Sie denn ganz ſicher, fragte er weiter, indem er ſich wieder näherte, daß von all' den jungen Herren, die Sie bei den Feſten ſehen, keiner einen Eindruck auf Sie machen wird?"

„Der zärtliche und forſchende Blick, den er bei dieſer Frage auf mich richtete, verwirrte mich ſo ſehr, daß ich nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen; überdieß ſchien es mir gegen mein Gefühl, ihm auch dieſe Frage zu bejahen. Ich hatte ſchnell eingeſehen, daß, wenn ſich ein Bild zwiſchen mich und meinen unbekannten Gatten drängen würde, dieß kein anderes wäre, als das, welches ich gerade vor mir hatte. Und gleichſam um den jungen Herrn zu bitten, ſeine Fragen einzuſtellen, erhob ich meine Augen zu ihm, die voll Thränen ſtanden.... Ich weiß nicht, was er darin leſen konnte, aber von einer plötzlichen Freude ergriffen, faßte er haſtig meine Hand, und küßte ſie mehrmals ſo leidenſchaftlich, daß ich vergebens verſuchte, ſie loszumachen."

In demſelben Augenblicke zeigte er mir bei der Wendung einer Allee das Gefolge des Grafen Northampton, und verſchwand dann auf der entgegengeſetzten Seite in dem Gehölze."

„Jetzt wiſſen Sie meine Geſchichte, meine gute Eleonore."

Frau von Courcy hatte dieſe Erzählung unter dem größten Stillſchweigen angehört, und verfiel nun in ein Nachdenken, das die junge Prinzeſſin nicht zu unterbrechen wagte.

„Und ſeit dieſer Zeit," fragte ſie endlich, „haben Sie weder den Wahrſager noch den jungen Cavalier wieder geſehen?"

„Nie mehr," erwiederte Iſabella mit einem Seufzer ... „als bloß in meinen Träumen, da aber recht oft! ... und deßhalb fühle ich mich auch mit jedem Tage, der mich dem Throne von England und König Richhard näher bringt, mehr und mehr beunruhigt; auch," fügte ſie hinzu, indem ſie den Aermel ihres Kleides zurückſchob, „habe ich mich ſehr gehütet, mich heute von dem Armband des Wahrſagers zu trennen."

„Sie haben es noch?“ fragte Frau von Courcy mit Erſtaunen und Unruhe. Dann nahm ſie alsbald, und mit Abſicht ihren gewöhnlichen heiteren Ton wieder an, und ſagte: „ich ſehe nichts Schlimmes dabei, Prinzeſſin, daß Sie das Armband des Wahrſagers tragen.“

„Was den jungen Cavalier betrifft, ſo haben Sie gefehlt, daß Sie an ihn denken, allein einer ſo lieben Sünderin kann die Abſolution nicht fehlen. Vertrauen Sie daher Alles ihrem Beichtvater, er wird Ihnen gewiß, eben ſo wie ich, ſagen, daß Sie zukünftig eine ſolch' reizende Erſcheinung gerade ſo behandeln ſollen, wie man bei Tage die Träume der verfloſſenen Nacht behandelt, das heißt, Sie müſſen ſie vergeſſen, und nur an Ihren Königlichen Gemahl denken.“

Ein neuer Seufzer der Prinzeſſin ſchien anzudeuten, daß die Ermahnung ihrer Ehrendame keine gelehrige Schülerin an ihr finde, und beide begaben ſich in ihre Wohnung zurück.

II.

Am Morgen dieſes Tages hatte der König von Frankreich, gefolgt von vierhundert Rittern, eine Zuſammenkunft mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne; die Geſchenke und die Verträge wurden bei einem prächtigen Feſte ausgewechſelt. Die beiden königlichen Zelte waren in gleicher Entfernung von einander aufgeſtellt, und das Gefolge Carls VI. und Richards II. hatte ſich in die naheliegenden Dörfer vertheilt, und erwartete hier die Feierlichkeit des kommenden Tages.

Während der Nacht, die dieſem Tage voranging, erhob ſich ein ſolch' heftiger Sturm, daß er faſt alle Zelte umſtürzte. Dieß wurde von vielen Perſonen als eine üble Vorbedeutung der anſcheinend ſo glücklichen Vermählung angeſehen.

Montag den 30. October 1396, an dem zur Uebergabe der Prinzeſſin beſtimmten Tage, ging ſie mit der Königin, ihrer Mutter, mit Madame von Burgund und mit den anderen Damen des franzöſiſchen Hofes von St. Omer ab. Die beiden Könige hatten ſich in ihren Zelten vereinigt, als die kleine Königin in einer glänzenden Equipage ankam.

Niemals hatte man ſo viele Sänften und vergoldete Wägen, ſo viele goldene Ketten, Perlen und Diamanten beiſammen geſehen. Iſabella hatte einen ſchönen Zelter beſtiegen. Sie trug ein ganz mit Lilien geſticktes Kleid, und auf dem Haupte eine Krone, an welcher ein mit goldenen Franzen verſehener Schleier, mit welchem der Wind ſpielte,

befestigt war. Als die Herzoge von Orleans, Burgund und Berry ihr die Hand boten, bäumte sich plötzlich ihr Zelter, und sie wäre herabgestürzt, wenn sie nicht der Herzog von Orleans noch zu rechter Zeit in seinen Armen aufgefangen hätte. Im Augenblicke dieser Gefahr erinnerte sich Isabella der traurigen Vorbedeutungen, und faßte unwillkürlich das Armband des Wahrsagers unter ihren Aermeln. Nun erschienen die Herzoginnen von Lancaster und Gloceſter mit den englischen Damen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Dann nahmen sie die Herzoge, ihre Oheime, an der Hand, und führten sie zu König Richard, der auf einem reich mit Gold und Perlen besetzten Throne saß.

Die Prinzessin ließ sich zu ihm hinführen, ohne das Aug zu erheben, machte auf dem Gange zu ihm zwei tiefe Kniebeugungen, und stand dann am Fuße seines Thronsessels, ohne es in ihrer Verwirrung zu wagen, den König anzusehen.

„Madame," sagte Richard, „wollen Sie wohl, ehe Sie die Augen gegen mich aufschlagen, mir über eine Sache Auskunft geben, die auf Sie, wie auf mein Glück großen Einfluß hat? Ist Ihnen nicht vor fünf Monaten, während der Jagd, die der König, Ihr Herr Vater, meinen Gesandten gab, in dem Gehölze von Vincennes ein junger Cavalier allein begegnet?" Bei diesen Worten, welche den Umstehenden eben so viele Ueberraschung, als der jungen Prinzessinn Schrecken verursachten, sah sie sich genöthigt, an den Arm des Herzogs von Burgund sich anzulehnen, und wagte immer noch nicht, den König anzublicken, trotz der sonderbaren Bewegung, die ihr der Ton seiner Stimme verursachte.

„Dieser junge Cavalier," fuhr Richard fort, „hat auf eine Art mit Ihnen gesprochen, die einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben schien, und er schmeichelt sich, Sie werden ihn noch nicht vergessen haben. Ist dem so, Madame, so fordert der König von England Vertrauen, ehe Sie ihm Ihre Hand reichen."

Es wäre unmöglich, alle die Gefühle zu schildern, die bei diesen Worten das Herz Isabella's bestürmten.

„Ach! Sie haben ihn nicht vergessen;" rief der König, dem ihr Stocken und ihre Verwirrung als Geständniß galt.

Zugleich ergriff er ihre beiden Hände, erhob sie, und Isabella, welche endlich die Augen aufschlug, erkannte in den, zugleich sanften und männlichen Zügen Richard's den falschen Wahrsager und den schönen Cavalier von früher.

Und nun erzählte der König Richard Isabellens Aeltern, seine incognito gemachte Reise nach Frankreich, und die doppelte Verkleidung,

die er angenommen hatte, um die Prinzeſſin, um deren Hand ſeine Geſandten ſich bewarben, mit eigenen Augen zu ſehen.

Die Feierlichkeit endigte ſich unter glücklichen Vorbedeutungen, und die neue Königin von England reiste noch am nämlichen Abend mit Frau von Courcy und den Herzoginnen von Lancaſter und Gloceſter nach Calais ab; als ſie jedoch am Ziele ihrer Reiſe ankam, bemerkte ſie mit Schmerzen, daß ſie ihr Armband verloren hatte.

III.

„Der Wahrſager hat Ihnen, Madame, die Beſchwerden und Gefahren des Throns übertrieben," ſagte lächelnd Frau von Courcy eines Tages zu der jungen Königin von England, als eben beide in einem reichen Gemache des Schloſſes von Woodſtock ſaßen; „ich berufe mich auf Ihre ſchönen, ſo froh belebten Augen, und auf Ihre roſenrothen, blühenden Wangen."

„Ja, meine liebe Eleonore," erwiederte Iſabella, „ich bin glücklich, und ſchon fange ich an, den Verluſt von Richard's Armband zu verſchmerzen, deſſen Liebe mehr Werth für mich hat, als alle Talismane der Welt."

Während ſich ſo beide Damen mit einander unterhielten, zog ein Lärm, der unter ihren Fenſtern entſtand, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war der Herzog von Gloceſter, der das Schloß, nach einem heftigen Streite mit dem Könige, ſeinem Neffen, wobend verließ. Als die Zugbrücke hinter deſſen Gefolge herabgelaſſen war, ſah Iſabelle, wie er ſich ſtolz gegen das Schloß wandte, und mit geballter Fauſt heftige Drohungen gegen die königliche Wohnung ausſtieß.

Vier Jahre ſpäter ſtieg Heinrich von Lancaſter, der Erbe von Gloceſters, Haß auf den Thron von England, und Richard II. kam als Gefangener in den Tower. Iſabella wurde mit königlichen Ehren nach Calais zurückgebracht, jedoch allein und in Trauer. Die Unglückliche verließ die Leiche ihres Gemahls, um den Schatten ihres Vaters wieder zu finden. Von dieſen beiden unglücklichen Fürſten war der eine eben erſt an Gift in ſeiner Gefangenſchaft geſtorben, und der andere war die Beute einer Krankheit die gräßlicher war als der Tod.

Die Ahnungen des Wahrſagers hatten ihn nicht betrogen, und das Geſchick ſelbſt hatte durch den Mund des königlichen Dollmetſchers ſich ausgeſprochen.

Lebendige Merkwürdigkeiten.

II.

Original-Exemplar einer savojardischen Adels-Familie.

„Ich habe nichts Zudringlicheres und gleichzeitig Unbehilflicheres in meinem Leben gesehen, als die jungen Herren in hiesiger Stadt," sagte, die Veranlassung zur Unterhaltung vom Zaune abbrechend, eine wohlbeleibte, noch recht hübsche Frau von etwa sechsunddreißig Jahren, die auf dem Altan des Gasthofes zum Kreuz, in der Hauptstadt des Schweizer-Kantons Wallis, in Sitten, neben mir Platz nahm. Ich war in „Schinner's Beschreibung des Walliser-Landes" vertieft, die ich aus der Bibliothek von 60 Bänden im Gasthof zum Löwen, der einzigen öffentlichen Lese-Anstalt im ganzen, 95 deutsche Geviert-Meilen großen, Kanton, geliehen. Die unerwartete Anrede schreckte mich auf.

„Es scheint mir beinahe unmöglich, daß Madame, ihren äußeren Vorzügen nach zu urtheilen, Veranlassung finden sollte, über irgend jemand sich zu beschweren," entgegnete ich trocken.

„Vous êtes honnête, Monsieur. Aber, was wollen Sie, man asikotirt und importunirt mich und meine Tochter von allen Seiten."

„Ich muß es glauben, weil Sie es wiederholen. Da ich jedoch in hiesiger Gegend fremd bin ..."

„Sie könnten mir einen Gefallen erweisen."

„Ich weiß nicht, Madame, mit wem zu sprechen ich die Ehre habe."

„C'est juste. Ich heiße Frau von Cevin, auf Cevin, bei la Roche in Savoien. Mein Gemahl ist Commandant der Provinz Ober-Savoien, zu l'Hôpital. Ich bin hier, meiner eigenen, wie meiner Tochter Gesundheit wegen. Wir nehmen den Kräutertrank."

„Ihr blühendes Anſehen ſollte mich auf eine herrliche Geſundheit ſchließen laſſen," bemerkte ich, der Unterhaltung eine Richtung zu geben mich bemühend, welche das geſellſchaftliche Damokles-Schwert des immer bedenklichen „Gefallen-Erweiſens" von mir abzuwenden vermögend ſeyn konnte. Frau von C. ging darauf jedoch nicht ein.

„Ich ſage Ihnen," rief ſie mit ſanguiniſcher Betonung, „daß ich auf dem Punkte bin, krank, ernſtlich krank zu werden, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen. Meine arme Tochter iſt noch mehr zu beklagen. Ihre ſechzehnjährige Schüchternheit, wie ihre jungfräuliche Unerfahrenheit verhindern ſie, gewiſſe Anſpielungen und Schmeicheleien, oder vielmehr Beleidigungen ihres Zartgefühls, ſo zurückzuweiſen, wie ſie es verdienen. Ihre Schaamröthe und ihre Verwirrung, ſtatt unſere Quäler zu entwaffnen, machen ſie im Gegentheile noch muthiger. Wir haben keine ruhige Stunde mehr vor denſelben."

„Das iſt ſehr unangenehm, Madame. Was aber kann ich zur Sache thun?"

„O, Sie können uns aus aller Verlegenheit reißen, und uns die uns gebührende Ehre zuſichern. Sehen Sie, man beſtürmt uns mit Zuſchriften und Billets-doux in allen möglichen Sprachen, in Verſen und in Proſa. Erſt heute Mittag habe ich wieder ein „Poulet" erhalten, wovon ich nicht ein Wort verſtehe, und das ohne Zweifel die größten Impertinenzen enthält. Da überzeugen Sie ſich ſelbſt."

Die entrüſtete Madame legte in meine Hand ein wohlriechendes Blatt Bath patent, worauf ich las:

Nè fune intorto crederò che stringa
Soma così, nè così legno chiodo:
Come la fé ch'una bella alma cinga
Dal suo tenace indissolubil nodo.
Nè dagli antichi par, che si dipinga
La santa fé vestita in altro modo,
Che d'un vel bianco, che la copra tutta,
Ch'un sol punto, un sol neo la può far brutta.

„Nun, was ſagen Sie dazu?" fragte ſie mich, roth vor Unwillen. „Iſt das nicht unverſchämt?"

„Der Vers rührt wahrſcheinlich von einem Schüler her," entgegnete ich, „der ihn Arioſto entnommen."

„Mir gleich, ob ihn ein Ruſſe oder ein Walliſer gemacht. Ich will nicht, daß man Verſe auf mich mache, noch auf meine Tochter, c'est indécent. Uebrigens ſetze ich mich über Grobheiten hinweg, wie die ſind, welche der Ruſſe oder ſein Schüler mir zugedacht."

„Ich habe in dem Verſe keine Unhöflichkeit bemerkt.“

„Sie verſtehen alſo das Kauderwelſch? Ich gehöre gerade auch nicht zu denen, die auf den Kopf gefallen ſind; j'entends bien chat, sans qu'on dise minon (ich weiß gleich, was man ſagen will). Aber das Patois, worin der Vers geſchrieben iſt, ſcheint mir doch zu kraus. Savojardiſch oder Piemonteſiſch iſt es einmal nicht; das verſtehe ich recht gut. Iſt es vielleicht Walliſerdeutſch?“

„Es iſt Dante's und Petrarca's Götterſprache, Madame.“

„Sie nennen mir da Particuliers, von denen ich nie reden gehört. Angeſtellte ſind es gewiß nicht, ſonſt würde ihr Name im königlichen Almanach ſtehen. Was bedeutet der Vers?“

Ich bemühte mich ſo gut wie möglich, den Sinn ihr zu verdolmetſchen. Hätte ſie deutſch verſtanden, würde ich, durch die flüſſige Uebertragung deſſelben von Gries, ihren Zorn leicht beſänftigt haben:

Kein Nagel kann ſo feſt die Bretter halten,
Kein Seil umwindet eine Laſt ſo dicht,
Wie ſtets, mit unaufhörlich feſtem Walten,
Die Treue ſich um ſchöne Seelen flicht.
Auch ward die heil'ge Treue von den Alten
Stets dargeſtellt auf and're Weiſe nicht,
Als ſo, daß weiße Schleier ſie bedecken,
Die ſchon ein Punkt beſchmutzt, ein kleiner Flecken.

„Papperlappap,“ rief die Unbefriedigte nach Beendigung meines Drogman-Geſchäftes; „cela ne fait ni froid ni chaud. Ich ſehe nicht ein, was der Ruſſe oder ſein Schüler damit ſagen wollen.“

„Ich ebenfalls nicht. Sie werden daher am beſten thun, ſich darüber hinweg zu ſetzen.“

„Nein, nein. Man hat eine recht eigentliche Kabale gegen uns organiſirt. Die Neckereien, die Liebeserklärungen, die Serenaden gehen ihren Train. Ich will, daß es ein Ende nehme. J'y mettrais mon bonnet (ich würde Alles daran ſetzen), um Ruhe zu erhalten.“

„Wählen Sie eine andere Wohnung, Madame. Ihre liebenswürdige Perſönlichkeit iſt von der Art, daß ſie in einem Gaſthofe nothwendigerweiſe Senſation erregen muß.

„Eh bien, oui, das würde heißen, vor dem Feinde Reißaus nehmen. Wir könnten dann, meine Tochter und ich, keinen Schritt mehr zum Hauſe hinaus, ohne uns öffentlich begrüßt und angeredet zu ſehen. Iſt nicht geſtern, vor dem Savièſe-Thor, ein gewiſſer Herr Kalbermatten auf unſerm Spaziergange uns gerade in den Wurf gelaufen, la gueule enfarinée (dummdreiſt), der uns allerlei Abge-

ſchmacktheiten zu debitiren? Wäre mein Gemahl bei der Hand geweſen, er würde ſeiner râclée (Tracht Schläge) nicht entronnen ſeyn. Einer Mutter, in Gegenwart ihrer mannbaren Tochter, zu ſagen, daß man in ſie verliebt iſt ... Ich war ſo entrüſtet über ihn, daß ich ihm hätte Ohrfeigen geben können. Il doit un belle chandelle à Dieu (er muß Gott danken), daß ich gerade bei guter Laune war, weßhalb ich mich begnügte, ihm zu ſagen: Vous n'êtes qu'un lourdaud (Sie ſind ein Ungeſchickter), ſo zu reden. Gehen Sie, mein ſchöner Herr, passez vot' petit bonhomme de chemin und laſſen Sie uns ruhig. Darauf ..."

„Madame," unterbrach ich die ſavojardiſche Dame in ihrer Suade, die mich zu langweilen begann, „ich verlaſſe morgen mit Tagesanbruch dieſe Stadt, und komme wahrſcheinlich ſobald nicht wieder hierher."

„Auf jeden Fall," entgegnete ſie, „können Sie allein mir den Dienſt leiſten, um den ich Sie, wohl oder übel, anſprechen muß. Dieſer Dienſt würde einzig und allein darin beſtehen, daß Sie heute Abend, bei Tiſche, wenn die Herren gegenwärtig ſind, von denen wir am meiſten geplagt werden, mich „Couſine" nennen, und mich benachrichtigen, daß mein Herr Gemahl, Commandant von Ober-Savoien, in einigen Tagen hier eintreffen werde. Wollen Sie das thun?"

„Ich ſehe nichts Unbilliges in Ihrem Verlangen, und werde demſelben gern entſprechen."

„Sie ſind hoffentlich ein rechtſchaffener Mann, und werden mein Zutrauen nicht mißbrauchen. Sie heißen?"

Dieſe Frage, nach der Bewerbung um meinen Beiſtand, hätte mich beinahe übel geſtimmt, wäre mir nicht augenblicklich eingefallen, daß ich eine Savojardin mir gegenüber habe, weßhalb ich ein wenig Uebereilung ihr zu gute halten müſſe. Darum beſchwichtigte ich mich ſelbſt und betonte meinen Namen.

„Wo wohnen Sie?" forſchte ſie weiter.

„In Genf."

„Wes Standes ſind Sie?"

„Ich bin nichts."

„Ah ça, bonne sainte mère des sept douleurs, Sie werden doch wenigſtens ein Gewerbe haben, eine Handthierung, eine Profeſſion."

„Wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, ſo nehmen Sie an, daß meine Verrichtung iſt, zu reiſen.

„Ich verſtehe; Sie ſind Commis-voyageur."

„Ich bin nicht ſo glücklich, Madame."

„Nun, um Alles in der Welt, ein Prinz ſind Sie doch nicht, oder ein großer Herr, der zu ſeinem Vergnügen reist. Sie würden in dem Fall gewiß nicht zu Fuß herum laufen.“

„Man kann auch zu ſeiner Belehrung reiſen.“

„O gehen Sie doch, zu ſeiner Belehrung! Was kann man auf der Reiſe anderes lernen, als Dummheiten. Sehen Sie, ich hab' das Schießpulver freilich nicht erfunden; aber ſo geſcheid bin ich dennoch, wie die Leute hier zu Lande. Denken Sie, wenn die hieſigen Frauenzimmer, irgend einer Peccadille wegen, 100 oder 200 Pater und Ave oder Salve Regina und Alma Redemptoris Mater zu beten bekommen, ſind ſie einfältig genug, alle an der Schnur herzuſagen. Bei uns, in Savoien, iſt man viel aufgeklärter. Wenn z. B. mir, wegen dieſem oder jenem, vom Beichtvater ein Fuder Gebete aufgeladen wird, ſage ich zehnmal hintereinander: Pahtär nohstär, Amen; oder Ave Marie, Amen, und erſt zum eilften Male das ganze Gebet. So werde ich in einer Viertelſtunde damit fertig, während ſie hier drei oder vier Stunden dazu brauchen.

„Aber, wird auch Ihr Gewiſſen dadurch beruhigt?“

„Mein Gewiſſen? Was verſtehen Sie unter Gewiſſen? Der Pfarrer gibt mir ſo und ſo viel Gebete auf, zur Abbüßung meiner Sünden. Ich ſage ſie alle, weil ich dabei den Roſenkranz zähle. Aber ich ſage ſie ſo vortheilhaft als möglich für mich, nämlich zehnmal Anfang und Ende, danach zum eilften Male das Ganze. Man macht es bei uns allgemein ſo. Dieu donne le boeuf et non pas la corne (hilf dir ſelbſt, ſo wird dir Gott helfen), heißt es bei uns. Hier, im Gegentheil, ſagen ſie: Man muß beten, müßte man davon auch platzen.“

Ich machte dem Geſpräch ein Ende, indem ich aufſtand. Frau von C. erhob ſich ebenfalls.

„Ich traue Ihrem Verſprechen,“ ſagte ſie. „Man ſpeist um ſieben Uhr. Bleiben Sie nicht aus, und erſchrecken Sie nicht, wenn ich recht freundſchaftlich Sie begrüße, wie es von Seiten einer Couſine gegen einen Couſin ſich gebührt.“

Eine höfliche Verbeugung war meine ganze Antwort.

Das verabredete Stratageme gelang Abends nach Wunſch. Die etwelchen Küſſe, welche der Couſin den Couſinen und die Couſinen dem Couſin zu appliziren hatten, waren bei der Sache nicht das Uebelſte. Die Mama benahm ſich recht natürlich dabei. Man hätte auf ihr Benehmen beinahe das Sprichwort anwendbar machen können: „Gewohnheit iſt die andere Natur.“ In der Ergebung der Tochter war

etwas Gezwungenes, das ihr, nach meinem ſittlichen Gefühl, zur Ehre gereichte.

Die jungen Herren, deren etwa ſieben oder acht im Saale ſeyn mochten, unter denſelben auch der malencontreux Kalbermatten, der ſich Tags zuvor ſo albern benommen, ſtutzten nicht wenig, als ich die mir eingelernte Lection herſagte, ohne eine Miene zu verziehen. Weil ich einmal im Zuge war, fügte ich noch Einiges aus dem Stegreif hinzu.

„Der Commandant," ſagte ich, „hat vor einigen Tagen eine verteufelte Affaire gehabt."

„Eine Affaire?" riefen Mutter und Tochter, wie aus einem Munde. „Welch' eine Affaire?"

„Im Grunde eine Affaire de rien. Sie wiſſen, Couſine, die Couſine von Faverges ...

„Von Megève wollen Sie ſagen," berichtigte die junge Nympha catapotia.

„Ja, von Megève. Wie Sie wiſſen, iſt die Couſine von Megève ſeit einiger Zeit in L'Hopital."

„Nein, davon weiß ich kein Wort," ſagte unruhig die ältere Donna Imperitia. „Was treibt ſie in L'Hopital?"

„Das eben wollt' ich Ihnen ſagen. Sie kommt alſo zum Couſin zum Beſuch ..."

„Was? die Unverſchämte, unterſteht ſich meinem Manne nachzulaufen! Hab' ich's doch lange ſchon vermuthet. Wart', wart', wenn ich dich einmal unter den Händen habe, will ich dich ſchütteln, wie eine alte Quittung. Mein Gott, mein Gott, hab' ich ſo lange Weihnachten geſchrieen, bis es endlich gekommen iſt ..."

Die arme Frau ſchien ganz zerknirſcht. Ich konnte nicht zweifeln, daß ſie über ihre eigene Fabel ſich Illuſion mache, und eine zufällig herbeigeführte Anſpielung für Wirklichkeit nahm.

„Es iſt in der Sache nichts, was Sie beunruhigen könnte," ſagte ich.

„Sie meinen das, Sie," fuhr ſie heftig auf, „weil Sie den Commandanten nicht kennen. Aber ich kenne ihn, ich. Ich weiß, wie er nie ausgeht aux mures sans crochet (auf's Maulbeerpflücken ohne Haken). Darum traue ich ihm nicht über den Weg."

„So hören Sie doch, Madame, bevor Sie verdammen."

„Ja, ſo höre doch, Mama. Der Couſin hat Recht."

Die Doppel-Ermahnung führte Frau von C. wieder zur Beſinnung. Sie drohte lächelnd mit der Hand. Darauf:

„Wie haben Sie mich erſchreckt, loſer Schalk," ſagte ſie. „Aber warum reden Sie auch gerade von der Couſine von Megève?"

„Weil ſie, freilich unſchuldigerweiſe, Veranlaſſung zu der Affaire gegeben, von der wir ſprechen.“

„Um's Himmels Willen, von welcher Affaire reden Sie denn?“

„Hätten Sie mich nicht ſo oft unterbrochen, würden Sie es längſt wiſſen.“

„Ich rede kein Wort. Nur ſo viel ſage ich Ihnen, die Couſine iſt mir ein Dorn im Auge. Sie iſt eine von den Perſonen, die ihren ganzen heiligen Krispin (ihr Hab und Gut) in Spitzenhauben, à Jour-Strümpfen, Kleidern und anderm Firlefanz beſtändig an ſich tragen. Zudem ſtopft ſie ſich aus, was der Commandant nie hat glauben wollen. Darum halte ich ſie für doppelt gefährlich. Zuerſt wegen der Crocs-en-jambe, welche ſie den Geldbeuteln derjenigen zu geben ſich bemühet, mit denen ſie nähern Umgang hat; ſodann weil ſie ihren Grimoire (Rummel) aus dem Grunde verſteht, und einen Kaulbarſch von Mann ſchon an der Angel zappeln hat, wenn er noch nicht angebiſſen zu haben glaubt. Doch ſagen Sie ſchnell, worin beſtand eigentlich die Affaire?“

„Die Couſine war alſo beim Couſin zum Beſuch gekommen ...“

„Sie werden noch machen, daß ich aus der Haut fahre. Warum ſchlagen Sie immer auf dieſen Strauch?“

„Ich muß Ihnen wohl ſagen, daß ſie beim Commandanten geweſen, weil ſonſt die Affaire ſich nicht ereignet haben würde, bemerkte ich verdrießlich. Nehmen Sie an, daß ſie nicht da geweſen und die Sache hat ein Ende.“

„Nein, nein, ich will Alles wiſſen, Alles, hören Sie.“

„So ſchenken Sie mir wenigſtens eine Sekunde geneigtes Gehör, ohne mich zu unterbrechen. Wie alſo die Couſine die Treppe hinunter geht — der Commandant hatte ihr, überhäufter Geſchäfte wegen, nur bis zur Thüre das Geleit gegeben ...“

„Das ſieht ihm ähnlich: er hat immer Geſchäfte bis über die Ohren, und am Ende von Allem thut er wenig oder gar nichts. Fahren Sie fort Couſin.“

„Auf der Treppe begegnete der Couſine ein junger Herr, ein Blondin, aus Conflans, wenn icht irre.“

„Nein aus Ugines. Er iſt braun.“

„Es kann wohl ſeyn; ich weiß es nicht ganz genau.

„Nicht wahr, Mama, es iſt Pierre St. Jean, den wir voriges Jahr an Maria Himmelfahrt in Annecy geſehen haben?

Die Mutter nickte bejahend.

„Ich weiß nicht, ob es Jean-Pierre war, oder Pierre-Jean, fuhr ich ungeduldig fort. So viel iſt gewiß, daß er ſich eben nicht beſonders

ehrerbietig und galant gegen die Couſine benommen haben mag, weil ſie einen gellenden Schrei ausſtieß und wieder treppauf eilte.

„O die Mijaurée (Zierpuppe). Es wird ihr wohl nur darum zu thun geweſen ſeyn, noch einmal zum Commandanten zu kommen, und ſich ihm, wie ein geſcheuchtes Reh in die Arme zu werfen.“

„Sie haben es errathen,“ rief ich ägerlich. „Aber was Sie nicht errathen, iſt — was nun folgt.“

„Ich zittere an allen Gliedern,“ ſtöhnte die junge Perſon.

„Es hat keine Gefahr, Mademoiſelle. „Die Thür war offen geblieben, und da der Commandant ſich in ein anderes Zimmer begeben hatte ....“

„Doch nicht gar in ſein Schlafzimmer?“ forſchte Frau von Cevin.

„Ich ignorire es. Wie dem auch ſey ....“

„Nein, nein. Je mangerai plutôt mon bras jusqu'au coude (ich ließe mir eher ſonſt etwas gefallen), als daß ich dazu meine Einwilligung gäbe.“

„Wie es Ihnen gefällig iſt; nur laſſen Sie mich vorher zu Ende kommen.“

„Das iſt Ihnen leicht zu ſagen; mir iſt es jedoch nicht ſo gleichgiltig.“

„Madame,“ flüſterte ich leiſe, „das Ganze iſt ja ein blaues Mährchen. Verderben Sie doch nicht ſelbſt das Gelingen Ihres eigenen Zweckes .... Wie dem auch ſey,“ fuhr ich laut fort, „der junge Herr ſtürzte ſich der Couſine nach in des Commandanten Apartement. Er ergreift ſie, als ſie eben in das andere Zimmer ſchlüpfen wollte, ſchlingt die Arme um ſie und küßt ſie nach Herzensluſt. Der Couſin kömmt dazu, macht die Couſine frei, gibt dem andern ein Paar derbe Backenſtreiche, und wirft ihn zur Thüre hinaus. Gegen Abend reitet er aus, auf der Straße nach Palüd. Auf dem Rückwege, Venthon gegenüber, ruft eine ſtarke Stimme ihm zu: „Steh!“ In demſelben Augenblicke ſpringt ein Menſch aus dem Geſtrüpp am Arly, fällt dem Pferde mit der einen Hand in die Zügel und hält mit der andern dem Commandanten ein geladenes Piſtol auf die Bruſt, ihm zuſchreiend: „Es gilt jetzt Dein Leben, oder das meinige. Du haſt mich heute ſchwer beleidigt.“

„O heilige Mutter Gottes von Thônes,“ ſeufzte Frau von C. „was wird das für ein Ende nehmen!“

„Der Commandant, ohne bei einem ſo unerwarteten Anfalle im mindeſten ſeine Faſſung zu verlieren, ſchlug ſeinen Gegner mit der Reitpeitſche auf die rechte Hand, welche das Piſtol hielt, riß ſeinen

Säbel aus der Scheide, und — Sie wiſſen, er iſt der beſte Fechter in ganz Savoien — hieb dem andern mit einer Terze die Mordwaffe aus der Hand, nebſt den drei Fingern, die unglücklicherweiſe am Drücker des geſpannten Hahns ruhten."

„Herr Gott, der arme junge Menſch," ſagte mitleidig das Fräulein. „Er war gar nicht übel."

„Das Piſtol ging los. Die Kugel prallte an einen Stein, ricochettirte gegen den bereits Verwundeten und fuhr ihm in den Schenkel. Seinen Säbel von ſich werfend, ſprang der Commandant vom Pferde, lud ſeinen Gegner darauf, und, edelſinniger als der barmherzige Samariter, brachte er den, welcher ihm nach dem Leben getrachtet, nach l'Hôpital in's Spital. Darauf unmittelbar an den General-Gouverneur in Chambéry über den Vorfall genauen Bericht abſtattend, und denſelben durch einen reitenden Boten überſendend, bat er um Urlaub auf vierzehn Tage, um früher zu Ihnen, Madame, zu gelangen, als das Gerücht von dem unangenehmen Vorfall, in den er ſich wider Willen verflochten geſehen. Ein belobendes Rückſchreiben, nebſt der Zugeſtehung des gewünſchten Urlaubes, traf zwei Tage nachher ein. Nach Anordung ſeiner Geſchäfte wird der Commandant ſich unmittelbar auf den Weg machen, weßhalb Sie jeden Tag ſeine Ankunft erwarten dürfen."

Wie geſagt, der Spaß gelang vollkommen. Die Elegants des Grand-Pont von Sitten merkten hoch auf, als ſie von Fingerabhauen und ähnlichen Unannehmlichkeiten reden hörten, denen man ſich ausſetzen konnte, wenn man Frau und Fräulein von C. zu eifrig courtiſirte. Hr. von Kalbermatten entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen. Zwei oder drei von den andern befolgten das von ihm gegebene Beiſpiel, die beiden Damen und mich ſehr höflich grüßend. Man konnte es ihnen anſehen, daß ſie nicht geſonnen waren, wieder zu kommen.

Die übrigen ſprachen einige Minuten von den Bädern zu Leuk, welche ſie zu beſuchen, große Luſt zu haben ſchienen, leerten gemächlich ihre Flaſche, und verließen — da wir auf dem Altan Platz genommen — ſingend und pfeifend den Saal. Unten in der engen Straße wandte ſich Keiner um, Keiner blickte in die Höhe. Die eiſigſte Gleichgiltigkeit ſchien in ihrem Herzen die Gluth erſetzt zu haben, die vor einer Stunde darin noch braunte.

Ich nahm Abſchied von Mutter und Tochter. Es wollte mir beinahe ſcheinen, als wären beide etwas verſtimmt, über den zu guten Erfolg ihres Kunſtgriffes. Lieber Gott, wer hat je den Weibern etwas nach Wunſch gemacht? Damit tröſtete ich mich. Qui trop embrasse,

mal étreint (wer zu viel unternimmt bringt nichts recht zu Stande) ſagte ich zu mir und war froh, gegen alles fernere Gefallen-Erweiſen im Voraus mich verwahrt zu haben.

Es mochten fünf oder ſechs Monate ſeit dieſem kleinen Abenteuer verfloſſen ſeyn, als ich auf dem ſogenannten Reſtaurations-Ball am 31. December, im Theater zu Genf, von einer äußerſt zierlich und reich gekleideten Dame angeredet wurde, die ich irgendwo einmal geſehen, ohne daß meine Erinnerung über das ſie betreffende wo und wie, ſich genaue Rechenſchaft abzulegen vermochte. Das machte mich etwas unentſchloſſen, ein wenig beſtürzt.

„Sie kennen Ihre Couſine von Sitten nicht mehr?“ fragte die Halbbekannte.

„Wie, Madame, ich hätte die Ehre, mit Frau von Cevin zu ſprechen?“

„Justement, Monsieur, mit Frau von Cevin, wie ſie leibt und lebt. Aber ne comptons pas les étoiles (verlieren wir keine Zeit). Ich will Sie meinen Töchtern vorſtellen. Kommen Sie.“

Statt einer Tochter, welche die ſavojardiſche Dame in Sitten gehabt, produzirte ſie jetzt deren zwei, beide jung und hübſch; die eine braun, die andere blond, die erſte kernhaft konſtituirt, mit einer ſogenannten charpente osseuse (einem Knochenbau), der einer Bachantin oder einer Amazone nicht unwürdig geweſen wäre, mit vollen Purpurwangen, flüſſigen Augäpfeln, roſigem Munde, prächtigen Zähnen; die letzte ſchwächlicher, ſchmächtiger, empfindſamer: hellblondes Haar, blaue Lebensſterne, ein Anhauch von Carmin auf milchweißer Geſichtsgrundfarbe, ein Grübchen im Kinn. Jene wurde mir als Roſalie, dieſe als Lucille präſentirt. Sie auch war es, die ich in Sitten geſehen, und während einer Stunde als Couſine zu behandeln das Glück gehabt. Ihre Schweſter ſah ich zum erſten Male.

Schicklichkeit erforderte es, daß ich der Bekannten zuerſt meine höfliche Wiedererkennungs-Bezeigung darbrachte. Sie lächelte verſchämt und entgegnete beſcheiden:

„Laſſen Sie mich doch zufrieden; ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen.“

Hatte ich auch nie einen beſonders hohen Begriff von dem Geiſte der ſchmachtenden Nymphe gehabt, überſtieg doch dieſe Antwort, auf ein, wenn auch unbedeutendes, doch in guter Geſellſchaft gebräuchliches Compliment alle meine Vorausſetzungen. Die Mutter bemerkte meine

Bestürzung. Sie warf der Armen einen zornigen Blick zu und sagte, wie zur Beschwichtigung ihrer Unbeholfenheit:

„Sie müssen nicht sur l'étiquette du sac (nach dem äußern Schein) urtheilen. Mademoiselle Marion — Lücille wollte ich sagen — ist heute nicht bei guter Laune. Sie hat erst zweimal getanzt; und das macht sie verdrießlich. Wir haben hier wenig Bekannte. Die Gesellschaft paßt nicht ganz für uns (es befanden sich viele Genfer von den ersten Familien und eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Fremden darin). Wir Adelige in Savoien haben einen bessern Genre, einen feineren Ton. Hier sieht man des gens de tout étage (Leute von jedem Schlage), was nicht angenehm ist. Es werden mir und meinen Töchtern Dinge gesagt, die man hier vielleicht für galant hält, die aber gewiß unverschämt sind. Denken Sie sich, hat sich nicht ein hiesiger Müscadin unterstanden, meine Claudine — Rosalie wollt' ich sagen — ein Ororo (Aurora) zu schimpfen. Er mag selber eine Horreur seyn. Aber einer Demoiselle, und noch dazu einer Demoiselle wie meine Aelteste, dergleichen Dinge in's Gesicht zu sagen, dazu gehört eine fast unbegreifliche Genfer Frechheit."

„Er hat es gewiß nicht so böse gemeint, als Sie voraussetzen, bemerkte ich, und gegen das ältere Fräulein mit einer kurzen Verbeugung mich wendend, fügte ich hinzu:

„Werden Sie auch über mich böse, wenn ich mich unterfange, Ihnen zu sagen: Sie sind schön, wie die Sonne am wolkenlosen Himmel, reizend wie ein Maitag *) und verführerisch wie die Bornes-Aepfel, die man immer anbeißen möchte ..."

Die Schöne lächelte, augenscheinlich höchst geschmeichelt und befriedigt von dem plumpen Complimente. Ihre Schwester rümpfte neidisch das Näschen und blickte nach einer anderen Seite. Die Mutter, mit der rechten Hand in die linke schlagend, rief:

„A la bonne heure, das nenne ich doch reden; das versteht man doch. De mon temps (in meiner Jugend), wenn die jungen Leute zu mir sagten: Louison — Elise will ich sagen — Sie haben Arme, Hüften u. s. w. wie ein Stein; man kann darauf klatschen, daß man's eine Viertelstunde weit hört; war das wenigstens eine Schmeichelei, die mir zur Ehre gereichte. Aber heut zu Tage, besonders hier in Genf, haben die jungen Männer l'esprit au talon (Spreu im Kopfe). Sie wissen

*) Doch nicht im Jahre 1837.

nichts als Fadheiten, oder zweideutige Anſpielungen, oder grobe Redensarten zu Markte bringen, wie der heute mit ſeiner Oreure.“

Es that mir leid, der etwas kränklich ſcheinenden jüngern Schönen (deren angebliche ſechzehn Jahre eine billige Adition von zwei oder drei Jahren ertragen konnten) durch eine unbedachte Belobung der vollen Reize ihrer Schweſter, die höchſtens ein Jahr älter ſeyn mochte, ein gewiſſes Mißbehagen verurſacht zu haben. Um ſie wieder gut-zu ſtimmen, fragt' ich die Tanzluſtige, ob ſie mir die Ehre erweiſen wolle, mit mir in einem Gegentanz zu figuriren?

Wider Erwarten lehnte ſie beharrlich meinen Antrag ab, wie unwillig ihre Mutter ihr auch zuwinken und mit dem Daumen ſie in die Seite ſtoßen mochte.

Keineswegs geſonnen, mit einer Perſon mich zu beläſtigen, die mit mir nur zur Frohn getanzt haben würde, bot ich, mit einem kurz angebundenen: „Wollen Sie?“ der ſchmucken Claudine vel Roſalie, die offene Hand.

„Sehr gern,“ rief ſie, und wir eilten mitten in den Strudel des bunten Gewühls.

„Weil Sie ein Deutſcher ſind, wie die Mutter mir ſagt,“ intonirte ſie während einer Pauſe, als wir, ruhend von den Entrechats und der Chaine anglaise, neben einander ſtanden „walzen Sie gewiß auch.“

Eine kurze Verneigung bejahete die Frage.

„Thun Sie mir den Gefallen,“ fuhr ſie fort, „und walzen Sie einmal mit mir. Ich habe wohl oft ſchon gewalzt; aber erſt ein einziges Mal in meinem Leben mit einem Deutſchen. Bei uns, und hier zu Lande, walzen die jungen Männer wie Maikäfer. Man kömmt mit ihnen nicht von der Stelle und wird beſtändig auf die Füße getreten, was gar nicht angenehm iſt.“

Nach etwa zwei Stunden, mithin nach drei oder vier Walzern, einer Galopade, ein Paar Gegentänzen ꝛc., welche ich mit Fräulein Roſalie getanzt, die weder nach ihrer Mutter noch nach ihrer Schweſter verlangte, und den Punſch, die Torten, den Biſchof, die Meringen, wie andere Leckereien im Saale des Theater-Foyer, welche ich ihr mehrmals in reichhaltiger Lieferung vorgeſetzt, ſehr nach ihrem Geſchmacke gefunden, ſagte ſie plötzlich zu mir:

„Ecoutez, Monsieur, ich bin nicht ſo difficil als Marion, und wenn ich Ihnen eben ſo gut gefalle, als die andere, ſo iſt es mir ganz recht. Sie ſind nach meinem Geſchmack, und voilà. Sprechen Sie mit der Mama; ich habe nichts dagegen.“

Hat man je, wie man in dem gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegt einen aus den Wolken Gefallenen, geſehen, ſo denke man ſich, nach deſſen Haltung, meinen Zuſtand. Ich wußte nicht, wie mir geſchah; ein Mal griff ich nach meinem Kopfe, ein anderes Mal nach meinem Geldbeutel.

Eine Perſon, die ich an demſelben Abend zum erſten Male in meinem Leben geſehen, mit der ich, ſo gut als möglich im Wirbel mich gedreht, oder la queue du chat gemacht, gegen die ich meine Ball-Hoſpitalität als klingende Höflichkeit betrachtete, ohne ein anderes Gewicht, als das einiger Genfer-Gulden, die bekanntlich ſehr leicht ſind *), darauf zu legen; dieſe Perſon gab mir auf einmal, aus Erkenntlichkeit für das geringe Vergnügen, welches ich ihr gewährt, deutlich zu verſtehen, daß ich bei ihrer Mutter um ihre Hand mich bewerben könne ...

Excusez du peu, hätte ich bei dieſer Veranlaſſung am füglichſten entgegnen können.

„O Uebereilung und Savojarderie," ſagte einer meiner genfer Freunde, als ich ihm ſpäter den Vorfall mittheilte, ohne begreiflich jemand namentlich zu bezeichnen. „Aber ſo ſind die Savojarden beinahe durchgängig: gutmüthig, leichtgläubig, zudringlich, intrigant. Sie zweifeln an nichts, am wenigſten an ihrem Verſtande, ihrer Aufklärung und ihrer feinen Lebensart."

Ein Savojarde macht ſich in der That der derbſten Cuirs (Sprach-Verſtöße) ſchuldig, indem er behauptet, richtiger ſich auszudrücken als das Wörterbuch der franzöſiſchen Academie. Er glaubt ſteif und feſt an Teufel und an Höllenpfuhl, an Ablaß für begangene und zu begehende Sünden, an Ahnungen, Geſpenſter, Hexereien, Beſchwörungen, ſympathetiſche Mittel, und hält ſich für einen Freigeiſt. Er diskutirt wie ein Trommel-Schläger von der alten Napoleons-Garde, erläutert wie ein Maulthiertreiber, räſonnirt wie ein Profos, und erblickt in ſich das non plus ultra extremer Hochgeſittung, den ſupremen Pivot des intellektuellen Geſellſchafts-Zeniths.

Ohne meiner Tänzerin irgend eine Antwort zu ertheilen, ließ ich ihr, ſtatt eines Glaſes Kardinal, wofür ſie eine beſondere Vorliebe gezeigt, ein Glas kaltes Waſſer reichen. Unmittelbar nachher führt' ich ſie zu ihrer Mutter, die es ſich nicht im mindeſten beikommen ließ, zu fragen, wo wir ſo lange geweſen? obſchon ſie ſeit zwei Stunden uns gänzlich aus dem Geſichte verloren.

*) 51 Genfer-Gulden ſind gleich 11 fl. rhein.

Sie unterhielt ſich ſehr angelegentlich mit einem Herrn von mittlerm Alter, der von Zeit zu Zeit billigend mit dem Kopfe nickte, während er ihre linke Hand liebkoſend in der ſeinigen drückte. Ihre jüngſte Tochter befand ſich ebenfalls wahrſcheinlich im äußerſten Aphelium von der mütterlichen Sonne; wenigſtens gewahrte ich ſie nirgends.

Unter dem Vorwande einer Beſprechung mit einem Bekannten, der mich in den Zwiſchen-Akten der choregraphiſchen Luſtbarkeit einige Male angeredet, fand ich Gelegenheit, ohne weitern Anſtoß bei den Damen mich zu beurlauben. Es war zwei Uhr Nachts; ich verließ den Ball.

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, ſagt ein altes, ſehr wahres Sprichwort. An einem frühlingsverkündenden Märzmorgen wurde eine Bäurin bei mir eingeführt, die mir etwas wichtiges hinterbringen zu müſſen verſicherte, weßhalb ſie auf keine Weiſe, ohne mein perſönliches Beiſeyn, ſich hatte abfertigen laſſen wollen.

„Monchieu,“ ſagte ſie, einen fünfzehn Zoll tiefen Knix machend und mit dem Rücken der linken Hand ſich unter der Naſe hinwegfahrend, „chest por une chosa come qua dirat une chosa conchéquenta (mein Herr, es iſt einer wichtigen Sache wegen), um die ich Sie ſtören muß. Chest un petit bout de chiffon de lettra (es iſt ein kleines Billet) von not' Claudine; pov' chèr fija và (armes gutes Mädchen geh). Sie läßt Sie zum ſchönſten grüßen. Alle chonge toujour après vo, dit-alle, qu'alle dit, (ſie denkt nur immer an Sie, ſagt ſie, hat ſie geſagt), und an die guten Augenblicke tout-d'même, die Sie ihr gemacht, dit-alle, qu'alle dit, und Sie ſollen ihren Brief leſen, den der Couſin Grosjaques geſchrieben, und ſollen ja Alles glauben, was ſie Ihnen darin ſagt, dit-alle, qu'alle dit.“

Nach dieſen Worten überreichte mir die ſavojardiſche Zofe ein zuſammengelegtes Blatt, von dem es ſchwer ſich beſtimmen ließ, ob es das Anſehen einer Patrone oder eines Haarwickel-Papiers hatte. Statt des Siegels mit Deviſe, war es mit einer Stecknadel verſchloſſen. Nachdem ich zuvor Handſchuhe angezogen, öffnete ich behutſam das Poulet. Sein Inhalt war ungefähr folgender:

Man ſehne ſich nach einer Unterhaltung mit mir; man ſterbe ſeit Neujahr vor Sehnſucht und Langweile; man werde mir ewig treu bleiben, müſſe man auch noch drei Monate warten; man wünſche indeſſen, daß ich mich baldigſt erkläre, weil ein anderer Bewerber auf dem Tapete ſey, den man nicht verachten dürfe; man träume allnächtlich vom Ball, folglich auch von mir; man hoffe, daß, wenn man meine

Gattin ſey, man ein eben ſo glückliches Leben führen werde, als das in Gegenwart der Punſchgläſer und der Biscuit-Torte gemundete; man lade mich jedoch ein, nicht zu lange zu zögern, weil ein gewiſſer Jemand ebenfalls ſehr annehmbare Erbietungen gemacht, ꝛc. ꝛc.

„Sagt Eurer Demoiſelle Claudine, ſchärfte ich dem faucigneſiſchen weiblichen Merkur ein, „daß ich ihren von Couſin Grosjaques geſchriebenen Brief nicht beantworten kann, weil ich ihn nicht verſtehe, weil er mich nicht betrifft und eher für einen andern beſtimmt ſeyn kann, als für mich, weil ich Eure Demoiſelle Claudine nur ſehr oberflächlich kenne, und der Brief überhaupt gar nicht an mich adreſſirt iſt....

„Oh qua si (o doch)," unterbrach mich die Bäurin, „sti lettra alle est ben por vo, Monchieu (dieſer Brief iſt wohl für Sie, Herr). Es iſt ein Großer, ſagt ſie, hat ſie geſagt, ein Breitſchultriger, mit einer dicken Naſe. Oh ma, es iſt nicht möglich, ſich darüber zu irren. Sie haben eine Naſe, Monchieu, eine Naſe, daß unſereins ein halbes Dutzend Naſen daraus machen könnte."

„Liebe Frau," entgegnete ich, „nehmt den Brief wieder mit. Ich kann ihn unmöglich behalten, weil mein Name nicht auf der Adreſſe ſteht. Es iſt beinahe zuverläſſig, daß hier ein Irrthum obwaltet und der Brief für einen Andern beſtimmt iſt, als für mich. Man würde über Euch ſchmähen, wenn Ihr den Euch gewordenen Auftrag fehlerhaft ausgerichtet hättet."

„Ah ben oua (ei ja doch), es hat keine Gefahr. Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, wenn ſchon Sie mich Frau nennen, obgleich ich noch eine Fija (ein Mädchen) bin. Und wegen dem Trinkgeld, wo not' Claudine geſagt hat, das Sie mir geben würden, muß ich mir auch die Steigbügel länger ſchnallen (allonger l'étrivière). Ah ben oua, ſchöne Commiſſion und ſchöner Dank."

Ich ſchellte.

„Führt die Perſon in die Küche," ſagt' ich zum eintretenden Bedienten. Sorgt, daß ſie reichlich zu eſſen und zu trinken bekömmt. Sodann gebt ihr das auf den Weg.

Ich nahm den von Grosjaques geſchriebenen Brief, wickelte einige Genfer-Gulden hinein und reichte ihn über die Schulter.

„Iſt's für mich, Monchieu," fragte die Bäuerin, „oder für not' Claudina?"

„Für Euch, für Euch," erwiedert' ich mit ſchallendem Gelächter. Soviel Natürlichkeit war mir in Jakob und Eſau noch nicht vorgekommen. Ich mußte mir die Seiten halten, als die andere auf die Frage:

„Glaubt Ihr denn, Mamſelle Claudine würde das Geld für ſich behalten; wenn Ihr es ihr brächtet?“
ganz ungeziert und einfach antwortete:

„Tout-d'même qu'alle le garderait (freilich würde ſie es behalten..“)

Vierzehn Tage nachher wurde ich von einem Herrn Chriſtiné zum Thee eingeladen. Der eben Genannte war Notar im Flecken Chene-Thoner, drei Viertelſtunden von Genf. Ich war oft auf der Leſegeſellſchaft, mehrmals in anderen Vereinen, einige Male auf Spaziergängen, in der Umgegend ſeines Wohnortes, mit ihm zuſammengetroffen. Herr Chriſtiné ſchien mir ein beleſener, umſichtsvoller, ruhig beurtheilender und rechtſchaffener Mann. Ich habe ihn nie von einer anderen Seite kennen gelernt. Bei alledem kam mir ſeine Einladung unerwartet, weßhalb ich ein entſchuldigendes, ablehnendes Billet ſchrieb. Nachmittags kam Herr Chriſtiné ſelbſt. Seine Höflichkeit ſchien ohne Hinterhalt.

Mein commerce (Umgang), ſagte er, ſey für ihn immer Genuß geweſen. Er habe von mir mehrmals mit ſeiner Gattin geſprochen, die ſeit langem gewünſcht, mich perſönlich kennen zu lernen. Heute ſey ihr Namenstag, weßhalb ſie einige Freundinnen eingeladen. Ich würde ſie betrüben, wenn ich mich weigerte, ihrem Wunſche zu entſprechen, Theil zu nehmen an ihrer Geſellſchaft. Angekleidet wie ich ſey, wäre es am beſten, wenn ich ihn begleitete. Sein Kabriolet harre am Uferthor.

Wen ich in der Geſellſchaft in Chene-Thoner fand, man erräth es gewiß leichter, als ich es damals zu errathen vermochte.

„Avez-vous donc cru qu'il faudrait avaler des couleuvres (haben Sie denn nur Verdruß erwartet), daß Sie ſo lange gemarktet haben, bevor Sie mit Ihrer Gegenwart uns beehrt?“ fragte mich die Pſeudo-Couſine von Sitten, nach den erſten, förmlichen Höflichkeitsbezeigungen.

„Im Gegentheil, Madame,“ erwiederte ich. „Sie ſind in meinen Augen eine unſchätzbare Perle, mit der ich wie die Königin Kleopatra mit der ihrigen verfahren möchte.“

Frau von Cevin wußte nicht recht, was ſie zu der Vergleichung ſagen ſollte. Da jedoch Madame Chriſtiné rief:

„O, der Herr ſprudelt von Geiſt und Witz!“

nahm ſie den Ausfall als eine Schmeichelei und ſchien ſehr befriedigt davon. Glücklicher als die Mutter, glänzten ihre beiden Töchter durch ihre Abweſenheit. Schicklichkeitshalber warf ich eine oberflächliche Doktoralfrage nach ihrem Befinden auf. Die Antwort war kurz und kalt.

Questo è ancora quello che desidero (das iſt's gerade, was ich wünſche), ſagte ich zu mir ſelbſt, und benahm mich fortan mit der ungezwungenſten Laune. Aber, o Himmel, welch' ein Wetterleuchten durchzuckte meine Seele, als Frau von Cevin am Abend, ohne Vorrede oder Einleitung, mir nach in den Wagen ſtieg, weil ſie in der Stadt über Nacht bleiben wollte.

Indeſſen benahm ſie ſich noch ziemlich gut. Sie beklagte ſich über Kränklichkeit in ihrer Familie. Ich blieb ſtumm. Sie intonirte das Kapitel unglücklicher Neigungen. Ich ſchaute zum Wagen hinaus. Sie ſprach von ihren Revenüen. Ich brummte den Anfang des Liedchens: Es kann ja nicht immer ſo bleiben ꝛc. Endlich ging ſie auf den beabſichtigten Neubau ihres alten Familienſchloſſes Cevin über. Sie beſchrieb mir genau deſſen Lage, ſeine romantiſche Umgebung, die prachtvolle Ausſicht von ſeinen Zinnen, gegen die Kette des Mont-Blanc und in das Herz von Faucigny. Die Schilderung intereſſirte mich. Auf die Frage:

„Wie weit iſt Cevin entlegen von Genf?“ entgegnete ſie:

„Drei Stunden über Etrambières und viertehalb Stunden über Arthaz. Ueber das letzte führt der beſte Weg.“

Ich ſtieg am Uſerthor aus, um nach meiner Wohnung, in der Oberſtadt, mich zu begeben. Frau von Cevin ſagte mir mit bemerklich gepreßtem Herzen: „Gute Nacht“ und raſſelte durch die Rues-Baſſes ihrem Abſteigequartier zu.

Am andern Morgen überraſchte ſie mich durch ihren Beſuch.

„Sie werden ſagen, ich ſey zudringlich wie ein Page,“ redete ſie mich an. „Aber ein für mich wichtiger Umſtand nöthigt mich, über das qu'en dira-t-on mich hinwegzuſetzen. Alſo ohne weitere Umſchreibung: Haben Sie einen Brief erhalten von meiner Tochter Roſalie?“

„Von Ihrer Tochter Roſalie? Nein, Madame.“

„So ſteht mir der Verſtand ſtill. Mit Jemand briefwechſelt ſie in der Stadt, ſo viel iſt gewiß. Sie hat ſich mit ihrem Vetter Joachim überworfen, eines Briefes wegen, den dieſer für ſie geſchrieben, und mit unſerem Stubenmädchen wegen übler Ausrichtung ihrer Aufträge. Ich habe alle drei in ſtrenges Verhör genommen, um zu erfahren, welchen Herzkönig ſie eigentlich im Schilde führt. Von ihr aber iſt, allen Bedrohungen ungeachtet, nichts Beſtimmtes herauszubringen. Grosjaquet — Joachim wollte ich ſagen — weiß nicht, an wen das Schreiben gerichtet geweſen, weil man keine Adreſſe darauf geſetzt, und Schoſcho, unſere Magd, hat mir ein ſo auffallendes Bild von Ihrer Perſönlichkeit

und von der inneren Einrichtung Ihrer Wohnung entworfen, daß ich mich durch Ihre Verneinung in die größte Verlegenheit versetzt sehe."

„Sprechen wir aufrichtig, Madame; ich verlange es nicht besser. Sie haben mich gefragt, ob mir ein Brief zugekommen sey von Ihrer Tochter Rosalie? Darauf habe ich geantwortet nein, weil mir der von einem gewissen Grosjaques geschriebene Brief, im Namen einer Demoiselle Claudine zugestellt worden, die mir nicht offiziell als Ihre Tochter bekannt ist. Uebrigens habe ich das Blatt nicht angenommen, weil es weder an mich adressirt war, noch sein Inhalt an mich gerichtet schien."

„Oh, la b ....." rief die entrüstete Mutter, „da sieht man, welch' Herzeleid man mit ungerathenen Kindern hat. Uebrigens haben Sie sehr vernünftig gehandelt. Denn ich muß Ihnen offenherzig sagen, unsere Claudine — die dummen Mädchen haben sich nach einem Roman, den sie vor zwei Jahren gelesen, die Namen Rosalie und Lucille beigelegt — paßt gar nicht für Sie. Ein gesetzter Mann darf nicht hoffen, mit ihr auszukommen; sie ist viel zu wild. Unsere Marion, glauben Sie mir, das ist eine Frau für Sie. Eine bessere finden Sie auf der ganzen Erde nicht. Sie ist sanft, sie ist still, sie ist zurückhaltend, und beißt nicht eher in die Feige, als bis sie die Feige hat ..."

„Wir verlieren bei Unmöglichkeiten unsere Zeit, Madame," entschied ich trocken und bestimmt. Ihre Töchter, wie viel Sie deren haben, und wie Sie dieselben auch nennen mögen, werden, ich bezweifle es nicht im mindesten, ihrer würdige und für sie vollkommen entsprechende Männer finden. Sie sind jung, sie sind reizend und liebenswürdig. Aber meine Persönlichkeit ist für sie keineswegs geeignet. Ich habe das im ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens erkannt, und bin von meiner Ueberzeugung vollkommen durchdrungen. Lassen Sie uns Freunde bleiben, wenn Sie glauben, daß mein Rath Ihnen manchmal von Nutzen seyn könne. Ueber das Kapitel der näheren Beziehungen aber ein für allemal basta; das ist mein Ultimatum."

Wir trennten uns mit den zartesten Freundschafts-Bezeigungen. Ich hielt die Sache für abgethan, um so mehr, als drei Wochen verstrichen, ohne die geringste Behelligung von Seiten der Damen von Cevin. Plötzlich, in den ersten Tagen des Maimonats, erhielt ich durch die kleine städtische Post von Genf (denn Genf hat eine innere Stadtpost, gerade wie London und Paris) einen von Sprachschnitzern und groben Ver-

ſtößen gegen die Rechtſchreibung wimmelnden Brief, worin Frau von C. mich beſchwur, ſo ſchnell als möglich nach Cevin zu kommen, wo man mir Dinge „von der größten Wichtigkeit" zu hinterbringen habe, und wo man gleichzeitig meines wohlwollenden Rathes, wie meines Beiſtandes ſich zu erholen wünſche.

Ich begnügte mich, des Schreibens Empfangnahme zu beſcheinigen, mit dem Beifügen, daß ich auf dem Punkte ſey, eine ziemlich große Reiſe zu unternehmen, weßhalb ich unmöglich jetzt einen Ausflug, wenn auch nur einen ſolchen von wenigen Stunden, machen könne. Mein Billet ließ ich, wie es verlangt worden, in einem mir angedeuteten Privathauſe abgeben.

Tags darauf neue, noch dringendere Zuſchrift, gefolgt von abermaliger, noch beſtimmterer Abfertigung. Am andern Morgen dritter Brief und dritte Antwort in dem gleichen Sinne. Aller guten Dinge ſind drei, ſagte ich zu mir, bei Abſchickung der letzten Miſſive. Erwarten wir jetzt, ob ich Ruhe gewinnen werde.

In der Nacht hatte ich die ſonderbarſten Gedanken. Durch Herrn Chriſtiné und einige andere Perſonen hatte ich ſo manches, die ſavojardiſche Familie, mit der ich durch ein Ungefähr bekannt geworden, Betreffende erfahren, wodurch mir zum Theil das Räthſel ihres armſelig prunkreichen Daſeyns gelöst worden.

Ich wußte, daß die Damen gewöhnlich bis nach Chene, wo ſie von ihrem Schloſſe immer ſehr früh eintrafen, auf einem Leiterwagen ſich fahren ließen; daß ſie bei einem gewiſſen Marzigues, oder ſo dergleichen, in Genf einkehrten, hier mit geborgtem Schmuck, wobei goldene Ketten, goldene Uhren, Armſpangen, Buſen-Nadeln, Ringe ꝛc. nicht fehlen durften, ſich bekleideten, wonach ſie Beſuche machten, oder auf öffentlichen Spaziergängen herumſtolperten.

Ich wußte, daß Herr von Cevin Hauptmann und Commandant ſey, nicht der Provinz Ober-Savoyen, ſondern nur des aus den beiden unbedeutenden Ortſchaften Conflans und l'Hopital, an beiden Ufern des Arly, nahe bei ſeiner Mündung in die Iſère, neugebildeten Städtchens Albertville, Hauptort gedachter Provinz. Ich wußte, daß man auf Cevin ächt ſavojardiſch lebe, ohne mir jedenfalls einen richtigen Begriff von dieſem Leben machen zu können.

Aus ſolcher oberflächlichen Geſammtkenntniß der Daſeyns-Bedingungen der Damen von Cevin, entwickelte ſich in meinem Gemüthe über ihre prunkheuchleriſche Lage ein reges Mitleid, das meine Theilnahme zu den gewagteſten Folgerungen verleitete. Ich dachte ſie mir in dieſem Augenblicke, wo ſie ſo dringend, ſo flehentlich um meinen Rath, um

mein Wohlwollen, um meinen Beistand sich bewarben, vielleicht in äußerster Noth, in einem jener kritischen Zustände, wo man zu Allem, selbst zu den verzweifeltsten Entschlüssen fähig ist ...

Mein Gewissen machte mir Vorwürfe der zu großen Hartherzigkeit wegen, womit ich eine dreimal wiederholte, bescheidene, fast demüthige Bitte um wohlwollenden Rath und Beistand, kalt und fühllos zurückgewiesen. Immer steigende Unruhe ließ mich nicht schlafen. Ich glaubte Seufzer zu hören und kummervolles Schluchzen. Meine Einbildungskraft schmiedete cyklopische Chimären. Dazu gesellte sich noch ein wenig Neugier, dieß savojardische Don Ranudo de Colibrados-Leben in der Nähe, in seiner natürlichen Blöße, unter seinen alltäglichen Fegfeuer-Zufälligkeiten zu beobachten ...

Um 5 Uhr saß ich zu Pferde, mit einer kleinen, zollangen Rolle von zwanzig Napoleons im Beutel. Es war ein herrlicher Mai- und Sonntags-Morgen. Ich philosophirte mich kantisch und hegelisch, in abstrakten Voraussetzungen und wissenschaftlich beschränkten Reminiszenzen, unterwebt mit allein werthreichen Lebens-Erfahrungen und moralischen Brenn-Nesseln, Erinnerungen, auf dem mit Blütengewinden umrahmten Rebenwege über Floriſſant, la Paumière, Vilette, Chateau-Blanc, Fossey und Gaillard nach Etrambières.

Schon beim Weiler Fossey, eine kleine Stunde von Genf, betrat ich, über den Foronbach, den Boden des Herzogthums Savoyen. Die blühende Illusion des Kantons Genf dehnt sich, allmälig verrinnend, noch einige Klafter darüber hinweg; dann verschwindet sie gänzlich. Schon Gaillard, bekannt durch seine bedeutenden Viehmärkte, ehemals ein Städtchen, jetzt ein geringfügiges Dorf, ist ein wahres Nubien. Der Abstand zwischeu Nischnei, Kamtschatsk und Petersburg kann nicht auffallender seyn, als der zwischen Gaillard und Genf.

Zu Etrambières, am Arvefluß, der hier das vorspringende Knie des kleinen Salève, gleich einem flüssigen Hosenband-Orden, umschlingt, lauert der Argus des k. sardinischen Grenzzolles, versinnlicht durch einen Adler, mit dem Kreuz auf dem Magen, durch drei oder vier Gabelour (Zollwächter) und zwei königliche Karabiniers (Gendarmen), mit abenteuerlichen Hüten auf dem Kulminationspunkte des Occiputs.

Diese ganze bewaffnete Macht marschirte vor mir oder meinem Gaul — genaue Bestimmung ist schwer — in deployirter Kolonne auf, gebot mir, Halt zu machen und mich zu legitimiren, insofern mir der Uebergang über die Arve gestattet werden solle. Einen Paß hatte ich nicht. Aber ein Zwanzig-Sousstück (28 kr.), das ich dem Brigadier in die

Hand ſteckte, erſetzte den Mangel dieſer unumgänglich erforderlichen Ausweiſung mehr als zu Genüge.

Die übrigen Herren, die ſich indeſſen vor dem Palazzo reale della dogana, einem halbzerfallenen Zollhäuschen, bebandirt hatten, bewachten mit Falkenblicken alle meine Bewegungen. Als ſie das Manöver der, die Livre neuve dem Brigadier zupraktizirenden Hand ſahen, legten alle maſchinenmäßig die ihrige, mit der flachen Seite nach Außen gewendet, an die ſuppenſchüſſel-ähnlichen Hüte.

Ich wurde jetzt nur noch ſehr höflich erſucht, meinen Namen in ein Regiſter zu ſchreiben, auf Ehre zu verſichern, daß ich meinen Braunen im Bereiche der königlich ſardiniſchen Staaten, ſowohl auf dem Feſtlande, als auf dem Meere, Zypern und Jeruſalem mit inbegriffen, nicht verkaufen und noch an demſelben Tage nach Genf zurückkehren wolle.

Man begnügte ſich mit dem einfachen Verſprechen, daß ich weder einen Zentner Schießpulver, noch einige hundert Kilogrammes Salz, noch ein Arſenal verbotener Waffen, namentlich Piſtolen, Jagdflinten, Säbel, Dolche und große Taſchenmeſſer mit mir führe, ohne mir die Taſchen umzuwenden, oder mir die Stiefeln auszuziehen, oder mir in die Haare zu greifen, um ſich zu überzeugen, daß ich unter einer Perücke à ressorts nicht aufrühreriſche und brandſtiftende Proklamationen verborgen habe.

Nach Beobachtung aller Förmlichkeiten lud man mich ein, drei Sous (4 kr.) zu entrichten für die Abnutzung, welche durch die Hufeiſen meines Pferdes der Arvebrücke widerfahren könnten. Ich war ſo entzückt über die auserleſene Politeſſe der k. ſardiniſchen Zollwächter von Etrambières, daß ich derechef dem Brigadier eine Livre neuve zuſtellte, ohne die mir gebührenden 17 Sous zurückzuverlangen. Fünf flache Hände blieben nun ſo lange am piemonteſiſchen Kopfſchmuck ruhend, bis die Bohlen der Arvebrücke unter meines Roſſes Eiſen erdröhnten.

Vom Weiler Les-Quatre-Nations, am linken Arve-Ufer, überließ ich mich wieder meinen metaphyſiſch-ſpekulativen Träumereien, durch den ſich den Sonntags-Morgenſchlaf aus den Augen reibenden Weiler Mieuſſy, links unter Morner hinweg, bis zur Biaiſon-Brücke.

Hier wurde ich daraus durch die zweite Grenzzoll-Linie geweckt, der ich ebenfalls Rede ſtehen und Antwort ertheilen mußte, über Plan und Zweck meiner beabſichtigten Streifereien nach dem Ländchen Bornes, über die Unverkaufbarkeit meines Gauls, um deſſentwillen man ſich nicht entblödete, mir eine Kaution von 500 Franken (233 fl. 20 kr.) abzufordern, ſtatt welcher man ſich jedoch mit einem Zehnſousſtück (14 kr.)

zufrieden ſtellen ließ, über Nichteinbringung von Kriegswaffen und Munition, verbotenen Büchern, Zeitungen ꝛc. ꝛc.

Nach Ueberſtehung dieſer zweiten Feuerprobe piemonteſiſcher Grenzpolizei trottirte ich gemächlich weiter durch die Weiler Viaiſon, Trigny-le-Chateau und Trigny-le-Plan, nach dem ziemlich großen Dorfe Regnier oder Regny, wo ich gegen 8 Uhr eintraf und beim Wirthshauſe zur Wage abſtieg. Ich beſchloß, hier mein Pferd zu laſſen, um meine fernerweitigen Nachforſchungen zu Fuß anzuſtellen. Auf die Frage: wie weit es noch ſey bis Cevin? ſchien man ſich erſt zu berathen und ſich gegenſeitige Aufklärung zu ertheilen über die augenſcheinlich wenig bedeutende Oertlichkeit, bevor ich die Antwort: „Eine halbe Stunde," erhielt.

Ich machte mich auf den Weg. Meine Blicke durchforſchten geſpannt die in dem mit üppiger Vegetation bekleideten, in ſeinem Anbau äußerſt vernachläßigten Bezirk les Bornes ſich mir darbietenden, nur irgend beachtungswerthen Gegenſtände. Sie gewahrten nichts, als einige große Granitblöcke, Feen-Steine genannt, wovon zwei oder drei mit roh gemeißelten Figuren, runden Vertiefungen, oder von der Zeit abgeſtumpften künſtlichen Höckern bedeckt ſind. Vielleicht ſind es alte Druiden-Altäre. Denn die Uebertragung lebt noch im Munde des Volkes, daß früher der ganze Landſtrich bewaldet geweſen, und herrliche, tauſendjährige Eichen getragen.

In der Nähe des Dorfes Villy hat man Vaſen, Urnen, Geräthe, Waffen, Münzen und andere Ueberbleibſel des römiſchen Alterthums ausgegraben. Der hohe Burgthurm von Chatillon de Faucigny verſinnlicht die Sage von dem fliegenden Nachtgeſpenſt, das, ein zweiter wilder Jäger, mit furchtbarem Geheul, unter Hörnerſchall und Peitſchenknall von dem Mauerkranz von Chatillon nach dem eigentlichen Schloßgetrümm von Faucigny, auf dem nördlichen Vorſprunge des Môle-Berges, hinüberzieht, um bald nachher von dort nach dem erſten wieder zurückzukehren.

Nach einem mehr als halbſtündigen Marſche, erkundigte ich mich bei dem erſten Landmanne, dem ich begegnete, nach dem Schloſſe Cevin.

„J'sa pa c'qua chest, (ich weiß nicht was das iſt), entgegnete er. Die Antwort eines zweiten war:

„Faut demanda sti là, qua vo dira pt'être (fragen Sie den da, er wird es Ihnen vielleicht ſagen)."

Der Dritte, an den ich gewieſen worden, war ein Gelehrter, d. h. ein halb ſtädtiſch gekleideter Bauer, der leſen und ſchreiben konnte. Nachdem er über die Perſönlichkeit der Bewohner von Cevin, um deren

Perſönlichkeit er mich zuvor befragt, genügenden Aufſchluß erhalten, ſagte er:

„R'gardez-voir, Monchieu, ste vialle masoure là, ben là, vo y étes, qu'alle est le châtiau de Cevin (ſehen Sie, Herr, das alte Gemäuer dort, richtig dort, Sie können nicht fehlen, es iſt das Schloß Cevin)."

„Ich ſehe wohl eine faſt ganz zerfallene Ruine. Aber darin können doch unmöglich Leute wohnen."

„Oh gua si, gehen Sie nur. Es iſt auf der anderen Seite ein Haus dagegen gebaut und eine Scheuer auch. Es ſind ſchöne Mamſellen in dem alten Neſt. Die Mutter iſt auch nicht übel. Aber touche po qua veut (es darf ihr niemand zu nahe kommen)."

Ein verfallener Weg führte mich, durch eine maleriſch bewaldete Schlucht, die ein kleiner Bach durchrauſchte, in jener wohlberechneten Krümmung, die man bei zu alten Felſen-Burgen ſich erhebenden Pfaden immer bemerkt, allmählig zur Höhe empor. Ich hatte ſie noch nicht ganz erreicht, als ein wildes Roß mir entgegen galoppirte. Auf ſeinem ungeſattelten, bloßen Rücken ſaß, auf Huſarenart, mit bis über die Kniekehle aufgeſtreiften Röcken, Fräulein Roſalie, oder vielmehr Claudine von Cevin. Ich hatte ſie kaum bemerkt, als mir zwei oder drei fauſtgroße Steine an den Kopf flogen. Sie kamen aus den Händen zweier junger Männer, die ſich in demſelben Augenblicke abermals bückten, um neue Projectiles aufzuheben, und ſie der lachenden Amazone nachzuwerfen. Das Ganze war ein Spaß in ſavojardiſchem Geſchmack, nach deſſen Begriffe Steinwerfen für eine beſondere Liebkoſung gilt.

Als die ihre über- und unterirdiſchen Reize produzirende Chevaux-légère mich erblickte, nöthigte ſie ihren Pegaſus, durch einen Fauſtſchlag auf die Naſe, zu augenblicklichem Stehen, und ihre Kleider um ein Paar Zoll tiefer zupfend:

„Ah, fichtre, es iſt Herr ***," rief ſie.

Mich begnügend, den Hut ein wenig vom Vorder- zum Hinterkopf zu rücken, um ſogleich ihn wieder in ſeine frühere Poſition zu ſchieben, fragt' ich die Huldin:

„Iſt Ihre Frau Mutter zu Hauſe?

„Sie iſt geſtern Abend ſpät mit Marion aus der Stadt gekommen. Jetzt ſchlafen beide noch. Aber kommen Sie nur in's Haus, ich will Sie ſchon unterhalten."

Sie vermochte ihrem Ackergaul, durch einen Fauſtſchlag auf die rechte Seite des Kopfes, wie durch ein meiſterhaft ſchnalzendes à dia

lac lac, zum Umwenden nach der entgegengeſetzten Seite, wo ich mich befand, und ließ ihn im Schritt den ſich verflächenden Abhang hinaufſchreiten, während ihre freudeſprühenden Augen auf meine Naſe gerichtet waren.

„Ah, ben six,“ mono oglſirte die ſavoyardiſche Kunſtreiterin, „pas seulement deux comme Grosjaques (ei nicht doch ſechs, nicht einmal zwei wie Grosjaques).“

Das ſelbſterbauliche Compliment bezog ſich auf meine Naſe und auf den von Schoſcho darüber abgeſtatteten Bericht, daß man deren ſechs von gewöhnlichem Kaliber daraus machen könne. Die letzte Aeußerung war vielleicht noch ſchmeichelhafter als die erſte.

Vor dem Hauſe halfen mehrgedachter Couſin Grosjaques, einer der Steinwerfer, und der zweite Latona-Verfolger, Ptitcisse (Klein-Narziß), ihre robuſte Baſe vom Pferde, indem ſie dieſelbe sans façon an den Waden ergriffen, ſie über den nackten Rücken des ſchnaufenden Wettrenners hoben, und die an ſeiner Mähne ſich Feſthaltende mit einem kernig betonten: „Abeça!“ auf den Boden ſtellten.

Fräulein Claudine führte mich nun ohne Weiteres in den Parlor (Empfangsſaal) der Familie, nämlich in die Küche, wo Schoſcho Kaſtanien röſtete, Rüben ſchabte und Kartoffeln wuſch. Zwiſchen vier oder fünf alten, zum Theil durchbrochenen Strohſtühlen, einer Bank, einem Tiſche, worauf einige Teller, Schüſſeln und Töpfe figurirten, ſpazierten gravitätiſch, ohne durch unſern Eintritt ſich ſtören zu laſſen, ein Dutzend Hühner, mit dem Köckel an der Spitze, neben einigen Enten und Tauben, welche die Bedienten der erſten zu ſeyn ſchienen. Unter dem Bette — denn es ſtand ein Bett in der Küche — garniſonirten zwei oder drei junge Schweine, die, wenn ſie zufällig gegen einander ſtießen, einen der Eigenthümlichkeit dieſer nützlichen Hausthiere gemäßen orgelnden Ton in Ré-ut ausſtießen.

Dieß ganze ſcharmante Intérieur im polniſch-ſavoyardiſchen Geſchmack, des Meiſterpinſels eines Albrecht Dürer oder Rubens würdig, ward noch erhöht durch einen umgeworfenen Milchtopf, deſſen Inhalt Schoſcho vor Erſtaunen ausgeſchüttet, als ſie mich eintreten ſah; durch eine Flaſche, worauf ein bis zur Hälfte verbrauchtes Talglicht befeſtigt war, und durch größtentheils papierene, zum Theil in Oel getränkte oder mit Speck eingeriebene Fenſterſcheiben.

Fräulein Claudine, ohne die geringſte Verlegenheit zu verrathen, ergriff einen Binſenbeſen, und trieb mit deſſen Hilfe die ganze vier- und zweibeinige Bevölkerung aus dem Tempel, mit Ausnahme jedenfalls

ihres Vetters Grosjaques deſſen Vetters Ptitciſſe, der lachenden Schoſcho und meiner Wenigkeit. Darauf fragte ſie mich:

„Wollen Sie ſich erfriſchen mit einem Glas Wein?“

Ich dankte verbindlichſt. Es wurde mir eng und unbehaglich in dem Küchenſaal, wo hundert ſich gegenſeitig bekämpfende Gerüche meine Naſe (die arme Naſe) durchkreuzten. Meiner Bitte, mich die Ruine von Cevin und ihre Umgebung ſehen zu laſſen, fand auf Seiten der jungen Perſon zuvorkommende Aufnahme. Grosjaques, befragt, ob er uns begleiten wolle, entgegnete:

„J' vas po (ich gehe nicht).“

Ptitciſſe, ein ungefähr neunzehnjähriger Jüngling, mit kräftigen Fäuſten, zeigte ſich dazu nicht bereitwilliger.

„J' vons jouer aux cârtes avec cousin Grosjaques (ich will mit Vetter Grosjaques Karten ſpielen),“ ein mattohriges, fettes Spiel Karten aus der Taſche holend.

So ging die Holde mit mir allein. Die Trümmer- oder vielmehr die Schuttmaſſe der alten Burg Cevin war unbedeutend, antimalerisch. Man hatte den größten Theil des Gemäuers zum Bau des neuen Hauſes verwendet, das ſich von dem eines gewöhnlichen Bauern nicht auffallend unterſchied. Sein Rücken war gegen die alte Schloßmauer gelehnt, die man zu dieſem Zwecke unverſehrt gelaſſen, und die dick mit hundertjährigem Epheu bekleidet war.

Die Ausſicht von der alten Zinne, die des Hauſes Giebel berührte, war wirklich ſchön. Man überblickte die fruchtbaren Bornes, den Arvelauf von Thüez bis Etrambières, die Städtchen Bonneville und La Roche nebſt vierzig Dörfern und Weilern; die Voirons-Kette mit dem Somma, die mächtige, 5770 Fuß hohe Pyramide des Möle, den Roc d'Enfer, die Berge von Thorens, Uſillon, Bavaſſy, Breſon und Repoſoir, mit den ſie weit überragenden Berggipfeln der Mont-Blanc-Krone. Mehr oder weniger tiefe und weite Bergeinſchnitte zeichneten die Thäler von Boëge, Bojève, Ognon, St. Jeoire, Serra, St. Jean de Tholôme, Petit-Bornand und la Roche.

Wir ſtiegen den nahen Hügel hinan und betraten ein aus zahmen Kaſtanienbäumen beſtehendes Wäldchen. Hier wendete ſich meine Begleiterin mit italiſch flackernden Augäpfeln gegen mich und ſagte ungefähr Folgendes:

„Ja, Herr, ich bin glücklich. Vetter Grosjaques hat, nach Schreibung des für Sie beſtimmten Briefes, den Sie nicht haben annehmen wollen, wofür ich Ihnen jetzt dankbar bin, eingeſehen, daß er mich eben ſo gut lieben könne und eben ſo gut geeignet ſey, mein Mann zu

werden, als ein Anderer. Mir hat das auch ſo geſchienen und wir ſind jetzt entſchloſſen, uns zu heirathen, was Mama dazu auch ſagen mag. Vetter Grosjaques iſt Notarſchreiber in La Roche, und wird einmal, will's Gott, ſelbſt Notar. Dann ſind wir geborgene Leute. Er iſt ſechsundzwanzig, ich bin einundzwanzig Jahre alt; wir paſſen alſo vortrefflich zu einander. Mama würde einen geſcheiden Streich thun, ſagen die Nachbarn, wenn ſie der Inklination zwiſchen Mariette (der jüngern Schweſter) und Ptitciſſe ungehinderten Lauf ließe. Ptitciſſe hat einmal du gros (viel Vermögen), wohl 12,000 Livers (5600 fl.) oder mehr; dazu Haus und Hof, viel Ackerland, Wieſen, Kaſtanien und andere Fruchtbäume. Er iſt ein einziger Sohn. Seine Aeltern wohnen là bas in Cizery."

Unſer Geſpräch wurde unterbrochen durch die Ankunft von Fräulein Marion. Aus mütterlichem Auftrag lud ſie die Schweſter ein, ſogleich nach Hauſe zu kommen. Sie ſolle mir Geſellſchaft leiſten, ſagte ſie mit betrübtem Geſicht.

Als wir allein waren, ſprach ich ihr freundlich zu, beruhigte ſie mit wenigen aber beſtimmten Worten über mein unerwartetes Erſcheinen zu Cevin, und ermuthigte ſie, in Betreff der gegenſeitigen Neigung zwiſchen ihrem jungen Vetter und ihr. Sie drückte mir freundlich die Hand, mit den Worten:

„Vous me rendez là un fameux service (Sie erweiſen mir durch Ihr Benehmen einen großen Dienſt)."

Wir ſetzten uns auf den begrasten Boden der Hügel-Senkung. Sie erzählte mir die komiſchſten und treffendſten Charakterzüge, die ſeltſamſten Gebräuche und Gewohnheiten des Bewohner des Theiles von Savoien, worin ſie geboren und erzogen worden. Ihre Mittheilungen waren für mich äußerſt intereſſant, weßhalb ich aufmerkſam darauf lauſchte. Die Zeit verſtrich ſchnell. Auf einmal hörten wir einen gellenden Schrei.

„C'est Chocho qui nous braille (die Magd ruft uns)," ſagte meine Geſellſchafterin. „Es wird Zeit zum Mittageſſen ſeyn; kommen Sie."

Frau von Cevin empfing mich an der Küchenthüre mit den Worten:

„Vous nous trouvez ici quasiment entreposées (Sie finden uns hier gewiſſermaßen proviſoriſch eingerichtet) bis zum Bau des neuen Hauſes, der baldmöglichſt begonnen werden ſoll."

Ptitciſſe ſchnitt gegen ſeine Geliebte ein ſaures Geſicht, ihres langen Ausbleibens wegen. Sie zog ihn bei Seite und raunte ihm einige

Worte in's Ohr, die plötzlich den dichten Nebel ſeines Unmuths verſcheuchten und die helle Sonne der Zufriedenheit von ſeiner Stirne ſtrahlen ließen. Er warf mir einen freundlichen Blick zu. Grosjaques machte eine ſteife Reverenz und nahm bedachtſam eine Priſe, um ſich ein Anſehen comme-il-faut zu geben. Schoſcho zirkelte ihren fünfzehn Zoll tiefen Knix.

In der Mitte der Küche, beinahe in gleicher Entfernung vom Feuerheerd, folglich etwa zwei Schritte von jedem, ſtand ein mit einer Binſenmatte, ſtatt eines Tiſchtuches, bedeckter Tiſch, darauf graue Steingut-Teller und in der Mitte eine große Schüſſel voll Rüben, Kaſtanien, Kartoffeln, Rindfleiſch und Speck bunt durcheinander.

In meinem Leben habe ich nicht übler gegeſſen und mehr gelacht, als im Schloſſe Cevin. Vor dem für mich beſtimmten Gedeck, das durch ein großes, zuſammengelegtes Schnupftuch bezeichnet wurde, welches eine Serviette zu vertreten beſtimmt war, ſtand eine ziemlich große Ober-Taſſe, angefüllt mit einer Suppe, deren Hauptbeſtandtheile in Speck gedämpfte Zwiebeln, Brod und Waſſer waren. Man hatte mir den am wenigſten baufälligen Strohſtuhl gegeben. Alle Anweſende legten die rechte Hand in die offene linke, wonach Fräulein Marietta mit lauter Stimme folgendes Gebet ſagte, das die Uebrigen nachmurmelten:

Benedicat Dominus. Nos et ea quae sumus sumpturi benedicat dextera Christi. In nomine Patris, et Filii, et Spiritus Sancti. Amen. *)

Nach dem Gebet erhoben Alle die rechte Hand, machten das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Bruſt und ſetzten ſich.

Es waren auf dem Tiſche nur drei Löffel, zwei von Zinn und einer von Eiſenblech. Mir war einer der erſten vorgelegt worden. Gabeln und Meſſer waren nicht im beſten Zuſtande, und höchſtens mit einem naſſen Lappen von früheren Speiſe-Ueberreſten geſäubert. Der Gläſer waren vier, weil die Mutter und beide Schweſtern nur eins brauchten. Der Wein wurde in einem Kübel aufgeſtellt, woraus man eine ſchmutzige, zinnerne Deckelkanne füllte, die von dem Gehalt einer gewöhnlichen Medokflaſche ſeyn konnte.

Während ich die Kinnlade bewegte, ohne zu kauen, weil es mir

*) Segne der Herr. Möge die Rechte Jeſu Chriſti uns ſegnen, wie die Nahrung, welche wir genießen werden. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen.

unmöglich war, von der aufgesetzten Speise etwas anderes durch den Schlund zu würgen, als das schwarze, trockene Brod, während indessen die Anderen ihrem Fricot mit einem Heißhunger zusprachen, der das beste Zeugniß ihres kerngesunden Magenzustandes war, wurden wir durch eine plötzliche Invasion des gefiederten Völkchens überrascht, das man weislich vorher eingesperrt, das aber durch irgend eine Oeffnung einen Ausweg gefunden und uns nun mit der ganzen Wuth der Roms Macht und Größe vernichtenden Gothen überfiel.

Ich, für meinen Theil, hatte zwei Tauben auf beiden Achseln, ein Huhn auf jedem Knie, und ein Paar Enten zwischen den Füßen. Glücklicherweise wurden wir von den jungen Nachkommen der Entdecker der Salzquellen von Wieliczka verschont, weil wir sonst, dem sprichwörtlichen Ausdrucke gemäß, genöthigt gewesen wären, à gagner la colline (Reißaus zu nehmen).

Durch einen allgemeinen Landsturm-Aufstand, woran sogar die weibliche Hälfte der Tischgesellschaft thatkräftigen Antheil nahm, und durch die schreckenerregenden Besen-Evolutionen der Zofe, Köchin und Viehmagd Schoschо, die, augenscheinlich pikirt, auf einem Schemel, am Feuerheerd auf ebenem Boden hockend, ihre Gamelle vereinzelt consumirte, woran sie nicht gewöhnt schien, und die uns einen Hagel von Sand, kleinen Steinen, Taubenmist ꝛc. in Schüssel, Teller und Gläser warf; durch ein so verzweifeltes Unternehmen entledigten wir uns endlich wieder der ungebetenen Gäste. Ich setzte mein mundleeres Manöver fort, wie die übrigen ihr mundvolles, ohne durch die „Zufälligkeiten", welche das Tafel-Intermezzo über Speise und Trank verbreitet, in ihrem Genusse sich stören zu lassen.

Die Mahlzeit wurde durch ein zweites Gebet folgenden Inhalts beschlossen, welches ebenfalls die jüngste Tochter vorsagte, und das von den Andern nachgebrummt wurde:

„Agimus tibi gracias, omnipotens Deus, pro universis beneficiis tuis, qui vivis et regnas in secula seculorum. Amen. *)

Man schlug das Kreuz und verneigte sich gegen einander.

Kommen wir rasch zum Schlusse. Es gelang mir durch vernunftgemäße Vorstellungen, Frau von Cevin, die mit Fräulein Lucille einen letzten Sturm gegen meine Empfindsamkeit hatte unternehmen wollen, weßhalb sie mit ihren drei Briefen mein Herz beschossen; es gelang mir,

*) Wir danken dir für alle deine Wohlthaten, allmächtiger Gott, der du in alle Ewigkeiten lebst und regierst. Amen.

ſage ich, ſie mit der größten Höflichkeit, wie der lauteſten Belobung ihrer Umſicht und ihres Scharfſinnes, zu der Ueberzeugung zu führen, daß alle Pläne, welche ſie auf irgend eine Kapitulation meinerſeits begründet, eitel Seifenblaſen ſeyen; daß es ein Unglück für ſie und ihre Töchter ſeyn würde, wenn ich andere Geſinnungen nährte, als die der Achtung und Theilnahme, die ich für ſie immer empfunden; endlich, daß ſie dem Willen der Vorſehung nicht zuwider handeln dürfe, der die beiden gegenwärtigen jungen Männer, nur dem Namen nach ihre Verwandte im entfernteſten Grade, als künftige, vollkommen entſprechende und würdige Schwiegerſöhne ihr zugeführt.

Sie gab nach. Ich verlor keinen Augenblick, die jungen Leute herbeizurufen, denen ich ihr Glück mit lauter Stimme verkündete.

„Auf wann die Hochzeit?“ fragten Grosjaques und Claudine wie aus einem Munde.

„Nächſten Herbſt, wenn die Kaſtanien gut gerathen und der Commandant Urlaub bekommt,“ entgegnete Frau von Cevin.

„Vois-tu, la ptite Rouget,“ rief frohlockend Ptitciſſe, „qu'alle nous décoche son consentement encore avant la Saint-Jean, la mère Rouget (ſiehſt Du, kleine Rouget [Petermännchen], daß ſie uns ihre Einwilligung auch vor Johanni gibt, die Mutter Rouget)!“

„Warum nennen Sie Frau und Fräulein von Cevin: Rouget?“ fragte ich den Glücklichen, ihn bei Seite führend.

„Weil es ihr Name iſt.“

„Sie heißen ja von Cevin,“ bemerkte ich.

„Ah ben oua,“ rief er lachend, „c'est bon pour rire (es iſt nur zum Spaß).“

Im October deſſelben Jahres wurde ich offiziell von der Vermählung der beiden Demoiſellen Rouget von Cevin mit ihren weiland beiden Vettern Grosjaques und Ptitciſſe, eigentlich Meſſieurs Sorel und Chopin genannt, benachrichtigt.

Ich befand mich am Kapitol.

Feuilleton.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

III. IV.

Reck über Goethe.

So manches Verdienſt ſich unſere Zeit erwirbt, den größten deutſchen Dichter dem Verſtändniß überhaupt, und der Theilnahme eines größeren Publicums insbeſondere näher zu bringen, ſo viel Unerquickliches läuft doch oft mit unter, und hätte man nicht eine ſo feſtgegründete Liebe zu dieſem Gegenſtande, die Erklärungen und Erläuterungen und Forſchungen hätten uns den Dichter ſchon längſt verleiden können. Es wird ſo viel geſagt, philoſophirt, combinirt, der einfache, ſchlichte Sinn Goethe'ſcher Dichtungen wird von dem blauen Dunſt vieler Verehrer eher in Schatten geſtellt, als in Glanz und Klarheit geſetzt. Nur Weniges, aber dann ſehr Werthvolles kommt dem Verſtändniß des Einzelnen zu Hülfe, nur ſelten hört man in dem lauten Gerede ein Wort, das Goethe's Verhältniß zu ſeinem Zeitalter, zur Vergangenheit und Zukunft in prägnanten Sätzen veranſchaulicht. Der Briefwechſel mit Schiller, mit Zelter, die Briefe an Lavater und Merck haben Goethe's Perſönlichkeit außerordentlich nahe gerückt. Aus dieſen Regionen iſt noch manche Bereicherung zu erwarten. Was für ein Beitrag zu Goethe's Leben und Weſen war Bettina mit ihren Briefen! Falk faßte den Dichter trefflich in ſeinem Verhältniß zur Natur auf, er belauſchte ihn, wie er ſie belauſchte. Die beiden Monographien des Kanzlers v. Müller ſtellten die ſittliche Tüchtigkeit Goethe's als Menſchen in rechtes Licht. Der Arzt Vogel gab Kunde von Goethe's Geſchäftsthätigkeit. Eckermanns Geſpräche veranſchaulichten die Beweglichkeit des edlen Greiſes und ſein heimliches Denken und Leben. So ward Licht nach allen Seiten. Dazu die Auffaſſung Rahels, die Winke Hegels und endlich das, was unſere beſten Kritiker oder unſere geiſtreichſten Autoren über den Dichter und Menſchen aufgeklärt haben. Schiller, W. v. Humboldt, Varnhagen, Tieck, Roſenkranz, Immermann, die Einzelſchriften und Urtheile von Carus, Deycks und

Weisse, Heine's Beiträge zur neuesten deutschen Literatur, Gutzkow's Schrift über Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Wie viel Tüchtiges und Schönes ist von diesen Männern niedergelegt worden; was geschah, um die Vorurtheile und Abneigungen, die besonders im Dunkeln umherschleichen, mehr und mehr zu verscheuchen! Das ist Ersatz für die vielen Salbadereien, die man sonst darüber in Büchern und Zeitschriften angehäuft sieht. Man erschrickt, so oft sich ein neuer Commentar zum Faust ankündigt. Bald kann man nicht mehr sagen, jeder Deutsche sey ein kleiner Faust. Nein, die Deutschen sind fast sämmtlich Faustexklärer geworden! Man hat fast mehr zu thun, den Eindruck solcher Werke vergessen zu machen, als das Bessere festzuhalten und das Aechte in Umlauf zu setzen. Das Verhältniß Goethe's zu unseren heutigen Lebensrichtungen, zum ganzen Zeitalter fordert noch gewichtige Arbeiter, ja manche Streitfrage wird nicht früher geschlichtet werden, als bis die Widersprüche des Lebens und der Bildung überhaupt zu irgend einem festen Resultat gekommen seyn werden.

Eine vortreffliche Arbeit ist noch K. Reck's Schrift: „Goethe und seine Widersacher.“ Dieser Göttinger Jurist greift den Gegenstand auf ganz neue Weise an. Er zeigt in dem Laufe der deutschen National-Entwickelung von den ältesten Zeiten bis heute einen eigenthümlichen Bildungsproceß, und als dessen höchste, letzte, nationalste Errungenschaft, als Grundlage aller weiteren Bewegungen ächten Deutschthums betrachtet er mit Recht Goethe's Werke und Persönlichkeit. Wie das ursprünglich deutsche Wesen durch Einflüsse von Außen, durch Christenthum, italische Bildung, römisches Recht, durch das Wiederaufleben der Wissenschaften und der Antike, endlich durch Frankreich seiner ureignen Fortbildung beraubt wurde, und erst allmählich wieder zu sich selber kommt, legt der Verfasser zwar nur skizzenhaft, aber in überraschenden Zügen vor Augen. Der Standpunkt ist ausnehmend hoch, uns wirft die treffendsten, anziehendsten Gesichtspunkte ab. Man hat dies lange nur geahnt, nur unklar ausgesprochen. Wir hatten und besitzen in diesem großen Dichter eine Wiedergeburt des ursprünglich angelegten deutschen Wesens, eine erhöhte und aller fremdartigen Zuthaten für jetzt möglichst entäußerte Concentration; die Frage über Goethe's Werth und Bedeutung ist die Frage über uns selbst, unser Wesen und dessen Eigenartigkeit, es ist die Frage über unsere Natur und unsere Cultur zugleich. Der Streit über ihn, der Kampf, der sich um seine Leiche erhoben, entscheidet die ganze Bildung und Zukunft der Nation. Daß Reck dabei gegen die Widersacher Goethe's unerbittlich zu Felde zieht, versteht sich von selbst.

So großartig die Grundansicht dieses Goethe-Kämpfers, so reich und erfreulich ist die Ausführung. Hätte Reck auch die Nothwendigkeit der äußeren Influenzen auf das rohe und abstrakte Deutschthum gar nicht in gleichem Maße nachgewiesen, hätte er viel zu hohe Begriffe von dem uranfänglichen Zustande des deutschen Lebens, hätte er auch neben Goethe, dem Dichter, und als solchen freilich vorherrschenden, unmittelbar einwirkenden und zunächst auf das Nothwendige leitenden Genius, die Macht der neuern deutschen Philosophie und ihre letzten Resultate viel zu sehr übersehen und in Schatten gestellt, hegte er endlich auch über die politisch-sociale Zukunft der deutschen Nation viel zu ideale, träumerische und abstrakte Gedanken, wären überhaupt noch auffallendere Wunderlichkeiten der Ansicht, Auffassung und Behandlung in diesem Buche, so wird doch mit all dem der Grundanschauung des Verfassers und dem hauptsächlichen Gange der Entwickelung durchaus kein Abbruch gethan. In der Hauptsache gehört diese Arbeit zu dem Vorzüglichsten, Originellsten, was seit langer Zeit in diesem Bereiche gethan worden ist. Um das Einzelne zu beurtheilen, könnte und müßte man fast ein ganzes Buch schreiben, und da möchte man lieber

ein neues und eigenes geben. Ich begnüge mich, die Leser auf das Werk zu weisen, das jetzt als erstes Bändchen ausgegeben worden ist (Weimar bei Voigt), und das in den Fortsetzungen gewiß weitläuftiger die unzähligen Vorurtheile, besonders gegen die Sittlichkeit Goethe's, abfertigen wird.

An einem so originellen Autor wird auch die Eigenthümlichkeit seiner eigenen Darstellung nicht befremden. Er schreibt höchst natürlich, pikant, ja sogar ultraoriginell und nicht selten barock. Allein es ist doch ein Individuum, ein ganzer, gedankenreicher, selbstständiger Mensch und Schriftsteller, den wir begrüßen. Man sieht es ihm an, daß er Jahre lang diese Ansichten im Innern ausgebrütet hat, und dies gibt er nun hinaus, wie es in ihm lebt und geworden ist, unbekümmert um die oft höchst sonderbaren Combinationen, die der Politiker, der Jurist, der Naturforscher, im Verein mit dem Aesthetiker, in einer und derselben Individualität hervorgebracht haben. Das Buch ist fast ultradeutsch, voll vielseitiger Bildung und vielseitigem Interesse, eine aus den verschiedensten Fächern zusammenstrebende Gelehrsamkeit; Dinge, die man gar nicht erwartet, theilen die Aufmerksamkeit, stören den Zusammenhang; aus den äußersten Enden der Welt werden die Erklärungsgründe herbeigeholt; Gott, Menschen, Wissen und Glauben, ja die ganze Weltgeschichte wird vorgeführt, um — den einzigen Dichter Goethe zu begreifen. Daneben findet man eine höchst charakteristische, mannhafte, gesunde Persönlichkeit, einen Genius, der selbst wie vom urgermanischen Athem Odins beseelt scheint, frischeste Naturanschauung, viel praktische, fast komisch juristische Lebensbetrachtung, ausserordentliche Kenntniß deutscher Vergangenheit und Gegenwart, schöne, unbefangene Würdigung des Auslandes, endlich eine fast inschriftartige, kernhafte Energie der Sprache, in der ein Strom von unaufhörlichen Gedanken, eine Fülle von Andeutungen und sprudelnden Geistes sich selber kaum zu Worte kommen läßt, oft wunderlich, oft der Gegensatz von aller Schriftgewohnheit, für Viele vielleicht unschmackhaft, für Andere desto pikanter, in Allem ein spätgeborner Schriftsteller, der mit der würdigsten Leistung in unsere besten Reihen tritt.

Während er von der Grundrichtung einiger jüngern Literaten einen in mancher Beziehung zu ungünstigen Begriff hegt, führt er doch die Gefahren, welche deutschen Geist und deutsche Literatur in ihren Fortgängen auch jetzt, nach ächt deutschen Wiedererrungenschaften, noch immer bedrohen, auf das Schönste und Lebendigste zum Bewußtseyn. Immer wird für uns so spröde, ungelenke, und doch wieder so hingebende und von Ueberlieferung belastete Deutsche die Aufgabe bleiben, deren geschickte Lösung Goethe eben so groß und außerordentlich gemacht hat, nämlich die Aufgabe, jene große Erbschaft innern und äußern Geistes angemessen in uns aufzunehmen und zu benutzen, und das eigentlich Deutsche thatsächlich und rein daraus hervorzubilden, von den Eigenschaften und Vorzügen anderer Völker jedoch uns zugleich das zu assimiliren, was uns ziemt, Noth thut und unsere eigenen Gaben in Thätigkeit setzt. Inwiefern die literarische Production kräftiger und gesicherter sich entfalten würde, wenn sie den Schutz und die Unterstützung erlauchter Häuser genösse, ist eine Frage, die wenigstens ohne Schaden aufgeworfen werden kann. Der Zustand deutscher Geisteswelt ist fast zu republikanisch, und die Bäume pflegen nicht gleich in den Himmel zu wachsen. In dieser Beziehung hat Reck seine Goethe-Verherrlichungsschrift recht sinnig dem Fürstenhause Sachsen-Weimar zugeeignet. Es scheint der Vorrang kleinerer deutscher Staaten zu seyn, solche specielle Aufgaben zu vollbringen, und mit unserer Literatur hat Weimars Fürstenstamm die lebendigste, thätigste, unausgesetzte Verbindung geknüpft; es ist Ehrensache, sie zu erhalten!

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

IV.

Seit dem 1. Januar ſind auf den verſchiedenen Theatern in Paris, mit Ausnahme des italieniſchen, 140 Stücke gegeben worden.

„Stradella" war die einzige neue große Oper; allein Duprez Erſcheinen brachte der Kaſſe mehr ein, als ob neue Werke gegeben worden wären.

Das Théâtre français gab 6 Stücke.

Die komiſche Oper hatte den nun auch in Deutſchland mit Beifall empfangenen „Poſtillon" und die „Ambaſſadrice", welche anhaltend volle Kaſſe machten, und beſchränkte ſich daher nur noch auf die Bluette „l'an mil."

Die Secondair-Theater waren, wie gewöhnlich, ſehr fleißig. Der Gymnaſe gab 10, das Vaudeville 14, die Variétés 11, das Palais-Royal 11, die Gaité 12, das Ambigu 11, das Porte St. Martin 8, der Cirkus 5, die Folies 11, das Kindertheater Comte 6, das Pantheon 13 und St. Antoine 20 Stücke.

138 Autoren wirkten bei dieſen 140 Werken zuſammen. Aniçet-Bourgeois lieferte 8, Duport 7 und Theaulon 6.

— Das franzöſiſche Theater in London kündigt die Debüts der ſchönen und talentvollen Mlle. Pleſſis vom Théâtre français in Paris an. Vernet iſt der Liebling der Menge, und Franzoſen wie Engländer bewundern das ſo wahre und natürliche Spiel dieſes Komikers. Er wird nächſtens ſein Benefiz haben. Die Deſaget wird erwartet; da ſie jedoch krank iſt, ſo wird ſie nur vierzehn Tage in London verweilen können. Im Aſthley'ſchen Cirkus gibt man eine Pantomime: „die Belagerung von San Sebaſtian." Hier ſieht man Alles, was den Pöbel erfreuen kann: betrunkene Mönche, Zigeuner, Cavallerie-Manöver, bei jedem Worte Piſtolenſchüſſe, und ein großſprecheriſcher engliſcher Matroſe, der ganze Bataillone Infanterie und Cavallerie aufreibt.

Im Kingstheater ſah man ein großes Ballet: „der Korſar." Die Direction hatte viele Koſten darauf verwendet, und wollte hierdurch mit dem großen choregraphiſchen Succeß von Drurylane rivaliſiren. Der Stoff war aus Byrons Gedicht entlehnt, und es war nicht wohl möglich, der National-Eitelkeit zu ſchmeicheln; dennoch wurde das Werk ohne Eclat aufgenommen, denn der Tanz war bloß als Nebenſache behandelt, und nur die Decorationen und die Muſik ſollten wirken. Man fand im Arrangement nichts, als alte Bekannte. Albert und die Duvernay waren gleichfalls nicht ſo glücklich, Beifall zu erlangen.

An demſelben Abend gab Mad. Paſta den „Tancred". Dieſe Rolle, welche ehemals ihr die größten Triumphe bereitete, iſt ihr jetzt weniger günſtig. Auch dieſe herrliche Stimme mußte der Zeit ihren Tribut zollen. Was noch übrig iſt von der Kunſt der großen Sängerin, beſteht in einem graziöſen Spiel, das, wenn gleich in einer Männerrolle nicht an ſeinem Platze, dennoch nicht ermangelt, die angenehmſte Wirkung hervorzubringen.

In Drurylane hat Mad. Devrient die „Norma" auf die Scene gebracht, und mit großem Reize und großer Macht der Mittel darin geſpielt und geſungen. Die Taglioni mit ihrem Bruder Paul und deſſen Gattin ſind die Seele des Ballets, und machen ungeheure Einnahmen. Der ſchottiſche Tenor Wilſon ſingt und ſpielt mit außerordentlichem Talente.

— In Italien hören wir faſt nur von durchgefallenen Opern. In Venedig war es die „Iginia d'Aſti" vom Maeſtro Levi, in Neapel die „Vincilinda" vom Signor Raimondi; „Eſther d'Engaddi," ein neues Ballet, iſt in San Carlo nicht glücklicher geweſen. — Die liebliche Sängerin Aſſandre heirathet den Sohn des berühmten Lablache.

Neue Mode.

Man läuft jetzt in Paris, um den neuen Wagen zu sehen, worin die Galeeren-Sklaven nach dem Bagno geführt werden, indem die sogenannte wandelnde Kette abgeschafft worden ist.

Die artigsten Damen machen jetzt Queue, um den Wagen zu sehen, und man löst Nummern, um nach der Reihe hineinzusteigen und sich in die Lage eines Unglücklichen zu versetzen. Dabei vernimmt man folgenden Dialog, der nur leichte Varianten erleidet:

„Herr Gendarme, wollten Sie wohl die Güte haben, mir die Füße zu fesseln? Nur zu... noch etwas stärker... O! jetzt thun Sie mir weh.

— Herr Gendarme, seyen Sie doch so liebenswürdig, mir die Handschellen anzulegen, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie meinen Handschuh nicht beschmutzen.

— Herr Gendarme, was ist das für ein Stück Eisen? wozu wird es gebraucht?

— Es ist ein Halseisen, Madame, wodurch der Gefangene in Respect gehalten wird.

— Schön, Herr Gendarme, so legen Sie mir das Halseisen an; ich habe eine Erlaubniß von dem Herrn Inspector der Gefängnisse. Ach, ich bitte Sie, das Halseisen! ich opfere meinen neuen Kragen.“ —

Und der gute Gendarme thut Alles, was verlangt wird.

„Das ist allerliebst!“ ruft jetzt eine liebliche Stimme, und wirft durch das vergitterte Wagenfenster einem jungen Menschen Kußhändchen zu. „Adieu, Alfred! ich reise nach Rochefort, ich habe meinen Vater umgebracht.“

„So sollte man alle Kaufleute auf Reisen schicken,“ sagte eine dicke Mode-Händlerin aus der Straße St. Denis, indem sie einen Handlungs-Reisenden dabei ansieht, dessen öftere Abwesenheit sie wahrscheinlich beunruhigt.

„Wenn man Ihre Fesseln trägt,“ sagt der Handlungs-Reisende, „so ist man fester gebunden, als in diesem Wagen.“

Die dicke Modistin steigt nun in das rollende Gefängniß und läßt sich das Halsband anlegen; kaum aber hat der Gendarme es zugeschlossen, so wird er von einem Ober-Offizier abgerufen, und die Dame muß zum großen Gelächter der Zuschauer im Halsband bleiben. Der Gendame kehrt erst nach sechzig Minuten zurück, um sie zu befreien.

Man versichert, daß mehr als dreißig Damen ein Gesuch bei dem Unternehmer des Gefangenen-Transports eingereicht haben, um eine Spazierfahrt nach St. Germain oder St. Cloud in dem neuen Wagen, und zwar mit seinem vollständigsten Material versehen, unternehmen zu dürfen.

Bis jetzt sah man die Damen allen nur möglichen Launen der Mode fröhnen; unserer Zeit war es vorbehalten, auch noch Baugefangenen- und Galeeren-Partien in diesen Bereich einführen zu sehen.

Das Haus von Beaumarchais.

Einige Schritte von dem Bastille-Platze, nahe bei dem Kanal St. Martin, sah man noch vor einem Jahre ein kleines rundes Thürmchen, welches seit Kurzem abgetragen ist; eine sonderbare Wetterfahne schwebte oben. Dies war einst der Tempel der Freundschaft.

Mitten unter den verschiedenartigsten Bewegungen war Beaumarchais, wie Jeder weiß, auch der Politik nicht fremd geblieben; er wurde zu verschiedenen Missionen gebraucht, unter andern in der berüchtigten Expedition mit dem Ritter d'Eon, und auch zu einer geheimen Sendung der Königin von Frankreich an die Kaiserin von Oesterreich. Auf der Donau wurde er von Meuchelmördern überfallen und dann in Wien zwei Monate lang als Spion eingesperrt. Sein bekannter Wahlspruch: „Mein Leben ist ein Kampf,“ wird durch sein eigenes Leben am gründlichsten gerechtfertigt, welches das unruhigste war, das je ein Mensch geführt hat. Im Jahre 1789 ließ er am Ende des Boulevards St. Antoine ein Haus bauen.

zur Zeit, als er mit Waffen-Lieferungen an die insurgirten Nordamerikaner spekulirte. Er hatte bereits eine Million bei der Kehler Ausgabe des Voltaire eingebüßt, allein die Speculation nach Amerika entschädigte ihn reichlich. Wenn ihn jedoch die amerikanische Revolution bereicherte, so ruinirte ihn die französische. Er hatte mit dem französischen Ministerium im Jahre 1792 den Vertrag abgeschlossen, sechzigtausend Gewehre aus Holland kommen zu lassen, und machte deßhalb sehr bedeutende Auslagen. Nach dem Umsturz des Thrones wollte die Regierung die Schuld nicht anerkennen. Beaumarchais wurde in die Abbaye gesperrt und durch Manuel gerettet. Dies war von Manuel um so schöner, da er früher von Beaumarchais oft zum Gegenstand des Spottes gewählt worden war.

Beaumarchais flüchtete sich jetzt nach England, und wurde den 28. November 1792 in Anklagestand versetzt.

Zu der Zeit schrieb er seine Rechtfertigung unter dem Titel: „Mes six époques.“ Nach dem neunten Thermidor im Jahre II. kehrte er nach Frankreich zurück. Er war damals sechzig Jahre alt, und müde des unsteten Lebens, beschäftigte er sich damit, die Ueberbleibsel seines vormaligen Vermögens zusammen zu ziehen, weniger für sich, als für seine einzige Tochter. Damit beschäftigt, starb er plötzlich den 19. Mai 1799 in ungeschwächter Kraft seines Geistes.

Es war also im Jahre der Einnahme der Bastille, als Beaumarchais den ersten Grund zu diesem Hause legte, an welches ein sehr schöner Garten stieß. Hier errichtete er Voltaire einen Tempel, auf dessen Spitze, als Wetterfahne, eine Feder war. Voltaire antwortete nicht auf dieses Epigramm, denn er war schon todt.

Das Haus, das jetzt demolirt ist, enthielt einen sehr schönen achteckigen Speisesaal von fünf und zwanzig Fuß Höhe. Er hatte vier große Thüren von Mahagoni-Holz, worin Spiegel waren, welches damals ein großer Luxus war. Zwischen den vier Thüren hingen vier Gemälde von Robert, die sich jetzt in den Empfangs-Zimmern des Präfecten auf dem Pariser Stadthause befinden. Der Plafond dieses Saales war gewölbt und mit Vergoldungen und Gemälden geziert. In mäßiger Höhe war eine Gallerie für Musikanten angebracht.

Hier war es, wo Mirabeau, der große Esser, es mehr als einmal versuchte, seinen Wirth in die lärmenden Kämpfe der Tribune hineinzuziehen. Aber das Leben des Verfassers des Figaro war zu stürmisch gewesen, als daß er nicht jetzt an das Ausruhen hätte denken sollen. Er hatte während seiner Doppel-Laufbahn als Dichter und Publicist die Wissenschaften wie die Geschäfte mit Eifer tractirt; beide hatten ihm genug Lärm auf den Hals gehetzt, und jetzt suchte er die Ruhe. Diese fand er in der That nirgends besser, als in seinem Hause in der Vorstadt St. Antoine. Verschiedene Inschriften in seinem Garten deuten darauf hin, daß er diesen Wohnsitz zu poetisiren gedachte, als der Tod ihn abrief.

Am Fuße einer sehr schlechten Marmor-Statue des Amor las man folgende Verse:

„O toi, qui mets le trouble en plus d'une famille,
Je te demande, Amour, le bonheur de ma fille.“

Und eine andre Inschrift war am Eingange seines geliebten und sorgsam gepflegten Gartens auf einer Marmortafel angebracht:

„Joue, enfant, ne fais aucun tort,
Souviens-toi, que le premier homme
Ne prit d'un jardin qu'une pomme,
Et qu'elle lui coûta la mort.“

Die letztere Inschrift, die ich in Hinsicht der Poesie durchaus nicht in Schutz nehmen will, war mindestens doch eine hübsche Vertheidigung des Eigenthums. Sie verbot den Kindern, ihm seine Aepfel zu stehlen.

Als seine Tochter Eugenie das Kloster verließ, empfing er sie in diesem schönen Garten mit sechzig sehr heitern Couplets, welche unter dem Titel: „Ronde gauloise“ in seinen vermischten Schriften abgedruckt sind.

Den 11. August 1792 erschienen Kannibalen und bewaffnete Weiber bei Beau-

marchais, und plünderten ſein Haus. Seine Briefe enthalten hierüber ein intereſſantes Detail: „Dreißigtauſend Menſchen,“ ſchreibt er, „waren in meinem Hauſe, die Schloſſer öffneten Alles von den Böden zu den Kellern; Maurer durchwühlten die Souterrains und hoben ſogar die Steine der Abzugs-Kanäle heraus; Räuber gab es da zu Hunderten! In dieſem Augenblicke erinnerte ich mich der beiden Verſe, welche ich dem „Tasrare“ in den Mund gelegt hatte, und die ſo ſehr applaudirt worden waren:

Quand ce bon peuple est en rumeur,
C'est toujours quelqu'un qui l'égare.“

Dieſe Beſchreibung Beaumarchais iſt nach ſeinem „Figaro“ vielleicht ſein bewundernswertheſtes Drama. Nichts iſt ausgelaſſen, weder ſein Caſſier Güdin, noch ſein Bedienter, bleich im Hemde, wie er an der Straßenecke das Licht hält, wo mit lauter Stimme der Befehl geleſen wird, das Haus zu durchſuchen. Ein weniger kräftiger und minder erfahrner Mann, als Beaumarchais, würde in dieſer Nacht zwanzigmal vor Schrecken geſtorben ſeyn.

Intereſſanter Fund.

Ein Pfarrer in einer kleiner Ortſchaft des Departements Loiret iſt kürzlich geſtorben, und hinterließ ſeinen Erben ein nicht unbedeutendes Vermögen. Ein Mann, der den Wein in der Auction erſtanden hatte, bemerkte, daß das Geſtell, worauf die Fäſſer lagen, ſich in die Erde geſenkt hatte. Indem er ſie auszugraben bemüht war, fand er daſelbſt einen Kaſten, aus dem er zuerſt eine Monſtranz herauszog von Gold, reich mit Brillanten beſetzt; dann fand er noch den obern Theil eines Biſchofsſtabes von eben ſo hohem Werthe. Man ſetzte nun die Nachgrabungen im Beiſeyn der Behörde fort, und zog ferner ein kleines Käſtchen von gefirnißtem Blech hervor, worin zwanzigtauſend Goldſtücke lagen; ſowohl mit dem Bildniſſe der Päbſte, als mehrerer anderen Souveraine des ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, beſonders Ludwigs XIV.; dann eine Uhr, mit prächtigen Rubinen beſetzt, die ſo gut erhalten war, daß ſie richtig ging, ſo wie ſie aufgezogen wurde; ein Portrait mit Brillanten, das jedoch unkenntlich geworden war; endlich eine Menge anderer Koſtbarkeiten. Das Ganze wird auf 500,000 Franken geſchätzt.

Indem man noch weiter ſuchte, fand man einen kleinen Koffer aus Cedernholz, und ſehr gut erhalten, der für mehr als eine Million Schuldverſchreibungen enthielt, die nicht den geringſten Werth mehr haben, mit Ausnahme der Autographen-Sammler, die ſich vielleicht darum reißen. Dieſe Verſchreibungen beziehen ſich ſämmtlich auf im Spiel verlorne Summen an eine einzige Perſon, Se. Eminenz den Herrn Cardinal Mazarin.

Hier die Ueberſetzung von einigen der kleinſten:

„Bon für hundert Piſtolen, geſtern im Spiel verloren an S. E. den Herrn Cardinal.

Herzog von Craon.“

„Bon für fünfhundert Louis, ſo an dem St. Andreastage verloren gegen S. E. den Herrn Cardinal von Mazarin, als der Banquier Colmini das Spiel hielt; mit Revanche der Partie.

Graf von Boucennes.“

„Bon für mein Gut von Chergallier, welches ich im Spiel der drei Aſſe verloren gegen S. E. den Herrn Cardinal Mazarin, den Gott ſchützen wolle; unter Bedingung der Revanche während der Partien von St. Germain.

de Flavacourt.“

Solche Verſchreibungen fanden ſich neunhundert fünfzehn, alle auf gleiche Weiſe, unter Bedingung der Revanche ausgeſtellt. Vielleicht haben ſie ihr Geld zurückgewonnen, vielleicht aber auch forderte der Cardinal aus ſeiner Politik nie die Einlöſung, um die Ausſteller ſich ergeben zu erhalten.

Die Monſtranz enthält um die Hoſtie einen Kreis von vier und zwanzig Brillanten, alle ſo groß wie kleine Nüſſe, und vom ſchönſten Waſſer; die Strahlen ſind

von Smaragden, Rubinen, Sapphiren und Topasen; das Kreuz darauf ist von Brillanten. Das Sonderbarste sind vier rohe Kieselsteine, wie man sie auf der Landstraße findet, die am Fuße des Kleinods eingefaßt sind. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß man Demuth und Armuth als die Grundlage des Christenthums betrachten solle, während alle Schätze nur in der himmlischen Region zu finden. Dies besagt auch die Inschrift:

„Hortense de Mancini de Mazarin weihet Gott den Schmuck und die Diamanten, welche sie in einer Welt getragen, der sie entsagt, und schenkt gegenwärtige Sonne dieser Cathedrale."

Auch der Bischofsstab ist von bewundernswerther Arbeit; eine Weinrebe schlingt sich darum, deren Blätter aus Smaragden, und deren Trauben aus Rubinen bestehen.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Schätze zur Zeit der revolutionären Stürme hier vergraben wurden, und daß der Pfarrer dieses kleinen Dorfes das vollste Vertrauen der Eigenthümer besessen hat. Er starb, ehe er sein Geheimniß Jemand mittheilen konnte, und so wurde es durch Zufall entdeckt.

Die Freude der Erben über diesen Fund wurde jedoch bald zerstört, denn sowohl die Regierung, als auch die Gemeinde, in ihrer Eigenschaft als Eigenthümerin der Pfarre, wollen ihre Rechte geltend machen.

Kopfrechnung.

Man weiß, daß der junge Ziegenhirt aus Sizilien Mangiamele jetzt die Welt in Erstaunen setzt, und in einigen Minuten

460,000,000,000,000,014

mit

110,987,000,000,000,109,005,510,451

im Kopfe multiplicirt. Dieses seltene Wunderkind hat nun auch folgende Aufgabe auf solche Weise gelöst.

Da ein geschickter Cassier in 2 Minuten 1000 Franken zählen kann, so braucht er:

60 Min. (1 St.), um 30,000 Fr. zu zählen,
1 Tag (zu 8 St.), um 240,000 Fr. zu zählen,
1 Monat, um 7,200,000 Fr. zu zählen,
1 Jahr, um 86,400,000 Fr. zu zählen.

12 Jahre, 7 Monate, 8 Tage, 6 Stunden, 30 Minuten, 8 Secunden, zu 8 Arbeitsstunden gerechnet, um 1,089,318,071 Fr. zu zählen.

1 Jahr	86,400,000 Fr.	
	12	
	1,056,800,000	
1 Monat	7,200,000	
	7	
	50,400,000	
1 Tag	240,000	
	8	
	1,920,000	
12 Jahre	1,056,800,000	
7 Mon.	50,400,000	
8 Tage	1,920,000	
6 St.	180,000	
56 Min.	18,000	
8 Sec.	71	
	1,089,318,071 Fr.	

Aus Bädern.

Aus Karlsbad wird unterm 25. Juni gemeldet, daß bis dahin 950 Parteien und 1642 Personen durch die Fremdenliste angezeigt waren. Das Denkmal für den Fürsten Louis Rohan, nächst dem Kaiserinsitze auf dem schattenreichen Kieswege, steht bereits seit einigen Wochen, umgeben von einer einfachen Terrasse, zu der einige Stufen führen, die mit Blumen und Bäumen geschmückt sind. Ein ähnliches Zeichen der Erinnerung, genannt: „der Dankbarkeits-Sitz," sieht man über dem böhmischen Saale von Baron Chabot, demselben edeln Fürsten gewidmet, mit der Inschrift: „A son Altesse

Mgr. le Prince Louis de Rohan, digne Patriarche des eaux de Carlsbad, qu'il fréquente depuis trente quatre ans etc. 1834."

— Man meldet aus Töplitz, daß die Saiſen erſt in der Mitte des Juni ſich zu beleben anfing. Se. Durchlaucht der Fürſt Wilhelm Radziwil ſammt Gemahlin, und der Fürſt Paskewicz Warſzawsky waren dort angekommen.

Vermiſchtes.

Der Baron d'Hauſſez, Exminiſter Carls X., der bereits einen Band unter dem Titel: „Reiſen eines Verbannten" herausgegeben hat, die des Lügenhaften und Halbverſtandenen voll ſind, hat nun eine Fortſetzung unter dem Titel: „Alpen und Donau" folgen laſſen, welche die Schweiz, Steyermark, Ungarn und Siebenbürgen begreift. Die Franzoſen nennen ihn einen geiſtreichen Reiſenden; wir, die wir die Länder beſſer kennen, finden ihn im höchſten Grade abgeſchmackt und anmaßend.

— Mangiamele und Zuccaro heißen die beiden Wunderkinder, die durch ihr ungeheures Kopfrechnen-Talent Alles in Erſtaunen ſetzen. Sonderbar iſt es, daß der Eine „Honigfreſſer" heißt (Mangiamele), der Andere „Zuckerfreund" (Zuccaro).

— Als kürzlich der franzöſiſche Lieutenant Severac, der mehre ſeiner Cameraden im Zorne verwundet hatte, degradirt werden ſollte, weigerten ſich Alle, denen dieſer Act zu vollziehen oblag. Endlich traf die Reihe einen jungen Unter-Offizier Namens Marchetti. Auch dieſer wollte nicht, allein endlich mußte er ſich der unbeugſamen Disciplin fügen. Schwankend geht er auf den Verurtheilten zu, reißt ihm ſchnell die Epaulettes herunter, zerbricht ſeinen Degen, aber in dieſem Augenblicke bedeckt eine furchtbare Bläſſe ſein Geſicht, er muß den Platz verlaſſen und ſinkt beſinnungslos nieder. Dieſer Zug von Gefühl ergriff alle Zuſchauer auf das Heftigſte.

— Louis de Maynard, ein junger franzöſiſcher Schriftſteller, der erſt kürzlich durch ſein Werk „Outre-Mer" ſich ein großes Publicum gewann, iſt den 21. Mai auf Martinique in einem Piſtolen-Duell geblieben.

— In Paris baut man jetzt in Eile eine ſo genannte Galerie volante von außen an die Gemälde-Gallerie des Louvre. Sie wird von oben erleuchtet, und iſt beſtimmt, jene Gemälde aufzunehmen, welche das ſpaniſche Muſeum bilden ſollen.

— Folgende Summen wurden bei dem Feſte auf dem Pariſer Stadthauſe verausgabt: Fleiſch vom Metzger 11,000 Fr.; Geflügel und Wild 10,500 Fr.; Fiſche 5500 Fr.; Wurſtwaaren 5000 Fr.; Butter und Eier 4500 Fr.; Trüffeln 1500 Fr.; Gemüſe 5000 Fr.; Früchte und Liqueurs 1500 Fr.; Gewürz 2000 Fr.; Wein zum Kochen 500 Fr.; Mehl 200 Fr.; Milch 60 Fr.; Brod 1000 Fr.; Gebäck 10,000 Fr.; Kohlen 500 Fr.; Holz 500 Fr.; an Keſſeln 1500 Fr.; hölzernes Geſchirr 500 Fr.; Eis zum Aufbewahren 1200 Fr.; die Oefen zu ſetzen 1500 Fr.; Zimmerleute und Tiſchler 2000 Fr.; Gehalt und Nahrung für die Köche und Gehülfen 8000 Fr.; zuſammen 74,960 Fr.

— Der ehemalige Miniſter Carls X. von Chantelauze hat Lyon zu ſeinem Wohnſitz erwählt, und iſt dort Advokat geworden. Der arme Mann muß ſich jetzt noch plagen, während die Anderen als große Herren leben können.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

Das Theater in Zürich ist, wie jetzt schon hinlänglich bekannt, der Mad. Birch-Pfeifer auf Jahre verpachtet worden, und zwar unter so günstigen Bedingungen, daß dessen Flor verbürgt zu seyn scheint. Von der Erfassung und dem Talente der Mad. Birch-Pfeifer läßt sich nur Gutes hoffen, auch hat ihr Name bereits so viel Vertrauen zu dem neuen Unternehmen erweckt, daß sich ihr für alle Fächer tüchtige Mitglieder angetragen haben, und sie fast ihr ganzes Personal sehr genügend besetzt hat. Ihr zur Seite steht ihr Gatte, Herr Dr. Birch, ein Mann von eben so soliden Kenntnissen, als fein gebildetem Geschmacke, und so läßt sich nach allen Richtungen hin nur das Beste erwarten.

— Man schreibt aus München: „Verwahrlost und schmucklos ist das Grab des k. Hofschauspielers Urban, keine Blume sieht man dort, wildes Gras wuchert auf demselben und die schlechte Inschrift auf einer schlechten schwarzen Tafel ist halb verwischt. Verdient der geschiedene Künstler, der dem hiesigen Publicum so herrliche Genüsse verschaffte, keinen, wenn auch nur einfachen Denkstein auf seinem frühen Grabe? Ist die einfache Holztafel einmal verwittert, so bleibt nichts als die Erinnerung, und diese vergeht mit dem Verschwinden der Zeitgenossen des Verstorbenen.“

— Da man annehmen darf, daß in München täglich wenigstens 15.000 einzelne halbe Bier getrunken werden, von denen der Heller nicht herausgegeben wird, so berechnet sich der Verlust des Publicums und der Gewinn der Bräuer und Wirthe täglich auf 51 fl. 15 kr., und für 5 Monate auf 4687 fl. 30 kr.

— Ein Herr Julius von Schwellengrebel hat in Breslau eine Militair-Lust-Lackfabrik begründet. Man möchte hier mit dem verstorbenen Wiener Komiker Schuster ausrufen: „Was Menschenhände nicht Alles entdecken können!“

— Wie doch die Presse gemißbraucht wird! Wir lesen im Leipziger Tagblatt: „Wir ermangeln eines nahgelegen passenden freien Platzes zum Trocknen der Wäsche! — Wie, wo und durch wen dürfte diesem Uebelstande wohl geeignete Abhilfe bereitet werden? K—! im Namen Mehrer.“ Hätte das nicht durch eine Frage bei der Nachbarschaft erzielt werden können?

Nekrolog.

Der Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Dr. Köpke, ist am 28. Juni gestorben. Sein Tod erregte große Sensation, namentlich unter seinen zahlreichen ehemaligen und jetzigen Schülern.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Portrait des franzdsischen Bildhauers David, auch in Deutschland bekannt durch seine Büste Tieck's, u. s. w.

2) La Walse von Klaunet.

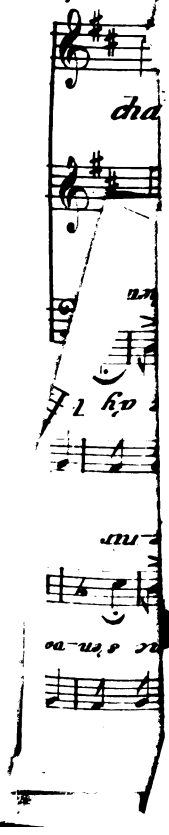
August Lewald.

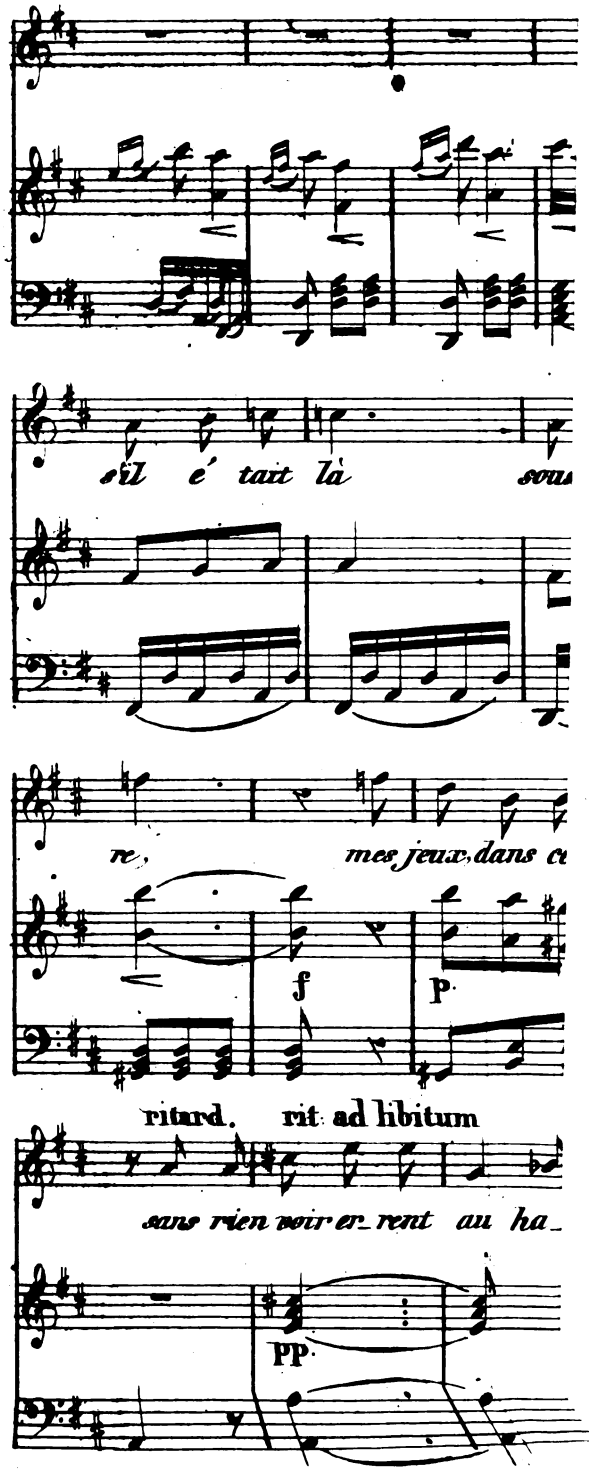
Der Bildhauer

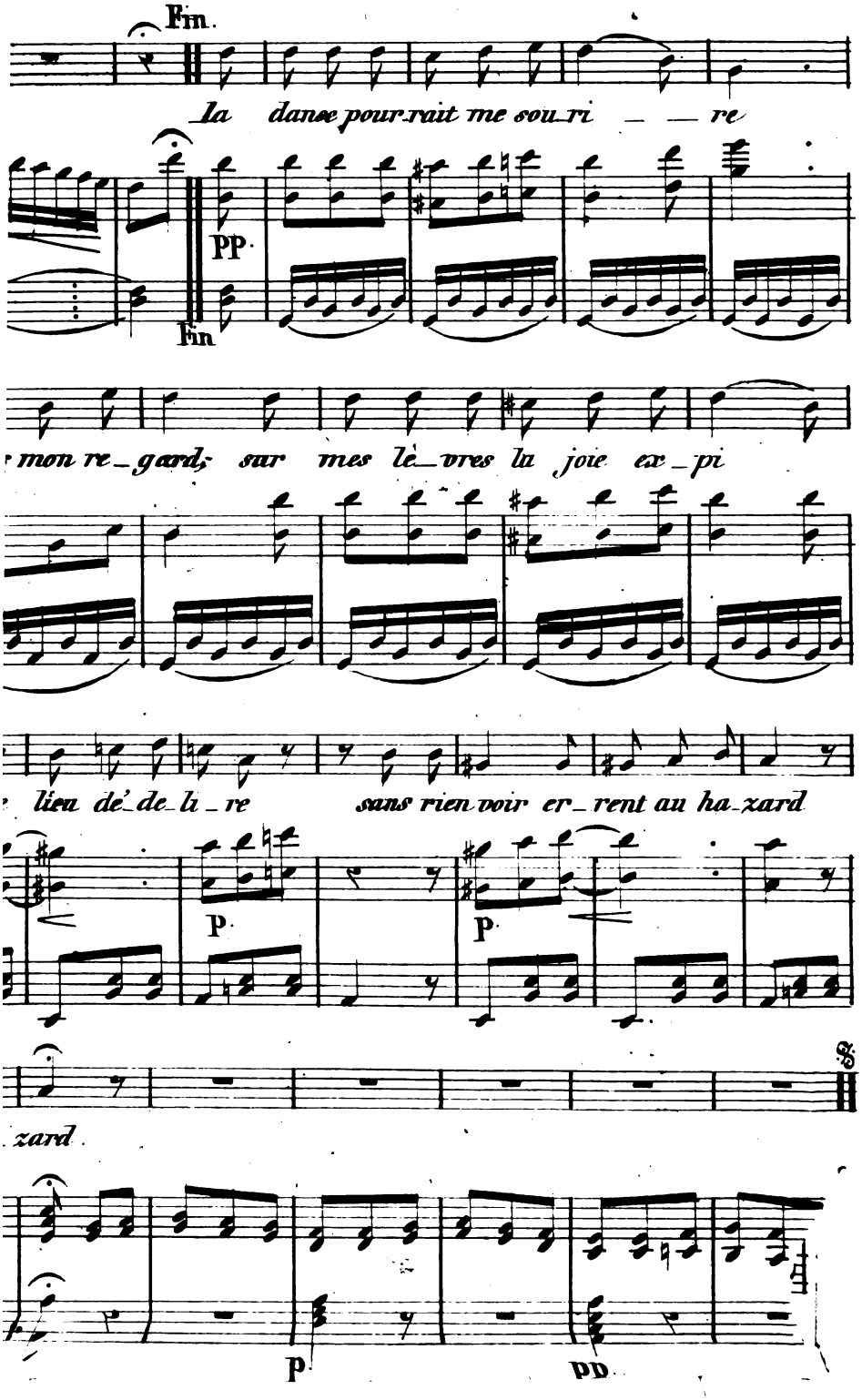
DAVID.

Gesa

Pian




s'il é tait là
re, mes jeux, dans c
f
p
ritard. rit ad libitum
sans rien voir er_rent au ha_
pp


Fin.
la danse pourrait me sou_ri _ _ re
pp
Fin
mon re_gard, sur mes lè_vres la joie ex_pi
lieu de' de_li_re
sans rien voir er_rent au ha_zard
p
p
zard.
p
pp

Honfleur.

(Aus dem Tagebuche eines Müßigen.)

I.

Ueberfahrt.

Ich hatte bei meiner erſten Anweſenheit in Havre ganz beſondere Gründe, die mich veranlaßten, oft nach Honfleur zu fahren. Es war das der Nachklang eines ſchönen Knabentraumes, den ich noch einmal eben ſo kindiſch einfältig hier durchträumte. Doch nur ich ſelbſt will das Recht haben, mich darüber luſtig zu machen, wenn ich die tolle, luſtige Seite der trüben, troſtloſen abgewinnen kann.

Aber auch ohne einen ſolchen beſondern Grund iſt eine Fahrt von Havre nach Honfleur, und ſelbſt ein kurzer Aufenthalt in der letzteren Stadt intereſſant. Die Natur, das Leben des Volkes in und um Honfleur, ſeine Gewohnheiten, ſeine Sagen und ſelbſt die Geſchichte geben demſelben Reiz genug. Noch immer geht ein Segelſchiff, le Passager, von Havre nach Honfleur; doch ſieht man, ſeit die Dampfſchiffe regelmäßig täglich die Ueberfahrt machen, nur ſelten ein Paar Paſſagiere auf demſelben, und nur dann Mehre, wenn das ſchlechte Wetter die Dampfſchiffe in Havre zurückhält, und die nothwendigen Geſchäfte den Reiſenden auf's jenſeitige Ufer der Seine rufen.

Die erſte Seefahrt, die ich in meinem Leben machte, war von Havre nach Honfleur. Man hatte mir ſo viel von der Seekrankheit vorgeplaudert, daß ich dadurch halbwegs krank wurde, als überdieß wirklich ein Paar zarte Damen neben mir zu ihrem großen Herzenleid der See ihren unäſthetiſchen Zoll zahlten. Später überzeugte ich mich, daß nur die Phantaſie bei mir gewirkt hatte, denn ich blieb bei allen nachherigen großen Seefahrten von Havre nach Honfleur, die ſtets in

etwa einer halben Stunde abgemacht waren, frisch und gesund wie ein alter, bewährter Matrose.

Die Ueberfahrt bietet beinahe von einem bis zum andern Ufer die schönsten, immer abwechselnden Aussichten dar. Zuerst sind die Ufer von Havre diejenigen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln. Mit jeder Secunde, die man sich von ihnen entfernt, werden dieselben, wo früher die Nähe der Stadt den Totaleindruck störte, mehr und mehr ein Ganzes, bis endlich Havre, die terrassenartig aufsteigende, mit hundert Gärten und Sommerhäusern geschmückte côte d'Ingouville, die schroffen Felsen der Heve, und zwischen dieser und jener das friedliche Thälchen zu St. Adresse, endlich das Meer und die Seine sich zu einem ganzen, schönen und großartigen Bilde gestalten.

Mehr in der Mitte des Stromes, der hier zum Meere wird, sieht jener, da sich am Ende der Aussicht aufwärts die Berge an beiden Ufern die Hände reichen, einer großen Bucht ähnlich, während sich auf der anderen Seite das unendliche Meer öffnet. Zuletzt treten dann die Gebirge des linken Ufers der Seine klarer hervor, und gestalten sich zu den schönsten, üppigsten Hügeln, an deren Fuß die schroffen, vom Meere gebadeten Felsen die zackigen, steinernen Zähne hervorstrecken, als ob sie den Riesenmund geöffnet, um die Feen der Erde zurückzuscheuchen. An einem Frühlingstage, wenn die tausend und aber tausend Aepfel- und Fruchtbäume ihr Brautkleid angelegt haben, ist dieß ein Anblick, so schön, wie man ihn selten sieht.

Was aber dieser Fahrt einen noch höheren Reiz gibt, sind die Sagen der Erinnerungen, die sich an die Ufer rechts und links und oft an die Stellen selbst, über die das Schiff spurlos dahingleitet, knüpfen, und die man entweder in den Reisebeschreibungen der Umgegend lesen kann, oder aus dem Munde eines gesprächigen Bauern oder Seemanns zu hören mitunter Gelegenheit hat.

Gerade in diesen Sagen, in dieser Art und Weise, wie bei den Normannen die einfache That in ein romantisches Gewand gekleidet, und so in Erzählungen, Liedern und Sprichwörtern der Nachwelt überliefert wird, in dieser Art und Weise, die Natur, den harten Stein, den blühenden Baum zu beleben, an ihn die Erinnerung festzuknüpfen, und sie dann durch die natürliche Poesie eines schlichten Gemüthes zu veredeln, bewährt sich noch heute das germanische Blut, das in den Adern der Normannen fließt.

Seht Ihr jenen Baum, alle andere überragend, in Berge dort, oberhalb Honfleur? Seine Aeste sind so gebogen, daß der eine zum Baume hinzuwinken scheint, und der andere in die Weite hinausdeutet,

während sein Laubwerk beinahe das Aussehen eines Matrosenhutes mit breiter Krempe, auf einem großen Haupte ruhend, hat. Das ist der bonhomme de Tatouville.

Vor etwa einem Jahrhunderte hatte die Seine ihr Bett verändert, und die Strömung ging dann mehre Jahre lang, anstatt wie jetzt wieder am rechten Ufer, am linken vorbei. Alle Steuerleute und Piloten waren dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt, denn sie mußten von Neuem den Fluß und sein Bett studiren, um nicht auf seinen vielen Sandbänken, und gerade da, wo sie kurz vorher ganz sicher fuhren, unterzugehen. Ein alter Pilote von Tatouville, der sein Leben oft in die Waage gelegt hatte, wenn es galt, das Anderer zu retten, wollte auch, als er selbst das Steuer nicht mehr führen konnte, seinen Beruf, Unglück zu verhüten, und denen, die in Gefahr sind, beizustehen, nicht aufgeben. So ging er jeden Morgen, ehe der Tag graute, an die weithin bemerkbare Stelle, wo jetzt jener Baum steht, und blieb dort bis zur späten Nacht. Jedem Schiffer, der vorbeifuhr, rief er unverdrossen und unermüdet zu, welchen Weg er zu nehmen, welche gefährliche Stelle er zu vermeiden habe, und wurde so der Wohlthäter von Tausenden, bis ihn endlich der Tod von seinem Ehrenposten abrief.

Vielleicht hätte unsere Zeit für eine solche That, für eine solche Ergebenheit ohne eine Spur von Eigennutz, ein rothes Läppchen und ein Kreuz, und etwa eine Spalte eines Journals, um den Ordensspender und den Empfänger zu loben. Vielleicht auch nicht einmal das, wenn nicht ein Zufall des Mannes Name bis in die Salons eines Ministers trüge. Die braven Normannen aber setzten dem bonhomme de Tatouville, wie die Schiffer den grauen Piloten nannten, ein Denkmal, und zwar ein lebendiges, das jedes Jahr grünet und blüht und seine Früchte trägt. Und dann sprach das Volk den braven Mann von Tatouville ohne Ceremonie heilig, und verlieh ihm die Gabe, Wunder zu thun, weil er einst die hatte, Wohlthaten zu thun. Das Volk erzählt von jenem Baume, daß, als der bonhomme de Tatouville den Tag nahen gefühlt, an dem ihn der Tod von seinem Posten abberufen werde, er zu Gott gebeten habe, ihm einen Nachfolger zu senden, und daß alsdann der dürre Stab, auf den sich der graue Seemann gestützt, Wurzel gefaßt habe, gewachsen sey, die Gestalt des braven Mannes angenommen, und an seiner Statt den Schiffern von jener Zeit an den Weg gezeigt habe. Den Baum aber nannte das Volk nach ihm le bonhomme de Tatouville, und ehrt ihn wie das geweihte Denkmahl eines Heiligen, und die Gemeinden der ganzen Gegend steuern, um ihn zu unterhalten, da er wie gesagt, noch immer

der Wegweiſer, der blühende und fruchttragende Leuchtthurm der Schiffer iſt.

Man mag das Aberglaube nennen. Wer aber dieſen Aberglauben mit dem des Unſinns verwechſelt und auf dieſelbe Stufe ſtellt, fühlt eben den Unterſchied nicht, der darin liegt, ſich dem Dienſte der Menſchheit zu weihen oder einem Götzen zu opfern. Ich lobe mir das Wunder, und wenn nie andere geſchehen wären, ſo würde ich, ohne mir großen Zwang anthun zu müſſen, am Ende ein Wundergläubiger.

Honfleur gegenüber, nahe bei Havre, lag vor der Revolution eine Kapelle Notre Dame des neiges. Auch von ihr erzählt man eine Wundergeſchichte. Honfleur wurde vor Zeiten einmal von den Engländern belagert. Ein Paar tüchtige Fiſcher verließen unter dem Schutze der Nacht mit ihrem Kahn die Stadt, um dem Befehlshaber des franzöſiſchen Heeres in Rouen Nachricht zu bringen. Aber kaum aus dem Hafen ausgelaufen, begann es der Art zu ſchneien, daß ſie verhindert waren, ſich auf dem Waſſer zurecht zu finden, endlich bei Havre zu ihrem großen Verdruſſe und Schrecken landeten, und in Gefahr waren, in die Hände ihrer Feinde zu fallen, und als Spione gehängt zu werden. Ein Gebet zu Notre Dame machte dem Schnee ein Ende, und ſeitdem hieß die Kapelle Notre Dame des neiges. Die Quelle der Sage iſt hier wohl eine andere. Jedenfalls hat die Zeit die Kapelle nicht wie den braven Mann geſchont. Die Revolution hat mit ihrem eiſernen Fuße an dieſelbe gerührt, und ſie iſt verſchwunden.

Und ſelbſt der Boden, über den die Welle das eilende Schiff hinwegträgt, hat ſeine Geſchichten. Eine von dieſen erzählte mir einſt unſer Steuermann.

„Als ich noch ein Knabe war," — er mochte jetzt vierzig Jahre alt ſeyn — „habe ich von den Ufern zu Honfleur eine Hochzeit mit angeſehen, wie ſelten eine gefeiert wird. Ein braver Uhrmachergeſelle hatte die Tochter ſeines Meiſters gefreit, und beide waren ein Pärchen, daß man ſeine Freude daran hatte. Der alte Uhrmacher war reich, und gab ſeinen Kindern zu Ehren ein ſchönes Feſt. Am Tage nach der Hochzeit verzehrten die nächſten Freunde von Braut und Bräutigam die Reſte des Feſtes, und nach Tiſch fuhren ſie zuſammen auf eine Sandbank, die bei der Ebbe noch alle Tage wohl eine halbe Meile groß aus dem Waſſer hervortritt, und die Sie über ein Paar Stunden dort, etwa zweihundert Schritte von hier, in der Seine aufwärts ſehen werden. Die frohe Geſellſchaft hatte den Kahn auf den Sand gezogen, und bald tanzten Alle um den Fiedler herum, und die Freude war groß."

„Das Waſſer wuchs, und der Kreis, auf dem ſie tanzten, wurde, ohne daß ſie es merkten, immer kleiner. Und als der Fiedler aufhörte zu ſpielen, und ſie ſich nach der Barke umſahen, war dieſe weit weg von der Sandbank, und wurde von den Wellen hin und hergetrieben, und von der Strömung in reißender Schnelle mit fortgeriſſen. Da hatte das Feſt ein Ende, ein gräuliches Ende! Wohl Keiner von ihnen konnte ſchwimmen, um die Barke wieder herbeizuholen; vielleicht war ſie ſchon zu weit. Wir ſahen ſie ſpäter eine Stunde von der Sandbank. Dieſe ſelbſt aber wurde von Minute zu Minute kleiner. Der Jubel wurde zum Schrei der Verzweiflung, zum Hilferuf; aber der Ruf verhallte in dem Brauſen der Wellen, und erſt als beinahe die Sandbank verſchwunden war, bemerkte man am Ufer die Beſtürzung und Noth der Geängſtigten. Zwanzig, dreißig Barken ſtießen dann beinahe zugleich vom Ufer ab. Ich ſprang mit in die meines Vaters, und wir ruderten wie nie wieder. Aber das Waſſer ſtieg immer höher, und zuletzt ſtand die ganze Hochzeit, dreizehn Männer und Frauen, dicht gedrängt auf einem kleinen Raume, das letzte Fleckchen Erde unter ihnen. Und wir ſahen dann, wie ſie niederfielen auf die Knie, und die Hände zum Himmel ſtreckten. Und wir ruderten mit neuer Kraft. Aber das Waſſer folgte ſeinem unwandelbaren Geſetze, wurde immer höher und ſtürmiſcher, als ob es ungehalten wäre, daß es ſeiner Beute nur langſamen Schrittes näher trete. Und wir ſahen dann, wie es nach und nach an den Gäſten der Hochzeit hinaufſtieg, und hörten mitunter, durch das Brauſen der Wellen hindurch, einen herzzerreißenden Hilferuf. Wie wir auch arbeiteten, ſo kamen wir ihnen nur langſam näher, denn auch der Wind war uns und ihnen entgegen; und als wir noch eine gute Strecke von ihnen waren — wir waren die Vorderſten — ging eine Welle über ſie her, riß ſie um, und wir ſahen dann nur noch einigemal die Kleider der Frauen über dem Waſſer, bis auch dieſe verſchwanden. Ihr letztes Angſtgeſchrei wiederholte ſich im Echo von Barke zu Barke, und erſt eine Weile ſpäter wurden wir wieder ruhig genug, um ein „Vater unſer“ für ihre Seelen zu beten. Wie alt ich auch werden mag, ich vergeſſe das nie.“

„Es waren ihrer dreizehn, und ſie hatten — der alte Uhrmacher war ein Freigeiſt, und wollte es ſo — an einem Freitage — geheirathet, ſonſt hätten wir ſie wohl gerettet.“ fügte der Steuermann hinzu, und glaubte ſolches ſo tiefſinnig geſprochen zu haben, wie etwa ein deutſcher Profeſſor, wenn er den Schlüſſel zum Geheimniſſe der Weltorganiſation gefunden zu haben, ſeinen erſtaunten Zuhörern vorträgt. Ich überhörte damals dieſen Schluß, und machte ſicher kaum die Be-

merkung, daß der Normann abergläubisch wie ein deutscher Bauer sey. Denn der Steuermann sagte noch: „Andern Tags fanden wir die Leichen der Braut und des Bräutigams innig umschlungen am Ufer liegen, und Tags darauf feierte die ganze Stadt die Todtenhochzeit, wie wir das Leichenbegängniß nannten.“ Und dieser Zusatz, wie das ganze gräßliche Bild, füllten meine Phantasie, und verließen mich erst, als das bewegte Leben auf dem Hafendamme von Honfleur mich aus meinen Träumereien riß.

II.

Honfleur.

Wenn man mit dem Dampfschiffe in den Hafen von Honfleur einfährt, und sieht, wie rege und lebendig es auf den beiden Hafendämmen zugeht, so wird man sich ziemlich sicher im ersten Augenblicke über den Charakter der Stadt täuschen. Die ganze schöne Welt von Honfleur, alle Müßigen, viele, die Geschäfte mit den Ankommenden hierhertreiben, die Garçons der Wirthe, die ihre Karten den Reisenden aufdringen, die Conducteurs der Postwagen nach Calais, Rouen und in die Umgegend, die mit lauter Stimme ihre Abfahrt, und wie viele Reisende sie noch unterbringen können, proclamiren, wogen hier durch einander, und erlauben dem Ankommenden nur mit Mühe und mit Hilfe von etlichen Rippenstößen, sich durchzuwinden. Aber dieses regsame Treiben verschwindet in den nächsten zehn Minuten und wiederholt sich nur wieder bei der Abfahrt des Dampfschiffes. Mit Ausnahme dieser beiden Momente, die Epoche in dem eintönigen Leben der Bewohner von Honfleur machen, ist die Stadt wie halbausgestorben; die Straßen sind leer und todt, und nur hier und dort begegnet man Jemanden, der, um einen Nachbar zu besuchen, auf einen Augenblick sein Geschäft verlassend, über die Straße eilt.

Honfleur, dessen Entstehung sich im grauen Alterthume verliert, war einst, ehe Havre gebaut war, eine ziemlich bedeutende Handelsstadt. Seit der Erbauung von Havre aber ist die Zahl der Einwohner von 17000 auf 8000 herabgesunken. Den Namen Honfleur — in den Archiven von Montiviliero heißt es, daß dieser früher Hernufflut gewesen; Harfleur, gegenüber von Honfleur oberhalb Havre, hieß dann wohl Herabflut — verdankt die Stadt den Sachsen oder Franken, und könnte dem Volksglauben, daß Honfleur von Seeräubern gebaut worden, einiges Gewicht geben. Er allein aber bekundet schon die

vorzeitige Anwesenheit der Germanen in dieser Gegend. In Sitten und Gebräuchen dieser alten und alterthümlichen Stadt findet man noch andere Andeutungen dieses Umstandes.

Die Lage von Honfleur, besonders ehe Havre gebaut war, mußte es zum Augenmerk eben derer machen, die den Fluß beherrschen wollten. Es wurde deswegen von den Engländern oft belagert, ein paarmal weggenommen; noch öfter aber wußte die Tapferkeit des Volkes die Angreifenden mit blutigem Kopfe zurückzuweisen. In den Kriegen der beiden christlichen Glaubensparteien wurde es ebenfalls bald von der einen, bald von der andern erobert, und, den Neuerungen fremd, von den Liguisten besetzt, zeichnete es sich durch eine verzweifelte Vertheidigung gegen Heinrich IV. aus, der es erst nach unermeßlichen Anstrengungen erobern konnte. Vor Zeiten eine blühende Handelsstadt, waren die Bewohner von Honfleur zugleich die verwegensten und besten Seeleute, und noch in der neuesten Zeit ist ihnen dieser Ruf geblieben. Ein Honfleurer, Benoit Paulmier, war einer der ersten, der 1503 nach Vasco di Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelte; Lelievre, ein Honfleurer, knüpfte 1617 zuerst für Frankreich Handelsverbindungen mit Java und Sumatra an; der Contre-Admiral Hamelin, der im letzten Kriege gegen Spanien die französische Flotte vor Cadix befehligte, der Contre-Admiral Motard, der Linienschiff-Commandant Morel Beaulieu ꝛc. beweisen, daß auch noch in der letzten Zeit die Bewohner von Honfleur ihren Vätern keine Schande machen. Die große Mehrzahl der Bewohner von Honfleur sind heute Fischer. Der Handel der Stadt ist auf die Einfuhr von norwegischem Holze und englischen Steinkohlen, und die Ausfuhr von Geflügel, Eiern und Obst nach England beschränkt. Dieser Handel nach England ist übrigens noch immer verhältnißmäßig ziemlich bedeutend, und beläuft sich jährlich auf 2,500,000 Kilogrammes, die Hälfte der ganzen Ausfuhr dieser Artikel in der Manche. Dann gibt es in Honfleur noch einige Fabriken chemischer Produkte, eine Zuckerraffinerie, und endlich würken die Frauen der Fischer und Arbeiter meist während der Stunden, in denen sie ihren Männern nicht helfen müssen, Spitzen. Auch spricht man in der Normandie von Honfleurer Bier, was aber schlecht genug, und nur besser als das gewöhnliche Getränke ist, das man hier Bier zu nennen beliebt.

Der Charakter der Stadt ist öde und traurig, die Häuser sind alt, aber ohne daß ihnen ihr Alterthum ein ehrwürdiges Aussehen zu geben im Stande wäre, da sie meist klein, dann aber übertüncht und übermalt, mit Schiefer gedeckt, und theilweise selbst die Wände damit belegt sind. Das Volk aber ist bieder, kräftig, keine Gefahr scheuend,

ausdauernd und am Alten hängend; die Männer sind von Körper stark, und wenn auch meist nicht groß, doch schlank; die Frauen sind schön, und man sieht unter ihnen oft reizende Gestalten.

Die Anhänglichkeit der Honfleurer an dem einmal Bestehenden, das Festhalten an dem Alten fiel schon vor ein Paar Jahrhunderten den Reisenden auf, so oft sie die Bewohner von Honfleur in ihrem etwas alterthümlichen Anzuge sahen. Evelyn, ein Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts (1644), sagt: „Honfleur ist eine arme Fischerstadt, die sich durch nichts auszeichnet, als durch die bizarre, aber praktische Bekleidung. Die Kleider sind hier aus Bären- und andern Thierhäuten verfertigt, wo sie sonst am Strande des Meeres meist aus schlechten Lumpen bestehen.“ Die Bärenhäute sind nun freilich aus der Mode gekommen, aber der Charakter der Honfleurer ist deswegen nicht weniger neumodisch geworden. Sie sind, was sie waren, schlichte, kräftige Normannen; die Männer brave Väter, die Mütter tüchtige Hausfrauen. Schon der Umstand, daß die Fischerweiber hier, wie vielfach in der Normandie, trotz der Arbeiten für ihr Gewerbe und ihr Hauswesen, noch Zeit finden, Spitzen zu würken, beweist für sie; daß sie aber mehr als gute Arbeiterinnen, daß sie muthige und ergebene Eheweiber sind, dafür hat die Geschichte des letzten Krieges zwischen England und Frankreich einen sehr schönen Beleg geliefert. Eines Tages, wo die Engländer in die Mündungen der Seine und Orne einzudringen die Absicht hatten, nahmen sie alle Fischer von Honfleur, die man sonst ziemlich ungestört ihr friedliches Geschäft treiben ließ, Einen nach dem Andern auf den englischen Kriegsschiffen gefangen, da Einer nach dem Andern sich fest und entschlossen weigerte, als Pilote die englische Flotte in die Flüsse hineinzuführen. Ein Paar Fischerbarken, die glücklich genug gewesen waren, zu entkommen, brachten diese Nachricht nach Honfleur. Die Weiber der Fischer, anstatt der thatlosen Klage freien Raum zu geben, beschlossen gemeinsam, sich auf den noch übrigen Barken einzuschiffen, an die englische Flotte heranzufahren, und kurzweg ihre Männer von den Engländern herauszufordern. So zog die Honfleurer Barkenflotte, nur von Weibern dirigirt, aus dem Hafen aus, und steuerte auf das englische Admiralschiff zu. Hier angekommen, schickten sie ihre Gesandten an den Admiral, und ließen ihm erklären, daß sie ihre Männer heraus verlangten, oder wenigstens mit ihnen zu Gefangenen gemacht seyn wollten, und daß sie ohne Umstände an den Schiffen heraufklettern würden, wenn man ihnen Eines oder das Andere verweigern sollte. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck dieser muthige Feldzug, oder besser Seezug, der weiblichen Flotte von Honfleur auf den englischen Offizier ge-

macht haben mag. Man lachte, man neckte die kecken Seefrauen eine Zeitlang, aber gab endlich die Männer heraus, denen dann die Weiber auf der Rückfahrt Steuer und Ruder wieder überließen, und im Triumph und unter dem Jubel von ganz Honfleur in den Hafen einfuhren. Die Weiber von Honfleur sind denen von Weinsberg nichts schuldig geblieben.

Die Engländer haben sicher vor den Männern und vor den Weibern von Honfleur Achtung bekommen, und schon das erklärt das Benehmen des Admirals. Aber wer weiß, vielleicht hatte er außer dem Seewesen auch hier und da einmal ein wenig die Geschichte seines Landes studirt, und war dann vielleicht auf eine Stelle gekommen, wo Ethelred, König von England, eine Flotte und ein Heer nach der Normandie schickt, um Alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, und nur den Mont St. Michel zu schonen, sodann aber Richard II., Herzog der Normandie, lebendig und die Hände auf den Rücken gebunden, vor ihn zu führen. Drei Monate später kamen die blutigen Reste des Heeres in England an, und der Befehlshaber derselben sagte: „Allerdurchlauchtigster König! wir haben den Herzog Richard nicht gesehen, aber wir haben zu unserem Unglücke mit der wilden Bevölkerung einer Grafschaft gekämpft; dort haben wir nicht nur sehr tapfere Männer, sondern auch Frauen gefunden, die sich in den dichten Kampf stürzten, und die den Schädel des stärksten Gegners mit dem Joche, woran sie die Wasser-Krüge trugen, zerschmetterten.“ — Der englische Befehlshaber sprach von den Weibern der Basse-Normandie, in der Honfleur liegt; und wie gesagt, wer weiß, ob diese Stelle nicht zufällig einmal unter die Hände des Admirals gefallen war.

Die Germanen und die Gallier können zugleich diese Tapferkeit der Frauen der Normandie, als von ihnen ausgehend, in Anspruch nehmen. Wie die Weiber der alten Germanen fochten, lehrt uns die Geschichte, und ein alter Schriftsteller *) sagt uns von den Gallierinnen: „Mehre Ausländer vereinigt, würden einem Gallier, dem seine Frau zur Seite steht, nicht widerstehen können, denn diese finden eine furchtbare Waffe in ihren Füßen, wie in ihren Fäusten, deren Schläge die Wirkung eines gegen eine Stirne geschleuderten Steines haben.“ — Ich für meinen Theil gestehe gerne zu, daß in der Tapferkeit der Honfleurerinnen vielleicht das gallische Prinzip mehr als das germanische vorherrschend ist, denn die Kultur hat die deutschen Frauen zu viel duldsameren Weibern, als die französischen gemacht.

*) Marcelin. lib. 15. c. 11.

Die Engländer übrigens ſcheinen nie viel Glück bei den franzöſiſchen Weibern gemacht zu haben. Wir haben geſehen, wie die Normanninnen ſie nach Hauſe ſchickten; ein Paar Jahrhunderte ſpäter wurden ſie von zwei Weibern, der Jungfrau von Orleans und der Agnes Sorel beſiegt, und in der letzten Zeit trotzten ihnen die Honfleurerinnen allein ihre Männer ab. Nichtsdeſtoweniger ſcheinen ſie denſelben nicht gram zu ſeyn, und beſonders denen von Honfleur nicht, denn hier wohnt ſtets eine ziemliche Anzahl engliſcher Familien. Doch genug von den Frauen.

Wer die Poeſie des Seemannslebens ſtudiren will, muß ſich in einem Fiſcherdorfe, in einer kleinen Seeſtadt, die, wie Honfleur, meiſt von Fiſchern und Piloten bewohnt iſt, auf eine Zeitlang niederlaſſen. In größeren Seeſtädten ſpielen unter den Seeleuten die Matroſen die erſte Rolle, oder fallen am meiſten auf. Dieſe Claſſe iſt aber abwärts ſo verthiert, daß das Studium derſelben nur einen tiefen Ekel erregen kann. Die Fiſcher dagegen — ich habe von den Gründen anderswo geſprochen — ſind meiſt brave, unverzagte Seeleute, und überdieß kräftige Menſchen, an Leib und Seele geſund, ein ächter Kernſchlag. Und wer ſie kennen lernen will, muß ſie in ihren Familien, auf dem Markte, auf den Schiffen, und während eines Sturmes beobachten. Zu Hauſe fleißig und zahm wie ein Lamm, und nur gereizt tapfer wie Löwen, auf dem Markte redlich und doch klug und oft verſchlagen; auf dem Schiffe ſtrenge und ernſt, ſchweigſam und gebieteriſch, und endlich, wenn der Sturm beginnt, an's Ufer eilend, den Blick in die Weite ſchickend, um ſchweigend zu forſchen, ob ein Schiff in Gefahr, und Hilfe nothwendig, und dann ſich in die ärmliche, gebrechliche Barke werfend, und dem Meere und ſeinem furchtbaren Zorne trotzend, das Leben meiſt, ohne zu berechnen, ohne zu ſchwanken, einſetzend, um das Anderer zu retten; das iſt der Wechſel im Leben dieſer Leute, ſo ſchlicht als brav und muthig.

Wenn ſelbſt in den Adern der Normannen kein germaniſches Blut flöße, ſo erklärte ſchon dieſe Lebensart der Bewohner von Honfleur ihre Anhänglichkeit am Alten, am einmal Anerkannten.

III.

La Côte de Grace.

Schon beim Ausſteigen aus dem Dampfſchiffe wird der Reiſende gewöhnlich von Bettelbuben angegangen, und gefragt, ob er nicht auf die Cote de Grace geführt ſeyn wolle. Wer nichts Nothwendiges vorher abzumachen hat, mag dieſer Einladung Folge leiſten; am Beſten iſt es

aber, dafür zu ſorgen, daß man auf dem Berge einen Sonnen-Untergang mit anſehen kann.

Ein breiter Weg, zu beiden Seiten dichtes Buſchwerk, das nur hier und dort einen verſtohlenen Blick in die Weite erlaubt, führt auf dieſen Berg hinauf. Endlich auf der Höhe angekommen, ſieht man zuerſt ein zweites, haushohes Miſſionskreuz, und links, im Gebüſche verſteckt, die Kapelle der Notre Dame de Grace.

Am Fuße des Miſſionskreuzes, nachdem man aus dem ſchattigen Wege herausgetreten iſt, öffnet ſich dann mit einem Male eine Ausſicht, wie man ſelten ſo glücklich iſt, eine zu finden. Man ſteht an dem Abhange eines ſteilen, ziemlich hohen Felſens, der einen Blick auf das jenſeitige Ufer, auf die Seine und in die unbegrenzte Weite des Meeres hinein erlaubt. Viele Meilen weit entdeckt man das am fernen Horizonte auftauchende Segel. Die kleinen Barken kreuzen hin und her, eilen dem Hafen zu, oder fliegen, wie die Schwalben am Morgen, auf Futter für ihre Jungen aus. Und hier und dort zwiſchen dieſen Barken entdeckt man die ſtolz geblähte Segelbruſt des ruhig die Wogen durchſchreitenden Dreimaſters, ein Adler unter jenen Schwalben. Und wieder an einer anderen Stelle die Feuerſchiffe, wie ſie die Wilden in ihrer bilderreichen Sprache nennen, gleich Ungeheuern Rauchwolken ausſpeiend und die Wellen zertheilend. Und als Gegenſatz am Fuße des Berges, auf dem wir ſtehen, eine engbegrenzte Landſchaft von zerriſſenen Felsblöcken, um die herum ſich grüne Sammtteppiche gebildet haben, und auf denen der Hirte ſeine Heerde weidet. Vor uns das Welt-Epos des Meeres in ſeiner furchtbaren Schönheit, und zu unſeren Füßen die Idylle einer Genrelandſchaft in tiefſter Ruhe.

Und hier ein Sonnen-Uutergang! Ich war eines Abends hier, wo dunkle Wolken den Himmel deckten. Nur im Weſten war ein Streif, wo der blaue Himmel durchſchien, unter und über demſelben aber wieder ſchwere Wetterwolken. Wie die Sonne dem Meere näher trat, röthete ſie die Ränder der Wolken, die jene offene Stelle bildeten, und das Abendroth legte ſich dann im Abglanze auf das ganze Meer, ſo weit es zwiſchen dem Berge de Grace und dem Horizonte ſtand. Endlich trat die Sonne in ihrer vollen Pracht in dieſe Oeffnung, die zu Augenliedern um den großen Augapfel des Weltgeiſtes wurde. Im Meere ſpiegelte ſich dann die Sonne, und ſchuf einen Feuerſtrom ſiedenden, ſpringenden, ſprudelnden Goldes, deſſen Quelle zu unſeren Füßen war, und der ſich in's Unendliche verlief. Der Goldſtrom war aber um ſo ſchöner, als das Meer, in dem ſich links und rechts die ſchwarzen Wolken ſpiegelten, denſelben ſcharf begrenzte. Hier und dort fuhr ein Schiff in dieſen Strom

ein, und glänzte im Widerſcheine, wie man die Strahlen des Heiligenglanzes um die Stirne eines Märtyrers ſieht.

Vor mir dieß Schauſpiel, dieſe Feierminute der Natur, und hinter mir ein Kreuz, eine Kapelle! O Menſcheneinfalt! Du mußt, um beten zu können, um von dem Gottgedanken nicht erdrückt zu werden, dich in die nackten, kalten Mauern verſchließen, und dir einen Stein zu einem Bildchen formen!

Hier auf dieſer Stelle hätte ich mir ein Hüttchen bauen mögen, wenn nicht ſchon eine Kapelle daſtünde, und alle Frommen des Landes und alle Reiſenden der Fremde hierherpilgerten, um Buße zu thun. Das Volk hat ſo gut wie meine Wenigkeit gefühlt, daß hier eigentlich eine Einſiedelei ſtehen müſſe, und daher die Sage bewahrt, die dem Berge ſein Recht widerfahren läßt. Am Fuße der Cote de Grace, auf jenen kleinen Wieſen zwiſchen Felsblöcken, hat die Sage die Eremitage eines Abtes Geremer von Pontalle hingebaut. Dieſer Abt war zu einer Zeit, wo die Mönche bereits einſehen gelernt hatten, daß man, trotz des Gelübdes der Keuſchheit, der Armuth und der Demuth, ganz luſtig in einem Kloſter leben könne, ein ſehr frommer Mann, und betete und faſtete viel, und wollte ſeine Mönche bereden, daß ſie ebenfalls nichts Geſcheiteres thun könnten, als ſeinem Beiſpiele zu folgen. Daran aber nahmen die luſtigen Mönchlein großes Aergerniß und wurden dem Abte gram, und um ſo ungehaltener gegen ihn, als er zur Ueberredung den Zwang fügen konnte, und ſie, um dieſen zu vermeiden, heucheln mußten. Endlich wurde ihnen dieſe Laſt zu ſchwer, und ſie beſchloſſen, dem Reformator durch eine kleine Revolution das Handwerk zu legen, und ihn auf die Seite zu bringen. Ein Wunder — ſo die Sage — rettete ihn aus den Händen ſeiner Mönche. Er floh aus dem Kloſter, in dem er Befehle ertheilt hatte, und zog ſich auf die Felſen am Fuße der Cote de Grace als Einſiedler zurück. Bald ſpürten die Mönche ſeinen Ruheſitz auf, und ſchickten Abgeſandte zu ihm, die von ihrer Reue ſprachen, und den Abt aufforderten, in's Kloſter zurückzukehren. So lange er nicht wollte, ging Alles recht gut, und die Mönche lebten im beſten Frieden. Endlich aber, den Reueverſicherungen der Mönche Glauben ſchenkend, verſprach der Abt ihnen, andern Tages wieder in's Kloſter einzuziehen, und wurde daran nur durch ein Wunder verhindert; denn am andern Tage erzählten die Mönche, daß, während ſie Nachts die Horen geſungen, ihnen der Abt leibhaftig erſchienen ſey, und erklärt habe, er ſey ſo eben gen Himmel aufgefahren. Sie ernannten ihn dann zum Heiligen und errichteten ihm einen Altar. Ein Paar Tage ſpäter fanden die Fiſcher am Fuße des Berges eine Kutte in ihren Netzen, und weiter unterhalb eine

Leiche, die beinahe glauben machen konnten, daß der heilige Abt bei seiner Luft- und Himmelfahrt, wenigstens vorerst die Kutte ausgezogen, und dann am Ende gar das Geschick des Icarus gehabt habe. Das Volk aber sagte: die Mönche hätten ihn todtgeschlagen, was aber wohl nicht leicht denkbar ist, da er ja schon einmal durch ein Wunder gerettet worden war, und ein zweites nicht mehr Mühe, als ein erstes kosten konnte. Wenn man solche Geschichten im Munde des Volkes hört, so ist es auffallend, wie trotz derselben der Einfluß der Mönche und der Geistlichkeit überhaupt noch so lange dauern konnte, und nur das uns alle beherrschende Bewußtseyn unserer eigenen Nichtigkeit erklärt diesen Widerspruch. Der Mensch verliert selten das Gefühl, daß er auf gut Glück in den Sturm des Lebens hineingestoßen ist, und greift daher nach der ersten besten Planke, hoffend, daß sie ihn an's sichere Ufer bringen werde. —

Die Kapelle der Notre Dame de Grace ist aber eine Kapelle wie viele hundert andere; sie ist die Nachfolgerin einer früheren, die Wilhelm der Eroberer gebaut, weil er vor seiner Landung in England in einem Sturme die heilige Maria um ein kleines Wunder angegangen hatte, und diese seine Bitte in Gnaden aufgenommen und seinem Wunsche nachgekommen war. Später riß das Meer den Theil des Felsens der Cote de Grace, auf dem die Kapelle Wilhelms des Eroberers stand, zusammen, und es scheint beinahe, als ob Neptun sich so an der Notre Dame selbst habe rächen wollen, für alle die Schiffe, die sie ihm vorenthalten. Fromme Honfleurer bauten dann die gegenwärtige Kapelle und bewiesen, daß der Sieg des Meeres über die Felsen, auf denen die Kirche, in der man seine Macht beschwor und bekämpfte, stand, nichts weniger als den Felsen, auf den ihr Glaube gebaut war, erschüttert hatte.

In der Kapelle sieht man eine Menge Bilder und sonstiger Gegenstände, die alle von der wunderthätigen Protection der Notre Dame de Grace Zeugniß ablegen. Krücken, silberne Hände und Füße, Arme und Beine sind überall in wunderthätigen Kirchen an der Tagesordnung und fehlen auch hier nicht. Außer dieser aber gibt es eine Menge Schiffe, auf Leinwand gemalt, aus Holz geschnitten, oder in Erz gegraben, die sämmtlich von den Schiffern hier aufgehängt wurden, weil die heilige Maria sie, trotz Sturm und Wetter, in den Hafen geführt hatte. Man hat oft Gelegenheit in der Normandie, den religiösen Sinn des Volkes, der aber vielfach zum Aberglauben wird, zu beobachten. Hier auf der Cote der Notre Dame de Grace kann man mitunter ein Schauspiel sehen, das sich sicher nur noch in Italien oder Spanien wiederholt. Früher war es sehr oft der Fall, daß wenn ein Schiff glücklich einen

Sturm, in dem die Schiffsmannschaft nie versäumte, die Mutter Gottes um Schutz anzurufen, überstanden hatte, die ganze Besatzung des Schiffes nackten Fußes und im Hemde, eine Wachskerze in der Hand, eine Pilgerfahrt nach der Kapelle Notre Dame de Grace antrat, und dort erst ihren Dank abstattete, ehe sie nach Hause zog. Man sieht diese Pilgerfahrt selbst jetzt noch mitunter, wenn sie auch bedeutend seltener geworden ist.

Am Pfingstmontag ist hier großes Fest, und dann sind die Kapelle und der Berg noch immer sehr besucht. Tausende von Einheimischen und Fremden, aus der Ferne und aus der nächsten Umgegend, strömen hier zusammen. Man sieht vor Zelten die kleine Kapelle kaum, und ich kann versichern, daß Abends der Jubel des Volkes, die Lieder der Bursche und Mädchen, viel kräftiger die Luft durchhallten, als am Morgen die rostigen Stimmen der Chorsänger und selbst das Gebrüll der Serpents. Und da es zur Zeit der Mutter Gottes noch keine Nonnenklöster gab, so denke ich, daß sie diesem Abendgottesdienste nicht sehr grollen wird.

Es führt von diesem Berge ein zweiter Weg hinab, der über eine Stelle geht, die man den Mont-Joli nennt. Dieser Mont-Joli ist nur ein Paar hundert Schritte von der Kapelle entfernt, und bildet eine Art Plateau, von dem herab ein künstlicher Weg im Zickzack bis an den Fuß des Berges führt. Wenn man auf dem Plateau angekommen ist, so öffnet sich vor uns eine Aussicht, so verschieden von der früheren, wie eine Schweizerlandschaft von einer Meergegend. Der Berg, auf dem man steht, deckt die Aussicht in's Meer. Vor uns liegt die Seine meilenbreit und meilenweit, ringsum mit Bergen umgeben, ein See, wie jene der Alpen. Bei der Ebbe treten in diesem See eine zahllose Menge kleiner und größerer Sandbänke hervor, auf denen Schwärme von Seevögeln sich herumtreiben, sich auf dem Sande sonnen, oder ihren Raub suchen, den sie mit den Fischern, die sie oft verscheuchen, theilen müssen. Zwischen diesen Sandbänken bricht sich der Strom in hundert kleine Flüsse und Bäche, bis wir weiter oben nur den platten Wasserspiegel sehen. Die Ufer ringsum, terrassenartig aufsteigend, wuchern im üppigsten Grün, und zwischen durch entdeckt man die Sommersitze derjenigen, die diese Welt die Glücklichen nennt. Zu unserer Linken endlich, in einem langsam aufsteigenden Thale, liegt die Stadt mit ihrem Hafen, mit ihren Kirchlein, ihrem Missionskreuze, ein Bild der Ruhe neben dem regen Leben der hin- und herfliegenden Schiffe auf der Seine.

Ich wurde, so oft ich in Honfleur war, zu einem Pilger, der seinen Zoll auf dem Berge der Notre Dame de Grace regelmäßig abtrug, und

danke dem Himmel, daß er mir Phantasie genug gegeben, um auch in der Ferne mir die Geliebte gegenwärtig denken zu können.

IV.

St. Clair.

Wer Volksleben studiren will, der reise nach Havre, und sorge dafür, daß er am 17. Juli unterhalb Honfleur auf der freundlichen Wiese um die Kapelle St. Clair angekommen sey. Er kann dort einen Tenniers erleben, und studiren. Ich habe schon irgendwo gesagt, daß ein Markt eine Schule ist, in der man das Volk kennen lernen und prüfen kann. Auf der Wiese um St. Clair findet ein Markt statt, wie ich sonst keinen wieder sah, und zwar ein Menschenmarkt. Ja! Ja! ein Menschenmarkt! — Aber nur nicht ängstlich; die alte Sklaverei hat längst in Frankreich aufgehört, und die Franzosen sind zu galant, um wie etwa die schroffen, spleengeplagten Engländer ihren Weibern einen Strick um den Hals zu binden, und sie zu verkaufen. Wenn man sie in Frankreich verkauft, so läßt man wenigstens den Strick zu Hause. Es handelt sich aber überhaupt auf dem Markte zu St. Clair nicht um's verkaufen, sondern nur um's vermiethen.

Am 17. Juli findet auf der Wiese von St. Clair la luvée statt. Alle Bauernbursche und alle Mägde der Umgegend, die ihren Dienst verändern wollen, gehen an diesem Tage mit ihren besten Kleidern aufgeputzt nach St. Clair, um sich auf dem Markte auszustellen, und alle Pächter und Gutsbesitzer von weit und breit, die einen Knecht, und und alle Pächterinnen, die eine Magd nöthig haben, kommen hierher, um sich die Waare anzusehen, und sich auf ein Jahr zu kaufen, wenn sie ihnen ansteht, und sie Handels einig werden.

Schon in diesem Gebrauche, in diesem Knechte- und Mägdehandel, der sich an mehren Orten der untern Normandie wiederholt, liegt so viel Patriarchalisches, daß er allein im Stande wäre, eine ganze Provinz zu charakterisiren. Ein solcher Markt ist nur unter Leuten möglich, bei denen Treue und Glauben noch gilt, wo es noch ein Mann ein Wort heißt. Wenn man bedenkt, wie man anderswo der zu miethenden Magd nachfragen muß, wie man ihr gesetzliche Zeugnisse ausstellt, und wie man trotz dieser Vorsichtsmaßregeln dennoch am Ende oft genug betrogen wird, so tritt noch klarer hervor, wie einfach und unverdorben ein Volk seyn muß, bei dem ein solcher Knechte- und Mägdemarkt, wo man auf's Wort gehen, auf's Gesicht vertrauen kann, seyn muß. Beim Handel selbst aber tritt der Charakter der Unter-Normannen noch klarer

hervor. Die Patriarchen waren auch nicht gerade auf den Kopf gefallen und hatten's, trotz ihrer einfachen Sitten, oft faustdick hinter den Ohren Beweis dafür unter andern die weißen und bunten Schaafe ihres Vaters Jakob. Die Bauern der Normandie waren überdieß viel Jahrhunderte die Besiegten und die Unterdrückten, und es erklärt sich daher leicht, wenn sie bei ihrer Gradheit doch in ihren Geschäften nicht wenig Klugheit und oft selbst Verschlagenheit entwickeln. Man findet häufig im Leben solche Widersprüche, und es ist, als ob die Natur in der einen Eigenschaft die Schutzwehr der andern, und umgekehrt hätte schaffen wollen. — Diese Verschlagenheit der normannischen Bauern tritt in den Benehmen der Miether und der sich zur Miethe Ausbietenden oft so klar als möglich hervor. Die einen Dienst Suchenden erscheinen natürlich in ihrem Sonntagsschmucke, die Bauernbursche in einem neuen Kittel, die Peitsche in der Hand und am Ende der Peitsche einen Blumenstrauß, als Zeichen, daß sie einen Dienst suchen; die Mägde geschniegelt und gestriegelt, in ihren anliegenden Kleidern, die hohe Cauchoisse-Mütze auf dem Kopfe, und an der linken Brust den bezeichnenden Blumenstrauß.

Bald sondern sich die Weiber von den Männern ab. Die Knechte treten zur einen, die Mägde zur andern Seite. Alle sind ziemlich siehe mit nichts anderem beschäftigt, als mit dem Gedanken, wie sie sich an den Mann bringen sollen, und Alle thun so, als ob sie eben an nichts weniger dächten, als gerade an das, was ihnen am meisten am Herzen liegt.

Die tollste Lust herrscht in der Gruppe der Knechte. Man lacht, man neckt sich, schickt den Witz hinüber, und wartet die Antwort kaum ab, um die Replik zu geben. Aber alle wissen, daß die Pächter nahe sind, und daß gerade in dieser scheinbar unschuldigen Laune, in diesen spielenden Witzen für diese eine Anzeige liegen muß, daß der, der am schlagerechtesten zu antworten weiß, auch der offenste Kopf unter ihnen ist, und man sieht es oft, daß gerade, nachdem ein rechter Kernwitz das Gelächter der Knechte und Pächter erregt, sich Einer oder der Andere von diesen an den wendet, der das letzte Wort behalten hat. Führen diese lustigen Manövers nicht zum Ziele, so spricht man von der Arbeit; und als ob die Sache weiter gar nichts auf sich habe, erzählt hier Einer wie er den beladenen Karren vorgestern aus einem Bache in dem Hohlwege herausgehoben, dort ein Anderer, daß er einmal eine Wette gewonnen habe, so und so viel Korngarben in einem Tage zu dreschen und daß er noch heute die Wette halten werde. Und ein Dritter, um seine Kraft zu zeigen, hebt seinen kolossalen Nachbar, ihn von hinten

ergreifend, auf, und hält ihn ſchwebend eine Zeitlang in den Lüften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die kleinen und meiſt ſinnreichen Kunſtgriffe aufzählen wollte, die hier angewendet werden, um ſich geltend zu machen, und einen höhern Preis für den Dienſt zu erhalten.

In der andern Gruppe, der der Mägde, ſind die Kunſtgriffe anderer Art. Hier iſt es mehr darum zu thun, ſchon durch die äußere Erſcheinung einen großen Eindruck zu machen, und daher ſehen alle ſehr züchtig aus, und ſind meiſt ſo ſchön geputzt, als es ihr Stand und ihre Mittel erlauben. Sehr viele der Mägde haben ihren Geliebten in der Gruppe der Knechte, aber nur ein verſtohlener, unbewacht geglaubter Blick verräth dieß mitunter. Auch hier ſpricht man von der Arbeit, und was man Alles kann, und wie man gewirkt und geſchafft im vorigen Jahre. Auch hier herrſcht große Luſt, aber es fehlt ihr die Keckheit, die unter den Männern den Sieg davon trägt, und die hier für eine Unbeſcheidenheit angeſehen werden könnte. Alle ſind züchtig, anſtändig, friſch und munter, und es gehört bei großen Mehrzahl ein wahrer Kennerblick dazu, um einer den Vorzug zu geben.

Die Miether aber ſind nicht weniger auf ihrer Hut, als die zu Miethenden. Auch ſie haben vorerſt die Miene, als ob ſie am wenigſten daran dächten, einen Knecht oder eine Magd zu ſuchen. Sie kommen und gehen, und miſchen ſich unter die Gruppen, ſprechen mit dieſem und jenem, nur meiſt nicht mit dem, auf den ſie ihr Auge geworfen haben, und richten es nur ſo ein, daß ſie nahe genug ſind, um ihn hören zu können, und horchen dann auf ihn, während ſie dem Antwort geben und Fragen ſtellen, mit dem ſie ſprechen. Oft ſieht man's, daß ein Pächter ſich an die nächſten Nachbarn deßjenigen wendet, auf den er's gemünzt hat, und jenen fragt, wo er gedient, und wie viel Lohn er wolle? wobei er dann dieſen mit in's Geſpräch zieht, und gelegentlich auch an ihn eine Frage über den Preis, auf den er ſeine Jahresarbeit ſchätze, richtet. So gibt ein Wort das andere, bis endlich die Hand hingereicht, eingeſchlagen, das Aufgeld gegeben, und der Blumenſtrauß von der Peitſche genommen oder bei den Mägden von der linken an die rechte Bruſt geſteckt wird.

Gegen Abend ſind nur noch Wenige übrig, die das Aushängeſchild des Blumenſtraußes nicht abgenommen oder von der Linken zur Rechten übergepflanzt haben; und dieſe wenigen Unglücklichen ziehen ſich am Ende troſtlos zurück, und überlaſſen den glücklichern Nebenbuhlern das Schlachtfeld.

Dann beginnt das Feſt; nach des Tages Mühen die Freuden des Abends und der Nacht. Auf der Wieſe ſind eine Menge Zelte auf-

geſchlagen, in welche die Wirthe aus der Umgegend ihre Küchen und Keller verſetzt haben. Nachdem die Miethsverträge geſchloſſen ſind, wird hier meiſt das Aufgeld zur Abgabe, die die Burſche an die Wirthe zahlen. Alle Zurückhaltung wird abgelegt. Der Burſche erkennt ſein Mädchen, dieſe ihren Jungen wieder an, und unter Tanz und Jubel, unter Toaſten auf das Wohl des neuen Herrn, bei Strömen von Cider, beginnen ſie ihren Dienſt, dieſen vergeſſend, mit einer Freinacht, in der die Luſt und Freude Herrn und Knecht gleich machen.

Morgen erſt beginnt der Dienſt, die freiwillige Knechtſchaft, die ſich von der unfreiwilligen eben durch das: un unterſcheidet.

V.

Rückfahrt.

Als ich an dem Abende, wo der Mägdemarkt in St. Clair ſtattfand, auf dem Dampfboote zurückfuhr, ſaß ich neben einer Kaufmannsfamilie aus Havre, und hörte bald, daß der Herr Vater in St. Clair geweſen war, um ſich dort eine Magd auszuſuchen. Er ſchien nicht ganz zufrieden zu ſeyn, und klagte ſehr darüber, daß es immer ſchwerer werde, einen Knecht oder eine Magd zu bekommen. Ich weiß nicht, ob dieß anderswo ebenſo der Fall iſt, erkläre mir aber für Havre die Sache ganz natürlich, da der Geiſt der Selbſtändigkeit in Frankreich abwärts im Volke Fortſchritte macht, und der blühende Zuſtand des Landes, die Vertheilung des Grundeigenthums, die Gewißheit, ſelbſtſtändig Brod und Arbeit zu finden, ihnen die freiwillige Knechtſchaft verleidet. Mein Schiffnachbar klagte ſehr darüber, und prophezeite, daß wir nach fünfzig Jahren unſere Stiefeln ſelbſt wichſen müſſen. Wo ſoll das hinaus? Die Welt geht ihrem Untergange mit Rieſenſchritten entgegen!

Ich überhörte den Reſt, denn ich hatte Beſſeres zu thun. Die Sonne war untergegangen, ehe das Dampfſchiff aus dem kleinen Hafen ausgelaufen war. Und ehe wir die Mitte des Stromes erreicht hatten, lag die dunkle Nacht auf der ganzen Umgebung. Fernher hörten wir den Donner rollen, und von Zeit zu Zeit öffnete ein Blitz, der am Himmel hin und herfuhr, auf eine Secunde eine geſpenſterartige Ausſicht in die Weite. Dann wurde wieder Alles dunkel, und alles ſtille, denn das nahe Wetter ſchloß auch der Mehrzahl der Paſſagiere den Mund. Das Schiff aber durchſchnitt die Wellen, warf dieſe links und

rechts phosphorleuchtend zurück, und ließ einen langen Streifen jener in Phosphor leuchtenden Wellen hinter sich. Es läßt sich das Alles nicht beschreiben, ich zweifle selbst, ob mahlen; aber es erinnert uns ein solcher Abend an die schönsten Mährchen, die sich je in der Phantasie eines Knaben wiedergespiegelt haben.

Endlich fuhren wir an Havre vorbei, oder besser, die Stadt eilte mit ihren erleuchteten Straßen, mit den Tausend Lichtern und Lichtlein der Côte von Ingouville an uns vorüber, und zeigte so das Schauspiel einer kunstreichen, immer wechselnden Beleuchtung, in der sich die Gaslampen der Straßen, bald in gerader Linie, bald über, bald neben einander zu Tausend wunderbaren Figuren gestalteten. Die Natur ist der sinnreichste Festordner, und ruft dem Bettler verständlich zu, was der Schmeichler, sie nachahmend, seinem Herrn und Meister nur vorzustottern im Stande ist. — Als wir endlich in den Hafen einfuhren, verkündete ein langanhaltender Donnerschlag unsere Ankunft, und rief: Willkommen!

Die Kinderfreſſer.

An einem ſchönen Abende, im Jahre 1685, genoß der Seelenhirt des kleinen Dorfes Fagehill, in der Grafſchaft Cheſter, der Kühle vor ſeiner Thüre; er ſaß auf einer Raſenbank, welche man kreisförmig um den Stamm einer großen Linde errichtet hatte, deren dichte Zweige das Strohdach der kleinen Pfarrwohnung beſchatteten. Der Pfarrer befand ſich in der Neige des Alters; ſein Anzug, der ſich durch nichts, als durch eine tadelloſe Reinlichkeit von dem der ärmſten Bewohner des Weilers auszeichnete, zeigte an, daß, wenn derſelbe den Grundſätzen der puritaniſchen Convenanten beigetreten war, ihn die Liebe zu zeitlichen Gütern nicht dazu beſtimmt hatte; und die belebten Züge ſeiner Phyſiognomie, voll Sanftmuth, verkündeten, daß die Glaubenswuth, welche zu jener Zeit der Zwietracht herrſchte, wo religiöſe Streitigkeiten mit derſelben Hitze betrieben wurden, wie die politiſchen Kämpfe mit bewaffneter Hand, keinen Eingang in ſein ehrliches und offenes Herz gefunden hatte.

Er hatte die Bibel auf ſeinen Knien ruhen; allein, ſey es, daß er über eine Stelle der heiligen Schrift nachdachte, oder daß weltlichere Gedanken ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner Lectüre abzogen, ſeine Blicke ſchweiften umher, und waren bald mit unausſprechlichem Wohlwollen auf ſeine Frau gerichtet, die mit einer weiblichen Arbeit neben ihm ſaß, bald auf einen Knaben von fünf bis ſechs Jahren, der ſich mit einem großen Hunde auf dem Grasplatze herumtummelte; dann fielen ſie zuweilen wieder auf die ſchöne Landſchaft, welche die Pfarrwohnung umgab.

Von dem Roſenhügel, auf welchem der Geiſtliche ſaß, und der den Gipfel einer Anhöhe von mittlerer Größe bildete, konnte man ein, mit einem tiefen Fluſſe durchſchnittenes Thal von ziemlich großer Ausdehnung überſchauen. Hier war es, wo ein Corps der königlichgeſinnten Armee kurz zuvor mit den Truppen Montmuths zuſammengeſtoßen war. Ein

heftiger Kampf hatte die friedlichen Wellen des Dèe geröthet; die Musketen- und Kanonenkugeln, welche hunderte von Geschöpfen, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen, darniedermähten, hatten auch an den schönen Weiden, die an den Ufern des Flusses standen, Spuren zurückgelassen. Abgerissene Zweige waren auf dem Boden neben den Todten und Verwundeten umhergestreut worden.

Eine Woche war kaum seit jenem blutigen Tage verflossen, und die Resultate des Krieges und der menschlichen Wuth waren wie durch Zauberei verschwunden. Die Opfer hatten, durch die Fürsorge des Geistlichen, ein christliches Begräbniß, ohne Rücksicht auf die Parteien, gefunden; die Art der Dorfbewohner hatte die, durch die Artillerie zertrümmerten Bäume weggeräumt, der Fluß aber schon lange seine blutigen Ufer abgewaschen, und sein Wasser floß wieder so rein wie je zwischen den Büschen der Lianen und Wasserlilien, die ihre breiten Blüten über die Oberfläche ausbreiteten. Mit einem Worte, die Natur lächelte den Menschen wieder, als wenn diese schöne Gegend niemals etwas anderes, als die Freistätte eines tiefen Friedens gewesen wäre.

Dieß waren die Gedanken, welche seit einigen Augenblicken den Geist des Pfarrers beschäftigten, als eben ein Mensch von großem Wuchse ungestüm aus einer Baumgruppe, die seitwärts stand, hervortrat, und dem Pfarrhause zuschritt. Er trug einen Mantel, dessen eines Ende über die linke Schulter geworfen war, und ihm die Hälfte des Gesichts, dessen Schläfe mit einem Sacktuche umwunden waren, bedeckte, so daß es unmöglich war, aus der Entfernung zu beurtheilen, zu welchem Handwerke er wohl gehöre, oder überhaupt, welche gesellschaftliche Stellung er wohl haben möge. Daß er ein Fremder sey, dieß war Alles, was man auf den ersten Blick sehen konnte, und in dieser Zeit bürgerlicher Unruhen konnte jeder Fremde als ein Feind betrachtet werden. Auch muß noch bemerkt werden, daß der hastige Gang, wie überhaupt die ganze Erscheinung des Unbekannten, nicht sehr dazu geeignet waren, der rechtschaffenen Familie Zutrauen einzuflößen, die seinen Besuch erhalten sollte.

Die Pfarrerin legte ihre Arbeit bei Seite und lief nach dem Kinde, das aus Schrecken bereits weinte; der Pfarrer trat einige Schritte vor, indem er eine, seinem Stande angemessene Zurückhaltung und Würde annahm, und der Hund lief vor seinem Herrn her, mit scharfsinnigem Instinkte bei der Annäherung eines Fremden knurrend, der sich noch nicht bekannt gemacht hatte.

Als der Fremde etwa nur noch zehn Schritte von dem Geistlichen entfernt war, fing der Hund furchtbar an zu bellen, indem er einen Satz gegen denselben machte.

„Halten Sie Ihren Hund zurück," ſagte der Fremde mit ſtarker Stimme; „er iſt von einer ſchönen Art, und ich würde bedauern, ihm Leides zu thun."

Indem er dieß ſagte, öffnete er ſeinen Mantel, und ließ die Uniform eines Dragoners und Waffen erblicken, die ihn hinlänglich in Stand ſetzten, es mit Vortheil gegen jeden Gegner aufzunehmen.

„Hierher, Brandt!" rief der Pfarrer, beſorgt für ſeinen Hund, und in der Furcht, das Thier möchte in ſeinem blinden Muthe einen Kampf anfangen, der gefährlich ausfallen könnte.

Der Hund gehorchte und begab ſich ſeinem Herrn zur Seite, indem er, ohne einen Laut zu geben, zwei Reihen Zähne zeigte, die nicht zu verachten waren.

„Wer ſind Sie, mein Herr, und was wollen Sie?" fragte der Geiſtliche den Militär. „Wenn Sie allein und mit friedlichen Abſichten ſich hier einfinden, ſo haben Sie von den Einwohnern dieſes Weilers nichts zu befürchten."

„Mein Herr, oder welchen Titel man Leuten Ihrer Tracht zu geben hat, was ich, ohne zu beleidigen geſagt haben will, Sie ſehen in mir einen armen Cavalleriſten, der Ihre Pfarrkinder nicht beſonders fürchtet, der aber verteufelt müde iſt, und zu wiſſen wünſcht, ob er hier ein Nachtlager und etwas zu beißen finden könnte; denn ich will verdammt ſeyn, wenn ich ſeit geſtern etwas anderes, als ein friſches Ei zu mir genommen habe, das ich in einem Geflügelhofe fand, den die ſchurkiſchen Rundköpfe Morgens geleert hatten."

„Ich glaube Ihnen, mein Herr, und hätte Ihnen auch geglaubt, ohne daß Sie nöthig gehabt hätten, darauf zu ſchwören. Doch laſſen wir das; hier iſt mein armes Haus; was es enthält, ſteht allen denen zu Dienſten, die Hunger oder Durſt haben. Treten Sie ein, und möge der Friede des Herrn Sie begleiten!"

„Amen!" rief der Soldat; „dieß iſt, ich kann es wohl ſagen, eine aufrichtige Gaſtfreundſchaft. Doch ſagen mir Euer Ehrwürden, oder Euer Ehren, könnte die Wohlthat dieſer Aufnahme nicht auch noch einigen kleinen Bruchſtücken zu Theil werden? Mit anderen Worten, wäre es mir wohl erlaubt, Ihnen zwei oder drei Kameraden zu bringen, die mich unten am Hügel erwarten, und wegen des leeren Magens ihren Gürtel bereits enger geſchnürt haben?"

„Aus wie viel Menſchen beſteht Ihre Truppe?"

„Wir ſind unſerer vier, wovon einer verwundet iſt, und den man kaum mit in Rechnung bringen kann, es wäre denn bei Tiſche; da mag er ſeinen Mann ſtellen."

„Wir wollen, im Gegentheil, ihm unſere beſondere Sorgfalt widmen. Wenn Sie mich verſichern, daß der Friede dieſes Hauſes durch das Uebernachten Ihrer drei Kameraden auf keine Art geſtört werden ſoll, ſo können Sie gehen und ſie hierherbringen, ſie ſollen willkommen ſeyn.“

„Einen Augenblick noch. Wir ſind, wenigſtens für den Augenblick, friedliche Leute, und wünſchen nichts Beſſeres, als unſere Schwerter in den Scheiden ruhen zu laſſen. Wir vertrauen, ohne den geringſten Argwohn, Ihrer Gaſtfreundſchaft; da aber doch zu befürchten iſt, daß die Dorfbewohner, bei weniger gutem Willen, dieſe Nacht Händel mit uns ſuchen könnten, wäre es da nicht beſſer, wenn wir etwas ſpäter, und ſo geheim wie möglich, uns einfinden würden?“

„Es iſt nicht unvernünftig, was Sie da ſagen, mein Freund,“ erwiederte der Geiſtliche, indem er über die ſchlecht verhehlte Furcht des Militärs lächelte; „denn die Bewohner von Fagehill, ſo friedlich ſie ſonſt, Gott und vielleicht auch meinen demüthigen Ermahnungen ſey Dank, auch ſind, ſo ſind ſie doch ſehr eifrige Convenanten, wie ſie dieß erſt vor einigen Tagen bewieſen haben, indem ſie die Nachzügler der königlichgeſinnten Armee beunruhigten, als dieſelbe genöthigt war, Cheſter zu räumen. Wenn meine Nachbarn wüßten, daß das Pfarrhaus dieſe Nacht vier Soldaten eine Zuflucht gewährt, ſo könnte es ſich wohl fügen, daß die Achtung, die ſie mir bis jetzt erwieſen haben, keine hinlängliche Garantie für Ihre Sicherheit wäre. So kommen Sie denn, wie Sie es im Sinne haben, im Stillen, Sie und die anderen, und warten Sie ab, bis die Nacht völlig eingetreten iſt.“

Der Sergeant, denn dieſen Grad bekleidete der Militär, machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Schultern, die ebenſowohl als Zuſtimmung, wie als Trotz gelten konnte; dann ſchlug er wieder ſeinen Mantel um ſich, und entfernte ſich durch das Gehölz, wobei er öfters den Kopf gegen das Dorf wandte, um ſich zu überzeugen, ob nicht auch Andere, als der Geiſtliche, Zeugen ſeines Rückzuges ſeyen.“

Als er ſich entfernt hatte, verſuchte die Pfarrerin, ihrem Manne einige Vorſtellungen über die Unklugheit zu machen, ſein Haus „den Vertheidigern einer verdammenswerthen Sache“ zu öffnen; aber der Pfarrer blieb ruhig und unerſchütterlich bei der einmal ergriffenen Partie.

„Frau,“ ſagte er, „das Haus eines Friedensboten iſt neutrales Terrain, wo die Parteien, die unſer unglückliches Land entzweien, vergeſſen werden müſſen. Und wie die Sonne auf Gute, wie auf Schlechte ſcheint, ſo muß auch die Gaſtfreundſchaft denen offen ſtehen, die ſie anſprechen, und nicht anders.

„Da indeſſen die menſchliche Klugheit nicht verbietet, diejenigen Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, welche das Unglück der Zeit nöthig macht, ſo gehe zu Nikolas Shivins, dem Ausſchuß-Vorſtande der Brüderſchaft, und ſage ihm, er ſolle zehn Männer von der Miliz mit Säbeln und Piken verſehen, verſammeln, und mit ihnen die Nacht über bereit ſeyn, auf das erſte Signal aufzubrechen, denn „ein Soldat ſey in der Nähe geſehen worden.“ Sage ihm mehr nicht; dieß iſt hinreichend, um alle Wachſamkeit Shivins zu erwecken, der ein thätiger und eifriger Mann für die Sache des Herrn iſt. Ein Wort mehr würde vielleicht das Blut unſerer Gäſte fließen machen, und dieſes Blut würde meine Ehre beflecken, und fiele am Tage des Gerichtes auf mein Haupt.“

Die Gattin des Pfarrers ging ſogleich und entledigte ſich ihres Auftrags mit der gewiſſenhafteſten Treue. Shivins, ſeinerſeits, ließ zehn von den entſchloſſenſten jungen Dorfbewohnern ſich bewaffnen, und bivouakirte mit ihnen in dem Schoppen ſeines Hauſes, bereit, in der Richtung, die ihm angezeigt würde, aufzubrechen, ohne nur daran zu denken, nach der Anzahl der Feinde, oder nach der Dringlichkeit der Gefahr zu fragen.

Während die Pfarrerin ſich dieſer Pflicht entledigte, verließen die vier Soldaten das Gehölz, um ſich in die Pfarrwohnung zu begeben; einer von ihnen ging als Plänkler voraus, um ihnen den Weg zu zeigen und ſie von allenfallſigen gefährlichen Begegniſſen zu benachrichtigen. Der Pfarrer erwartete ſie vor ſeiner Thüre, und hieß ſie mit den Worten eintreten: Friede ſey mit Euch.

Man hatte in einem der Zimmer des Pfarrhauſes ein Strohlager zurecht gemacht, auf welchem Decken ausgebreitet waren. Dieß war Alles, was der gute Wille des Pfarrers für die Bequemlichkeit ſeiner Gäſte thun konnte; dieſe Vorkehrungen genügten jedoch vollſtändig für die Ruhe der vier Soldaten, die ſchon ſeit lange gewohnt waren, auf hartem Boden zu ſchlafen. Sie warfen ihre Mäntel und ihre Waffen auf dieſes Lager, und begaben ſich ſodann zu dem Pfarrer, der ſie in einem anderen Zimmer erwartete, um ihnen eine derbe, aber hinlänglich nahrhafte und genügende Mahlzeit anzubieten. Die Gäſte ſchienen das dringendſte Bedürfniß zu fühlen, denn ihre Ungeduld erlaubte ihnen nicht einmal, das Ende des Benedicite abzuwarten, um das vor ihnen liegende Brod anzubrechen.

Die Familie des Geiſtlichen hatte ſchon ihr Abendbrod zu ſich genommen; indeſſen ſetzte ſich doch der Pfarrer zu ſeinen Gäſten, um die Honneurs zu machen.

Während ſie ihr Eſſen verzehrten, und ſich einer rohen und ſoldaten-

haften Heiterkeit überließen, welche die Gegenwart des würdigen Geistlichen kaum in lockern Zügeln erhielt, trug sich ein sonderbarer Vorfall, in dem, — den Soldaten bestimmten — Zimmer, zu.

Das Kind war mit seiner Mutter in dasselbe eingetreten, und besichtigte mit der Neugierde seines Alters die auf dem Strohlager herumliegenden Waffen und Montirungs-Gegenstände. Brandt, der seinem jungen Herrn gefolgt war, stellte sich vor einen der Mäntel, welchen man in einen der dunkelsten Winkel des Zimmers gelegt hatte, beschnüffelte ihn einige Secunden lang, setzte sich dann auf die Hinterfüße, und fing an, ein dumpfes Geheul von sich zu geben. Der Knabe versuchte mehrmals vergebens, ihm Stillschweigen aufzuerlegen. Endlich, erstaunt über seine Beharrlichkeit, machte er seine Mutter hierauf aufmerksam, die sogleich vermuthete, der Mantel werde ein schon stark angegangenes Wild verbergen, welches die Soldaten vielleicht in dem Gehölze erlegt hätten; sie rief ihren Mann herbei, der ihr Befremden und ihren Argwohn theilte.

Die Bedenklichkeiten, welche dem Geistlichen sein natürliches Zartgefühl, und die Pflichten der Gastfreundschaft einflößten, setzten sich dem Gedanken entgegen, seine Zweifel aufzuklären, ohne zuvor seine Gäste zu benachrichtigen. Indessen die schwierigen Umstände, in denen er sich befand, die Einsamkeit seiner Wohnung, und der Charakter der Menschen, denen er den Muth hatte, eine Zufluchtsstätte zu geben, schienen ihm gehörige Entschuldigung für seine Neugierde. Dem zu Folge wickelte er den Mantel auseinander, der in der That ein ziemlich umfangreiches Packet verbarg, dessen eckige Formen und weiches Anfühlen keinen Zweifel über seinen Inhalt aufkommen zu lassen schienen.

Als indessen der Geistliche die Leinwand aufgewickelt hatte, die das vermuthliche Wild umhüllte, übertraf die Wirklichkeit bei Weitem seine Erwartung, und er und seine Frau taumelten vor Schrecken zurück, als sie den, mit vielen Wunden bedeckten Leichnam eines Kindes erblickten.

Die Frau des Geistlichen hatte sich so sehr alterirt, daß sie einer Ohnmacht nahe war, aber der Gedanke, welche Gefahr ihrem Kinde und ihrem Manne drohen könnte, erhielt ihre Kraft aufrecht.

„Ich habe es ja gesagt," lispelte sie mit schwacher Stimme, während sie ihr Mann in seinen Armen hielt, diese Menschen sind vom Herrn verflucht. O! mein Gatte, wo hat Dich Deine Klugheit hingeführt, daß Du dich ihnen so in die Hände gegeben hast?

„Ich bekenne meinen Fehler, erwiderte der arme Geistliche, vor innerer Bewegung zitternd. Dieß sind Mörder, die ein Kind in der

Gegend umgebracht haben, denn das Blut dieſer Wunden iſt noch friſch; aber mit Gottes Hilfe werden wir der Gefahr einer ſolchen Geſellſchaft entgehen, und dieſe wilden Menſchen müſſen über ihre Thaten Rechenſchaft ablegen."

Hierauf öffnete der Geiſtliche eine Thüre, die in's Freie führte, und gab ſeiner Frau den Auftrag, mit dem Kinde wegzugehen, und Shlvins mit den Seinigen herbei zu holen. Er für ſeine Perſon hatte ſeine Partei ergriffen: er wollte bei ſeinen gefährlichen Gäſten bleiben, um ihnen durch ſeine Gegenwart einige Zurückhaltung aufzuerlegen, hauptſächlich aber um für die Zurückkunft ſeiner Frau und ſeines Kindes beſorgt zu ſeyn, die, ohne dieſe Vorſicht, durch die vier Soldaten beunruhigt werden könnten.

Die gute Frau warf ſich ihrem Manne zu Füßen, um ihn zu einem anderen Entſchluſſe zu bewegen, er aber blieb unerbittlich; er ſchärfte ihr auf's Neue ein, zu Shlvins zu gehen, ihm aber von der gemachten Entdeckung nichts zu ſagen. Die arme Frau, ſchon lange an eine inſtinctmäßige Nachgiebigkeit gegen den Willen ihres Mannes gewöhnt, deſſen hohe Einſicht und Weisheit ſie verehrte, ging weinend fort, begleitet von dem Kinde und dem muthigen Brandt, der ihr als Beſchützung diente.

Der Alte folgte ihr mit ſeinen Blicken, bis ſie in der Dunkelheit von den Bäumen und dem Gebüſche, die an dem Wege ſtanden, der in das Dorf führte, nicht mehr zu unterſcheiden waren; dann erhob er ſeine Hände, in der Richtung, die ſie genommen hatte, indem er für ihre Sicherheit betete, und ging hierauf wieder zu ſeinen Gäſten.

„So wahr ich Gottes Gnade heiße, ſo nennt man mich wenigſtens bei der Schwadron," ſagte der Sergeant, indem er ſeinen ungeheuren Schnurrbart ſtrich, „ich fing ſchon an zu fürchten, ehrwürdiger Rector oder Pfarrer, (denn ich weiß nicht, welchen Titel ich Ihnen geben ſoll,) ich fing ſchon an zu fürchten, ſage ich, daß Sie die Tafel verlaſſen hätten, um mit Ihrer Frau und dem Kleinen in Ihr Neſt zu ſitzen; was auf meine Ehre um ſo unſchicklicher geweſen wäre, als wir hier nicht einen Tropfen Branntwein haben, um eine paſſende Geſundheit auszubringen, ehe wir uns ſchlafen legen; dieſes Bier war höchſtens gut genug, um die Zunge nicht ganz eintrocknen zu laſſen.

„Es thut mir leid," erwiederte der Pfarrer, „daß die Gaſtfreundſchaft eines armen Dorfgeiſtlichen ungenügend erfunden wird, indem ich Ihnen aber unter meinem Strohdache Schutz gewährte, konnten Sie mehr nicht erwarten, als das durchaus Nothwendige daſelbſt zu finden.

er Branntwein iſt ein Getränke, deſſen Genuß verdammenswerth, und lbſt ſchädlich iſt; deßhalb treffen Sie keinen in meinem Hauſe.“

„Nun denn,“ erwiderte der Sergeant mit einem tiefen Seufzer, wenn hier der Bann gegen den Branntwein ausgeſprochen iſt, ſo erden wir doch hoffen können, daß der Traubenſaft auch nicht zu den rbotenen Getränken gehört, deren Genuß zu weltlich wäre. Es ſteht ſchrieben: Bonum vinum laetificat cor hominis. Dieß iſt all' mein ebräiſch, ich habe es von unſerem Regiments-Chirurgen, der in eſer Materie bewandert iſt.“

„Ich wiederhole Ihnen, meine Herren,“ ſagte mit Feſtigkeit der farrer, der befürchtete, es möchte ſich ein Streit entſpinnen, der jedoch ineswegs geneigt war, vor der Gefahr zurückzubeben, daß ich Ihnen chts anderes anzubieten habe, als was Sie vor ſich ſehen. Wenn ie einen, für Ihren Geſchmack beſſeren Empfang gewünſcht haben, ſo ußten Sie nicht an der Wohnung der Armuth anklopfen.“

„Nun, nun, mein würdiger Wirth, es iſt Verſtand in dem, was hr da ſagt,“ entgegnete der Sergeant, indem er mit der Hand über n Kopf fuhr, mehr wie ein Menſch, der in ſeiner Erwartung ge- uſcht, als unzufrieden iſt. „Wir werden nur einen deſto freiern Geiſt r das behalten, was wir noch vor Tagesanbruch zu thun haben.“

Dieſe letzten Worte wurden mit leiſer Stimme ausgeſprochen, und ie Dragoner erhoben ſich zu gleicher Zeit mit dem Sergeanten. In dem ugenblicke, wo ſie das ihnen beſtimmte Zimmer betreten wollten, hielt r Sergeant den Geiſtlichen an dem Zipfel ſeines Kleides.

„Noch ein Wort, mein Wirth,“ ſagte er, „der Tag darf uns er nicht überraſchen. Die Dee muß noch vor Aufgang der Sonne h zwiſchen Ihren Paar Angehörigen und uns befinden, denn wir iſſen gar wohl, daß die Bewohner dieſer Gegend wenig Zuneigung den Soldaten Sr. Maj. haben. Da wir jedoch Ihren Schlaf durch nſern Aufbruch nicht ſtören wollen, ſo geben Sie uns, ich bitte Sie, ie Mittel an die Hand, uns ohne Ihr Zuthun zu entfernen.“

„Recht gern,“ erwiderte der Geiſtliche; „das Fenſter Ihres immers geht auf einen kleinen, mit Mauern umgebenen Obſtgarten. ndem Sie in der Richtung des Fluſſes fortgehen, kommen Sie an ne Thüre, welche dieſer Schlüſſel öffnet. Sie finden zwar keine Brücke ber die Dee, wenn ſie nicht wenigſtens eine Meile weit den Fluß auf- ärts gehen, aber es iſt faſt in gerader Linie von meinem Hauſe eine urt da, welche ein ziemlich hoher Pfahl anzeigt, und die Sie daher icht finden können.“

Die Dragoner bedankten ſich bei dem Geiſtlichen durch eine leichte

Bewegung des Kopfes, der Sergeant drückte demſelben mit einer Vertraulichkeit die Hand, die ihm mißfiel, und die ihm eine ſchlechte Vorbedeutung ſchien. Sobald ſeine Gäſte ſich auf ihr Strohlager hingeſtreckt hatten, verließ er das Haus, nachdem er die Eingangsthüre wohl verſchloſſen hatte.

„Shivins iſt der älteſte der Brüderſchaft,“ ſagte der Prediger zu ſich ſelbſt, indem er große Schritte über das Feld nahm; „er iſt ein Menſch von geſundem Urtheil, obgleich er ein wenig zu viel Vertrauen auf ſeine eigene Einſicht hegt; ſein Rath iſt nicht zu verachten, und wir werden mit einander berathſchlagen, was unter dieſen Umſtänden am beſten zu thun iſt.“

Der Geiſtliche fand Shivins mit allen ſeinen Gefährten auf den Beinen, und bereit zum Aufbruche, obgleich ſie noch nicht wußten, worin ihre Hilfe beſtehen ſollte; denn die gute Frau hatte, den Befehlen ihres Mannes zu Folge, mit religiöſer Gewiſſenhaftigkeit geſchwiegen, aber ſeine Unruhe ließ keinen Zweifel über die Wirklichkeit einer nahen Gefahr. Er erzählte mit wenigen Worten die Begebenheiten des heutigen Abends.

Shivins und ſeine Gefährten gaben, obgleich ſie ernſte Männer, und von einem ſtillen und paſſiven Charakter waren, wie er den Presbyterianern eigen iſt, ihre Entrüſtung und ihre Wuth zu erkennen, und ſetzten dadurch den Geiſtlichen einigermaßen in Verlegenheit.

„Hat der Anführer dieſer dreimal verfluchten Bande Ihnen nicht geſagt, zu welchem Regiment er gehöre?“ fragte der alte Shivins, indem er heftig den Geiſtlichen am Arme faßte; beſinnen Sie ſich wohl, denn es liegt uns viel daran, hierüber Gewißheit zu erhalten.“

„Soviel ich mich entſinnen kann,“ erwiderte der Pfarrer, der vom Kriege nicht viel verſtand, und die Namen der verſchiedenen Regimenter nicht kannte, „ſo glaube ich den Namen Lunsford zwei oder dreimal von dieſen Soldaten nennen gehört zu haben.“

Die Bauern ſchwangen ihre Waffen, und geriethen in eine außerordentliche Aufregung, indem ſie nur mit Mühe ihre Flüche und die Ausbrüche ihrer Wuth unterdrückten; Shivins ſelbſt knirſchte mit den Zähnen und eine Todenbläſſe überzog ſein Geſicht.

„Huſſa!“ rief er, „die Dragoner des hölliſchen Lunsford, die Kinderfreſſer; wir werden uns mit ihnen in einen offenen Kampf einlaſſen, oder hinter den Mauern fechten, die ſie ſchützen, und wären ſie zwei gegen einen, und ſie mit Gottes Hilfe ausrotten.“

„Aber im Gegentheil,“ ſagte der Geiſtliche, ihr ſeyd es, die ihnen an Anzahl überlegen ſind. Könnt ihr Feinde vernichten wollen, die faſt

ohne Vertheidigung ſind, da ſie ſich im Vertrauen auf meine Ehre außer aller Gefahr glauben? Ich kann nicht zugeben, daß meine Gaſtfreundſchaft ſo verletzt werde."

„Es ſteht geſchrieben: Iturel wurde aus dem Tempel geriſſen, wohin er ſich geflüchtet hatte, und durch das Volk der Rache des Herrn geopfert. Wir werden dieſe Belialskinder, dieſe Kinderfreſſer eben ſo aus Eurem Hauſe reißen; und ſie mögen mit ihrem Tode die Abſcheulichkeiten abbüßen, die ſie in der Gegend begangen haben. Huſſa! meine Freunde! vorwärts!"

Shivins machte eine Bewegung, um aufzubrechen, und die Bauern wollten ihm nacheilen, aber der würdige Geiſtliche warf ſich vor ihnen auf die Knie. Lange Zeit waren ſeine Gegenvorſtellungen vergebens; endlich gelang es doch ſeiner Energie und ſeiner Beharrlichkeit, ihnen begreiflich zu machen, daß ſein Haus durch ſeine Gaſtfreundſchaft ein Heiligthum geworden ſey, das nicht anders als durch ein Verbrechen verletzt werden könne, eben ſo abſcheulich, als alles, was man den Dragonern von Lunsford gerechterweiſe vorwerfen könne. Es gelang ihm jedoch nicht, ſie ganz zu überzeugen, daß die abſcheuliche Benennung Kinderfreſſer, nicht buchſtäblich genommen werden dürfe, ſondern daß die Einbildung die Sache vergrößert habe, und Leichtgläubige ohne weiteres Nachdenken ſie als wahr angenommen hätten. Shivins wollte wohl in ſofern nachgeben, daß die Gaſtfreundſchaft nicht verletzt werde, aber er erklärte, daß die Dragoner gezwungen werden müßten, das Kind, das ſie wahrſcheinlich in der Umgegend umgebracht hätten, herauszugeben, damit es in der Kirche von Fagehille ausgeſtellt werde, und die unglücklichen Aeltern Gelegenheit erhielten, es zu erkennen, worauf man es dann in geweihte Erde begraben müße.

Hierauf trat die bewaffnete Truppe in guter Ordnung ihren Marſch gegen die Pfarrwohnung an, geführt von Shivins, der den Säbel gezogen hatte, und begleitet von dem Geiſtlichen, der inbrünſtige Gebete gen Himmel ſandte, um zu erflehen, daß die Schwelle ſeines Hauſes nicht mit Blut befleckt werde, obgleich er eben ſo ſehr wie ſeine Begleitung wünſchte, den Leichnam des Kindes ausgeliefert zu erhalten. Indeſſen erlaubte ihm ſeine Redlichkeit nicht, den Händen der Angreifer den Schlüſſel ſeines Hauſes auszuliefern, welches er als das ſeiner Gäſte betrachtete.

Shivins klopfe heftig an die Thüre, und nach einigen Minuten Stille hörte man die Stimme des Sergeanten im Innern des Hauſes. Er rief dem Geiſtlichen, und verlangte von ihm Aufklärung über den Lärm an der Thüre, mitten in der Nacht.

„Rufe keinen Abweſenden, Sohn Beelzebubs!“ ſchrie der Anführer der Truppe; „lieſere uns das Kind aus, dem du die Kehle abgeſchnitten haſt, um deiner Cannibalen Hunger und Durſt zu befriedigen; dann wird das Dach, unter dem du dich befindeſt, dich vor unſerer Rache ſchützen.“

„Und wenn ich Eurer Aufforderung nicht Folge leiſte, meine Gebieter, darf ich wiſſen, was alsdann Eure Abſicht iſt?“

„Unſere Abſicht iſt, Dich und die Deinigen kaltes Eiſen fühlen zu laſſen.“

„Nun, wenn dem ſo iſt, ſo erlaubt mir, mich mit meinen Kameraden zu berathſchlagen; ich werde Euch dann unſern Entſchluß zu wiſſen thun.“

Nach einigen Minuten Stille fingen die ungeduldigen Bauern auf's Neue an, an die Thüre zu pochen, als eben der Sergeant wieder zurückkam.

„Meine Kameraden und ich haben entſchieden, daß wir euch keine Genugthuung zu geben haben. Wir werden daher das Haus vertheidigen, und uns wehren, ſo lange unſere Klingen halten, und das Herz in unſerem Leibe ſchlägt. Bedenkt jedoch, was Ihr thun wollt, denn wir haben Waffen und Munition, und einige Karabinerſchüſſe werden bald die Anzahl der Kämpfer ausgleichen.“

„Sergeant! Blutmenſch! liefre uns das Kind aus, das in Eurer Bagage verborgen iſt, und kein Haar auf Eurem Haupte ſoll gekrümmt werden;“ ſagte der Geiſtliche.

„Das Kind!“ ſchrie der Sergeant unter ſchallendem Gelächter, das den Anweſenden einen Schauer einjagte, „ich will es lieber freſſen.... Sind wir denn nicht die Braven von Lunsford, die Kinderfreſſer?“

„So ſey Euch Gott gnädig!“ rief Shivins, und gab das Zeichen zum Angriffe.

Die Thüre ward bald durch die Anſtrengung von zehn kräftigen Männern erbrochen. Als dieß geſchehen war, ſah man den coloſſalen Sergeanten, in der einen Hand eine Piſtole, in der andern einen Säbel haltend, an der Schwelle ſtehen, um den Eingang zu vertheidigen. Shivins ſchritt unerſchrocken vor, trotz der furchtbaren Waffe, die auf ihn gerichtet war; jetzt aber fiel ein Schuß, und der brave Kämpfer ſtürzte zu Boden.

Sein Fall hemmte den weitern Angriff, und alle Anweſenden hielten ihn für todt; er war es jedoch nicht; der dicke Filz ſeines Bauernhutes hatte ihn vor der Kugel geſchützt, die an ſeinem Hute vorbeiglitt und ihn nur betäubt hatte. Nach Verfluß von einigen

Secunden ſtand er ohne fremde Hilfe wieder auf; ſtatt aber vorwärts
i bringen, vereinigte er ſich mit ſeinen Gefährten.

Während dieſer Zeit hatte der Sergeant ruhig ſein Gewehr wieder
:laden, und rüſtete ſich, ſeine Stellung wieder einzunehmen, als er
lige Schritte in dem Obſtgarten vernahm; er wandte ſich um, und be-
ierkte mehre Männer, die Leitern an das Fenſter anlegten, indem ſie
n lautes Huſſa vernehmen ließen. Es waren dieß Bauern, die um
as Haus herum gegangen waren, um den Feind von vorn und hinten
igleich zu faſſen, und die, da ihnen keinerlei Hinderniß aufgeſtoßen
ar, aus dem einfachen Grunde, weil ſich der Sergeant nur noch allein
i der Pfarrwohnung befand, kaum zwei Schritte von ihm entfernt
aren.

Der Sergeant verſchmähte es ohne Zweifel, gegen Feinde, die er
nter ſeiner Würde hielt, Gebrauch von ſeiner Piſtole zu machen; er
ürzte vorwärts, indem er mit ſeinem Säbel ein Rad ſchlug, und
arirte ſo mit Leichtigkeit die Angriffe, die gegen ihn verſucht wurden.

Die Bewegungen dieſes ſonderbaren Scharmützels hatten die Fech-
nden ein wenig von dem Pfarrhauſe entfernt. Von der Stelle aus,
o ſie ſich nun befanden, konnte man die Dee ſehen, die beim Scheine
es Mondes gleich einem Silberfaden glänzte. Der Sergeant bemerkte
n Häuflein ſchwarzer Punkte, das ſich durch die Breite des Fluſſes
ewegte.

„Meine Leute ſind in Sicherheit,“ rief er, „jetzt wollen wir uns
n wenig ernſtlicher herumfuchteln.“

Mit dieſen Worten ſtürzte er auf ſeine Feinde, machte durch das
hreckliche Radſchlagen mit ſeinem Säbel ſich eine Oeffnung in die
eihen derſelben, dann ſprang er, zum Erſtaunen aller, in das Pfarr-
aus, ſchloß hinter ſich die Thüre zu, die in den Obſtgarten führte,
nd, indem er mit der Schnelligkeit eines Tigers, der ſeinen Raub
erfolgt, fortrannte, erreichte er in einem Augenblicke die Gartenthüre.

In unbeſchreiblich kurzer Zeit hatte er ſeine Kameraden jenſeits der
)ee, deren Rückzug er allein gegen zehn ſtarke, und eben ſo gut be-
)affnete Männer ſo tapfer gedeckt hatte, wieder eingeholt.

Den andern Morgen befand ſich derſelbe bei den Vorpoſten des
)aupt-Quartiers der königlichen Armee. Der commandirende General
Riddelton hatte in der Nähe eines ſchlechten Dorfes, in deſſen Stroh-
ütten die vornehmſten Officiere ſeines Armee-Corps lagen, Halt
emacht.

Der Sergeant ließ ſich in das Haus führen, wo der junge Major
er Lunsford-Dragoner einquartiert lag, und trat mit ſeinem koſtbaren

Packet unter dem Mantel in daſſelbe. Der Major ſaß in tief Schmerze an einem kleinen Tiſche, den Kopf auf beide Ellenbogen ſtützt. Als er den Sergeanten bemerkte, ließ er den einen Arm fall ohne ſeine Stellung zu verändern.

„Du biſt zu ſpät abgegangen,“ ſagte er, „die Wagen wurden gegriffen, und mein armes Kind, der einzige Sprößling der zärtlich Verbindung, alles was mir von einer Heiligen blieb, die im Him iſt, mein gutes, armes Kind, es wurde in meinem Wagen auf e erbärmliche Art durch die ſchändlichen Puritaner der Grafſchaft Che umgebracht. Die Schändlichen haben die Leiche in irgend einem Wir liegen laſſen; es wird kein Begräbniß finden; an ſeinem Gr wird Niemand beten, ſein unglücklicher Vater konnte es nicht mehr u armen und ſegnen; er konnte nicht mehr ſelbſt deſſen theure Reſte letzten Ruheſtätte übergeben.“

Der junge Officier ſtand in einem Anfalle von Verzweiflung a und ging mit allen Zeichen eines troſtloſen Schmerzens in ſeinem Z mer auf und ab.

„Ach! Herr Major,“ ſagte der Sergeant, ich war freilich nicht glücklich, mit meinen drei braven Kameraden zeitig genug anzukomm um Ihrem armen Kinde das Leben zu retten, aber,“ fuhr er f indem er ſeinen Mantel öffnete, und die ſorgfältig umhüllte Le des Kindes ehrfurchtsvoll auf das Bett niederlegte, „ich habe doch ſe Hülle den Schurken von Rundköpfen entriſſen, die dieſelbe mit ſich fo ſchleppen wollten, und ich bringe ſie Ihnen hier, mit Gefahr mei Lebens.“

Der Major öffnete ſeine Arme gegen den Sergeanten, und drü ihn an ſein Herz; dann ſtürzte er ſich auf die Leiche ſeines unglückli Kindes, und bedeckte es mit ſeinen Küſſen und Thränen ....

Ein Hähne-Kampf.

Unſer Wagen hielt in dieſem Augenblicke an dem Thore von Cockpit. Die Stunde der Eröffnung hatte noch nicht geſchlagen, und wir fanden daſſelbe von einer Menge alter Kutſcher und Grooms von allen Farben belagert; ſobald jedoch der Herr des Orts von unſerer Ankunft benachrichtigt war, eilte er zu uns, begrüßte uns auf's höflichſte, und ließ uns durch eine Hinterthüre in den Circus eintreten. Jeder von uns zollte fünf Schillinge Eintritts-Preis, und erhielt dagegen eine zinnerne Contre-Marque, auf welcher ein kämpfender Hahn in erhabener Arbeit eingravirt war.

Der Kampfplatz, in welchen wir eintraten, war zirkelförmig, ſehr weit, und mit Bänken umgeben, die ſich amphitheatraliſch erhoben. In der Mitte befand ſich eine runde Plattform, die ungefähr zwölf Fuß hoch war, und zwanzig Fuß im Durchmeſſer hatte, und deren Ränder mit einem acht bis zehn Zoll hohen Täfelwerk umgeben war, damit die Hähne während des Kampfes am Fallen verhindert würden. Auf dieſer Plattform war eine Strohdecke, und auf dieſer Strohdecke ein mit Kreide gezeichneter Kreis von zwei und einem halben Fuß im Durchmeſſer. Ein zweiter Kreis, gleichfalls mit Kreide gezeichnet, jedoch viel kleiner, befand ſich in dem dem erſten. O'Brien ſagte mir, daß man die Kampf-Hähne hier gegeneinander ſtoße, wenn ſie die Kraft nicht mehr hätten, ſich gegenſeitig anzugreifen. Ich bemerkte einen Diener, der alle Augenblicke einen Sprengwedel in ein Gefäß tauchte, und damit die Strohdecke beſprengte. O'Brien, der in Allem ſehr unterrichtet war, was zu einem Hähne-Kampfe gehörte, belehrte mich, daß dieſes Anfeuchten ſtatt finde, damit die Hähne nicht ausgleiten. Man zeigte uns nun die Käfige, in welchen die Hähne eingeſperrt waren; es waren deren zwei, einer für jede Armee. Dieſe Käfige waren mit Tüchern bedeckt, ſo daß man die Hähne hörte, ehe man ſie ſah. Man ſtreute ihnen in unſerer Gegenwart Broſamen, die aus Milch und Brod beſtanden, vor, und alsbald erblickten wir eine Menge Schnäbel, die von allen Seiten, durch kleine, in den Käfigen angebrachte Löcher drangen, und vermittelſt deren die Hähne mit Heftigkeit auf den Trog pickten, in welchen man das Futter geſtreut hatte.

Doch der Augenblick war jetzt gekommen, wo man die Thore des Tempels dem Publicum öffnete. Die Bänke wurden beſtürmt, und man ſah nun in dem Innern Ausrufer herumgehen, die Programme verkaufen,

in welchen der Name des Eigenthümers des Hahnen, das Gewicht desſelben, die Farbe ſeiner Federn, und die Ordnung, in der er kämpfen ſollte, angegeben war. Die Kraft der Hähne, ihre bisherigen Leiſtungen, die Kämpfe, aus welchen ſie ſchon ſiegreich hervorgegangen, nichts war in dieſen Bulletins vergeſſen.

Nach einigen Augenblicken traten zwei Männer in den Cirkus: der eine war groß und dick, ſchien, trotz ſeines ſchon vorgerückten Alters, in voller Kraft, und trug auf ſeinem Rücken einen Sack, in welchem, wie ich aus den Stößen und Bewegungen ſchloß, die er im Innern erhielt, ſich einer der Kampf-Hähne befinden mußte. Dieſer Mann, welcher ſich Dixon nannte, war der Herr des Orts, und mehr noch, der Erzieher der Hähne. Derjenige, welcher ihn begleitete, war ein junger Menſch, von ungefähr zwanzig Jahren, von feiner Geſichtsbildung und voll Lebhaftigkeit. Seine Kleidung beſtand aus ein Paar kurzen Beinkleidern von hellem Caſimir, einer kleinen blauen Weſte, einer Mütze von derſelben Farbe, und einem Sacktuche, das um ſein Knie gebunden war. Eine ſchwarze Cravatte, nachläßig um den Hals geſchlungen, weiße baumwollene Strümpfe und gut gewichſte Kappenſtiefel machten ſein übriges Coſtüme aus. Er begrüßte die Zuſchauer, die ihn bei ſeinem Erſcheinen mit lebhaften Bravos empfangen hatten, und ſtieg mit ſeinem Vater auf die Eſtrade, um daſelbſt dem Hahnen, den dieſer auf ſeinem Rücken trug, als Setterto zu dienen.

Jetzt nahm Dixon eine ernſte Miene an, zog ein Papier aus ſeiner Taſche, öffnete es, durchflog es mit den Augen, und rief mit lauter Stimme: „Jakob Richard!“ und alsbald erſchien ein anderer junger Menſch von gleichem Alter mit Dixon's Sohn, auch gekleidet wie er, und trat in die Bahn. Er trug einen Sack auf ſeinem Rücken, aus welchem man ein Glucken hörte, das der Hahn des alten Dixon erwiederte. Tom Dixon, der Sohn, befreite nun einen prächtigen Hahn aus ſeinem Sack, den er Jakob Richard hinbot; er zog nun ein kleines Papier aus einer verſiegelten Büchſe, öffnete es, und las mit lauter Stimme das Signalement ſeines Hahnen:

„Gefieder roth und ſchwarz, Flügel breit, Leib kurz und ſchmal, Füße lang und hochroth, Augen ſchwarz und ſchillernd, Rückenfedern hochroth, Kamm blaßroth, Schweif dreieckig.“

„Sehr gut,“ erwiederte Jakob Richard, der indeſſen den Hahnen genau beſichtigt, und mit der größten Aufmerkſamkeit geprüft hatte, um ſich zu überzeugen, ob das Signalement mit demſelben übereinſtimme; „ſehr gut; der Hahn wurde nicht verwechſelt, ſein Signalement iſt richtig; es iſt jetzt nur noch nöthig, ſich von ſeinem Gewichte zu überzeugen.“

„Dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind von höchſter Wichtigkeit,“ ſagte in dieſem Augenblicke der Clergyman (Geiſtliche) zu mir, der ein leichtes

Lächeln um meinen Mund bemerkte, man würde ſonſt die Hahnen auslachen."

Das Gewicht wurde richtig erfunden; Jakob Richard zog nun ſeinerſeits gleichfalls ſeinen Hahn aus dem Sack, in dem er eingeſchloſſen war, und übergab ihn dem Sohne Diron's zur Prüfung. Dieſelbe Ceremonie, welche man bei dem erſten Hahnen beobachtet hatte, wurde mit nicht weniger Feierlichkeit auch bei dem Richard's beobachtet. Der alte Tom zog ein zweites Papier aus der Büchſe, öffnete es, und las mit lauter Stimme:

„Federn gelb und ſchwarz, Augen lebhaft, Hals ſcharlach und lang, Sporen ſtark und umgebogen, Kopf kurz und kegelförmig, Schnabel krumm, Beine grau, Gewicht vier Pfund acht und eine halbe Unze.

Die beiden Hähne beſaßen alle Eigenſchaften guter Kampfhähne. Sie waren in der That prächtig, und beide ſchienen gleich hitzig zu ſeyn; ihre Augen brannten mit gleicher Gluth. Daher kam es denn auch, daß mit wahrer Leidenſchaft Wetten angeboten und angenommen wurden. „Zehn Guineen auf Diron!" — „Ich wette zwanzig auf Jakob Richard!" — „Gut, es gilt." — „Welche Hähne! Welch' herrliche Thiere!" rief jeden Augenblick Lord Cromby aus, „ſolch' ſchöne ſah ich noch nie; gerne würde ich fünfzig Guineen geben, um ſie beide zu beſitzen. William," fuhr er fort, indem er ſich gegen den Clergyman wandte, „ich bin in größter Verlegenheit; ich weiß nicht, auf welchen von beiden ich wetten ſoll."

„Ich wette hundert Pfund Sterling auf den alten Diron," ſchrieb ihm der Clergyman auf ſeinen Schiefer.

Und da ich gleichfalls ein großes Vertrauen in Diron's Hahnen ſetzte, ſo nahm ich an der Wette des Clergymans mit zehn Guineen gegen den Hahnen Jakob Richards Theil.

Die Handlung ſollte nun beginnen. Diejenigen, welche im Uebermaße des Vergnügens ihre Bänke verlaſſen hatten, und auf die Eſtrade geſtiegen waren, um daſelbſt die Hähne mehr in der Nähe zu ſehen, zogen ſich jetzt zurück, und der Platz blieb Diron und Jakob Richard, den beiden Setterto's. Die erſte Sorge dieſer letztern war, an jeden Sporn der Hähne ſo ſorgfältig wie nur immer möglich einen ſilbernen Sporn von einem und einem halben Zoll Länge zu befeſtigen, ihre Finger zu befeuchten, und damit die Bandagen zu benetzen, die zum Feſtmachen der Sporen gebraucht wurden; hierauf nahmen ſie die beiden Hähne in die Hände, ſtellten ſie einander gegenüber, ſtreichelten ihnen Kopf und Hals, thaten, als wollten ſie zu gleicher Zeit einen gegen den andern werfen, ſtreichelten ihnen abermals den Kopf, und ließen ſie plötzlich los.

Es iſt unmöglich, die Wuth zu beſchreiben, mit welcher die beiden Kämpfer auf einander ſtürzten. Nie ſah ich noch eine ſolche Raſerei und Kühnheit. Zuerſt kämpften ſie mit den Schnäbeln gegen einander, dann ſchlugen ſie ihre rauſchenden und zitternden Flügel ineinander, und packten ſich mit ihren Sporen, ſo daß beide nur eine Maſſe

bildeten. Mehr als zehn Minuten lang blieb die Hitze des Kampfes dieſelbe; dann ſah man ſie, erſchöpft von Müdigkeit, die Federn mit Schweiß befeuchtet, die Augen erloſchen, ihre zitternden Flügel ſinken laſſen, auf den Füßen ſchwanken, und kraftlos einen neben dem andern hinfallen. Die Setterto's nahmen ſie jetzt abermals in die Hand, brachten ſie wieder zu ſich, und ſtellten ſie in den kleinen, mit Kreide bezeichneten Zirkel, Schnabel gegen Schnabel.

Jetzt zählte Richard eins, zwei, drei, vier. Hätte er ſo bis auf vierzig zählen können, ohne daß einer der beiden Hähne die Schnabel-Angriffe ſeines Gegners erwidert hätte, ſo wäre dieſer Hahn für beſiegt erklärt, und der Sieg dem Angreifenden zuerkannt worden; aber es war dem nicht ſo. Bei der Zahl Vier machten die beiden armen Thiere, welche mit einem übernatürlichen Muthe begabt zu ſeyn ſchienen, eine heftige Anſtrengung, um auf ihre Füße zu ſtehen, und fingen den Kampf mit derſelben Energie und Kraft wieder an, die ſie ſchon beim erſten Ringen an den Tag gelegt hatten. Ihre Schnäbel öffneten ſich, ihre Zungen zuckten, ihre Augen nahmen wieder den früheren Glanz an. Immer noch war der Sieg unentſchieden, und die Zuſchauer gingen fortwährend Wetten ein, als der furchtbare Sporn von Dirons Hahn das Auge von Jacob Richards Hahn traf und es entzweiſchnitt. Das Blut floß aus der Wunde und färbte die Strohdecke; bald konnte das arme, verwundete Thier den Schmerz nicht mehr überwinden, und trat den Rückzug an. Auf den Füßen wankend, außer ſich, erbittert durch den Schmerz, lief er, wie ein betrunkener Menſch, bald rechts bald links, und ſuchte allenthalben einen Stützpunkt.

Dieſer Rückzug, und der Anblick des Blutes, das überall rieſelte, flößten dem Sieger neue Hitze ein. Er ſtürzte ohne Mitleid auf den Verwundeten, verfolgte ihn beherzt, und, taub für das Röcheln des armen Thieres, verwundete er daſſelbe mit Spitze und Schneide, bis es ſeinen letzten Seufzer aushauchte. Dann ſtellte er ſeinen Fuß auf den lebloſen Körper ſeines Feindes, und krähte zweimal ſeinen Sieg an; aber dieſer Sieg koſtete ihm das Leben, denn kaum hatte er aufgehört zu krähen, als er ſelbſt umfiel, um nicht mehr aufzuſtehen. Der Sieg blieb nichts deſto weniger denen, die auf ihn gewettet hatten; ſie erhielten ihr Geld, und ſogleich wurden wieder neue Wetten eingegangen, denn Diron hatte bereits die Todten vom Schlachtfelde entfernt, und erſchien auf der Eſtrade mit einem Sack, in welchem ein neuer Hahn ſich befand.

Der Kampf begann zu meinem großen Bedauern mit neuer Hitze. Zehnmal ſah man neue Feinde einander anfallen, und mit ihrem Blute den Kampfplatz färben. Faſt alle fanden ihren Tod dabei. Endlich hatten alle, die auf der Liſte ſtanden, miteinander gekämpft, und Lord Cromby ſah ſich genöthigt, das Schlachtfeld zu verlaſſen.

Lord Ellis.

(Auszug aus deſſen nächſtens zu erſcheindem Werke, betitelt: „Begebenheiten eines Pariſers in England.")

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Von der Nordsee, im Juli 1837.

„Helgoland, Norderney, Wangeroge, welches Eiland soll ich von diesen dreien erwählen, um meine Glieder durch den großen Pulsschlag der blauen Göttin Thalatta zu erfrischen und zu verjüngen?“ Also lautet die Frage der vielen, größtentheils aus dem mittleren und südlichen Deutschland zur See pilgernden, in Bremen und Hamburg angekommenen Gäste. Die Antwort in den Wirthshäusern ist verschieden; sie richtet sich nach den Agenturen, welche in den Gasthöfen für die nach den verschiedenen Inseln fahrenden Schiffer thätig sind; die Zeitungen preisen mit gleicher Mutterliebe, jede für die Insertionsgebühren, die Wellenärzte (im Gegensatze zu den Brunnendoctoren wohl nicht unpassend so genannt), halten Einem, wie ein Zahnarzt seine Tinctur, die gedruckte Wirkung des von ihnen protegirten und sie protegirenden Seebades entgegen; jeder Kutscher, ja fast jeder Gefragte hat ein Interesse bei der Antwort. Wir wollen sehen, ob es uns gelingt, den Reisenden die Vorzüge und Nachtheile jedes Bades vorzulegen; gewiß soll es mit Unparteilichkeit geschehen.

Helgoland, der Kreidefelsen, welchen das empörte und ruhig leuchtende Meer in seiner schönsten Kraft und Glorie zeigt, hat den Uebelstand, daß man erst schiffen muß (was einzelne Nervöse, der Seekrankheit halber, nicht vertragen), um zum Badestrand zu kommen, der Aufenthalt ist kostbarer und die Gesellschaft vereinzelt. Den Ton geben gewöhnlich Hamburger an, die übrigens, so liebenswürdig sie in ihrer Hammonia den Wirth und Gast machen, gewöhnlich im Auslande diese Eigenschaft ablegen, und aus Mangel an Tournure oder aus Ueberfluß an Hamburgscher Welt sehr einem (Goldschmit'schen) Bedienten in den Festkleidern seines Herrn oder in seinen eigenen gleichen.

Norderney ist die am besten angebaute Insel; der Graf Wedel ihr trefflicher Bade-Commissair, sans peur et sans reproche, welcher den Anmaßungen des oft insolenten Fremden höchst passende spartanische Antworten ertheilt. Allein auch er vermag nicht das dicke Gewebe zu zerreißen, in das sich nur zu gewöhnlich der stolze hannover'sche Adel mit den ihm auf Ansuchen Vorgestellten, sobald diese Gnade gefunden, einspinnt. Dagegen können nur höhere, wenn gleich mediatisirte Mächte wirken, wie z. B. im Jahre 1830 ein Fürst Solms und ein Fürst Isenburg mit ihren Gemahlinnen, welche die Herzlichkeit des Südens durch ein liebenswürdiges, musterhaftes Betragen verbreiteten, und Alles durch ihr Beispiel zu einem Ganzen vereinten. Daher ist die Gesellschaft von einander getrennt wie Ebbe und Flut; die Ostfriesen, welche ohnehin nicht gut hannoverisch sind, scheinen ihre ohnehin seltene Sprache ganz verloren zu haben; kurz, der Aufenthalt ist sehr langweilig, und kann nicht durch Wandern am Strande und durch Kaninchenjagd zu einem interessanten umgeschaffen werden. Uebrigens dichtete Heine hier seine Nordseebilder, seine größten Productionen, die wie Leuchtthürme über seine anderen poetischen Gebäuden Jahrhunderte lang in die Nacht der Zukunft hinausragen und glänzen

gerade von Varnhagen wünſchen möchte, ſo wäre es vor Allem die Biographie des Fürſten Hardenberg, dem er einſt ſo nahe geweſen, und wenn man unter den von ihm ſchon empfangenen Schätzen dieſer Gattung Einiges als vorzüglich ausgezeichnet und bedeutend herausheben wollte, ſo dürften wohl die Stücke: Zinzendorf, Gentz und die jetzt hinzukommende Königin Charlotte den höchſten Preis verdienen.

Dieſe neueſte Biographie — ſie erſchien ſo eben bei Duncker und Humblot in Berlin — tritt ſchon durch die Perſon, der ſie gilt, und die ſie mit der Ausführlichkeit ſchildert, welche die etwas dürre Ueberlieferung erlaubte, vor anderen Schriften ſolcher Art hervor. Das Werk hat nationales Gewicht. Eine deutſche Fürſtin und Preußens erſte Königin, die in einer ſehr armen und zum Theil erbärmlichſten Periode deutſcher Geſchichte durch die herrlichſten Geiſtes- und Gemüthskräfte, und durch den innigſten Verkehr mit den ausgezeichnetſten, unſere Auferſtehung vorbereitenden Köpfen eine ſchöne grüne Oaſe dieſer Sandwüſte nach dem dreißigjährigen Kriege bildet, am einen Ende unſeres Vaterlandes die Keime feinerer Lebensbildung und geſelliger Anmuth ausſtreut, und zur Begründung der Cultur, der Macht und des Anſehens Preußens einen gewichtvollen Antheil hat, ein Weib, das nicht bloß von den beſten Zeitgenoſſen, nein das auch von ihrem Enkel, dem großen Friedrich, mit den unzweideutigſten, höchſten Ausdrücken der Verehrung genannt wird, ein Muſterbild ſchöner Weiblichkeit auf einem deutſchen Throne, dem von Seiten Preußens nur die Königin Louiſe an die Seite geſtellt werden kann, ein ſolches Bild — von Varnhagen mit aller Liebe, Genauigkeit und Sauberkeit, der er fähig iſt, feſtgehalten — muß unſerem nationalen Intereſſe, ja unſerer Liebe in und außer Preußen einen neuen, bleibenden Gegenſtand wieder gewinnen. So etwas iſt aber weder gleichgültig, noch leicht zu erreichen. Je mehr eine Nation Vorbilder des Aechten und Schönen hat, deſto mehr erſtarrt dieſelbe. Wer weiß aber nicht, daß faſt lediglich die Literatur Perſonen und Thatſachen in lebendigem, volksthümlichem Anſehen erhält. Dies iſt der Grund, warum dasjenige und nur das, was eine ſchöne Form angenommmen hat, volksthümlich werden kann, wie die Form überhaupt das letzte Criterium alles deſſen iſt, was zur Literatur gehört. So treten die in Stoff und Form ausgezeichneten Geſchichtswerke, ſo philoſophiſche, politiſche, religiöſe Schriften, ſo auch die Biographie in höherer Geſtalt in das Reich der literariſchen Allgemeinheit ein. Daher iſt auch von den Häuptern der Literatur, beſonders bei uns Deutſchen, bisher mehr für die Verherrlichung und Verbreitung hiſtoriſcher Größen geſchehen, als durch die Hiſtoriker vom Fach. Wem verdanken wir es, daß außer Luther und Friedrich dem Großen im ganzen Vaterlande ein Wallenſtein und Guſtav Adolph, die Helden der niederländiſchen und ſchweizeriſchen Befreiung, ein Egmont, ein Götz von Berlichingen, daß dieſe und deren Umgebungen ſo großer und wirklich nationaler Popularität theilhaftig wurden? Was Schiller und Goethe wiedergeboren haben, das allein iſt uns Allen von Kindheit auf allgegenwärtig, das iſt, wenn wir es ſtreng in's Auge faſſen, das wahrhaft Lebendige und allgemein Volksthümliche aus unſerer älteren Geſchichte. Allein nicht bloß die Poeſie, nicht bloß die Poeten vermögen dies, die Geſchichtſchreibung, die Biographie vermag es gleichfalls, wenn es ihr gelungen iſt, ſich zu künſtleriſch-literariſcher Production zu erheben. Von dieſem Moment an bekömmt die Geſchichts-Behandlung ein anderes Ziel, wie die Literatur ſich ſteigert mit jedem neuen Terrain, das ſie erobert. Wer berechnet hier Wechſelwirkungen und Gewinn? Was — um nur die höchſten zu nennen — was Geſchichtſchreiber wie Johannes Müller und neuerdings Ranke dafür gewirkt haben, daß die Vorzeit wirklich in der Nation lebendig werde, dies darf ich jetzt nur andeuten. Dem Biographen iſt noch ein leichteres Feld angewieſen. Seiner Arbeit liegen lange nicht alle jene

Hindernisse im Wege, die wenigstens der Geschichtschreiber im großen Styl bei den Neueren überhaupt, wie viel mehr bei den Deutschen zu besiegen hat. Ein gewisser Bereich von Charakteren steht ihm gewiß zu Gebote, und die Behandlung wird um so eher zur Virtuosität reifen, je mehr der Gesichtspunkt und die Eigenschaften des Biographen der deutschen Natur so viel näher sind. Und welche schöne Reihe von tüchtigen Persönlichkeiten kann solcher Weise in die Literatur eingeführt werden, und dadurch unser Nationalbewußtseyn erweitern, wenn nur erst die Virtuosen da sind, die jene Bilder festhalten, wenn erst die Kunst der Lebenszeichnung in unsrer Literatur gleichsam erfunden ist. Das ist sie aber ganz entschieden, seit wir das für Varnhagens Meisterhand besitzen. Hier dürfen wir uns immer höhere Leistungen versprechen!

Wie aber die Nation gewinnt, wenn sie die Bildnisse großer Menschen und Landsleute in kunstgemäßer Darstellung vor Augen hat, so möchten auch diese Personen, ihre Familien, ihre Stammgenossen nicht geringere Ursachen haben, dankbar zu seyn, den Künstlern nämlich, die jene zum zweiten Male in's Leben rufen. Es ist ein Unterschied, ob ein wohlmeinender Pfuscher oder ein Meister das Denkmal selbst eines Helden errichtet. Klagte doch einst Alexander, daß seinen Thaten der Homer mangle, sie zu verherrlichen. Wer kennt nicht die Worte Sallusts, der die Frage stellt: ob der Held größer sey, der die Thaten vollbringt, oder der Geschichtschreiber, der sie einer späten Nachwelt überliefert? Welche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation, wie auf die einzelner Familien und Fürstenhäuser, welche Verdienste für unsere Literatur sich Varnhagen durch seine biographischen Bildnisse erworben hat, liegt nach den obigen Erinnerungen klar vor Augen. Jetzt spricht ein neues Zeugniß dafür! Es ist das Merkmal jeder ächten Kunst, daß ihre Schöpfungen das Gepräge der Vollendung und der Unvertilgbarkeit an sich tragen. Das Andenken der Königin Sophie Charlotte steht fortan unvergänglich gegründet, jeder überhaupt Theilnehmende hat einen neuen, und was zur ächten Theilnahme gefordert wird, einen unwandelbar festgestellten Gegenstand des Interesses, Varnhagens Kunst ist für immer mit der Erinnerung an diese hohe Persönlichkeit verwoben. Kein Deutscher, kein Preuße zumal wird fernerhin in die grüne, heilige Einsamkeit Charlottenburgs treten, ohne der beiden großen Königsfrauen zu denken, von denen die eine, die von Varnhagen Gefeierte, diese edeln Räume gegründet, die andere sie nochmals zum Aufenthalt im Leben und im Tode erkoren hat!

Man kann gar wohl glänzendere, wechselndere, keckere Farben denken, die ein Biograph zu seinen Gemälden zu verbrauchen hätte, man kann den Arbeiten Varnhagens vielleicht hie und da einige mehr volksthümliche und allgemein erregende Striche, statt der fein und zart und ebenmäßig erwählten Behandlung wünschen. Es ist etwas ungesucht Einfaches und doch Vornehmes und Ausgesuchtes darin, was für einen engeren Leserkreis um so größeren Reiz haben möchte, als es die größere Breite des Publicums minder anlockt. Wenn unsere etwas bürgerliche und deßhalb so oft triviale und haltungslose Literatur einen Zuwachs von Stoff, Gehalt und Form bedarf, so kann hiezu ein Zufluß jenes Elementes, das man das vornehme nennen mag oder das aristokratische selbst, und das, wenn auch zur Zeit mehr edel und gewählt, als wirklich schön, doch immer in Form und Haltung die letzte Rettung bietet, gewiß nur erwünschte Wirkung äußern. Bei Varnhagen gar ist es reiner Gewinn. Denn wo könnte sich das menschlich-natürliche, das fast demokratische Naturell heut zu Tage schöner und wirkungsvoller mit dem Vornehmen paaren, als in ihm? Ueberhaupt besitzt dieser Schriftsteller Eigenschaften, die ihn, ganz abgesehen von seiner unläugbaren Fertigkeit ächt künstlerischer biographischer Darstellung, vor den meisten Zeitgenossen auszeichnen und zu diesem Berufe noch ganz besonders unterstützen. Eine liebevollere Hingebung an alle nur

tigend Höheres erſtrebende Individualität, eine größere Empfänglichkeit für ihre verſchiedenen Anlagen und Naturen, eine mildere, verſöhnendere und doch Feſtes wollende Beurtheilung weltlichen Getriebes und geiſtiger Bewegungen, eine gleiche Ruhe und Beſonnenheit iſt nur ſelten gefunden worden, und kommt in den Leidenſchaften des Tages mehr und mehr abhanden. Welche Vorzüge ſind dies aber für den Biographen! Und entbehrt die Darſtellung Varnhagens, wie beinahe alles Aechte und Große unſerer Literatur, jenen höheren Glanz und jene Vollsthümlichkeit, welche die großen Autoren des Alterthums und des Auslandes zu eigen hatten, ſo bringt er uns in ſeinen biographiſchen und ſonſtigen Erzeugniſſen gerade das zu, was uns noch ſehr fehlt, und was uns mehr als vieles Andere zu größerer und allgemeinerer Claſſicität verhelfen kann, was aber vorzüglich für die Lebenszeichnung der reinſte Gewinn und der ächteſte Schmuck iſt: ich meine jenes glückliche Geſchenk, einen Character und Gegenſtand in ſeiner Weſenheit an tauſend einzelnen Zügen zu erkennen, und ihn in dieſem Reichthum der Wirklichkeit zu individualiſirter Darſtellung zu bringen, dann aber dieſes Bild auch in harmoniſcher, ebenmäßiger Schönheit zu geſtalten und bis in die kleinſten Winkel gleichmäßig auszuführen. Mit dieſem Sinne Varnhagens für die Realität, mit dieſer Fähigkeit ſauberer, gegenſtändlicher und faſt normaler Ausarbeitung dürfen wenige deutſche Dichter und Schriftſteller unſerer Literatur in die Schranke treten. Das iſt gerade ein Kennzeichen der Entwickelungsperiode, in welcher unſere deutſche Literatur begriffen iſt, und um deſſentwillen wir das Entſtehen einer erneuten Literaturgeſtalt erwarten — die Gewalt über das Wirkliche und Sinnenwahre, wie über die Formen des Lebens und des Ausdrucks. Wie man aber auch in letzter Inſtanz Varnhagens Talent beurtheilen wird, ſo iſt doch unverkennbar, daß alle ſeine Eigenſchaften ſelten ſo ſiegreich zuſammenwirken konnten, um ein ganz meiſterhaftes Bild zu entwerfen, als bei dem Gegenſtande und dem Stoffe, der es in und um die Perſönlichkeit Charlottens bewältigen mußte.

Dieſe Biographie läuft wie ein Roman vorüber. Eine beſtimmte Gruppe von Charakteren umgibt dergeſtalt die Hauptfigur, daß am Schluß die ſonſt nur den Poeten gewohnte Weiſe, von den freieren Schickſalen der agirenden Perſonen einen gedrängten Bericht zu liefern, ſich von ſelbſt geltend macht und das Gemälde auf das Schönſte abrundet. Es wird nicht befremden, daß in jenen magern Jahren der deutſchen Geſchichte, wo ſelbſt die erfreulicheren politiſchen Thatſachen nur ärmlich den gewöhnlichen Gang und beſonders das Leben der Höfe und die Schlaffheit der Höfer unterbrechen, daß da das Edlere ſich faſt nur in den Kreiſen der Innerlichkeit, der ausgewählten Geſellſchaft und der geiſtig und gemüthlich vorbereitenden Bewegungen auffinden läßt, und daß es nirgends mehr gepflegt und repräſentirt werden konnte, als an den Trägerinnen edler Weiblichkeit, die, wie das Geſchlecht auch das Verderbniß beſchleunigen kann, auch die Reſte und Anfänge der Natur, der Sitte und eines veredelten Lebens deſto ſicherer wahrt und zur Blüthe bringt. Ein ſolcher Mittelpunkt des ſinnigen, geiſtig-gemüthlichen Daſeyns und Verkehrs war die Königin Charlotte in einem weiten Umkreis, begünſtigt zwar von den in Berlin ſo willfährig aufgenommenen Hugenotten, aber auch hinlänglich gehemmt durch den Boden, auf den ſie geſtellt war, durch die Richtungen, die damals an der Tages-Ordnung waren. Die ſittige Urururenkelin der Maria Stuart zeigt in ihrer Empfänglichkeit für geiſtiges Leben und Denken, und mit ihrem regen Sinne für das Feine und Schöne in Formen und Verhältniſſen, aus welchem Geſchlechte ſie entſproſſen iſt. Nur ſchöne Frauen duldet ſie in ihrer Nähe. Ihr Umgang mit dieſen ſteigert ſich bis zur ächteſten Freundſchaft. Wir ſehen ſie im perſönlichen und briefl[illegible]chen Umgang mit den ausgezeichneten Köpfen Berlins, des Nordens und Englands, mit dem Vater des modernen theologiſchen

Nationalsinn, Talent zum Beispiel und vor Allem mit dem am Hofe ihrer Mutter, der ebenfalls ganz ausgezeichneten Churfürstin Sophie von Hannover, so wie am preußischen Hofe geistig und politisch so viel wirkenden Leibnitz in dem innigsten Verkehr. Sie ist ein Kind der freieren Natur unter lästigen Formen. Höchst ergötzlich wirkt die Ironie, mit welcher Varnhagen dem schaalen Treiben des Königs und des Hofes, wo nur Glanz und Festlichkeit Werth und Geltung hatten, die höhere, geistige Geselligkeit im engeren Kreise von Charlottenburg, und die Denkart und ächte Hoheit der Königin entgegengestellt. Auch sind die treffendsten Worte über die Nothwendigkeit gesagt, welche die französische Sprache und Bildung für alle feineren Naturen und Köpfe, für Charlotte, ihre Mutter, Leibnitz und selbst Friedrich den Großen war. Ueberall tritt uns die bessere, zukunftvolle Seite unserer damaligen Zustände entgegen, und führt den Beweis, daß keine Periode der Geschichte nur die Nachtseite der Menschheit an sich trägt. Ist die Biographie, besonders unter solchen Händen, überhaupt befähigt, das allgemeinere Antlitz solcher Geschichtsperioden zu erheitern, so ist besonders diese Schöpfung Varnhagens der beste Beweis, daß ein Historicus wie Schlosser in seiner vielgebrechlichen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nicht das Licht, sondern nur die Schatten dieser Zeiten zusammentrug. So sind wir denn jetzt nicht bloß um einen schönen fürstlichen Charakter, sondern zugleich durch geschichtliche Thatsachen und durch Wahrheit bereichert worden!

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

V.

Bogouslawsky und Brunet.

Folgendes Geschichtchen erzählt ein Franzose:

Ich wohnte seit einigen Monaten in Warschau, und versäumte fast keinen Abend, das Nationaal-Theater zu besuchen. Eines Abends war es so voll, daß ich nur mit großer Mühe ein Plätzchen in einem Winkel des Parterre erhalten konnte; ich fragte meinen Nachbar, was die Ursache sey? Er antwortete mir mit Enthusiasmus:

„Bogouslawsky spielt diesen Abend.

— Wer ist dieser Bogouslawsky?

— Sie sind wohl ein Fremder, mein Herr, denn sonst müßten Sie Bogouslawsky kennen, den Vater unseres Theaters, unsern Talma und Potier in einer Person.“

Ich war beschämt; er sprach die französischen Namen so gut aus, und ich war kaum im Stande, den Namen Bogouslawsky zu vollenden.

Der Vorhang ging in die Höhe; die größte Stille herrschte im Saal; das Stück hat seinen Anfang genommen. Plötzlich erschallt eine dreifache Salve des Beifalls; ein Greis tritt auf, dessen Hand sich auf die Schulter eines Knaben stützt. Er spricht, und fast jedes seiner Worte wird mit Bravo und Klatschen begleitet. Alles, was der Greis that, fanden die Zuschauer vortrefflich. Nur ich wurde ungehalten über diesen mir lächerlich scheinenden Enthusiasmus; warum diese Ehrenbezeigung einem solchen wankelmüthigen Greise? Mein Zorn war auf's Höchste gestiegen, als zum Schlusse Lorbeerkronen und Blumenkränze auf die Bühne flogen. Jetzt fiel der alte Schauspieler auf beide Knie, erhob die Hände und warf dem Publicum Küsse zu, worauf der Vorhang fiel. Ein Jeder, mich ausgenommen, hatte Thränen in den Augen. Als die Leute sich wieder beruhigt hatten, drehte ich mich abermals zu meinem Nachbar:

„Aber mein Gott! ich finde Ihren Bogouslawsky nicht im Geringsten gut.

— Ich widerspreche Ihnen nicht.

— Warum drängt man sich nun aller hinzu, ihn zu sehen? Warum wird er mit Beifall überschüttet?

— Das will ich Ihnen sagen, mein Herr. Bogouslawsky war unser bester Schauspieler, vor langer Zeit schon erheiterte er unsere Mußestunden; er lieh uns

manchen Kummer vergessen und manche Freude reger empfinden; er hielt muthig die Privilegien des polnischen Theaters gegen das Eindringen fremder Theater aufrecht. Er ist unser eigentlicher National-Schauspieler, und das werden wir nie vergessen. Jetzt ist er achtzig Jahre alt, und lebt anständig von dem Einkommen, das ihm sein Talent erworben hat. Aber einmal im Jahre, an seinem Geburtstage, will er noch eine seiner alten Rollen spielen, und Sie haben gesehen, wie wir das aufnehmen. Würden wir ihm diese kleine Pension der Dankbarkeit entziehen, so stürbe er gewiß, und wir könnten nur unsre Kränze auf seinen Sarg werfen."

Ich dankte meinem Nachbar für die Auskunft. Ein Jahr später sah ich Bogouslawsky wieder spielen. Er war noch schwächer geworden, man verstand ihn noch weniger: ich aber klatschte dieses Mal mehr, als alle Uebrigen.

* * *

Kürzlich wohnte ich im Variétés-Theater einer Benefiz-Vorstellung bei. Der Zufall brachte mich neben einen Mann, der mir bekannt schien. Es war mein Theater-Nachbar aus Warschau, mit dem ich bald wieder ein Gespräch angeknüpft hatte.

Brunet spielte den „Jocrisse", und mein Freund bewunderte die Natürlichkeit und Naivetät dieses trefflichen Schauspielers. Oft jedoch nahm das Publicum seine Lazzi mit Pfeifen auf, die sonst allgemeinen Beifall und Lachen erregt hatten. Nur mit Thränen in den Augen und mit sichtbarer Bewegung konnte daher Brunet die letzten Worte seiner Rolle:

„dem Publicum zu mißfallen, wäre wahrlich meine größte Verzweiflung."

hervorbringen.

„Warum, fragte mich mein Nachbar, hat man diesen Schauspieler ausgepfiffen? Mir scheint er sehr gut zu spielen.

— Weil er zu alt ist; wir sind nun einmal so, wir Franzosen. Wenn ein Schauspieler, der uns sonst amüsirte, schwächer wird, so ist es aus."

Mein Nachbar erinnerte mich an Bogouslawsky, und dies verstimmte mich für den ganzen Abend. Ich verglich mit Schmerz den glänzenden Empfang, der dem alten polnischen Schauspieler bereitet war, mit der frechen Manier, womit unser guter alter „Jocrisse" behandelt wurde, und ich rief im Stillen aus: „Es ist doch eine schöne Sache um die Civilisation!"

Der diesen Fall erzählt, ist selbst französischer Schauspieler, und einer von denen, welche das neue Journal für Literatur und Kunst, Aspic, redigiren, welches größtentheils nur von Sängern und Schauspielern geschrieben wird.

* * *

Die Parade-Spiele.

Paraden heißen in Frankreich ursprünglich jene Scenen, welche auf den Straßen von improvisirenden Schauspielern dem Haufen zum Besten gegeben werden. Vor einigen Jahren noch trugen diese rohen dramatischen Scherze einen eigenthümlichen Stempel an sich, der jetzt aber fast gänzlich verwischt ist. Konnte man dem Dinge auch keinen Werth zuerkennen, so war es doch unterhaltend. Oftmal war es ein in die Scene gesetztes Epigramm, welches den Mund gewaltsam zum Lächeln verzog. Ich will hier eine Scene anführen, die der in seiner Art berühmte Bobeche gab.

Bobeche legte seinem Herrn Rechenschaft ab über die für ein Mahl von fünfzehn Personen gemachten Einkäufe.

Er sagte: „Suppe und gutes Rindfleisch, zwanzig Sous; drei sehr fette große Hühner, achtzehn Sous."

Der Herr betrachtete Bobeche mit Erstaunen, weil ihm diese Preise außerordentlich gering vorkamen.

Bobeche fuhr fort: „Spinat für fünfzehn Personen, nebst Butter und Zubehör, sechs Sous."

— Ha, Bobeche, mein guter Freund, du hast Geld aus deiner Tasche darauf gelegt.

— Nein, gewiß nicht, mein Herr; das Gras wächst ja für alle Welt, und Milch haben sie in der Normandie so viel, daß

für nicht wissen, was sie damit anfangen sollen. Ferner Salat für fünfzehn Personen, achtzehnhundert Franken.

— Was sagst du? schrie der Herr im Zorn, indem er seinen Stock aufhob, so viel Geld für einen Salat, während man einen ganzen Korb voll um ein Paar Pfennige haben kann!

— Ganz recht, Herr!

— Ein ganzer Acker mit Estragon und Pimpernelle kostet zehn Franken.

— Schon recht, Herr!

— Das Oel kostet siebzehn Sous und der Essig zwölf.

— Alles, wie Ihr sagt, Herr, erwiderte Bobeche; aber das Salz ist so theuer. Salz ist jetzt kostbarer als Diamant, seit dem Napoleon der Große es nicht verschmäht hat, sich zum Salzhändler des Reiches zu machen. Er nur allein hat jetzt das Recht, Salz zu verkaufen, und ich mag mich nicht unterstehen, mit ihm um den Preis zu handeln."

Dies war zur Zeit, als das Salz-Monopol detretirt wurde. Man kann leicht denken, wie das Publicum Beifall klaschte. In dieser Art nahm Bobeche alle Moden- und Tages-Ereignisse vor. Nur wenn die Parade so behandelt wird, erscheint sie als kleines Fragment des großen Spiegels, aus welchem die Lächerlichkeiten der Zeit uns anblicken sollen.

n.

Ein königlicher Besuch in La Trappe.

Man gibt die Memoiren Carls X. heraus, die sehr interessant sind. Wir entnehmen denselben folgenden Zug.

Seit der Campagne von Quiberon, welche die boshafte Spottsucht des Publicums eine ziemliche Weile im Athem erhielt, war der damalige Graf von Artois von der Scene verschwunden, bis man im April 1784 von einer Wallfahrt hörte, die er nach La Trappe unternommen. Dies war eine Abtei an der Grenze der Normandie, die 1140 gestiftet worden war, und 1214 unter den Schutz der Jungfrau gestellt wurde. Sie bestand zuerst aus Cisterziensern, die 1662 von dem Abbé de Rancé, dem bekannten Stifter des Trappisten-Ordens, reformirt wurden. Jetzt zogen viele erlauchte Gäste, ermüdet von den Vergnügungen und dem Geräusche der Welt, herbei, um ihre Seele auf Kosten ihres Leibes zu stärken.

Solche Gründe lagen wahrscheinlich auch bei dem Besuche des Grafen von Artois vor. Zu jener Zeit erregte er die Neugier der Journalisten in hohem Grade. Ohne äußere Zeichen seines Ranges, im strengsten Incognito, nur von zwei Bedienten und dem Chevalier von Crussol begleitet, mit dem Bande eines Ritters des heil. Ludwig decorirt, kam der Prinz an; Niemand empfing ihn, da die Geistlichen beim Amte waren. Nachdem er dessen Ende abgewartet und ein frugales Mahl zu sich genommen hatte, besah er das Haus in allen seinen Einzelheiten, und richtete eine Menge Fragen an den Abbé, welcher zu glauben vorgab, als hielt er die beiden Fremden für reuige Sünder, die in das Kloster gekommen wären, ihre Fehler abzubüßen. Sie mußten allen Bußübungen beiwohnen, und Abends nach einem sehr dürftigen Mahle, das nur aus spärlich zugewogenem Brode bestand, führte sie ein Pater in ihre Zelle.

„Hier dieses Lager ist für Euch," sagte er, zum Chevalier von Crussol gewendet; „dort aber in der Nebenzelle ist eines für den jungen Menschen. Er scheint mir stark und gesund zu seyn, und es kann ihm daher nicht schaden, wenn er sich an ein hartes Lager gewöhnt. Es wird ihm sicher im Himmel angerechnet werden als Sühne seiner Sünden, denn er sieht mir danach aus, viele begangen zu haben."

Der Graf von Artois behielt von diesem Besuche der Trappisten einen lebhaften Eindruck für sein ganzes Leben zurück. Der Contrast dieses zwischen Arbeit und Gebet getheilten Lebens mit dem damaligen Hofleben in Versailles war zu groß

und ergreifend. Der nachmalige König muß im Laufe der Zeiten mehrmals um die Worte des alten Vaters zurückgebeten haben.

Anekdoten aus der Gegenwart.

I.

Herr Thiers, der seit seiner Erhebung nur in alten Schlössern voll historischer Erinnerungen mit Bequemlichkeit zu wohnen scheint, wollte neulich das Schloß St. Ouen von der Mad. du Cayla miethen. Man kam um den Preis überein, und Herr Thiers machte sich schon fertig, es zu beziehen, als die Vermiethering noch eine Bedingung stellte. Es wurde nämlich dem Miether auferlegt, als Verpflichtung eine [illegible] in einem der Säle des Schlosses das lebensgroße Bildniß Ludwigs XVIII. an der Stelle, wo es jetzt hängt, zu erhalten. Hierüber entspann sich eine lebhafte Correspondenz, und Herr Thiers willigte am Ende ein, jedoch nur unter der Bedingung, das Bildniß des Gründers der Charte mit einem grünen Gaze-Vorhang zu umgeben. Diesen Vorhang hält nehm. Mad. du Cayla so hoch, daß sie ihrem Bevollmächtigten aufrug, das Schloß Herrn Thiers um keinen Preis zu vermiethen.

II.

Man erzählt sich eine drollige Geschichte von einem der berühmtesten französischen Schriftsteller, der bedeutende Schulden hat. Er hatte sich eines protestirten Wechsels wegen einige Tage verborgen, als die Gerichtsdiener durch folgende List ihn aus seinem Verstecke zu treiben wußten. Der Briefträger meldet sich an seiner Thüre mit einem schweren Geldsacke. „Können Sie mir wohl die Adresse des Herrn .... sagen? — Nicht bekannt. — Das ist mir leid, ich habe hier 3500 Fr., die eben von Lyon für ihn angekommen sind. — Lassen Sie sie nur hier, man wird sie ihm ab-

geben. — Ich darf sie nur ihm selbst, denn er muß darüber quitti So warten Sie nur einen Augen Der Pleonast wurden, und s bald den das Zimmer des verhafteten folgten eingeführt. Jetzt aber verw sich der vermeintliche Postbote in d richtsdiener. Der Delinquent wi verborgene Treppe hinab, allein e erschrickt er, als ihm gerade dieß geöffnetem Thore des Friedensr zweier Gendarmen und seine Gerichts führen.

Englischer Rechtsstreit.

Bekanntlich wird in Englan König His Majesty, die Königin al Majesty genannt. Ein Fourgon des lichen Hauses war noch mit dem H jesty des verstorbenen Königs bez als er an dem Thore von Kingsto dem Zolleinnehmer angehalten wurd die Zahlung zu leisten. Denn d helm IV. todt sey, so hätte nur die gin Victoria das Recht, ihre M frei passiren zu lassen, dann aber diese statt his das Pronomen her Der Großmeister der königlichen verklagte hierauf den Zolleinnehmer unrechtmäßig erhobener Abgaben, r dieser anführte, daß er sich an den staben der Inschrift und des G halte. Der Richter kam endlich der E tung des Streites dadurch entgegen, bemerkte, es sey durch der Reg Wilhelms III. und der Königin Ma Statut gegeben worden, welches Falle genau angepaßt ist. Es heißt lich darin: daß man sich, wenn mi dem Namen des Königs oder der K sprechen, mit dem Worte Majesty bei monarch hin aber der bedienen könn hiernach wurde der Einnehmer zu Schilling Strafe und zu den Kosten verurtheilt.

Rechtsfall.

Ein sehr ernster Handel, der das allgemeine Interesse in hohem Grade spannt, wird nächstens in Paris verhandelt werden. Es handelt sich um eine Klage, die ein Kaufmann gegen Herrn Benazet, den Spielpächter, erhebt, wegen einer Summe von 100,000 Franken, die sein Cassier in Frascati verloren. Der Kaufmann gründet seine Klage auf einen Punkt des Pacht-Contracts des Herrn Benazet, worin ihm untersagt wird, in seinen Spielhäusern gewissen Ständen angehörende Leute aufzunehmen; hierunter gehören eben auch alle bei den Cassen Angestellte.

Neue Bücher.

Ich weiche von Paris her ersucht, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches in Paris erscheinen und die deutschen Zustände besprechen wird. Savoye steht an der Spitze. Er ist der beiden Sprachen so mächtig, als vielleicht Wenige der Lebenden, nachdem Ancillon starb. Das Werk soll Deutschland in literarisch-artistisch-historischen-pittoresken-monumentalen-merkantilischen Hinsicht besprechen, und mit vielen Stahlstichen geziert werden. Wie es hört, sollen tüchtige deutsche Gelehrte daran Theil nehmen.

— Shelley, ein Freund Byrons und einer der genialsten englischen Dichter, der noch wenig unter uns bekannt ist, wird von einem trefflichen Uebersetzer, der sich hinter dem Namen Felix Adolphi verbirgt, bei dem deutschen Publicum mit seinem Trauerspiele „die Cenci“ eingeführt. Voraus schickt Herr Adolphi ein Leben Shelley's, nach den besten Quellen bearbeitet. Byron soll von dieser Tragödie gesagt haben, daß seit Shakespeare keine größere gedichtet worden sey. Die Auffassung ist großartig, die Diction prächtig, allein das Ganze zu schroff und verletzend. Ueberall aber verdient das Werk als ein merkwürdiges der Aufmerksamkeit der Freunde dramatischer Literatur empfohlen zu werden.

Vermischtes.

Rellstab hat eine Reihe von Briefen in der Pariser Gazette Musicale begonnen, welche von dem Zustande der Musik in Norddeutschland handeln.

— Der Thurm in Mecheln, dessen Bau im Jahre 1452 begonnen wurde, soll jetzt nach dem ursprünglichen Riß ausgebaut werden, so daß er statt 550 Fuß 656 Fuß hoch würde; die Kosten sind auf eine Million Francs veranschlagt, und der Bau soll zehn Jahre dauern.

— Durch diesen Monat Mädchen sollen Herr und Mad. Cornet in München zusammen mit 9000 fl. auf Lebenszeit angestellt seyn. Cornet wird die gänzliche Leitung der Oper übernehmen.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

In Leipzig ist erschienen: Das entdeckte Geheimniß, das Wetter durch die Luft, oder durch Thiere und Pflanzen u. s. w. im Voraus zu bestimmen, in freien Versen bearbeitet und herausgegeben für den Bürger und Landmann von J. F. Wetterhahn. Preis 4 Gr.

Einladung zum Rosenfeste nach Lützschena.

Für jeden Sinn hab' ich etwas bestellt:
Dem Auge spend' ich bunt durchschlung'ne Kränze,
Der Nase süßen Duft vom Blüthenlenze,
Und während die Musik noch Herz und Ohren schwellt,
Genießt der Gaumen schon, was ich credenze!
„Ei!" schilt man mich: — „da sind wir doch geprellt,
Weil noch der fünfte Sinn, der Tastsinn, fehlt!"
Je nun! ich meine: das Vergnügen
Ist, wie der Schmetterling, nur schön im Fliegen —
Und — wehe dem, der's mit den Händen hält!

Drum komme, wem ein froher Tag gefällt;
Der Frühling flieht, eh' wir ihn noch genossen,
Man muß die Rosen pflücken, weil sie sprossen: —
'S ist Alles wandelbar auf dieser Welt; —
Ich aber bleibe stets
der Wirth Ernst Held.

— Bei Buchhändler Franz in München sind nun „Memoiren aus Algier, nebst einem Sendschreiben an den Papst" von dem bekannten Eremiten von Gauting erschienen.

Der Berliner Harlekin.

Zwei Straßenkammerdiener oder Kutschenaufmachen.

„Morjen, Schäbedanz! hafte Spanduzke lange nich gesehn? —"

— Spanduzke? — Na, der spielte letzten Posdng.

„Nu, sag' mich mal, wat macht denn?"

— Wat er macht? — Jar nischt, bubbelt so rummer —

„Wo soll ick des verstehn? "

— Na, er sept nach de angebotenen Belohnungen, und denn heeßt et: verloren! — Fäßt er nu zum Exempel mal een paar neue Strimpe und Schuhe gen ihm dabei, so sagt er ganz höflich: Entschuldigen Sie gütigst, ick wollte mir rinder sehn, ob die verlorne Bande drin liegen. —

„Und da lassen sie ihn loofen?"

— Na, freilich, se geben ihm Eens uf de Klinke un denn lassen se ihn loofen. Neulich griff er zufällig ein Schlagetuch und weil se ihn dabei ertappten, da versichert er uf seine Ehre, man blos Frangen dranber setzen.

„Des is ja allerliebst; un da hat man doch loofen lahßen?"

— Erscht niche — denn wie Duch hadde, da schriegen se: halt'n — Nu hielt een Schnittwaaren-Kaufmann sein Schild vor, un da rannte er mit der Firma. Wie er nu des von dem Kaufmann sagte, da mußten se ornntlich lachen. Nu nahmen se ihn des Duch ab und Kaufmann drückte ihn seine Firma ins Gesichts.

„Aber, lieber Schäbedanz, ick will Dir man sagen — eenmal werden se doch woll fester halten. Nich so?"

— Da hafte woll nicht Unrecht. Schmidtkopp prubbelt so lange Kopf, mal an jedem Henkel ein Soldate aufhuht.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Mad. Doris Devrient in Dresden als „Pariser Taugenichts".

2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

UNIV. OF CALIFORNIA

Grenadiers en avant!
M.me Doris Devrient in Dresden
als Pariser Taugenichts.

Schweiz.

Property of
Clint Bowen

CALIFORNIA

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Ein Abenteuer in Spanien.

Ich habe Spanien durchreist und dabei manche Abenteuer erlebt; ie wäre es auch anders möglich in diesem romantischen Lande mit sei- er Inquisition, seinen Dieben und Damen? —

Ich befand mich in Valencia, als Supercargo eines Handelsschiffes, it dem Auftrage, die Rechnungen meines Freundes, des Capitäns slay, in's Reine zu bringen. Er hatte mich seinem Correspondenten, on Blas Udivido, einem reichen Kaufmanne, empfohlen, der Wittwer nd Vater einer einzigen, neunzehnjährigen Tochter war.

Senor Udivido empfing mich mit einer Gastfreundschaft, die der lten Hidalgos würdig war.

„Möge mein Haus ganz wie das Eure betrachtet werden," war ine Anrede.

Die Angelegenheiten, welche mir zu Valencia anvertraut waren, öthigten mich, häufig von dieser offenen Einladung Gebrauch zu machen. a es in Spanien nicht Sitte ist, daß ein Fremder gleich in den ersten agen vorgestellt wird, so verfloß einige Zeit, ehe ich Estella Udivido sehen bekam. Als man jedoch erfuhr, daß ich mich ernsthaft betrug, aß ich, trotz meines ketzerischen Glaubens, die Kirche besuchte, daß ich, n Gegensatze mit der Mehrzahl meiner Landsleute, mir nie einen cherz über die Ceremonien des Gottesdienstes erlaubte; als man ferner fuhr, daß ich mich nicht lange in Spanien aufhalten werde, und daß

das wenige Spaniſch, das ich herausſtotterte, mir nicht geſtatten würde, die Stelle eines ſehr beredten Liebhabers zu ſpielen, ſo war ſelbſt die Duegna endlich der Anſicht, man könne mir ohne Gefahr den Zutritt zu der Geſellſchaft der ihrer Aufſicht anvertrauten Senorita geſtatten.

Unmerklich entſpann ſich ein ſehr vertrauliches Verhältniß zwiſchen Eſtella und mir. Wir ertheilten uns gegenſeitig Unterricht in unſeren Sprachen. Sie ſuchte mich im Spaniſchen, ich ſie im Engliſchen zu vervollkommnen. Auch ſang ſie gern, indem ſie ſich mit der Guitarre begleitete; kurz — bald neigte ſich die Wagſchale der Verpflichtungen auf ihre Seite.

Inzwiſchen hatte ich mir in der Stadt einige andere Freunde erworben. Der liebſte war mir Don Sylvio Comorra, ein junger Edelmann, der eine Stunde von Valencia auf ſeinen Gütern lebte, und deſſen Einkünfte ſich etwa auf 30,000 Realen beliefen. Er hatte einen Bruder zu Madrid, der erſter Secretär der Contaduria war; eine Schweſter, Donna Antonia, führte Sylvio die Haushaltung. Eſtella und Antonia waren ſeit langer Zeit durch die Bande der Freundſchaft verbunden.

Eines Tages erhielt Eſtella die Erlaubniß, eine Woche bei Antonia, auf dem Gute ihres Bruders, zubringen zu dürfen. Dieſer Beſuch ward der Ruhe Don Sylvio's höchſt gefährlich, indem er ſich leidenſchaftlich in Eſtella verliebte. Als guter Spanier that er alles Mögliche, was man in einer ſolchen Lage thun kann: er ſeufzte, ſchrieb Liebesbillete, gab Serenaden u. ſ. w. Allein die ſchöne Eſtella blieb unerbittlich, nicht etwa aus Gefühlloſigkeit, ſondern weil es Sitte bei den ſpaniſchen Damen iſt, ſich erſt dann zu ergeben, nachdem man ſich eine ſchickliche Zeit hindurch unerbittlich gezeigt hat.

Hatte man Eſtella geſehen, ſo war es unmöglich, ſie nicht anzubeten! Keine Senora von Valencia erhielt ſo viele Serenaden, als Donna Eſtella; keine ſah ſo viele Freier ſich herzudrängen, um ſich um ihre Hand zu bewerben. Aber nur ein Einziger fand Gnade vor Senor Udivido: nämlich Joſe Prato, ein Mann von vierzig Jahren, der bei einigen guten Eigenſchaften den unſchätzbaren Vortheil hatte, der reichſte Kaufmann von Valencia zu ſeyn. Was Eſtella anbelangte, ſo gelang es noch Keinem, ihr zu gefallen, und der reiche Don Joſe Prato war in dieſer Beziehung vielleicht der mindeſt Glückliche von Allen.

Senor Udivido, der, gleich allen Vätern, am beſten zu wiſſen behauptete, was ſich für ſeine Tochter paſſe, befahl ihr, den Herrn Joſe

als ihren künftigen Gemahl anzusehen. Estella empfing diesen Befehl mit Thränen; sie kannte die Hartnäckigkeit ihres Vaters, und daß er von seiner Meinung nicht mehr abging, sobald er Gewinn und Verlust einmal berechnet hatte.

„Da der Unterschied des Alters zwischen beiden Gatten zwanzig und einige Jahre beträgt," sagte er zu sich selbst, „so gleicht sich Alles zu Gunsten meiner Tochter aus, wofern sie ihr Heirathsgut dem ungeheuern Vermögen meines künftigen Schwiegersohnes gegenüberhält. Zwar verachtet sie dieses im gegenwärtigen Augenblicke, allein dereinst wird sie mir noch danken, daß ich diese Berechnung für sie anstellte."

Jose Prado hatte ein Besitzthum zu Majorka, das er gewöhnlich jedes Jahr auf einem ihm gehörigen Schiffe besuchte. Diese Reise ward stets als ein Fest betrachtet, zu welchem er seine besten Freunde einlud. Neben Don Blas Ubivido, Estella, Donna Antonia und mehren Anderen, hatte auch ich die Ehre, mich unter der Zahl der Eingeladenen zu befinden.

Wir waren noch nicht einige Stunden an Bord, als ich Don Sylvio, als Matrose verkleidet, unter der Schiffsmannschaft erkannte. Er gab mir ein Zeichen, trat mit mir auf die Seite, und setzte mir die Ursache seiner Verkleidung auseinander.

„Ich liebe, und bin in Verzweiflung," so schloß er, „zeigen Sie sich als ein wahrer Freund!"

„Ich bin es," erwiederte ich.

„Sie besitzen Estella's Vertrauen, und können mir den größten Dienst leisten ..."

„Indem ich den Senor Ubivido, zum Danke für seine Gastfreundschaft, betrüge und verrathe!"

Don Sylvio ward durch diese Worte erschüttert, denn was den Ehrenpunkt anbelangt, so gibt es kein zartfühlenderes Volk, als die Spanier, und kein Spanier war es in höherem Grade, als Don Sylvio. Ich durfte mich daher nur an seinen gesunden Verstand wenden; und glücklicher Weise hatte die Liebe ihm noch so viel übrig gelassen, daß er der Gewalt meiner Gründe nachzugeben im Stande war. Alles, was ich ihm versprechen konnte, war Schweigen, unter der Bedingung, daß er sich nicht selbst verrathe.

Nachdem wir uns acht Tage auf der Insel Majorka aufgehalten hatten, schifften wir uns wieder ein, und segelten in Begleitung einer aus Malaga kommenden Barke ab. Am Morgen war der Wind günstig; allein nach Verlauf einiger Stunden wehte er aus Nordwest, und

brachte uns aus der Richtung von Valencia ab. Bald brach ein Ungewitter aus; die Damen flüchteten ſich unter das Verdeck, und Senor Joſe Praio warf ſich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Knie, denn er war weniger muthig als fromm. Gegen Abend beruhigte ſich der Sturm, um einer anderen, noch ſchrecklicheren Gefahr Platz zu machen. Zwei algieriſche Corſaren, welche uns ſchon dieſen Morgen wahrgenommen hatten, folgten uns mit ausgeſpannten Segeln.

Als ſie näher kamen, lähmte die Andacht des Senor Joſe Praio alle ſeine übrigen Fähigkeiten. Don Blas wollte ſeine in Ohnmacht geſunkene Tochter keinen Augenblick verlaſſen, und der Capitän des Schiffes ſchien gar nicht geneigt, ſein Leben für einen Mann auf's Spiel zu ſetzen, der in dem Rufe ſtand, nicht ſehr freigebig zu ſeyn.

Ich war daher genöthigt, mich an die Spitze zu ſtellen, und wo möglich den Matroſen einigen Muth einzuflößen. Jetzt entſagte auch Don Sylvio ſeiner Verkleidung, und unterſtützte meine Anſtrengungen auf das kräftigſte. In kurzer Zeit wurden wir angegriffen. Die Barke von Malaga ergab ſich vor unſeren Augen an einen der Corſaren, der ſich entfernte und unſer Schiff ſeinem Kameraden als eine ſichere Beute überließ. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, wären wir genommen worden, ohne eine von mir ausgedachte Kriegsliſt; ich gewahrte nämlich, daß unſer Verdeck mit Kiſten bedeckt war, welche die Ernte des Senor Joſe Praio enthielten. Auf die erſte, gegen uns abgefeuerte Musketenſalve fielen alle unſere Matroſen nieder, als ob ſie tödtlich verwundet wären. Die Corſaren glaubten jetzt, unſer Schiff ohne alle Mühe erſteigen zu können; ſie fanden uns jedoch im Hinterhalte hinter jenen Kiſten; viele wurden getödtet, der Reſt kehrte ſchleunigſt auf ſeine Schaluppen zurück, und leiſtete Verzicht auf die Fortſetzung des Kampfes.

Dieſes Gefecht ward zu Valencia, mehr als es verdiente, mit Lobeserhebungen überhäuft. Die Senores Udivido und Praio nannten mich ihren Retter; inzwiſchen bargen ſie mir nach den erſten Bewegungen des Dankes nicht, daß ſie mich im Verdacht der Mitſchuld Don Sylvio's hielten, deſſen Muth, wenn ſchon dem meinigen mindeſtens gleich, nicht gehörig gewürdigt wurde, wenigſtens fiel er nicht ſo ſchwer in's Gewicht, um dem Glücke ſeines frommen Nebenbuhlers Abbruch zu thun.

Indeſſen ſtellte ſich Senor Udivido an, als glaube er mir, als ich ihm den Hergang der Sache erzählte. Ohne undankbar zu ſcheinen, konnte er nicht wohl anders. Allein wie ſehr auch Eſtella und Antonia verſicherten, der verkleidete Liebhaber habe ſich ohne ihr Wiſſen an Bord

des Schiffes begeben, und ihnen ſey vor dem Gefechte mit den Seeräubern nichts von ſeinem Schritte bekannt geweſen, ſo mußte Antonia dennoch harte Vorwürfe erdulden, und Eſtella ward nicht gelinder behandelt.

Don Sylvio anlangend, ſo ſagte man ihm, man ſey ihm keinen Dank ſchuldig, obgleich ohne ſeine glückliche Anweſenheit am Bord des Schiffes die Braut des Senor Joſe Praio ſehr leicht in den Harem des Dey's von Algier hätte gebracht werden können.

Don Joſe, der ſeither in der Achtung Eſtella's nicht ſehr hoch geſtanden hatte, ward ihr jetzt verhaßt; ſie verachtete ſeine Feigheit, ſeine Undankbarkeit, und die Knickerei, mit welcher er die Schiffsmannſchaft belohnte, die ſich muthig mit dem Piraten geſchlagen hatte. Ueberdieß war Don Joſe die unmittelbare Urſache der verdoppelten Strenge ihres Vaters gegen ſie.

Obgleich Senor Udivido mein vertrauliches Verhältniß zu ſeiner Tochter nicht mehr ſo gern ſah, ſo legte er mir doch nichts in den Weg, da er wußte, daß ich in wenigen Wochen abreiſen würde. Eſtella ſchien von Tag zu Tage mehr auf mich zu halten; ſie zeigte ſogar einige Unruhe, wenn ich länger als vierundzwanzig Stunden von Valencia abweſend war. Ich war erfreut über dieſe zarte Dankbarkeit, allein zu gleicher Zeit ſetzte ſie mich auch einigermaßen in Verlegenheit.

Es machte ihr Vergnügen, mit weiblicher Neugierde mich über die Sitten und Gebräuche der engliſchen Damen auszufragen; und jeden Tag hörte ſie mir mit größerem Intereſſe zu.

„Glückliches, dreimal glückliches England!“ rief ſie aus, und dabei entſchlüpfte ihr ein Seufzer. „Warum ward mir nicht das Glück zu Theil, dort geboren zu ſeyn, wo die jungen Mädchen nicht in die grauſame Alternative verſetzt ſind, entweder einen Mann gegen ihren Willen zu heirathen, oder in ein Kloſter zu gehen.“

Eines Tages kam ſie mit einer inneren Bewegung, die mich beunruhigte, auf dieſen Gegenſtand zurück. Ich fing an zu befürchten....

„Mir ſcheint,“ ſagte ſie, „ich würde ohne die geringſte Ueberwindung Engländerin werden.“

„Wirklich, liebenswürdige Eſtella?“ gab ich zur Antwort, um ſie von dieſem Gedanken abzubringen. „Ich glaube, Sie würden bei dem Tauſche viel verlieren. Es iſt keine Kleinigkeit, ein Land zu verlaſſen, wo Sie von Ihren Freunden und Ihrer Familie umgeben, und von Allen geachtet und geliebt ſind, um in ein anderes zu ziehen, wo man fremd, unbekannt und verlaſſen iſt.“

„Nicht ſo,“ fiel ſie mit Lebhaftigkeit ein; „ich würde nicht nach England gehen, ohne dafür geſorgt zu haben, daß ich dort gut aufgenommen würde. Freunde laſſen ſich allerdings nicht erkaufen; aber die Engländer ſind keine Barbaren; und Sie ſelbſt, wenn Sie mir in Ihrem Lande begegneten, würden Sie mich allein und unglücklich laſſen?“

„Ich, Senora? ... Ganz gewiß nicht. Wenn ich Sie in England träfe, ſo wäre ich glücklich, mich Ihnen nützlich und angenehm zu erweiſen!“

„Glücklich, nützlich, angenehm! Ich möchte wiſſen, ob dieß ein Compliment ſeyn ſoll?“

„Nein, Senora; ich rede offen, und lege den Worten, deren ich mich bediene, keinen beſonderen Sinn unter.“

„Nun, ſo ſage ich Ihnen eben ſo offen, daß ich glücklicher wäre, durch Sie verpflichtet zu werden, als Sie es ſeyn könnten, indem Sie mich verpflichteten.“

Eſtella erröthete bei dieſen Worten, und zog ſich verwirrt zurück. Auch ich ging in einiger Bewegung hinweg.

Nach dem Schmerze, nicht wieder geliebt zu werden, gibt es keinen größeren für ein edles Herz, als eine Liebe einflößen, die man nicht zu theilen vermag. Leider fühlte ich für Eſtella nur tiefes Mitleid. Ich war jung, romantiſch geſinnt, und hätte mich für den unredlichſten Menſchen gehalten, ein weibliches Weſen zu täuſchen, das ſich mir auf Treu und Glauben hingab.

Ich habe früher der Duegna Eſtella's erwähnt. Es war dieß eine fromme, einfache, arme Verwandte des Senor Ubivido, die ihren Zögling überaus liebte. Am nächſten Abend ſuchte ſie mich auf, und übergab mir mit einer gewiſſen Miene, welche verrieth, daß ſie Eſtella's Geheimniß kenne, folgendes Billet:

„Ich habe zuviel geſagt; und wahrſcheinlich werde ich in Ihrer Achtung verloren haben, weil ich die meinem Geſchlechte auferlegte Zurückhaltung vergaß. Senor Joſe P. wird nie mein Herz beſitzen; derjenige, dem ich es geſchenkt habe, hat es aus Dankgefühl erhalten: er hat mir Ehre und Leben gerettet; ihm allein möchte ich Eſtella's Glück und Zukunft anvertrauen.“

Ohne mich lange zu beſinnen, gab ich folgende Antwort:

„Senor Ubivido erwartet mich morgen auf ſeinem Comptoir, um Geſchäfte abzumachen. Ohne Zweifel wird er mich zu Tiſche bitten. Während der Sieſte hoffe ich, das Glück zu haben,

mich mit Senora Estella unterhalten, und ihr meine aufrichtige Ergebenheit beweisen zu können.

James Wallace."

Es kam so, wie ich es vorausgesehen hatte. Nach dem Mittagsmahl zog sich Senor Udivido in seinen Garten zurück; die gute Tante, so nannte man die Duegna, schlummerte, nach ihrer Gewohnheit, auf dem Sopha. Ich ergriff Estella's Hand, und dankte ihr für ihr Billet mit so vieler Zärtlichkeit, als ich, ohne die Rolle des Liebhabers zu spielen, zeigen konnte; „allein," fügte ich hinzu, „um Ihrer würdig zu seyn, um die Ehre, die Sie mir erweisen, zu verdienen, kann ich nur durch ein offenes Geständniß der Wahrheit darauf antworten. Ich liebe eine andere Estella in England; allerdings kostet es mich viel, treu zu bleiben; aber ich habe es geschworen ..."

Dieß war zu viel für den Stolz eines Weibes, und noch dazu einer Spanierin! Estella erröthete, stand auf, und verließ mich, ohne eine Sylbe zu antworten.

Auch ich erhob mich, und bat sie, mich anzuhören. Sie willigte ein. Aber was konnte ich ihr weiter sagen? — Ich beschwur sie, ihren Zorn nicht auf mich zu werfen, und einen Unglücklichen nicht wegen einer unfreiwilligen Beleidigung zu strafen. Estella hatte zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß sie mir unmöglich zürnen könne; sie versicherte mich endlich, daß sie nicht über mich aufgebracht sey, daß sie jedoch Zeit bedürfe, um die Ruhe ihres Herzens wieder zu finden, und ihre Uebereilung zu vergessen.

Ich speiste beinahe jeden Tag bei Senor Udivido; allein während drei Tagen erschien Estella, unter dem Vorwande des Uebelbefindens, nicht bei Tische; am vierten Tage sendete ich ihr folgendes Billet durch die gute Tante:

„Sie betrüben mich auf's höchste, Senora. Warum sehe ich Sie nicht mehr? — Ich verlasse Valencia noch diese Woche. Geben Sie mir die Versicherung, daß ich nicht ohne Ihre Freundschaft von hier abreise. Empfangen Sie wenigstens das Lebewohl eines Mannes, der nur glücklich seyn kann, wenn er hoffen darf, daß Sie selbst es sind.

J. W."

Sie antwortete mir mit folgenden Worten:

„Ich kann Sie nicht sehen, Senor; empfangen Sie mit den aufrichtigsten Wünschen mein Lebewohl.

Estella Udivido."

Dieſe laconiſche Antwort beugte mich ſehr. Ich war im Zweifel, ob ich ſie dem Kummer, oder einer natürlichen Empfindlichkeit zuſchreiben ſollte; aber es machte mich gleich unglücklich, den einen, wie die andere einzuflößen. Meine Abreiſe von Valencia verzögerte ſich noch um einen Monat, und ich ſah Eſtella wieder. Allein ſie unterhielt ſich nur von unbedeutenden Dingen mit mir; ich beſchloß daher, nicht mehr ſo häufig bei Senor Udivido zu erſcheinen.

Deſto öfter ſah ich Don Sylvio, der ſtets die größten Rückſichten für mich an den Tag legte; gleichwohl glaubte ich zu bemerken, daß er, trotz ſeiner innigen Freundſchaft, es vermied, von Eſtella zu ſprechen. Ich ſchloß hieraus, daß er ſie zu vergeſſen ſuche, und an mir war es nicht, ſie in ſein Gedächtniß zurückzurufen. Eines Tages, als ich an der Kirche von Santiago vorüberging, gewahrte ich meinen Freund in geheimem Geſpräche mit der guten Tante; allein hierin fand ich nichts Außergewöhnliches; ich ſelbſt ſprach die Duegna zuweilen an, um mich nach ihrem Befinden und nach dem ihrer liebenswürdigen Nichte zu erkundigen, ſeitdem meine Beſuche bei Senor Udivido ſeltener geworden waren.

Etwa acht Tage vor meiner Abreiſe von Valencia nahm Don Sylvio von mir Abſchied, da er, wie er ſagte, nach Madrid reiſe. Wir umarmten uns herzlich.

„Sie hätten mir ein ergebenerer Freund ſeyn können,“ ſagte Don Sylvio, indem er auf meine Weigerung, ihm in ſeiner Liebe beizuſtehen, anſpielte. „Allein ich bin Ihnen nicht böſe darüber, und liebe Sie deßhalb um nichts weniger.“

Es iſt Sitte in Spanien, daß, wenn zwei Freunde ſich trennen, ſie gegenſeitig Pfänder der Erinnerung austauſchen. Ich beſaß einen reichverzierten Degen, den Don Sylvio einigemal bewundert hatte; ich bat ihn, denſelben anzunehmen.

„Sehr gern,“ erwiderte er, „ich kenne den Werth deſſelben; ich würde Ihnen den meinigen dagegen anbieten, wenn er im Preiſe dem Ihrigen nicht ſo auffallend nachſtünde.“

„Ich kenne keinen,“ antwortete ich, „deſſen ſich ein Mann von Ehre rühmlicher bedienen könnte; ich nehme ihn an, und werde denſelben nur für eine ehrenvolle Sache ziehen.“

Auf ſolche Weiſe trennten wir uns, und ich reiste in der folgenden Woche nach Alicante ab. Als ich in dieſer Stadt anlangte, begab ich mich zu dem Capitän Islay, der mich erwartete. Wir ſpeisten zuſammen zu Nacht, worauf ich mich, da ich ſehr ermüdet war, in meine Wohnung zurückzog.

Noch lag ich nicht zwei Stunden im Bette, als ich durch ein fürchterliches Geräusch vor meiner Thüre aufgeweckt ward.

„Aufgemacht, aufgemacht;“ rief man mir unter wiederholten Schlägen gegen die Thüre, zu; „aufgemacht, im Namen des Königs!“

Ich kleidete mich eiligst an, in der Meinung, die Policei-Beamten müßten sich in einem Irrthum befinden, den mein Anblick hinreichend aufklären würde.

Die niedern Beamten in Spanien geben sich nicht besonders mit Höflichkeit ab. Ohne Umstände bemächtigten sie sich meiner und durchsuchten mich. Man fand weder Waffen noch Papiere bei mir, wohl aber zwanzig Pistolen, die ich nicht wieder zu Gesicht bekam. Die Policei-Leute würdigten mich weder einer Antwort, noch sprachen sie mit mir. Sie nahmen mein Signalement auf, schleppten mich in eine Post-Chaise, und vollzogen das Ende ihres Auftrags, bei unserer Ankunft zu Valencia, indem sie mich in das Gefängniß brachten.

Das Zimmer, in welches ich eingesperrt ward, faßte zwölf Quadrat-Fuß, und war weder allzu feucht, noch allzu schmutzig. Die Möbel bestanden in einem Bette, einem Stuhle und einem Tische. Zur Nachtzeit erhielt ich Brod und Zwiebeln, nebst zwei Pinten Korn, mit Wasser vermischt.

Ich hatte daher nicht allzu sehr Ursache zu klagen, und dabei war mein Gewissen so ruhig, daß ich alles, was mir widerfuhr, als die Wirkung eines Mißverständnisses betrachtete, das in kurzer Frist sich nothwendigerweise aufklären müsse. Für meine Unterhaltung konnte ich übrigens gar nichts thun. Man wollte mir weder Bücher, noch Papier, noch Tinte gestatten. Es blieb mir daher nichts übrig, als nachzusinnen und zu träumen; und ich begann nach Herzenslust über die Seltsamkeit der menschlichen Schicksale zu philosophiren. In Folge meiner Langweile, kam ich endlich darauf, einzusehen, daß mein Loos nicht das angenehmste sey.

Was mich am meisten beunruhigte, was das düstere Aussehen und die wichtige Miene derjenigen, welche mich umgaben.

Der Oberkerkermeister erwies mir die Ehre, mich jeden Tag zu besuchen; er sah sich jedesmal aufmerksam in meinem Gefängnisse um, und zog sich stets wieder zurück, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich ihn zum ersten Male sah, fragte ich ihn dringend: warum ich gefangen sey. Er warf den Kopf feierlich in die Höhe, und ging hinweg, ohne mir zu antworten. Dieselbe Frage hatte ich an einen der Mozos gestellt, die mich von Alicante nach Valencia gebracht hatten; dieser

antwortete mir: „Sind Eure Verbrechen denn so zahlreich, daß Ihr Euch nicht mehr erinnern könnt, wegen welcher Ihr verhaftet wurdet?“

„Aber ich kann mich nicht entsinnen, irgend ein Verbrechen begangen zu haben;“ erwiderte ich.

„So, Ihr könnt Euch nicht entsinnen? — Das ist die gewöhnliche Antwort. Das Tribunal wird es Euch schon lehren.“

Erst am vierten Tage nach meiner Verhaftung ward ich durch den ernsthaften Oberkerkermeister und zwei seiner Gehilfen in das erste Verhör abgeführt.

In einem nicht weit von meinem Kerker entlegenen Saale saß der Untersuchungsrichter zwischen zwei Secretären, von welchen der eine die Fragen, der andere die Antworten niederschrieb.

„Ihr seyd ein Engländer? — Wartet eine Minute, ehe ihr antwortet.“

Nach Verlauf dieser Minute antwortete ich: „Ja.“

„Euer Name?“

„James Wallace, Supercargo und beauftragt mit den Geschäften des Herrn Islay, Eigenthümer eines Kauffahrtei-Schiffes.“

„Kennt Ihr den Senor Ubivilo dieser Stadt?“

„Ja.“

„Und seine Tochter Estella?“

„Ja.“

„Waret Ihr nicht auf vertrautem Fuße mit dieser jungen Senora?“

„Sie hatte die Güte, mich mit großer Zuvorkommenheit zu behandeln. Ich verstehe übrigens nicht, welchen Sinn Ihr den Worten „vertraut“ unterschiebet.“

„Wo befindet sich gegenwärtig diese junge Senora?“

Ich fuhr bei dieser Frage zusammen, und mein überraschtes Aussehen fiel dem Instructions-Richter auf.“

„Ohne Zweifel bei ihrem Vater,“ antwortete ich, nach Verlauf der Minute.

Der Richter schüttelte den Kopf, und fragte:

„Seyd Ihr am Mittwoch den 17. dieses, Morgens um 2 Uhr von Valencia nach Alicante abgereist?“

„Ja.“

„Auf dem Eilwagen von Barcelona?“

„Ja.“

„In Begleitung eines Mannes und zweier Frauen?“

„Ja.“

„Wer waren diese Frauen?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Richter schüttelte den Kopf abermals.

„Was geschah mit diesen Frauen bei ihrer Ankunft in Alicante?“

„Sie gingen, wohin es ihnen beliebte: ich kannte sie nicht.“

„Waren sie jung oder alt?“

„Ich weiß es nicht; sie waren verschleiert.“

„Hielten Ihr nicht an, um die Pferde zu wechseln und zu frühstücken?“

„Ja. Die Damen begaben sich auf ein besonderes Zimmer, und ließen mich mit den andern Reisenden allein, die ich eben so wenig kannte.“

„Ihr beharret also auf Eurer Behauptung, daß Ihr sie nicht kennet?“

„Ich beharre darauf.“

„Noch daß Ihr wußtet, woher sie kamen, und wohin sie gingen?“

„Wie gesagt, mir ist nichts davon bekannt.“

„Junger Mann, Ihr werdet die Justiz besser unterrichtet finden. Man führe ihn zurück.“

Jetzt hatte ich Stoff zum Wechsel in meinen Betrachtungen. Es war also kein Mißverständniß; ich war derjenige, den man verhaften wollte. Aber wessen war ich angeklagt? — War es denkbar, daß Estella sich aus dem väterlichen Hause entführen ließ, und daß man mich im Verdacht hatte, hierzu behülflich gewesen zu seyn? — Am folgenden Abend bestand ich ein zweites Verhör in demselben Saale. Es begann, wie das erste, mit Fragen über die Identität meiner Person. Dann ward ich gefragt:

„Kennt Ihr den Senor Jose Prato?“

„Ja.“

„Wo sahet Ihr ihn zum ersten Male?“

„Ich glaube, es war bei dem Senor Aldivido.“

„War er nicht mit der Senora Estella verlobt?“

„Ich habe gehört, der Vater der Donna Estella habe ihm seine Tochter verlobt.“

„Aber die Senora fand ihn nicht nach ihrem Geschmacke?“

„Es kömmt mir nicht zu, darüber zu urtheilen.“

„Aber Ihr wißt doch darum?“

„Weſſen bin ich denn angeklagt?"

„Ihr ſeyd in dieſem Augenblicke nicht angeklagt. Ihr ſeyd hier, um auf meine Fragen zu antworten. Wißt Ihr, ich frage wiederholt, daß Senora Eſtella den Senor Joſe Prato nicht liebte?"

„Ich habe es ſagen gehört."

„Von der Senora Eſtella?"

„Ich habe es als ein öffentliches Gerücht gehört."

„Habt Ihr es nie aus dem Munde der Senora gehört?"

„Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie einem Fremden eine ſolche vertrauliche Mittheilung machte."

„Keine ausweichende Antwort. Hat Eſtella es Euch ſelbſt geſagt?"

„Wenn ſie mir es geſagt hätte, ſo wäre es unter dem Siegel des Geheimniſſes geſchehen. Ich könnte daher nicht auf eine Frage antworten, die für Euch ohne Wichtigkeit iſt."

„Es ſteht Euch nicht zu, den Werth der Fragen zu beurtheilen. Wollt Ihr antworten?"

„Ich habe bereits geantwortet."

„Man führe ihn in das Gefängniß zurück."

Dieſes zweite Verhör hatte mir nicht mehr Aufklärung verſchafft, als das erſte; doch glaubte ich zu gewahren, daß die Fragen, hinſichtlich Eſtella's, irgend einen Hinterhalt bezweckten. Ich befürchtete, durch directe Antworten, ihre Ehre, nach ſpaniſchen Begriffen, bloß zu ſtellen, daher hielt ich mich in dieſer Beziehung zurück.

Man ließ mir drei Tage Zeit, um über mein Schickſal nachzudenken. Am vierten Tage ward ich in einen geräumigen Saal geführt, wo mehre obrigkeitliche Perſonen mit ihren Schreibern u. ſ. w. anweſend waren.

Hier wurden mehre neue Fragen an mich geſtellt; unter andern auch dieſe:

„Habt Ihr am Morgen vor Eurer Abreiſe nach Alicante den Senor Joſe Prato geſehen?"

„Nein."

„Habt Ihr Lärm gehört in der Straße di Levante?"

„Nein."

„Habt Ihr Euch in dieſer Straße mit einem Manne geſchlagen?"

„Nein."

„Ließet Ihr dort einen Degen fallen?"

„Nein."

„Verloret Ihr ſonſt irgendwo einen in derſelben Nacht?"

„Nein.“

Die Richter beſprachen ſich halblaut. Nachdem der Präſident alle Meinungen gehört hatte, ſagte er zu mir:

„Junger Menſch, in allen Euern Antworten habt ihr Euch durch Eure Geſchicklichkeit, die Wahrheit zu umgehen, oder durch Euere Lügen ausgezeichnet. Wir haben Zeugen über alle Thatſachen, welche Ihr zu läugnen ſucht. Da Ihr jedoch ein Fremder ſeyd, ſo wollen wir aus dieſem Grunde alle mögliche Nachſicht mit Euch haben. Wir geben Euch daher noch vierundzwanzig Stunden Zeit, damit Ihr euch entſchließt, die Wahrheit einzugeſtehen; andern Falls werden wir ſie Euch wohl zu entreißen wiſſen.“

Auf ein gegebenes Zeichen erhob ſich ein Vorhang zu meiner Rechten, und ich konnte das ganze Geräthe der Folter, nebſt den mit ihrer Anwendung beauftragten Henkern gewahren.

Ich geſtehe offen, daß bei dieſem eben ſo neuen, als unerwarteten und ſchrecklichen Anblick mein Muth zu ſinken begann. Mein ſtummer Schrecken ſchien die Richter von der Trefflichkeit ihres Verfahrens zu überzeugen; auf ein zweites Zeichen wurde ich in meinen Kerker zurückgeführt.

Die Theologen des Chriſtenthums und die heidniſchen Philoſophen haben gut reden, aber ſie werden mich nicht überzeugen, daß derjenige Menſch glücklich ſey, für den der Tod der letzte Troſt iſt. Was mich anbelangt, ſo ſah ich nicht ohne Angſt auf dieſes letzte Mittel, meinen Verfolgern zu entgehen. Ich beſchloß, den folgenden Tag abzuwarten, um dann zwiſchen dem Selbſtmord und der Folter zu wählen. Uebrigens weiß ich nicht, durch welchen Ideengang es mir gelang, mich bis zu einer gewiſſen verachtenden Philoſophie hinaufzuſchrauben; aber am folgenden Tage erſchien ich ohne Angſt und in ziemlich guter Faſſung vor dem Tribunal, das endlich mein Urtheil fällen ſollte. Ich ließ einen ſichern Blick durch den Saal ſchweifen, und glaubte, auf einigen befreundeten Geſichtern den Ausdruck des Mitleids zu gewahren, was mir wohl that, und mich einigermaßen mit den Menſchen wieder ausſöhnte.

„Beklagter, bereut Ihr Eure Hartnäckigkeit, und wollt Ihr dem Gerichtshofe die ſtets unangenehme Strenge erſparen, Euch die Folter zu appliciren, um Euch zum Geſtändniß der Wahrheit zu zwingen?“

Hierauf antwortete ich:

„Als Engländer kenne ich die Geſetze Spaniens nicht, und bin erſtaunt, ſie auf mich angewendet zu ſehen. Es iſt mir nicht unbekannt,

daß die Gerechtigkeit in jedem Lande ſich täuſchen kann. Aber iſt es möglich, daß der Rechtsgang dieſes Landes einem Angeklagten verbietet, ſeine Unſchuld zu beweiſen? Man will von mir die Wahrheit wiſſen? — Wohlan, ich will ſie ohne Rückhalt ſagen: Ich ging nach Alicante, wie ich nach Valencia gekommen war, in Handelsgeſchäften. Man reißt mich mitten in der Nacht aus meinem Bette, bringt mich nach Valencia zurück, und wirft mich in den Kerker. Seit jenem Tage beraubt man mich des Anblicks meiner Freunde; man verweigert mir den Gebrauch der Feder und ſelbſt den Troſt der Bücher, was mir die Einſamkeit des Gefängniſſes erleichtert hätte. Ich frage den Kerkermeiſter, weßhalb man mich verhaftet habe, ich ſtelle dieſelbe Frage an den Unterſuchungsrichter, ich wiederhole ſie den übrigen Richtern. Vergebens; und ſo biete ich in dieſem Augenblicke das ſonderbare Schauſpiel eines Menſchen dar, der genöthigt iſt, ſeine Unſchuld zu vertheidigen, ohne daß er weiß, weſſen er angeklagt iſt."

„Ich bin rein von jedem Verbrechen. Keine Handlung meines Lebens vermag meine Anweſenheit an dieſem Orte zu rechtfertigen. Dieß iſt alles, was ich anzugeben weiß. Und nun erlauben Sie mir, noch Etwas zu ſagen: Wird von dem Augenblicke an, wo ein Unglücklicher ein ſpaniſches Gefängniß betritt, jeder Verdacht gegen ihn zur Gewißheit? — Warum, da ohne Zweifel irgend Jemand ein Intereſſe hat, mich ſchuldig zu finden, warum wird der Anklage ſo großer Raum gegeben, während man mir jedes Mittel benimmt, meine Unſchuld zu beweiſen? Man bedroht mich mit der Folter, aber ſie wird mir nicht ein Wort entreißen, das ich nicht ſchon geſagt habe, und ich erkläre hiermit zum Voraus, daß alles, was der Schmerz mir etwa erpreſſen könnte, Unwahrheit und Lüge ſey. Was liegt Euch übrigens an meinem Geſtändniſſe! Man will mich ſchuldig finden, man iſt überzeugt, daß ich es ſey: Warum mich nicht ohne Weiteres zum Tode verurtheilen? — Lieber dieſen erdulden, als durch die Folter zur Selbſtverläumdung gezwungen werden, wenn dieß doch die Wirkung der Leiden ſeyn ſoll, welche mir Eure verirrte Gerechtigkeit aufbewahrt."

Obgleich ich das Spaniſche nur unvollkommen ſprach und meinen Worten alle Beredtſamkeit fehlte, ſo war doch die Wahrheit meiner Ausſage ſo überzeugend, daß ſich rings um mich ein Geflüſter der Billigung und des Mitleids erhob. Einige Zuſchauer näherten ſich den Richtern, und unterhielten ſich lange mit denſelben. Ich konnte den Inhalt ihrer Unterhaltung nur aus folgenden Worten ermeſſen, welche der Präſident an mich richtete:

„Es iſt Sitte an den ſpaniſchen Gerichtshöfen, die gegenſeitigen Angaben der Angeklagten und der Zeugen nur durch die Richter würdigen zu laſſen. Weil indeſſen die hier anweſenden Zuhörer es wünſchen und aus Rückſicht für die engliſche Nation wollen wir die Thatſachen der Anklage und die Beweiſe, welche dieſelbe unterſtützen, angeben.“

„Die Anklage iſt doppelter Art. Der Gefangene iſt zuvörderſt angeklagt durch den Senor Udivido, ihm ſeine Tochter entführt, und hierauf durch den Senor George Praio, deſſen Bruder Joſe Praio ermordet zu haben. — Senor Udivido gibt an, daß, da der Gefangene ihm durch einen ſeiner ehrenwerthen Correſpondenten empfohlen worden ſey, er ihm die Erlaubniß gegeben habe, ſeine Tochter Eſtella im vertraulichern Kreiſe zu ſehen, was allerdings gegen die ſpaniſchen Sitten ſey. Zwiſchen dem Gefangenen und der Senora Eſtella habe ſich ein freundſchaftliches Verhältniß, wie zwiſchen Bruder und Schweſter gebildet, was den Kläger durchaus nicht beunruhigte, da er volles Vertrauen in die Ehre der Einen und in die Beſcheidenheit des Andern ſetzte. Als jedoch Senor Udivido dem Gefangenen mittheilte, daß ſeine Tochter mit dem Senor Joſe Praio verſprochen ſey, ſo habe dieſe Verbindung deſſen Billigung, unter dem Vorwande der Altersverſchiedenheit, durchaus nicht erhalten, und Senora Eſtella zeigte ſich, ſeit ihrem vertraulichen Verhältniſſe mit dem Angeklagten, dieſer Heirath immer mehr abgeneigt. Endlich ſahen ſich, getroffener Uebereinkunft gemäß, der Gefangene und Senora Eſtella ſcheinbar ſeltener, um jeden Verdacht zu vermeiden; bis zum 17. dieſes Monats, an welchem beſagte Senora Eſtella mit ihrer Duegna verſchwand; und in derſelben Nacht reiste der Gefangene von Valencia ab. Da nun kein Mann, mit Ausnahme von Senor Joſe Praio, Zugang zu der Senora hatte, ſo iſt klar, daß ſie ſich von Niemand als von dem Gefangenen entführen laſſen konnte. Dieß iſt die Angabe des Senor Udivido.“

„Es folgt nunmehr diejenige des Commis von Joſe Praio, der angibt, daß, auf Befehl ſeines Herrn, ſein Kamerad, der zweite Commis, in der Nacht des 17. auf dem Eilwagen von Barcelona nach Malaga, nach Tanger abreiſen ſollte; er und ſein Herr blieben bis zur Stunde der Abreiſe beiſammen, und leerten einige Flaſchen; er, der erſte Commis, habe den andern bis zu dem Gaſthofe begleitet, wo er einſteigen ſollte; dort habe er auch eine Perſon mit zwei verſchleierten Damen geſehen, die er nach ſeiner Ueberzeugung für Senora Eſtella und ihre Duegna Beatrix Lavara gehalten. Der Zeuge gibt ferner an,

daß er bei seiner Rückkunft seinen Herrn nicht zu Hause angetroffen; da er nun der Meinung gewesen, derselbe werde, als ein wahrhafter Liebhaber unter dem Balkon seiner Geliebten auf und ab spazieren und da ihm beigefallen sey, sein Herr sey durch den Wein etwas erhitzt gewesen, so habe er befürchtet, es möchte ihm in der dunkeln Nacht etwas zustoßen; daher habe er sich aufgemacht, ihn zu suchen. Vor dem Hause des Senor Ubivibo, mitten in der Straße di Levante, sey er mit dem Fuße an einen Gegenstand gestoßen; bei näherer Untersuchung habe er einen Leichnam gefunden. Hierauf schrie er um Hilfe. Nach einigen Augenblicken eilten die Nachbarn mit Fackeln und Laternen herbei, und jetzt habe er die Leiche seines Herrn erkannt, der noch den Degen dessen, der ihn getödtet, im Leibe stecken hatte. Auf der Klinge dieses Degens stand der Name Jasper Cauvillas, eines Waffenschmiedes aus Valencia. Dieser Mann, vorgeladen, gab an, er habe den Degen vor etwa drei Monaten an einen englischen Edelmann verkauft, den er seit jener Zeit öfters auf der Börse wiedergesehen. Besagter Jasper Cauvillas, aufgestellt auf dem Wege, welchen der Gefangene bei seinem zweiten Verhör geführt wurde, hat ihn sogleich wieder erkannt."

„Hierauf," fuhr der Fiscal fort, „ward der Gefangene über diese Umstände befragt; er hat jedoch alle geläugnet, so wie er auch behauptet, die Damen nicht zu kennen, welche mit ihm in dem Eilwagen von Barcelona gereist sind. Wenn man ihn hört, so ist er in der Nacht des 17. nicht in der Straße di Levante gewesen; er hat sich mit Senor Jose Praio nicht geschlagen; er hat seinen Degen nicht verloren; lauter Umstände, die durch Zeugen-Angaben bekräftigt sind, und die er selbst eingestehen wird, sobald ihn die Folter dazu nöthigt."

Ein mißbilligendes Gemurmel ließ sich nach dieser Rede hören. Ich hatte offenbar die Zuschauer für mich gewonnen.

„Erkennt er den Degen für den seinigen?" rief eine Stimme.

Nachdem die Stille hergestellt war, bat ich um das Wort.

„Ich bekenne," sagte ich, daß ich von Jasper Cauvillas einen Degen mit dessen Namen und der Nummer 325 auf der Klinge erkauft habe."

Der Degen lag auf dem Tische; er ward untersucht und man fand die angegebene Nummer.

„Ich habe keinen Grund," fügte ich hinzu, „zu läugnen, daß dieser Degen mir gehörte: es ist derselbe, den ich aus der Scheide zog, um das Leben des Senor Jose Praio zu vertheidigen, als wir

von Majorca zurückkehrten; er war von dem Blute der Mauren geröthet, aber nie von mir gegen die Bruſt eines Spaniers gezückt worden. Es iſt heute das erſte Mal, daß ich von dem Tode des Senor Joſe Praio reden höre."

„Auf welche Weiſe geſchah es, daß dieſer Degen aufhörte, Euer Eigenthum zu ſeyn?"

„Ich gab ihn einem Freunde zum Andenken."

„Iſt dieſer Freund ein Engländer, oder ein Spanier? — wie heißt er?"

„Ich hoffe, man wird mir erlauben, ihn nicht zu nennen."

„Die Gerechtigkeit fordert, daß er genannt werde."

„Die Ehre verbietet es mir."

„Die Folter wird Euch zwingen, ſeinen Namen anzugeben."

„So ſchreitet denn zur Folter. Um meine Tage zu verlängern, hätte ich derſelben nicht getrotzt. Ich ziehe jedoch vor, mich derſelben zu unterwerfen, ehe ich meinen Freund bloßſtelle, den ich liebe und achte."

Ich glaube, daß ſelbſt diejenigen Zuhörer, welche am günſtigſten für mich geſtimmt waren, fanden, ich treibe den Ehrenpunkt etwas zu weit. Ich gebe zu, daß ſie Recht hatten, und daß ich wie ſie gedacht hätte, wäre ich nicht durch die außerordentliche Lage, in welche man mich verſetzt hatte, ungewöhnlich aufgereizt geweſen. Die Erwähnung meines Degens enthüllte mir dunkel die ganze Sache, und ich begann zu fürchten, mein Freund Sylvio möchte der Schuldige ſeyn. Allein nach meiner Erfahrung von der ſpaniſchen Prozedur war ich überzeugt, daß, wofern zufälligerweiſe Don Sylvio eben ſo unſchuldig war, als ich, die ſummariſche Juſtiz der ſpaniſchen Richter durch die Nennung ſeines Namens nur eines weiteren Opfers ſich bemächtigen würde. Dieſe raſch angeſtellten Betrachtungen, meine Aufregung gegen diejenigen, die mich ſo grauſam behandelten, endlich die Lebensverachtung, welche mir die Einſamkeit des Kerkers eingeflößt hatte — alles dieß zuſammen dictirte mir die letzte Antwort, welche meinen Anklägern recht zu geben ſchien.

„Man bringe ihn auf die Folter," rief der Präſident.

Allein, kaum hatte er dieſes Schreckenswort ausgeſprochen, als ein Mann in Reiſekleidern in den Audienz-Saal drang, ſich dem Tribunal näherte, die Richter begrüßte, dem Präſidenten ein verſiegeltes Papier überreichte, und hierauf in meine Arme ſtürzte. Es war Don Sylvio.

„Mein edler Freund iſt frei!" rief er aus.

Ich gab ihm seine Umarmung treuherzig zurück, denn wie sehr ich mich auch selbst steigerte, so hatte ich mich keineswegs mit der Idee der Folter ausgesöhnt.

Diese Scene brachte die gewöhnliche Haltung des Tribunals gänzlich außer Fassung.

Nach einigen Minuten wurde die Ruhe endlich wieder hergestellt, und aller Augen hefteten sich auf den Präsidenten, während dieser das Papier, das ihm übergeben worden war, aufmerksam durchlas. Nach beendigter Durchlesung desselben wendete er sich an die übrigen Richter, und sagte ihnen mit lauter Stimme, so daß er von allen Anwesenden im Saale verstanden werden konnte: „Senores, Sie sehen hier einen Befehl des Königs, über die Angelegenheit, welche uns beschäftigt; Folgendes ist sein Inhalt:

„An Don Pedro Saverda, ersten Regidor meiner Stadt Valencia, und an meine anderen Regidores derselben Stadt."

„Es ward Uns in Unserem geheimen Rathe durch das freiwillige Geständniß des Don Sylvio Comorra mitgetheilt, daß besagter Don Sylvio, ohne Zauberei oder Liebestränke, vielmehr einzig durch die Gewalt der Liebe, Estella, die Tochter Blas Udivido's dahin bewogen hat, aus dem Hause ihres Vaters zu entfliehen, und sich mit ihm in rechtmäßige Ehe zu begeben, welche Ehe nach den Gebräuchen unserer heiligen katholischen Kirche geschlossen worden ist. In Betreff, daß Don Sylvio in der friedlichen Ausführung dieses Projects gestört, unterbrochen und aufgehalten worden ist, durch eine unbekannte Person, welche sich mit dem Degen in der Hand auf ihn stürzte, daß diese Person, wie er später in Erfahrung brachte, der Senor Jose Praio Unserer Stadt Valencia war, welcher den Todesstoß von der Hand des zu seiner rechtmäßigen Vertheidigung bewaffneten Don Sylvio erhielt. Nachdem wir erfahren, daß Ihr einen gewissen James Wallace, aus England gebürtig, als muthmaßlichen Urheber obigen Verbrechens verhaftet habt, also hat Gegenwärtiges zum Zwecke, Euch zu befehlen, besagten James Wallace aus England in Freiheit zu setzen, und ihm all' sein Eigenthum zurückzustellen, falls es eingezogen worden ist, und zwar in den gerichtlichen Formen. Wir machen Euch ferner bekannt, daß Wir besagtem Don Sylvio von Comorra Unsere gnädige Verzeihung bewilligt haben, wofern sich die Wahrheit seines Geständnisses bestätigt, von welchem wir Euch eine Abschrift zugehen lassen, welche Ihr gerichtlich zu untersuchen habt, ohne jedoch besagten Don Sylvio festzuhalten,

da derſelbe Bürgſchaft geſtellt hat, nöthigen Falls vor Unſerm königlichen Gerichtshofe zu Madrid zu erſcheinen. Von dem ganzen Hergange der Sache werdet Ihr getreulichen Bericht abſtatten an Don Sebaſtian Aguilar, unſern Oberrichter und geheimen Rath."

Ich, der König.

Man wird die Entwicklung meiner Geſchichte errathen. Ich erhielt meine Freiheit, und nur mein Geld ward zurückbehalten. Uebrigens entſchädigte mich die ganze Stadt Valencia durch Feſte, die mir zu Ehren gegeben wurden, und ſelbſt durch Geſchenke, die man mich wider meinen Willen anzunehmen zwang. Ich hatte das Vergnügen, den Senor Udivido und Don Sylvio mit einander auszuſöhnen; auch ſah ich vor meiner Abreiſe von Valencia die ſchöne und romantiſche Eſtella, welche von ihrem Vater wieder zu Gnaden aufgenommen ward.

Es bleibt mir noch der Tod des Joſe Praio nach dem Geſtändniſſe Don Sylvio's zu erklären, welches ganz der Wahrheit gemäß erfunden wurde.

Unter dem Vorwande, Valencia acht Tage vor mir zu verlaſſen, wollte Don Sylvio jeden Verdacht vermeiden, als habe er mich über ſeinen Entführungsplan in's Vertrauen gezogen. Alles war mittelſt der Duegna zwiſchen ihm und Eſtella verabredet. Senor Udivido ging an demſelben Tage nach Cordova, an welchem ich nach Alicante abreiste. Dieſe günſtige Gelegenheit beſchloſſen die Liebenden zu benützen. Zu feſtgeſetzter Stunde erſchien Don Sylvio unter dem Balkon ſeiner Geliebten, und gab das Zeichen, auf welches ſie öffnen ſollte. In demſelben Augenblicke tritt ihm ein Mann, in einen Mantel gehüllt, entgegen, und überhäuft ihn mit Schmähungen. Don Sylvio, aus Beſorgniß, das Geräuſch möchte Eſtella erſchrecken, weicht vor dem unbekannten Gegner zurück, der es mit einem Feigling zu thun zu haben glaubt, und ihn mit gezogenem Degen bis in die nächſte Straße verfolgt, wo Don Sylvio endlich zur eigenen Vertheidigung zieht, und ſeinen Degen in dem Herzen ſeines Gegners zurückläßt. Ohne zu wiſſen, ob er denſelben getödtet oder nur verwundet hat, eilt er, weil er Lärm hört, in die Wohnung des Senor Udivido, entführt Eſtella, und bringt ſie zu ſeinen Leuten, die ihn außer der Stadt mit einem Wagen erwarten. Nach zwei Tagen langen ſie zu Madrid bei dem Bruder Don Sylvio's an, wo ſie am dritten Tage vermählt werden. Als ſie, nach ſpaniſcher Sitte, ſich zur Rückkehr nach Valencia anſchicken, um die väterliche Verzeihung anzuflehen, begegnet Don Sylvio ein Be-

kannter, der ihn von dem Tode Joſe Praio's und von meiner Verhaftung in Kenntniß ſetzt. Er benachrichtigt hiervon ſeinen Bruder, der, wie oben erwähnt wurde, Secretär des Miniſteriums war. Glücklicher Weiſe übernahm es Graf Aguilar, im geheimen Rathe des Königs die ganze Sache zu erzählen, worauf er jenen Befehl ertheilte, der mich von dem unangenehmſten Theile des ganzen Proceſſes errettete.

Die Träumenden.

(Skizze aus Daſtigny's geiſtreichem Werke „Descarnado, oder der Teufel in Paris", einer Folge des hinkenden Teufels.)

Das Leben iſt ein Traum, ſagte ein Schriftſteller, und ein anderer ſchrieb eine Komödie, um es zu beweiſen. Beide hatten Recht; ja das Leben iſt ein Traum, und zwar kein anderer, als wie er uns jede Nacht erſcheint: er zeigt uns liebliche Bilder, oft auch trübe, und nach dem Erwachen überzeugen wir uns, daß es weiter nichts war, als eine Täuſchung. Nirgends aber offenbart ſich der Charakter der Menſchen klarer, als in dieſen Täuſchungen. Die flüchtigen Gemälde, welche im Schlafe ihre Phantaſie umgaukeln, ſind ein Abbild ihrer Wünſche, ihrer Sorgen, ihrer Projekte, ihrer Freuden, ihres Kummers und ihrer Hoffnungen. Wir dürfen daher nicht darüber erſtaunen, daß der ſtets bereitwillige Dämon, welcher, vor etwa hundert Jahren, dem jungen Cleophas eine große Zahl Träumender in Madrid zeigte, ſich auch erbot, ihm ihre Brüder in Frankreich zu weiſen.

— Siehſt Du, ſagte er zu dem Spanier, in der langen Straße dort, welche ſich hinter dieſen Paläſten hinzieht, jenes Haus mit dem beſcheidenen Aeußeren?

— Ja, antwortete ihm Don Cleophas, ich ſehe da einen Mann im Schlafrocke, der auf ſeinem Lehnſtuhle vor einem, mit Büchern von allen möglichen Formen bedeckten Tiſche eingeſchlafen iſt. Er ſcheint ſehr zufrieden, wenigſtens im Traume, denn er lächelt unaufhörlich.

— Du irrſt nicht, ſagte Asmodi; dieſer Mann iſt von der Bücherwuth beſeſſen, und hat ſich durch das Ankaufen von Büchern zu

Grunde gerichtet; in ſeiner Bibliothek finden ſich Manuſcripte vom höchſten Alterthume; er hat ſyriſche und hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Bücher, und faſt von allen modernen Sprachen. In dieſem Augenblicke iſt er der glücklichſte Sterbliche von der Welt, denn er träumt, daß er alle die Sprachen verſtehe, in denen dieſe Werke geſchrieben ſind.

Jene beiden Männer, die unter dem Dache ſchlafen, ſind aber nicht weniger zufrieden. Der eine iſt ein ſehr reicher Sachwalter. Er hat einen Bruder, der noch viel reicher iſt, als er ſelbſt, und deſſen Reichthum durch bedeutende Handelsunternehmungen täglich mehr anwächſt. Er träumt nun, daß eine falſche Speculation ſeinen Bruder zu Grunde gerichtet habe, und daß er beauftragt ſey, ſein Vermögen mit Beſchlag zu belegen.

Der andere iſt ein Mann, der früher in großer Gunſt bei Hofe ſtand, die er dazu benützte, Andern ſeine Verwendung zu leihen; und nun befindet er ſich ſelbſt in dem Falle, ſich um ein kleines Dienſtchen bewerben zu müſſen. Er träumt, daß er ſo glücklich geweſen iſt, von einem ſeiner früheren Schützlinge, dem er eine General-Einnehmerſtelle verſchafft hat, in dem Vorzimmer des Miniſters wieder erkannt zu werden.

— Ich möchte doch auch wiſſen, ſagte Don Leandro, wer die drei Schläfer in jenem prächtigen Hotel ſind, denen es ſo behaglich zu ſeyn ſcheint.

— Die haben auch nicht nöthig, traurig zu ſeyn, erwiderte der Hinkende; es ſind drei Brüder, welche zuſammen reiſen, und die, um nicht von einander getrennt zu ſeyn, ein gemeinſchaftliches Appartement genommen haben.

Der eine iſt ein alter Majoratsherr, der unter dem Leſen eines Romans aus dem vierzehnten Jahrhundert einſchlummerte, und jetzt träumt, daß die gute alte Zeit wieder zurückgekehrt iſt, wo er nun gerade die Leibeigenſchaft wieder einſetzt, und in der Mitte ſeines Parks einen Bauern hängen läßt, der ſich erfrecht hat, in ſeinem Gehege einen Haſen todtzuſchlagen.

Sein Bruder, der Chevalier, träumt, daß er die Frau eines wackern Bürgers entführt hat; und da es dieſem eingefallen iſt, darüber Klage zu führen, ſo hat er eine Lettre de cachet gegen ihn ausgewirkt, um den närriſchen Kauz in der Baſtille zur Raiſon zu bringen.

Der dritte, der in Folge ſeiner Verſchwendungen genöthigt iſt, von

der Gnade ſeiner Brüder zu leben, träumt, daß ihn dieſe zu ihrem General-Intendanten gemacht haben.

— Dort, ſagte Don Leandro, ſehe ich einen hübſchen, etwas bleichen, jungen Menſchen, der reſpectvoll ſein Haupt auf ſeinem Kopfkiſſen zu neigen ſcheint, gleich als ob er ſich vor einer Perſon von großer Bedeutung verbeugen wollte.

— Allerdings iſt der Mann, dem er ſein Compliment macht, eine Perſon von Bedeutung; er iſt ein berühmter Schriftſteller, um deſſen Schriften man ſich förmlich bekämpft. Es bedarf nur einiger Federzüge von ſeiner Hand, um die Aufmerkſamkeit des geſammten Publikums auf das unbekannteſte Werk zu lenken. Der junge Menſch iſt ebenfalls ein Schriftſteller, den die Liebe zu den Wiſſenſchaften aus der Provinz nach Paris geführt hat. Leider hat er aber wenig Urſache, mit ſeiner Reiſe zufrieden zu ſeyn, denn vergebens hat ein ziemlich gutes Werk, auf deſſen Ausarbeitung er mehre Jahre verwendete, in den Bücherkatalogen figurirt. Sein Bäcker hat ihm nun das Schreiben unterſagt, und ſein Buchhändler ihn mit dem Gefängniſſe bedroht. Er träumt, daß jener berühmte Schriftſteller, gerührt von ſeinem Schickſale, ihm verſprochen hat, die ſchlechten Verſe, die er in ſeinem Jammer zuſammenſchmiedete, zu empfehlen; er ſieht ſeine Angelegenheiten wieder geordnet, und ſeine Schulden bezahlt.

— Wird dieſer Traum wohl in Erfüllung gehen? fragte Don Cleophas.

— Das wage ich gerade nicht zu behaupten, antwortete ihm der Dämon; die Schriftſteller des Tages haben nicht immer Zeit, die Werke Anderer zu loben.

Jener Geiſtliche, der weiter unten wohnt, den Mund immer öffnet und die Arme ſo heftig bewegt, bedarf keiner Empfehlung; er hat ſich durch ſeine wohlklingende Stimme, ſeine grazlöſen Geberden, und ein außerordentlich glückliches Gedächtniß großen Ruf als Prediger verſchafft. Er iſt ein Freund der Gegenſätze, und weiß ſeine Predigten vortrefflich damit zu ſchmücken. Bei ſeinem Biſchofe iſt er ſehr in Gunſt, und dieſer verſäumt keine Gelegenheit, ihn ſeiner Gnade zu verſichern. Er ſteht nun am Ziele ſeiner Wünſche: es träumt ihm, daß dieſer Prälat geſtorben iſt, und daß er vor der Nobleſſe der Stadt und der geſammten Geiſtlichkeit ihm eine Leichenrede hält.

Eine nicht minder angenehme Täuſchung umfängt den Publiciſten, der auf dem Stockwerke über dem Prediger ſchläft. Nachdem dieſem Menſchen mehre Gewerbe, die er angefangen hatte, mißlungen waren, hat

er ſich der Politik in die Arme geworfen, und arbeitet nun für die Journale. Er bringt den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht damit hin, gegen die beſtehende Regierung und gegen den Standes-Unterſchied zu ſchreiben; und jetzt träumt ihm, daß man, um ſein Stillſchweigen zu erkaufen, ihn zum Staatsrathe ernannt habe.

Während Asmodi dieß ſagte, wurde die Aufmerkſamkeit des jungen Kaſtillianers auf eine Perſon gelenkt, die in dem nämlichen Quartiere wohnte. Ihre Bruſt bewegte ſich nur mit Mühe, gleich als ob eine ſchwere Laſt auf ihr läge; ſie ſtreckte ihre Arme aus, um ſich davon zu befreien. Dieſe Laſt beſtand aber blos in einem großen Packete moderner Dramen, die von dem Fenſtergeſimſe herab ihr auf den Magen gefallen waren. Durch eine ſehr natürliche Täuſchung war ſie nun dem ſchrecklichſten Alp zur Beute geworden.

— Ihr dürfet über den Zuſtand dieſes jungen Mannes nicht ſtaunen, Don Cleophas, ſagte ſein Mentor; er iſt gar häufig ähnlichen Anfällen unterworfen. Es iſt ein Romanſchriftſteller des neueſten Geſchmacks, der ſeinen Kopf, um ſich für ſeine Schriftſtellerei zu begeiſtern, mit den finſterſten und ungereimteſten Ideen angefüllt hat. Er träumt gegenwärtig, daß eine Frau von den verdorbenſten Sitten ein halbes Dutzend ungetreuer Liebhaber zum Fenſter hinausſpringen läßt; eine ihrer Töchter ſtürzt ſich ihnen nach; ihren Sohn beredet ſie, eine zweite Tochter, auf die ſie eiferſüchtig iſt, zu vergeſſen, und eine dritte zündet in der Verzweiflung das Schloß an, um den Reſt der Familie zu verbrennen.

— Das iſt ja ein erſchrecklicher Traum, ſagte Don Cleophas, wie bedaure ich den jungen Mann, daß ihn ſo ſchwarze Bilder peinigen.

— Ihr verſchwendet hier Euer Mitleiden umſonſt, erwiderte der Hinkende; dieſer junge Mann wird ſich beim Erwachen keineswegs darüber beklagen. Der Traum wird ihm den Stoff zu einem Drama liefern, welches er noch mit einigen Kataſtrophen bereichern, und das ihm großen Ruf in Paris verſchaffen wird. Ich zähle daher dieſen Traum zu den glücklichen.

Doch hier könnt Ihr andere Träume beobachten, die es nicht weniger ſind. Seht Ihr dort in jener Penſionsanſtalt, die ſo viele Aehnlichkeit mit einem Kloſter hat, den großen Schlafſaal, in dem ein paar Dutzend junge Mädchen liegen? Es wird Euch ſehr in Staunen ſetzen, wenn ich Euch erzählen werde, welche ſchöne Sachen ihnen der Schlaf vor die Augen führt. Doch ich will discret ſeyn.

Seht die junge Blondine mit den geſchloſſenen Augen, deren goldene

Locken eben ſo ſchön auf ihre Schultern herabfallen, als die Eurer Seraphine. Seht Ihr das Erſtaunen, welches ſich auf ihren Mienen malt, und das milde Lächeln, von dem es begleitet iſt. Sie geht in dem Garten ſpazieren; ſie kommt zu einem Gebüſche, und findet dort den Kater der Vorſteherin auf einer Raſenbank ſchlafend. Wie ſanft, wie ſchön er iſt! Wie ſaaft der Sammt ſeiner Pfoten! Mit welcher Anmuth er ſeinen Kopf bewegt! Mit welcher Zartheit er ſeinen langen Schweif über ſeinem prächtigen Pelze hin- und herſpielen läßt! Kurz ſein ganzer Anblick iſt völlig bezaubernd! ... Das junge Mädchen kann nicht umhin, ihn beim Kinn zu faſſen. Aber im Augenblicke, da ſie es wagt, ſeinen Bart zu berühren — bewundert Morpheus Gaukeleien! — dehnt ſich die Figur, welche dieſer Bart ziert, aus; ſie rundet ſich, gewinnt Farbe, krönt ſich mit hübſchen, ſchwarzen Haaren, das Auge belebt ſich, es ſtrahlt von Liebe, und der junge, hübſche Offizier ſteht vor ihr, der ihr zugeſagt hat, ſie unter der Maske eines Couſins im Sprachzimmer zu beſuchen. Wie wird die Arme die Täuſchung beim Erwachen bedauern.

Ihre Freundin, die man in die Penſion zu bringen ſich beeilt hat, um ein Liebesverſtändniß mit ihrem Muſiklehrer aufzulöſen, träumt, daß ſie beide, in Nachtigallen verwandelt, ihrem Käfig entflohen ſeyen, und der andere Vogel, während ſie unter einem Blatte ein Neſtchen baut, auf einem Zweige in ihrer Nähe einen lieblichen Geſang hören läßt.

Die dritte, ein Mädchen von ſehr zarter, faſt ätheriſcher Schönheit, hat ein nicht minder freundliches Traumgeſicht. Sie glaubt, in Roſeneſſenz verwandelt und in einen Flacon von Kriſtall eingeſchloſſen zu ſeyn, dem ſie gern entfliehen möchte. Es ſcheint ihr, daß ein hübſcher Jüngling, von ſchlanker Geſtalt und blauen Augen, den Flacon geöffnet hat; augenblicklich entſtrömt ſie dieſem und ergießt ſich über ſeine blonden Haare, vermiſcht ſich mit ſeinem Hauche und dringt bis in die Mitte ſeines Herzens.

Jene Brunette, die im Schlafe ſeufzt, iſt aus Navarra; ihre Eltern haben ſie einem alten ſpaniſchen Kaufmanne beſtimmt, mit dem ſie lange in Geſchäftsverbindung ſtanden. Sie träumt, daß ſie in einen Zuſtand von Entkräftung verfallen ſey, und ſich ihr Gemahl entſchloſſen habe, eine Reiſe durch Spanien mit ihr zu machen, wo ſie in der Nähe von Valencia einem Zauberer begegnen, der den Alten in einen jungen Maulthiertreiber verwandelt.

Wieder eine Andere träumt, daß ſie Vorſteherin geworden ſey;

dieſer ſelbſt aber träumt, daß ein fremder Miſſionär in ihrer Anſtalt predigen werde, und ſie iſt nun damit beſchäftigt, alle mögliche koſtbare Speiſen und alte Weine für die Feierlichkeit vorzubereiten.

Damit mag es aber genug ſeyn, Euch blos mit angenehmen Viſionen bekannt zu machen, ſagte Asmodi; ich liebe es nicht, ſelbſt im Schlafe, nur zufriedene Leute zu ſehen. Es iſt jetzt an der Zeit, Euch auch Träume anderer Natur vorzuführen, die den Schläfern nicht gerade zum Vergnügen gereichen. Wendet Eure Augen links. Seht Ihr dort den großen, hagern, kräftigen Mann auf ſeinem Bette liegen, der in ſeinen beſten Jahren zu ſeyn ſcheint?

Ich ſehe ihn, ſagte Don Cleophas, und aus ſeinen Umgebungen iſt nicht ſchwer zu entnehmen, womit er ſeine Zeit hinbringt. Die über ſeinem Kopfe hängenden Degen und Piſtolen verkünden einen jener Eiſenfreſſer, die ſtets bei der Hand ſind, Jedem, der ihnen in die Quere kommt, eine Ausforderung zuzuſchicken.

Ihr habt nicht ganz fehl gerathen, antwortete ihm Asmodi; dieſer Schläfer gilt in der That für einen Roland. Er iſt ein gewaltiger Großſprecher, und hält ſich deßhalb für ſehr furchtbar. Ob er es aber auch wirklich iſt, das möget Ihr entſcheiden, wenn Ihr die Gründe kennen werdet, welche gegenwärtig ſeinen Schlaf ſo unruhig machen. Er träumt, daß er einem Advokaten eine Ausforderung geſchickt hat, der ihn einen Feigling ſchalt, und der nun zugeſagt hat, ſich an dem zum Zweikampfe beſtimmten Orte einzufinden.

— Demnach finden ſich die vermeintlichen Tapfern nicht blos in Spanien, erwiderte Don Perez lächelnd. Aber laſſen wir dieſen Prahlhans, und ſetze mir lieber auseinander, was es mit dem abgemagerten Alten dort für ein Bewandtniß hat, der ſich in ſo großer Unruhe auf ſeinem Schragen wälzt; er ſchluchzt, und ſcheint ſich die Haare ausraufen zu wollen; da er aber keine mehr hat, ſo zerrauft er die Lumpen, die ihm als Nachtmütze dienen. Was hat er für einen Kummer? Wahrſcheinlich iſt er in großer Noth, denn ich ſehe ihn von Allem entblößt. Sein ganzes Hausgeräthe iſt ja kaum fünfzig Maravedi werth.

— Er iſt nicht ſo arm, als ihr wohl glaubet, ſagte der Dämon; ich kann Euch ſogar verſichern, daß ſein Strohſack mit Gold angefüllt iſt. Ihr möget aber ſeinen Charakter leicht beurtheilen können, wenn ich Euch die Urſache ſeines Kummers ſage. Eine völlige Entkräftung untergräbt ſeine Geſundheit; der Arzt hat ihm ein ſehr wirkſames Mittel anempfohlen, das, nach deſſen Ausſage, ſeine Krankheit in kurzer Zeit

heben wird. Er träumt jetzt, daß er, verführt von dieser Zusicherung, den Trank eingenommen und durch ihn hergestellt worden, nun aber genöthigt ist, ihn zu bezahlen.

— Oho! erwiderte Don Cleophas, der weint über seine Gesundheit! Doch die Geizigen haben für mich kein Interesse, und glücklicherweise scheint jener junge Mann, den ich dort in seinem Cabinette schlafend erblicke, nicht mit diesem Laster behaftet zu seyn. Welcher Luxus, welcher Reichthum in seinem Ameublement! Ohne Zweifel ist es ein Advocat, der viele Klienten hat, denn ich sehe auf einem Fauteuil Toque und Kragen liegen, die zierlich gestickt sind.

— Ihr habt es errathen, es ist ein Advocat. Was übrigens die Klienten betrifft, so existiren diese vorerst in dem Lande der Hoffnung; und gerade um diese herbeizuziehen, hat unser Gesetzkundiger sein Cabinett mit so hübschen gemietheten Meubles geschmückt. Er ist während des Durchsehens einer Vertheidigungsrede, die er in einer sehr wichtigen Sache zu halten hat, und die zu seinem Debut dienen soll, eingeschlafen. Der Angeschuldigte ist ein Apotheker, jung und von hübschem Aeußern, der, um das Geschäft seines Prinzipals zu übernehmen, dessen Wittwe geheirathet hat. Die gute Dame ist schon während der Honigmonate, in Folge einiger Pillen, die ihr der Herr Gemahl als Magenstärkung gegeben hat, zu ihren Vätern heim gegangen. Die Justiz hat sich von der Richtigkeit dieser Kur überzeugen wollen, und kann nicht ganz damit zufrieden seyn. Der Fall ist ein solcher, den die Advocaten bei ihren Klienten einen delikaten nennen, das heißt, daß sie nicht viel Gutes davon erwarten. Dieß hat ihn aber nicht abgehalten, ein vortreffliches Plaidoyer zu verfassen, indem er es an rhetorischen Blumen nicht fehlen ließ. Uebrigens ist es ein tüchtiges Machwerk, das nicht verfehlen wird, Eindruck zu machen, so daß der Advocat mit Sicherheit auf günstigen Erfolg seines Debuts zählt. Auch hat er, um ja nichts zu versäumen, wodurch die Momente hervorgehoben würden, welche besonders darauf berechnet sind, bei seinem Auditorium Rührung zu erzeugen, die Aufmerksamkeit gehabt, am Rande seiner Vertheidungsschrift bei solchen Stellen die Bemerkung beizusetzen: hier hat sich der Redner zusammen zu nehmen.

Er ist gegenwärtig äußerst bestürzt, denn er träumt, daß in dem Augenblicke, wo er sich unter Begleitung seiner Verwandten und seiner Freunde im Justiz-Pallaste einfindet, um seine Vertheidigungsrede zu halten, der Präsident das Auditorium entläßt, und seinen Klienten freispricht.

— Ich kann mir seinen Aerger denken, sagte Don Cleophas, denn die Justiz hat ihm da einmal einen Querstrich gemacht. Es wird sich aber wohl eine andere Gelegenheit darbieten, bei der er die schönen Sachen, die er vorbereitet hat, anwenden kann. Aber wer sind jene drei Männer, welche sich dort auf ihren Betten herumwälzen, und von einer sehr lebhaften Aufregung heimgesucht scheinen?

— Diese ist auch wirklich nicht ohne Gründe, antwortete der Krückenträger. Der eine ist ein Notar, der sehr viele Klienten hat, und seine Praxis nicht um fünfzigtausend Dukaten geben würde. Es träumt ihm, daß ein Gesetz im Antrage sey, das den Notären verbieten soll, Wechselgeschäfte zu treiben, Akte zu unterzeichnen, die sie gar nicht gelesen haben, und Besitzungen ihrer Klienten unter erborgtem Namen zu erkaufen. Er ist darüber so entrüstet, daß er seine Stelle niederlegen, und drei Schreiber, welche den größten Theil seiner Arbeiten fertigen, entlassen würde, wenn er nicht den Widerspruch seiner Frau befürchtete.

Der Andere ist ein der Noblesse des Richterstandes angehöriger Justizbeamter. Ihr seht ihn von einer Aufregung befallen, wie sie vielleicht kaum je über eine Magistratsperson gekommen ist. Ihr dürfet aber keineswegs glauben, daß dieser Zustand bei ihm natürlich sey; im Gegentheile befleißt er sich auf seinem Richterstuhle einer so auffallenden Ruhe, daß schon viele Leute zu dem Glauben veranlaßt wurden, als ob er schlafe, während er sich doch nur zu fassen sucht. Ist er aber nicht heftig, so ist er doch stolz wie ein Pfau. Im gegenwärtigen Falle erfährt er eine außerordentliche Demüthigung; er träumt nämlich, ein Kaufmann habe seine Tochter zur Ehe begehrt, und ein Präfect habe ihm am Schlusse eines Briefes die Versicherung seines Gutheißens mitgetheilt.

Der Dritte endlich ist auch ein Mann der Justiz und weder stolz noch heftig; er ist sehr tüchtig, urtheilt rasch und überdieß gut. Er hat aber auch seine Narrheit wie Andere: er strebt nämlich nach dem Höchsten und nach Originalität. Ihr seht ihn gegenwärtig schrecklich aus der Fassung gebracht; denn es scheint ihm, als ob ein Bonmot, das er vorgebracht, durch den Lärm der Versammlung und die kreischende Stimme eines Advocaten überhört worden sey.

— Aber Ihr höret ja gar nicht auf mich; was habt Ihr denn dort zu sehen? Ist es etwa jenes Mädchen, das sich so eben niederlegt, und Papilloten aus einem Billet-doux macht; oder jener junge Mann, der mit einer Schneiderrechnung seine Cigarre anzündet?

— Nein, ſagte Cleophas, ich ſehe da eine Dame, deren Schlaf ſehr unruhig iſt; ſie ſetzt ſich jeden Augenblick im Bette auf, öffnet den Mund, und breitet die Arme aus, als ob ſie Jemand rufe, der ſie nicht hört.

— Ihr täuſcht Euch nicht, ſagte der Dämon; es iſt die Gattin eines Maître de requêtes, die ſonſt wegen ihrer Schönheit ſehr berühmt war, und die ſich nun von ihren Galanen verlaſſen ſieht. Sie wird von einem finſtern Traumgeſichte geängſtigt; eben iſt ſie im Begriffe, auf den Ball zu gehen, und ihre Kammerfrau, mit der ſie vorher gezankt, hat die Bosheit gehabt, ihr die Hälfte ihrer Zähne mit fortzunehmen.

In dieſem Augenblicke wurde der hinkende Mentor durch ein ſchallendes Gelächter ſeines Reiſegefährten unterbrochen. Er fragte ihn um die Urſache; ſtatt aller Antwort deutete aber Seraphinens Gatte bloß auf ein Gebäude, deſſen Vorderſeite in verſchiedenen Farben gemalt war. — Siehſt du dort, ſagte er, jene beiden Männer, in ſehr verſchiedenem Alter, in ihren Betten? Der eine, jung und kräftig, reckt ſeine Beine, als ob er ein ungeſtümes Roß beſteigen wollte; der andere, viel ältere, liegt auf dem Bauche, und breitet die Arme aus, als wenn er über einen reißenden Strom zu ſchwimmen hätte. Guter Gott! Was für Anſtrengungen dieſer arme Schwimmer macht! Wie er den Kopf in die Höhe hält, als ob er am Ertrinken wäre! Ohne Zweifel iſt dieß ein Jünger des Bachus, der ſich außer ſeinem Elemente befindet.

— Es iſt im Gegentheile einer der nüchternſten Menſchen, der ſeiner Mäßigkeit allein ſein hohes Alter zu danken hat, ſagte der Dämon. Deſſen ungeachtet iſt er noch nicht klug geworden, denn in einem Alter von ſiebenzig Jahren hat er ſich entſchloſſen, zu heirathen; und da ihm doch die Folgen eines ſolchen Entſchluſſes nicht ganz unbekannt ſind, ſo hat er einen Aſtrologen um Rath gefragt. Von dieſem wollte er nämlich erfahren: ob denn die Zahl der betrogenen Ehemänner, wirklich ſo groß ſey, als gewiſſe Leute behaupten wollen. Es träumt ihm nun, daß ihn der Aſtrolog auf einen hohen Berg geführt, und als er auf dem Gipfel angekommen war, ihm befohlen habe, ſich gegen Morgen zu wenden: — Hier wirſt Du, ſagte der Weiſe, diejenigen erblicken, welche ſeit der großen Waſſerfluth das Schickſal getheilt haben, dem Du entgegengehſt. Staune darüber, wenn Du an der Stelle von Menſchen bloß Köpfe ſehen wirſt, wenn dieſe Köpfe ſo klein wie Sandkörner ſind, und wenn ſie gleich einem Fluſſe dahin

rollen; das iſt die Wirkung meiner Kunſt. Unſer Heirathsluſtiger wendete ſich nun gegen den Wind, und bald entdeckte er in einer Entfernung, die ihm wenigſtens eben ſo weit vorkam, als die der fernſten Sterne, ein lebendiges Bächlein, welches ſich immermehr näherte, und zur Rechten und Linken mit auffallender Geſchwindigkeit vergrößerte, ſich von einem Bache in einen Fluß, in einen reißenden Strom und endlich in ein ungeheures Meer, von viel größerem Umfange als der Ocean auszudehnen ſchien, über den er unzählige Köpfe emporragen ſah, die alle ihm unter einem ſchrecklichen Lärm entgegenſchwammen, den Felſen erklommen, ihn und den Aſtrologen ergriffen, und ſich mit ihnen in den unermeßlichen Abgrund ſtürzten. In dieſem Zuſtande, wo er ſich unter Waſſer glaubt, iſt er wirklich, und das Erwachen wird ihn von dem Untergange retten. Er wird ſich nun morgen gleich beeilen, ſeinen Verwandten und Freunden den Traum mitzutheilen; und da ſich dieſe von ſeiner Hochzeit vielen Spaß verſprechen, ſo werden ſie nicht verſäumen, ihn in ſeinem Vorhaben zu beſtärken und den Traum bloß als ein Bild ſeiner erhitzten Phantaſie darzuſtellen.

— Wahrlich ſagte Don Cleophas, die Geſchichte ſcheint bizarr genug, und ich möchte wohl wiſſen was Eure Herrlichkeit davon urtheilt.

— Ich halte, antwortete Asmodi, in jedem Falle die Zahl der Köpfe, welche der Träumende geſehen zu haben glaubt, für etwas übertrieben; übrigens gehört das Reich der Träume nicht zu meinem Departement, vielmehr dem Dämon der geheimen Wiſſenſchaften, der Medicin und der Necromantie an.

Was endlich den jungen Mann anbelangt, der ſeine Beine ausreckt, und die Ferſen einander zu nähern ſucht, ſo iſt er nicht weniger aufgeregt, als der alte Eheſtandskandidat. Er iſt ein Pferdeliebhaber, und es wird gewiß kein Rennen abgehalten, bei dem er nicht zu treffen wäre. Er hat einen Araber angekauft, der ſo raſch wie der Wind iſt, und geſtern wettete er mit einem Lord, daß er vor ſeiner Stute das Ziel erreichen werde. Es träumt ihm, daß das Rennen eröffnet iſt; er nähert ſich ſchon dem Ziele; aber als er auf dem Sprunge iſt, dieſes zu erreichen, findet er ſeinen Renner plötzlich in ein Miethpferd verwandelt. ... Doch was iſt es mit Euch, Herr von Zambulo? Ihr ſcheint mir zerſtreut; hat Euch wohl der Anblick dieſer Schläfer auch Luſt gemacht, ihnen nachzuahmen?

— Keineswegs, antwortete ihm der junge Mann; aber ich liebe

die Abwechslung, und nachdem ich nun die Leute lange genug im Schlafe beobachtet habe, wäre ich nicht abgeneigt, sie auch im wachenden Zustande zu sehen.

— Daran soll es Euch nicht fehlen, mein Herr Kastilianer; Morpheus ist nicht der Gott dieser Stadt; Paris hat nie mehr als Ein Auge geschlossen.

Baden.

(Von einer Dame.)

Jetzt iſt die Zeit des Reiſens, und wie ſonſt Jeder ſich für geborgen hielt, wenn er vom ſicheren, eigenen Herde hinausſchauen konnte in die bewegte Welt, ſo träumt er jetzt nur ſein Glück im ewigen Wechſel und der möglichſt weiten Entfernung von der Heimath. „Die Welt ſehen“ iſt der Wunſch des Tages; und ſo iſt auch unſer gutes Deutſchland von einer Anzahl Fremder überſchwemmt worden; in jedem Gebirgswinkel ſpäht ein neugieriges Auge nach Naturſchönheiten, und ein meiſt geſättigter Geſchmack nach neuen Reizen und Aufregungen; denn der eilige Flug über Brücken und Straßen, durch Felder und Wälder, lebt nicht warm in der Erinnerung, und läßt gar oft das Angenehme des Beſchauens mit dem Unangenehmen der Reiſe in einem trüben Bilde untergehen.

Und doch hat unſer Vaterland manches Schöne und Herrliche, überall, in Gebirgen und Ebenen, an Flüſſen und Seen. Durch ganz Schwaben, welches Gemälde! gegen den Rhein, welche Fülle von Schönheit! und Baden, mit ſeiner reizenden Lage, eine Perle unter Smaragden! Welche Lieblichkeit in ſeinen Umgebungen, nahe und fern, als ob die Natur ihren ganzen Zauber auf dieß Fleckchen Erde ausgegoſſen hätte. Wer, wenn er es je beſuchte, wird den Blick vergeſſen vom alten Schloß herab in das grüne Thal, wo der Oelbach ſich durch blühende Fluren ſchlängelt, und der Wald ewig jung von den Bergen niederſteigt. Wenn dann die Abendſonne mit den letzten Strahlen Bach und Hügel, und jede Mauer und jeden Baum umſchwimmt, und die Vogeſen röthlich und immer röthlicher werden, bis ſie endlich verglimmen im Golde des Weſthimmels!

Oder, wer war nicht entzückt von Lichtenthal beim Frühſonnenſcheine mit den dunkeln Wäldern im Hintergrunde? Und Gernsbach's an der ſchäumenden Murg, und Eberſteinburgs mit der lieblichen Ausſicht, und der Hub und Erlenbades, mit ihren ländlichen Spaziergängen — wer hat ihrer nicht ſchon rühmend erwähnen gehört?

Aber das Merkwürdigere bleibt doch immer Baden ſelbſt, zuſammengewürfelt aus Alt und Neu, dürftig und ſchimmernd, wie es die Umſtände nach und nach erſtehen ließen. Die Ueberreſte aus früherer Zeit ſind gering, und außer dem Kloſter und einer Kirche nichts beſonders Bemerkenswerthes. Aber fremdes Volk brachte fremde Pracht, und gar bizarr ſtehen Gebäude, welch die Chauſſee d'Antin nicht verunzieren würden, neben Baracken, jeder Winkelgaſſe einer alten Reichsſtadt verwandt. Doch das gerade gibt das Pittoreske, und feſſelt das Auge länger und angenehmer als Gleichheit und Regelmäßigkeit. Die Stadt iſt nach und nach vom Berge herabgeſtiegen, wo ſie ſich unter dem Schutze des Schloſſes zuerſt in ein Paar unbedeutenden Hütten hervorwagte; und je mehr ſie ſich in die Ebene ausbreitet, und in die gegenüberliegenden Hügel als Villen verliert, wird auch die Bauart zierlicher und geſchmackvoller, bis man ſich beim Anblicke des Converſationshauſes und ſeiner Umgebungen ganz in Italien glaubt. Ueberall Balkone, voll der ſchönſten Blumen, und überall auch ein Paar anmuthige Geſtalten, um ſie zu beleben und zu ſchmücken.

Und nun der bezaubernde Anblick, wenn im Frühling ſich Alles zu beleben anfängt, und — ein Fragment aus allen Ländern und Ständen — der Zug geſchmückter Menſchen unter den rothen Blüten des Grabens auf und nieder wogt. Welche Anmuth der Bewegungen! Welche Abwechslung der Bilder! Engländerinnen mit der wundervollen Geſichtsfarbe, blendend weiß, kaum von zartem Roth überhaucht, und einem wahren Himmel von Blau in den Augen; Franzöſinnen, am leichten, eleganten Gange kenntlich, mit dunkeln Haaren, und beredten Blicken; Ruſſen mit den regelmäßigen Zügen und der Pracht in der Kleidung, und der Deutſchen kräftige Geſtalten, voll Anſtand. Dazwiſchen die blonden Engelsköpfchen der Kinder, und ihr Rennen und Treiben, und ihr Jubel beim Spiele. Und nun dieſes Durcheinanderfluthen und Wallen von fremden und verwandten Klängen! Dieſes angenehme Gemiſch von weichem Ruſſiſch und kräftigem Engliſch, von zierlichem Franzöſiſch und gemüthlichem Deutſch!

Oder ein Nachmittag in der Lichtenthaler Allee, wenn das Säuſeln der blühenden Linden mit dem Murmeln des Oelbaches ſich in ein

aufles Rauſchen verliert, und die Frühlingsbeleuchtung ringsum Alles noch blühender, noch wärmer erſcheinen läßt. Dann Wagen um Wagen vorüber rollen ſehen — in ihnen ſo manch' anmuthige, und gar manche berühmte Züge.

Aber der Zauber verfliegt, wenn man näher zutritt; und ſtatt zu ſehen bloß, auch kennen lernen und ſprechen will. Denn dann erſcheinen, wo früher Alles ſo einig war, Lücken in der geſellſchaftlichen Kette der jetzigen Aufklärung — zwar nur aus Vorurtheilen, verjährten, und, in Worten, längſt abgeſchüttelten, entſtanden — aber ſie werden im Innern noch angebetet und verehrt, und trennen weit. Es ſind die Anſichten von Geburt und Würde, mit der Muttermilch eingeſogen, und nur Wenigen möglich zu vergeſſen, und ſpurlos hinter ſich zu laſſen. Rang und Titel öffnen und verſchließen die Pforten noch immer, und wer nicht mindeſtens unter ihrem Schutze auftreten kann, der wird ſich einſam fühlen — wohl überall in der großen Welt — ſo auch in Baden, obgleich ſie dort nicht „groß", nur frei vom Etiketten-Zwange ſeyn wollte. Dazu kömmt noch National-Eitelkeit, welche in jedem anderen Volke nur ein untergeordnetes ſieht, und eben ſo argwöhniſch nach Huldigung ſpäht, als der Einzelne. Ein Zuvorkommen iſt ihr, wenn nicht unmöglich, doch ſehr ſchwer; und ſo trennt ſie gewöhnlich vollends, was Rangſtreit noch als zuſammengehörig befunden hätte. — Man lebt ein Scheinleben, wobei die eigenen Wünſche oft gar wenig in Betracht kommen, weniger gewiß, als die Meinung der Anderen. — Es iſt traurig, aber nicht zu ändern; und der ſchlimme Einfluß läßt ſich ſelbſt bei den geringeren Ständen nicht mehr verkennen. Baden hat nichts gewonnen durch ſeine ſteigende Berühmtheit. Sie, und die Nähe Frankreichs laſſen zwar Alles zierlicher und eleganter erſcheinen, dem Auge ſo gefällig, als möglich — aber die Oberflächlichkeit fremder Sitten iſt auch mit eingedrungen, und ſogar der Landmann in ſeiner vergeſſenen Hütte vom alten „ſchlecht und recht" abgekommen. Schlimmer beinahe möchte es noch mit den Bürgern ſtehen; und was die ungeheuren Miethen während der Saiſon einbringen, das verſchwindet eben ſo raſch wieder bei unbedachter Lebensweiſe, ſo daß oft Schulden drücken, noch ehe der Sommer vorüber iſt.

So war, und ſo iſt Baden. Eine Beſchreibung genügt für Jahre. Im Frühling geſucht, im Sommer belebt, im Herbſt verlaſſen, im Winter todt. Der Frühling von 1837 fand es nicht verändert, und änderte Nichts, obgleich ſein Name viel frühere Gäſte hergelockt hatte, als ihn ſelbſt. Wer denkt nicht noch mit Grauen an die ewigen Regentage im April und Mai? Sie waren in Baden ſo unangenehm,

unangenehmer als ſonſt wo. Das Leben dort, nur für Sonnenſchein und freie Himmelsluft berechnet, hat wenig Reize und Reſſourcen, wenn dieſe fehlen. Die Wohnungen ſind zu enge für größere Verſammlungen, und die Bewohner zu fremd für kleinere. — Regen, Regen, Regen! Auf der Promenade ein Paar Equipagen, und ein Paar vereinzelte Fußgänger, tief in Mäntel gehüllt; weder, Theater noch Spiel, noch ſelbſt Chabert eröffnet — was thun? — Geſellſchaft iſt das einzige Leben der großen Welt! und ſo fand ſich endlich widerſtrebend im Converſations-Hauſe zuſammen, was ſich vielleicht ſonſt nicht geſucht hätte. Ruſſen, Engländer, Franzoſen, gemiſcht, aber nicht einig. Viele Pracht, aber wenig fröhliche Geſichter. Muſik zwar immer, aber niemals Tanz. Allzu große Nähe bewirkte, was ſie nicht hätte bewirken ſollen — Abneigung und Ueberdruß. Und als endlich die erſten Frühlingsgrüße in's Freie luden, war Fröhlichkeit längſt zerſtoben. Die beginnenden Vergnügungen vermochten nicht mehr zu locken — der Spielſaal ſelbſt ſtand leer — und im ewigen Haſchen nach Erregung und neuen Genüſſen, war der Schritt vom Widerwillen zu Kälte und ſich Anfeinden nicht ſchwer. — Dann zog Gemeinheit den Schleier von der Blöße der Großen, und Neid half nach, wo böſer Wille nur zu genau zu ſpähen und zu deuten gewußt hatte. Kein Stand, kein Name mehr blieb unangetaſtet und unbefleckt. So ſtanden bald drei Nationen einander gehäſſig gegenüber, jede nur auf ſich und ihre Landsleute angewieſen — obgleich dem gewöhnlichen Beſchauer Alles ſeinen geregelten Gang ging.

Neue Gäſte kamen, und der ſchlimme Eindruck ſchwand allmählig. Man fing an, ſich für Dieſen und Jenen zu intereſſiren; man bewunderte die neueſten Toiletten aus Paris, und die geiſtreichen Züge Mayer-Beers, und die elegante Equipage des Großfürſten, wenn er in Geſellſchaft der Schönſten und Angeſehenſten ſeines Volkes die gaffende Menge durchzog. Der Großherzog von B. ſelbſt kam mit ſeiner Gemahlin; und Partien und Feſte gaben dem Stand der Dinge eine andere Wendung. — Die wenigen Franzoſen — Carliſten — denn die anderen hielten die Vermählungsfeierlichkeiten noch in Paris — hatten ſich indeſſen eingeſchloſſen, und ſuchten in Herabſetzung der jungen Herzogin von O., nachdem ſie über das Königshaus ſich längſt müde geſprochen, Troſt für Ihre Vergeſſenheit. Wohl that das den guten Deutſchen weh, und manches Auge wandte ſich beſorgt nach Frankreich, wo ein ſo viel angefeindeter König eine ſo viel angefeindete Tochter einzuführen die Sorge hatte; aber zum Glücke beruhigte tieferes Eindringen in die Gründe, aus welchen ſo bitterer Tadel ſtrömte, die Furcht wieder.

Die Engländer führten ruhig ein beinahe häusliches Leben — ihre Glanzseite — worin sie so liebenswürdig, ja einzig sind. Ihre Zahl hatte sich vermehrt; aber der sehr kritische Gesundheitszustand ihres Königs erlaubte ihnen nicht, an größeren Vergnügungen Theil zu nehmen. So fand man sie bloß bei ihrem Gottesdienste — denn ein anglicanischer Geistlicher war zur sonntäglichen Feier desselben angekommen — aber dort in großer Menge versammelt.

Man spricht so viel von englischen Sonntagen, und wer in England war, weiß beinahe immer von ihrer Feier, oder Langeweile zu berichten. — Ihre Stille hat sich selbst auf dem Continent nicht verloren, und wußte sogar dem bewegten Baden einen Schein von Ernst zu verleihen. Der Gottesdienst ist feierlich, und was ihm im Auslande an Prunk abgeht, ersetzt die tiefe Ruhe und Andacht ringsum. Sie wirkt ergreifend, und die immer wiederkehrenden, wundervollen Psalmen lassen selbst Deutsche, und deren sind stets viele gegenwärtig, die Predigt nicht versäumen.

So hat sich jetzt das Leben in Baden gestaltet. Sonderbar mag dabei noch einem ehrlichen Deutschen der schneidende Contrast vornehmer Lebensweise mit seiner einfach bürgerlichen erscheinen. Convenienz hat die Mittagszeit auf die späten Abendstunden verlegt, und gar eigen nimmt sich in den schon dunkelnden Straßen das Wallen festlich geschmückter Menschen aus, die jetzt erst nach Tische sich begeben wollen, während die anderen — denn die Mittelklasse fehlt beinahe ganz — schlaftrunken nach Hause gähnen. Sonderbar mochte es ihm auch bedünken, daß die erleuchteten Säle Abends leer standen, verdrängt von der dunkeln Nacht unter den Kastanien und Platanen draußen, wo die vornehme Gesellschaft noch bis spät auf und ab wogte, während, was im Saale sich bewegte, höchstens für Kammermädchen und deren Begleiter gehalten werden konnte — Aber so will es der Geschmack!

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Oldenburg, 10. Juli 1837.

In unſerer, an ſich ſtillen Reſidenz iſt es jetzt noch ſtiller geworden; die Häuſer ſehen aus, als ob eine epidemiſche Krankheit in ihnen hauſe. Wer kann, zieht in's Bad und auf das Land; das Theater iſt bis zum October geſchloſſen; der Großherzog iſt mit ſeiner Gemahlin nach Eutin gereiſt, wird von da nach England gehen, und erſt zum Herbſtmanöver (September) wieder hier ſeyn. Der Prinz Peter war nur wenige geräuſchloſe Tage mit ſeiner jungen Gemahlin hier; er ließ das kaiſerliche Dampfſchiff, welches ihn von Travemünde abholte und längſt in die Newaſtadt zurückgeführt hat, nicht eine Stunde auf ſich warten.

Unſer Theater hat einen ſehr empfindlichen Verluſt erlitten. Am 14. Juni ſtarb der Regiſſeur Röſicke am Nervenfieber, in einem Momente, als die Seinigen nach fortwährend geſteigerten Tagen der Angſt ein Fünkchen Hoffnung für ſeine Geneſung aufglimmen ſahen.

Röſicke's Tod iſt für unſere Bühne ein unerſetzlicher Verluſt. Seine Stellung als Komiker füllte er ſo vortrefflich aus, daß Referent ihm unbedenklich unter den vielen Mitſtrebenden in jenem Fache, welche er geſehen, den Preis zuerkennt, und Gott ſey Dank! auch bei Lebzeiten zuerkannt hat. Röſicke verſchmähte alle ſogenannte Knalleffecte; das Erfaſſen eines Charakters und das treue Durchführen deſſelben galt ihm mehr, als Kleidung und Schminke, wiewohl er dieſe Hilfsmittel auch nicht vernachläſſigte. Röſicke wußte den Ernſt der Komik zu würdigen, er erkannte genau, wie nahe das Sentimentale bei der Verachtung menſchlicher Hoffahrt liegt; er war mithin ein Humoriſt, ein geiſtreicher Menſch, und nur daraus iſt zu erklären, daß er das Urtheil aller Menſchen von Verſtand für ſich gewann, welche jede ſeiner Vorſtellungen als ein wahres Kunſtwerk verfolgten, und ſich nie langweilten, ſo lange er redete. Nur ſo iſt es ferner erklärlich, daß derjenige, welcher in „Liſt und Phlegma" die niedrig-komiſche Rolle des Leocons Palm mit einer nie geſehenen Virtuoſität ſpielte, Jung und Alt durch ſeinen Wollheim in Holtei's Lenore, bis zu Thränen rührte.

Der heitere, offene Sinn, welcher ihn im Leben auszeichnete, gewann ihm als Menſchen die Herzen Aller, die ihn kannten. Er ſelbſt war voll heiterer Selbſtverſpottung, und es konnte Niemand ſeinen Witzworten gram werden, die immer um ſo treffender, ſobald ſie von ihm ſelbſt herrührten, und überall viel intereſſanter waren, als alle beſten Berliner Anekdoten und Erzählungen, welche auch in ſein glückliches Gedächtniß ſich eingeſchlichen hatten. Seine oft recht ſchwierige Stellung als Regiſſeur unſeres Theaters hat Röſicke mit Wahrheitsliebe, Fleiß und Glück verwaltet, ja ſogar, ſo weit wir erfahren, zur ſeltenen Zufriedenheit ſeiner Kollegen.

An Röſicke's Sarge weinen eine höchſt achtbare Gattin und zwei unmündige Kinder, mit denen er ein äußerſt glückliches Familienleben führte.

Der Nachruhm erblüht auf ſeinem Grabe. Denn der oft nachgeplapperte, barocke Satz, wenn er auch von einem großen Dichter herrührt:

„Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze“ iſt durchaus unwahr. Denn abgeſehen davon, daß von Roſcius bis zu Röſicke noch Hunderte von Meiſtern der Bühne mit derſelben Achtung, wie andere Künſtler und Dichter, von der Geſchichte in das goldene Buch des Ruhmes eingezeichnet ſind, iſt es durchaus unpſychologiſch, zu behaupten, daß die Vorſtellungen großer Bühnenkünſtler ſich aus dem Gedächtniſſe ihrer Zuſchauer verwiſchen. Im Gegentheil, die Bewunderung ſteigt fortwährend, täglich, jährlich, für den durch den Tod entriſſenen Künſtler; — ja oft auf Koſten der lebenden Schauſpieler. Darin iſt vielleicht der Mime glücklicher, als jeder Andere. Gerade ihm flicht der Einzelne die meiſten Immortellen-Kränze; und beſteht darin nicht das Reizendſte des Nachruhms, in dem Gedächtniß der uns überlebenden Bekannten mit hübſchen Farben fortzuglühen, bis auch das letzte Freundesauge, das uns im Leben anlächelte, erliſcht? Denn alsdann werden wir der am Ende in Fabeln ſich auflöſenden Geſchichte überliefert, wo es dann vom Zufall abhängt, ob ein Rector nach tauſend Jahren in einem Schulprogramme uns als ein geiſtiges Mammuthsthier darſtellt, oder höchſt gelehrt, und wenn wir ein Homer oder ein Tell geweſen wären, uns für ein Fabelthier erklärt.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

VI. *)

Zwei Erzählungen von E. Reinhold.

Wenn ich das Wort Erzählungen auf dem Titelblatt eines Buches leſe, in einer Zeit, wo alle Erzähler Novellen ſchreiben, und alles Erzählte Novelle ſeyn will, faſſe ich ſogleich ein gutes Vorurtheil für den Verfaſſer, in geiſtiger und gemüthlicher Beziehung. Jährlich werden in Teutſchland hunderte von Novellen gedruckt, und wie vicke tauſende werden wenigſtens geſchrieben, die nicht gedruckt werden? Das teutſche Publikum hat in den letzten zwanzig Jahren bewieſen, daß es einen guten Magen, aber keinen Geſchmack hat. Seit Walter Scott ſeine hiſtoriſchen Novellen aufgetiſcht, ein allbeliebtes, geſundes, derbes, ſaftiges Gericht Sauerkraut, und damit in der ganzen Welt großes Glück gemacht hat, wurde in den teutſchen Novellenküchen der Walter-Scott'ſche Abtrag immer wieder und wieder aufgewärmt und aufgebrüht, nur mit dem Unterſchiede, daß es nicht ging, wie mit dem wirklichen Kraut, das durch Aufwärmen ſchmackhafter und zarter wird. Diejenigen, die einen feinern poetiſchen Sinn hatten, wurden, ſo viel Einzelnes in den Geſtaltungen des berühmten Briten ihnen ſchön und erfreulich entgegentrat, durch das Ganze nicht befriedigt; ſie hatten ein dunkles Gefühl, daß, ſollte die hiſtoriſche Novelle zur Poeſie erhoben werden, ein Anderes, ein Neues, geſchaffen werden müſſe. Da trat mitten in Teutſchland ein Dichter hinzu, der eine ganz neue, reine, poetiſche Form für die hiſtoriſche Novelle ſchuf, und den ausgezogenen, ſubliminten Geiſt der Hiſtorie in den durchſichtigſten Kryſtall der Poeſie faßte: Ludwig Tieck dichtete ſeinen Cevennenkrieg. Ich begreife nicht, wie man mit Talent ſich nicht ſchämen, wenigſtens nicht geniren kann, nachdem ein ſolches Vorbild daſteht, ſtatt dieſem nachzuſtreben, im alten, grobfädigen, unhochzeitlichen Rocke der hiſtoriſchen Novelliſtik vor einen Mann von Bildung und feinerem Sinn zu treten. Der Zeitgeſchmack hat jedoch in den letzten Jahren einen entſchiedenen Umſchlag gethan. Die Charakter- und Sittengemälde aus dem Leben der Gegenwart, die Novellen und Romane eines Paul de Kock, einer Dudevant, eines Balzac, mit ihrem Geiſt, ihrem Witze, ihrer Farbenpracht, vor allem mit dem Pikanten ihrer Stoffe und Situationen wurden in Teutſchland verſchlungen. Jüngere teutſche Talente, weil ſie dieſen Zug des Zeitgeſchmackes erkannten, weil ſie ſelbſt davon ergriffen waren, oder weil ſie wenigſtens fühlten, daß es an der

*) Von einem Freunde geſchrieben, dem der Verfaſſer der Ueberſichten, wie ſchon einmal, auch hier gern das Wort läßt.

Zeit ſey, einen neuen Moſt in die alten Schläuche zu füllen, ahmten die Franzoſen nach: aber ſiehe da, die Productionen der Teutſch-Franzoſen, ſelbſt wenn ſie mit nicht geringerem Geiſte ausgeſtattet, und nicht minder pikant durchwürzt auftraten, machten unendlich weniger Glück, als die der Pariſer Schriftſteller. Natürlich, aus dreierlei Gründen. Das Ausländiſche hat ſchon vornweg mehr Reiz für den Teutſchen; dann hat Frankreich ein großartiges, wenigſtens ungeheuer bewegtes, an Ungewöhnlichem reiches Volks- und Hauptſtadt-Leben; und drittens theilt ſich das teutſche Publikum in Leſer, die nur an Ausländern das Unmoraliſche lieben oder ertragen, und von Teutſchen nur Moraliſches leſen wollen, und in Leſer, die noch Sinn für Poeſie haben. Die Moraliſchen ſchreien Zetter, über den Ruin von Kirche und Moral, und die Poetiſchen fanden beſtätigt, daß, wenn es auch die Poeten lieben, doch die Poeſie es nicht liebt, in den Winkelgaſſen von Paris umherzuſchwärmen, und daß ſie reinere Regionen vorzieht. Denen, die Sinn für Poetiſches haben, können zwei Erzählungen von C. Reinhold (Stuttgart bei Imle und Krauß 1837) als ein Verſuch genannt werden, der noch Schöneres verſpricht. Die Geſchichte vom ſpaniſchen Baumeiſter, eine mehr lyriſche, als epiſche Conception, hält die Geſtalten noch unter einem halbdurchſichtigen Schleier; die Gegenſtände treten nur wie in der Beleuchtung einer Mondnacht hervor. Dieſer Umſtand, wenn er auch für das erſt ſich bildende Talent zeugt, gibt nichts deſto weniger dem Ganzen eine Art Zauber. Ein Zug geht durch das Ganze, der viel von der Gluth des Landes an ſich hat, in dem die Geſchichte ſpielt. Mehre Lieder, deren Schönheit, wenn über einzelnen Stellen, bei einem, dem ſchönſten: „Willſt, ſchwüle Luft, du nicht zergeh'n?" über dem Ganzen mehr Klarheit ſchwömme, noch wirkſamer wäre, zeigen die Sprache der wahren Leidenſchaft, mit einer männlichen, warmen Phantaſie. Die zweite Erzählung, die Geſchichte vom Leim und der Mariandl, iſt ein ergötzliches Bild. Eine große Friſche und Geſundheit der Anſchauung und der Darſtellung geht durch das Ganze, oft eine liebenswürdige Keckheit, die Natur in ihrer nackten Wahrheit und Schöne zu faſſen, feſtzuhalten und zu malen. Geht auch der Humor, jugendlich übermüthig, in einzelnen Situationen, weit über die Wirklichkeit und Wahrſcheinlichkeit hinaus, und ſtreift z. B. die höchſt poſſierliche Gerichtsſcene (S. 236 — 243), in einzelnen Strichen, faſt an die Carrikatur, ſo ſind die Geſtalten und die meiſten Scenen, wenn auch öfters derb, doch immer feſt, ſicher und klar gezeichnet, mit einer Kraft, die, jetzt noch jugendlich, noch in der Entwicklung begriffen, zur Schönheit gewiß durchdringen wird. Seine Zeichnungen ſind innerliche, nicht blos äußerliche. Es ſind nicht Köpfe, Geſichter, Beine, Röcke und Stöcke, die er malt, es ſind Menſchen, geſunde, blutwarme Geſtalten, die Leiber und Leben, die Seele und Mark haben. Einzelne Reminiscenzen werden weit durch die neuen Situationen und Bilder überwogen. Ein Fehler iſt es übrigens, wenn ſolche komiſche Scenen oder vielmehr Aeußerungen, deren Komiſches auf dem Vortrag beruht, und die, auf der Scene geſprochen, gehört und angeſchaut, einen guten Eindruck machen würden, in die Erzählung aufgenommen werden, wo, wenn nicht ein ſehr guter Vorleſer ſie vorträgt, der Eindruck verloren geht, oder ſogar ein ſtörender wird. Einzelne Scenen ſehen auch mehr wie Kupferſtiche aus: aber nicht Alles, was ſich auf einem Kupferſtich ſchön ſieht, lieſt ſich gleich ſchön gedruckt. Dieſe Ausſtellungen können übrigens der poetiſchen Wirkung des Ganzen keinen Eintrag thun.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

VI.

Chambers, der Schauſpieler.

Kean hatte den Abend trinkend mit ſeinen Freunden zugebracht. Am andern Morgen, als er noch im Bette lag, beſuchte ihn Jemand in ſeiner Wohnung.

Der Fremde trat haſtig ein; es war Chambers, der damals noch nicht Schauſpieler war; man frühſtückte miteinander, und die freimüthigſte Heiterkeit diente den prächtigſten Sachen, die auf dem Tiſche ſtanden, als Würze. Beim Champagner geſtand Chambers ſeinem Freunde, daß die Verzweiflung ihn zu ihm geführt habe, und daß er ihn um einen Rath in ſeiner kritiſchen Lage bitten wolle. Er hatte bis auf ſeinen letzten Schilling Alles verloren.

— Werde Schauſpieler, ſprach Kean.

— Wie ſollte mir das wohl gelingen!

— Verſuch's nur!

— Welche Thorheit!

— Immerhin!

Und mit dieſen Worten warf er ihm das Tiſchtuch um die Schultern und drapirte ihn damit.

— Jetzt debütire einmal, was Du willſt; ich will zuſehen, ob etwas an Dir iſt.

Chambers improviſirte eine Menge Extravaganzen, bis endlich Kean, der aufmerkſam zugehört hatte, plötzlich aufſprang und ausrief:

Chambers, du kannſt Comödie ſpielen, und das Theater wird Dir deinen Unterhalt geben, wenn du nämlich dem Kartenteufel entſagſt.

Einige Zeit darauf machte Chambers ſeinen erſten Verſuch vor dem Publikum, und gefiel. Allein er contrahirte neue Spielſchulden und verſchwand. So ſehr er ſich auch Gewalt anthun wollte, es war, als ob eine unſichtbare Macht ihn zum Abgrunde hinſtieße. Er war nach Frankreich geſchifft und landete in Marſeille. Da er nicht mehr ſpielen konnte, aus Mangel an Geld, ſo wollte er ſich wenigſtens auf andere Weiſe im Dienſte Fortunas ſehen. Er wurde Schreiber in einer Lotterie-Kollekte. Jeden Tag ſah er hier die Opfer des Spiels vor ſeinen Augen vorbeiziehen, und dieß reinigte nach und nach ſein Herz von der Leidenſchaft, und er fing an, ſeine früheren Verirrungen zu beklagen.

Er hatte ſich Freunde gemacht, und dieſe waren bemüht, ihm eine beſſere Anſtellung zu verſchaffen, als plötzlich ein unvorſichtiges Geſtändniß dieſen Männern entdeckte, daß Chambers früher Schauſpieler und Spieler geweſen war, und das ganze Gerüſte ſeines zukünftigen Glücks über den Haufen warf.

Ein Jahr hindurch lebte er jetzt von Almoſen. Allein endlich wurde man müde, ihm zu geben. Was ſollte er nun anfangen? Chambers Kopf verwirrt ſich; er kann keinen vernünftigen Gedanken mehr faſſen. Er geht, ohne zu wiſſen wohin; ein kalter, dichter Regen fällt auf ihn, er fühlt es nicht; endlich gelangt er in einen Theil der Stadt, den man die „Eſplanade de la Tourette" nennt. Hier ſitzt er, ſich an die Mauer des Forts lehnend, und ſcheint beſinnungslos; und als die Glocke der St. Lorenz Kirche das Ave läutet, hört er es nicht mehr.

Die Schildwache, die langſamer auf der Baſtion am Meere auf und nieder ging, bleibt plötzlich bei einem dumpfen Geräuſche ſtehen und ſieht mit Entſetzen das Blut eines Unglücklichen die zackigen Felſen färben.

Dieß geſchah in der Mitte des vorigen Monats.

Den Abend deſſelben Tages, als Chambers ſich ins Meer geſtürzt hatte, rauchte an demſelben Platze ein ſpaniſcher Matroſe ſein Cigarrito, ein Neapolitaner ſang dort ſein Lied an die Madonna Santa

und zwei Kalabresen stachen auf einander mit ihren Messern los, weil einer von ihnen drei Sous in der Mavella verloren hatte.

* * *

Aus Nürnberg schreibt man mir über das Gastspiel der berühmten Künstler aus Wien, Löwe und Costenoble. Man sah sie dort in dem Deinhardstein'schen Lustspiel Garrik in Bristol, neben einander, den Garrik und den Hild spielen. Löwe gefiel wie natürlich sehr, durch das schnelle Verwandeln aus seiner eigenen Individualität in die des Johnson, die jedoch weniger Kunstwesen als mechanische Fertigkeit genannt werden darf, und offenbar leichter darzustellen ist, als Hild, der in fortwährend gesteigerter, leidenschaftlicher Narrheit, einer größeren Beachtung würdig ist. Beide Künstler wurden gerufen und erschienen Hand in Hand. Löwe hielt als Hauptperson eine hübsche poetische Rede, die er selbst verfaßt hatte. Noch spielte er den Percival in Griseldis und den Hamlet mit gleichem Beifall und reiste dann nach Frankfurt. Costenoble's Schewa erregte einen wahren Enthusiasmus. Er mußte die Rolle zwei mal geben. Der alte Schneider, in „der Schneider und sein Sohn" und Shylock, waren seine letzten Rollen, die Beifall und Hervorruf ihm zuwege brachten. Von Nürnberg hat sich Herr Costenoble zu Gastrollen nach Hamburg gewandt.

Aus Bädern.

Marienbad, 4. Juni.

Auch auf Marienbad hatte die feuchtkalte Witterung einen ungünstigen Einfluß. Im Juni mehrten sich jedoch die Fremden so sehr, daß es bald schwer hielt, eine größere Wohnung zu finden. Am 25. war der Friedrichsstein zur Erinnerung der Anwesenheit S. M. des Königs von Sachsen in den Jahren 1834 und 1835 feierlichst geweiht, und der K. S. Präsident von Zeschwitz, wie auch der Brunnen-Inspector Frei, hielten Reden. Ein fröhliches Mahl schloß die Feierlichkeit. Während der Mahlzeit wurde eine Collecte zum Besten des Kurarmenspitals veranlaßt und ein Gedicht von Dr. Frankl zur Weihe des Friedrichsteins vertheilt.

Karlsbad im Juli.

J. M. die Königin von Württemberg traf am 1. d. M. unter dem Namen Gräfin von Teck mit zahlreichem Gefolge hier ein und stieg im Hause zum „österreichischen Wappen" am Markte ab. Unter den zahlreichen Gästen unseres Badeorts nennen wir auch den gefeierten Dichter Ladislaus Pyrker, Patriarch von Venedig und Erzbischof von Erlau.

Das Gedränge der Brunnen-Gäste am Mühlbrunnen ist schon um 4 Uhr Morgens bedeutend, und in den späteren Stunden, zwischen 5—7, sieht man die Mühlquelle in vierfachen Reihen von Leidenden umlagert, die mit Sehnsucht des gefüllten Bechers harren. Mit jedem Tage wächst die Zahl der Kurgäste. Am 4. waren 1308 Partheien, am 5. bereits 1367.

Der Komiker Rhön von Wien zieht das Publikum ins Theater, und der junge Violinspieler Vieuxtemps gedenkt ein Konzert zu geben.

Schönau bei Teplitz.

Dies Bad verschönert sich sehr. Neue Fahrstraßen wurden angelegt; auf den Hühner- oder Wachholderberg führt eine bequeme Treppe, und S. D. der Fürst Clary ließ nicht nur im Schwefelbade einen schönen Garten anlegen und einen mit Allee-Bäumen bepflanzten Fahrweg auf den Schloßberg und nach Daubrawitz führen, sondern beabsichtigt auch, das Schwefelbad-Gebäude selbst noch im Verlaufe d. J. vom Grunde aus umzubauen.

Kunst.

Wir entnehmen dem Museum:

Münster: Durch die gnädige Erlaubniß Sr. K. H. des Kronprinzen,

dessen hohen Protectorats sich der hiesige Kunstverein zu erfreuen hat, findet hier gegenwärtig eine Ausstellung statt, die, wenn auch nur aus 2 Gemälden bestehend (Bendemann's Jeremias und Lessing's Hussitenpredigt), doch jede frühere an Bedeutenheit und Interesse übertrifft.

Carlsruhe. Der Finanzminister v. Böckh hat der zweiten Kammer u. a. einen Gesetz-Entwurf vorgelegt, nach welchem 100,000 Gulden zur Kunst-Akademie (mit der ein Lokal für Antiquitäten zu verbinden seyn würde) und 25,000 G. zum Ankauf von Kunstwerken verwendet werden sollen. In letzterer Beziehung würde besonders auf diejenigen Gegenstände Rücksicht genommen werden, welche geeignet sind, die höhere Industrie zu veredeln, z. B. antike Vasen, Modelle, Ornamente u. dergl.

Rom. Der kaiserl. österr. Botschafter, Gr. von Lützow, hat am Namenstage des Kaisers mehre Säle in dem venetianischen Palaste zu einer Kunstausstellung von Werken österreichischer Künstler eingeräumt. — Die Kunst-Ausstellung zu Neapel im Lokale der Studj wurde am ersten Juni eröffnet. Unter den, wie natürlich, nicht zahlreichen deutschen Kunstwerken, zeichnete sich das Bildniß der Königin, auf einem Balkon des Schlosses sitzend, aus.

Die Vendetta.

Die korsischen Sitten enthüllen mit jedem Tage mehr jene Wildheit des Charakters, welche die Einwohner jenes Landes auszeichnen. Ungeachtet Justiz und Religion zu vermitteln streben, wartet der Jähzorn nie auf den Schutz der Gesetze, und die Rache wählt stets den Meuchelmord. Folgende Geschichte einer Vendetta (Blutrache) trägt den vollsten Stempel des korsischen National-Charakters an sich.

Den 24. Septbr. 1836, ungefähr um zwei Uhr Nachmittags ging Pietro Leca mit seiner Flinte auf der Schulter nach seinem Weinberg in Mangano in der Landschaft Arbori. Paolo Campana begleitete ihn. Dieser Weinberg stößt an einen andern, welcher dem Antonio Pietro Leca, genannt Frontiglione, gehört. Wenn man eintritt, so bemerkt man gleich links einen Kirschenbaum und etwas Gesträuch und rechts eine Hütte. Diese Punkte waren zum Auflauern geeignet. Kaum erschien Leca, so rief man ihm von hier aus, zu stehen und zu bleiben, und seine Flinte abzulegen, und fast zu gleicher Zeit fielen zwei Schüsse auf ihn und er stürzte, von zwei Kugeln in die Brust getroffen, sterbend zu Boden.

Wer waren die Mörder? Sie hatten geschwärzte Gesichter und Campana hatte sie nicht erkannt; doch wußte er die Gestalt des einen anzugeben. Die Familie Leca's eilte herbei, um den Ermordeten in das Dorf zu tragen und ihm die letzten Pflichten zu erweisen, während daß die Urheber des Verbrechens vor allen Augen das Gebirg vom Cuma mühsam erklommen und dort im Walde verschwanden. Man hatte nun leicht ihre Gestalt und Kleidung wahrnehmen können, und kam darin überein, sie für Einwohner aus der Gemeinde Ota zu halten. Die Familie Leca klagte nun laut gegen Lucio Antonio Leca und Serafino Bastini aus Ota, daß sie das Verbrechen auf Anstiften von Antonio Pietro Leca, genannt Frontiglione, begangen hätten. Man verfolgte die beiden Erstgenannten und besetzte ihre Häuser. Allein sie waren abwesend und die Eltern widersprachen sich in der Angabe über Zeit und Ursache dieser Abwesenheit. Seitdem sind sie nicht wieder in ihrem Dorfe erschienen.

Inzwischen hatte man am Tage der Mörder und ungefähr nur eine Stunde darnach zwei Männer gesehen, die jenseits des Berges von Cuma von Resa nach Appricciani gingen. Sie waren beide mit einer Jacke von korsischem Tuch bekleidet, und trugen eine wollene Mütze

auf dem Kopfe, wie sie in Marbonne gemacht werden. Bewaffnet waren sie mit Flinten und Pistolen, und hatten wie eine schwarze Maske vor dem Gesicht. Der Eine schien jünger als der Andere, war hoch aufgeschossen und trug Pantalons von olivengrünem Sammt. Tags vorher hatte ein Fleischer von Vico zwei ganz ähnliche Individuen bei Mangano im Gebüsch versteckt gesehen. Zwar trugen diese keine schwarzen Masken, dafür aber hatte er bemerkt, daß der Jüngere keinen Bart, der ältere einen rothen trug. Dies letztere, so wie sehr Vieles von den früheren Angaben, paßte ganz auf Lucio Antonio und Serafino, die überdieß keines guten Namens in der Gegend genossen.

Weder persönliches Interesse, noch irgend eine Art von Feindschaft konnten es jedoch gewesen seyn, was ihren Arm gegen Pietro Leca bewaffnet hatte, da sie ihn kaum kannten. Allein sie waren mit ihm, so wie auch mit Frontiglione verwandt, dem einzigen Feinde Pietro Leca's, und ein Mann, der durch Alter, Stellung und Charakter eine bedeutende Herrschaft über seine ganze Sippschaft ausübte.

Schon oft hatte Frontiglione Zwistigkeiten mit Pietro Leca gehabt. Einige Monate vor dem Verbrechen war er von Xaver Benedetti, einem Neffen Leca's, in Folge eines Streites mit diesem, mit einem Stein geworfen worden. Das Zuchttribunal von Ajaccio verurtheilte den Neffen und sprach den Onkel los. Seit dem äußerte sich Frontiglione stets in den fürchterlichsten Drohungen gegen Leca.

„Dieser Steinwurf," sagte er, „wird einen Flintenschuß nöthig machen. Wer will mich von diesem Menschen befreien? Der Elende kann nur auf eine tragische Weise enden. Ich hoffe jedoch, daß irgend ein Unglück ihn aus der Welt schaffen wird, ohne daß ich nöthig habe, mir die Hände zu beschmutzen."

Einige Tage vor dem Morde war Frontiglione in Ota gewesen. Dort sah man ihn mit Lucio Antonio und Serafino viel verkehren und bei ihnen essen. Man hörte ihn hier von der blutigen Beleidigung, die er erfahren, so wie von der Lossprechung Pietro Leca's, sprechen.

Von Ota war er den 19. Septbr. zurückgekehrt und begab sich den 20. nach Calcatoggio zu einer Schweins-Jagd. Erst den 25. Morgens verließ er Calcatoggio; Pietro war den Abend vorher ermordet worden, und den 29. wurde Frontiglione verhaftet.

Der unglückliche Leca fürchtete stets seinen Feind, denn er kannte dessen tief gewurzelten Haß und entsetzliche Drohungen. Mehrmals, im Kreise seiner Familie, ließ er seine trübe Vorahnung laut werden. Deßhalb auch zögerte seine Familie keinen Augenblick, Frontiglione einstimmig als den eigentlichen Urheber des Verbrechens zu bezeichnen, der sich zweier Unbekannten blos als Werkzeug bedient hatte. Auf diese Anklage erschien nun Antonio Pietro Leca, genannt Frontiglione, vor dem Assisenhof. Die beiden Mitschuldigen waren in die Wälder geflohen und konnten noch nicht entdeckt werden. Der Beklagte zeigte eine seltene Gegenwart des Geistes, und legte Proben eines sehr scharfen Verstandes ab. Die Debatten dauerten drei Tage. Die meisten Zeugen sagten aus, was wir hier erzählt haben; andere führten Umstände an, denen theils die Wahrscheinlichkeit, theils das Interesse mangelte und die wir deßhalb hier mit Stillschweigen übergehen. der letzte Zeuge, der verhört wurde, Paolo Versini, sagte aus:

„Ich begegnete Frontiglione, als er von Ota kam und nach Arbori ging. Da ein Bruder von mir in Ajaccio gefangen sitzt, und ich wußte, daß Frontiglione dort Freunde hat, so bat ich ihn um einen Brief, der meines Bruders Schicksal erleichtern könnte. — Ich will dir wohl dienen, entgegnete er, allein unter der Bedingung, daß auch du mir einen Ge-

fallen thuſt. Es gilt, mich an meinem Feind zu rächen. Du mußt mit nach Arbori und dem Pietro Leca eins verſetzen (dar un colpo), du ſollſt nicht allein dabei ſeyn.“

Dieſe Ausſage wurde nicht angenommen, und der Angeklagte freigeſprochen. Allein die finſtern Blicke der Verwandten des Ermordeten deuteten auf eine neue Vendetta und eine neue baldige Anklage hin.

Mahmud und Conſtantinopel.

(Bemerkungen eines Reiſenden.)

Man gefällt ſich darin, den jetzigen Sultan mit Peter dem Großen zu vergleichen, als wenn Mahmud auch die Staaten des Occidents durchzogen hätte, um dort bald Soldat, Diplomat, Handwerker zu ſeyn und ſo die hohen wie die niederen Claſſen zu ſtudiren; mit einem Worte, als ob Mahmud, gleich wie jener große Czaar, Reiſen gemacht hätte, um dann in ſein Land zurückzukehren und die gewonnenen Reſultate auf die politiſche Wiedergeburt ſeines Volkes anzuwenden.

Ich habe oft den Sultan geſehen, wenn er in ſeinem eleganten Kaik nach den ſüßen Waſſern fährt, oder wenn er ſich Freitags nach der Moſchee begibt. Wenn er ſeinen Palaſt verläßt, um das Gebet im Tempel zu verrichten, ſo ſpielt eine Muſikbande italieniſche Opern-Arien, und Soldaten bilden Spalier auf ſeinem Wege. Ungefähr dreißig Oberoffiziere zu Pferde und eben ſo viel Itſchlaglans zu Fuß, folgen ihm. Seit ungefähr drei Jahren beſteht dieſes Korps nicht mehr wie früher, ſondern die jungen Leute ſind alle militäriſch exerziert.

Der Sultan iſt, wie Jedermann weiß, auf fränkiſche Art gekleidet, bis auf das Fes, von welchem eine lange blaue Troddel herabhängt. Ich ſah ihn ſtets in einen weiten Rad-Mantel gehüllt, deſſen Kragen mit Gold geſtickt war. Er ritt ein prächtiges Pferd, deſſen Chabrake mit Perlen und Diamanten geſtickt iſt. Nie bemerkte ich, daß viele Leute ſich herzudrängten; nur dann und wann erwarteten ihn einige Bittſchriften, die ein Offizier in Empfang nimmt. In der Phyſiognomie Mahmuds zeigt ſich nichts Beſonderes; den etwas abgenützten Zügen fehlt der Ausdruck; nur ſein Blick iſt feſt und entſchloſſen. Er ſoll ein gutes Herz haben; ſein Geiſt iſt jedoch, nach der Ausſage Aller, die ihn näher kennen, nicht bedeutend; ſein ganzes Verdienſt beſteht in dem guten Willen. Was vermag aber der gute Wille allein, gegen den Geiſt, die Sitten, die Religion eines Landes? Man darf nur die Augen öffnen, um die falſche und unbedeutende Stellung Mahmuds gehörig zu würdigen.

Man ſpricht in dieſem Augenblicke viel von einer neuen Organiſation der Vakufs, oder der frommen Vermächtniſſe an die Moſcheen, wodurch die Türken ihre Immobilien der Habgier des Gouvernements entziehen. Der Sultan ſoll, wie es heißt, ſich aller Vakufs bemächtigen und dagegen eine jährliche Rente den Moſcheen bezahlen. Gelingt es ihm, dieſe Schenkungen in kaiſerliche Vakufs umzuwandeln, ſo würde dieſes allerdings die Quelle ungeheurer Einkünfte werden, aber auch vielleicht einen allgemeinen Aufſtand herbeiführen können.

Der Sultan hat zwei Söhne, einer iſt fünfzehn, der andere acht Jahre alt. Der Thronerbe ſoll natürlichen Verſtand, aber einen ſchlechten Charakter haben. Er iſt in der Weichheit des Serails erzogen und hat Ulemas und Imams zu ſeinen Lehrern. Vor einiger Zeit meldete ſich ein gelehrter Franzoſe, um die Erziehung des jungen Prinzen zu übernehmen. S. H. nahm ihn gut auf und machte zur einzigen Bedingung, daß er ſtets den Prinzen begleiten und keinen Verkehr mit dem Auslande unterhalten ſollte. Alles ſchien abgemacht, als ein Fetwah des Mufti erklärte, daß ein Prinz,

der einſt den Thron der Kalifen zu beſteigen berufen ſey, nicht von einem Giaur erzogen werden dürfe. Und hierdurch war Alles abgebrochen.

Jetzt will ich noch Einiges von der Reiſe des Sultans auf dem ſchwarzen Meer und auf der Donau melden. Solche Reiſen waren ſtets ſelten in den Annalen des türkiſchen Reichs. Der Sultan verließ den 29. April Conſtantinopel am Bord eines öſterreichiſchen Dampfbootes; er ging nach Varna, Siliſtria, Ruſtſchuk, Nicopolis und kam dann über Adrianopel wieder in ſeiner Reſidenz an. S. H. wurde überall prächtig empfangen, und die Statthalter machten ihm, wie es gebräuchlich, die ſchönſten Geſchenke. Allein dieſe Reiſe ſollte durch eine Kataſtrophe beendigt werden, die im Stande geweſen wäre, dem ganzen Orient eine andere Geſtaltung zu verleihen. Es handelte ſich um nichts Geringeres als um eine ächt muſelmänniſche Verſchwörung gegen das Leben des Großherrn und zugleich gegen Pera und Galata. Der Vorwand dazu war folgender: Es hatten Engländer, die in Pera wohnen, eine Dampfboot-Verbindung zwiſchen Top-Hana und Bujukdere, angelegt. Die kräftige Maſſe der Kaikſchis (Schiffer des Bosphorus) murrte laut gegen die europäiſchen Maſchinen, welche ihnen das Brod raubten, und der Kapudan Paſcha, der hievon Nachricht erhielt, unterſagte den Dienſt der beiden Packetboote. Vier Tage vor Ankunft des Sultans hörten wir, daß ein großes Komplot entdeckt worden ſey, und daß mehr als hundert Köpfe unter dem Beil gefallen waren. Dieß war den 2. Juni, als Mahmud ſich eben in Adrianopel befand. Man ſagt ihm von dem Komplot, und er ruft aus: „Ich glaubte wahrhaftig, daß es keine Janitſcharen mehr gäbe!“

In Adrianopel werden ſechs und zwanzig Mitſchuldige gefangen, von denen zwanzig dort geköpft, ſechs aber ins Verhör nach Conſtantinopel geſchickt werden. Dieſe ſechs antworten den Richtern, daß ſie voll Bedauern ſterben, den Sultan nicht getödtet und Pera und Galata nicht angezündet zu haben, jene fränkiſchen Vorſtädte, aus denen ihnen alles Unheil komme, das ihre Intereſſen, ihre Neigungen, ihren Glauben kränke.

Aber nicht blos Schiffer wurden bei dieſer Gelegenheit geköpft oder gehenkt, ſondern man ſpricht auch ſelbſt von vornehmen Türken und Oberoffizieren. Dieſe blutigen Ereigniſſe tragen ſich vielleicht noch in dieſem Augenblicke zu, ohne das geringſte Aufſehen in der Stadt zu machen, denn Alles wird ſtill und geheim vollzogen. Der Bosphorus allein könnte uns die Zahl der Schlachtopfer verrathen, welche in den letzten Nächten hineingeworfen wurden. Den 6. Juni hielt Mahmud ſeinen Einzug in der Hauptſtadt. Vierhundert Kanonenſchüſſe begrüßten ihn von zehn ausgeflaggten Schiffen, die in der Meerenge lagen. Am Abende dieſes Tages erglänzten der Bosphorus, das goldene Horn und die ganze Kaiſerſtadt im tauſendfältigen Lampenſchimmer. Eine Illumination in Conſtantinopel iſt in der That wunderbar ſchön. Die hohen Minarets, mit kleinen Lämpchen wie Sterne beſät, die ſich in den Himmel verlieren und mit ſeinen Geſtirnen zu vermiſchen ſcheinen; die Paläſte am Bosphorus, mit ſtrahlenden Guirlanden und Halbmonden geſchmückt; der Kiosk des Kapudan Paſcha mit den koloſſalen Ankern an den vier Seiten; das Meer, das alle dieſe Herrlichkeit überſtrahlt; Alles dies bildet ein phantaſtiſches, bezauberndes Schauſpiel. Ich durchſtrich Conſtantinopel an dieſem Abende; ich wollte wiſſen, wie ein ſolches Feſt ſich bei den Türken geſtaltet; allein ich fand überall nur Stille und Ruhe, und keine Aeußerung der Freude in den Straßen. Dann und wann begegnete ich einem einſamen Menſchen, der langſam mit der Blendlaterne in der Hand einherging; auf dem Quai am Hafen ſaßen einige Türken im Kreiſe

und rauchten stillschweigend ihre Pfeife; in großen Pausen erhoben sie ihre Augen zu den erleuchteten Minarets und riefen in starkem, gedehntem Tone ihr: „Allah il Allah!“ Alle diese Flammen, die der frische Hauch der Nacht bewegte, und welche die ungeheure Hauptstadt so ruhig und schweigend mit ihrem Zauberschein umflochten, erschienen mir wie Trauerfackeln, welche der stummen Agonie eines Volkes beiwohnten.

Der alte Kaisersoldat.

Mezerai, ein alter Soldat mit zwei Capitulationszeichen auf dem Arm und der Ehren-Legion im Knopfloch, erschien vor dem Corrections-Tribunal, weil er seine Frau geprügelt hatte. Er scheint sehr verlegen, neben einem jungen Menschen sitzen zu müssen, der wegen Diebstahls verurtheilt ist, und blickt mit ächtem Stolze auf das Kreuz, welches ihm der Kaiser selbst angehängt hat.

Der Präsident. Hat Euch Euer Mann oft geschlagen?

Die Frau. Mein Gott, lieber Herr, ich habe mich noch niemals darüber beklagt.

Der Pr. Das wissen wir; aber Eure Nachbarn, welche das Betragen Eures Mannes ärgerte, haben darüber Beschwerde eingereicht.

Die Frau. Die Nachbarn hatten Unrecht; ich lebe mit meinem Manne im besten Vernehmen.

Der Pr. Was ihr da sagt, verdient Achtung, allein Ihr müßt bedenken, daß Ihr vor Gericht steht, und die Wahrheit zu sagen habt.

Die Frau. (Weinend.) Nun gut, ich will sie sagen.

Der Pr. Seit wie lange hat sich Euer Mann angewöhnt, Euch zu prügeln?

Die Frau. Seit dem Jahr 1814. Allein ich bitte, es ihm nicht übel zu nehmen. Es geschah blos aus Kummer, weil der Kaiser nicht mehr Kaiser war. Ach mein armer Mann liebte so sehr seinen Kaiser! Bis dahin war er der beste Mann und hat mir nie einen Schlag gegeben; allein wie er seinen Kaiser nicht mehr hatte, da überließ er sich dem Trunke, und prügelte mich alle Tage.

Der Pr. Es scheint mir, daß er Euch stark geprügelt hat.

Die Frau. O nein! bester Herr! zum Beweis befinde ich mich ganz wohl, Gott sey Dank!

Der Pr. Mezerai, Ihr hört welche Mühe sich Eure Frau gibt, Euch zu entschuldigen. Euer Unrecht gegen sie ist nur desto größer dadurch.

Mezerai. Dafür kann ich nicht... Warum haben sie meinen Kaiser weggeschickt?

Der Pr. Das ist ja aber kein Grund, daß Ihr Eure Frau schlagt.

Mezerai. Ich kann einmal nicht widerstehen; wenn ich an meinen Kaiser denke, so läuft mir die Galle über und ich muß zuschlagen.

Der Pr. Und denkt Ihr oft an ihn?

Mezerai. Alle Tage.

Die Frau. Ach glauben sie ihm nicht, lieber Herr! er prahlt nur.

Mezerai. Fragen Sie nur, ob ich sie geschlagen habe, als der Kaiser zurückgekommen war?

Die Frau. Ja, das ist wahr! Vom zwanzigsten März an war er sehr gut, mein Mann, und den April auch, auch noch den ganzen Monat Mai; aber gegen das Ende vom Juni hat er wieder angefangen.

Mezerai. Nach Waterloo, das ist ja natürlich.

Da die Thatsachen constatirt waren, so wurde der alte Soldat zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Der Pr. Frau Mezerai, wenn Euer Mann nach überstandener Strafe Euch wieder prügeln sollte, so dürft Ihr auf Scheidung antragen.

Die Frau. Ach nein, mein lieber Herr, er ist ja der Vater meiner Kinder, und ich will ihm gern etwas durch die Finger sehen. Wenn die Nachbarn nur nichts gesagt hätten.... mein armer Mann!

Hier geht die arme Frau zu ihrem Manne hin, drückt ihm treuherzig die Hand, und verläßt weinend den Saal.

Vermischtes.

Das englische Nationallied wird jetzt mit folgendem Text gesungen:

God save our gracious queen,
Victoria, England's queen,
God save the queen.

— Der bisherige Landes-Gouverneur und Hauptmann von Tirol, Friedrich Graf von Wilczek, ist zum zweiten Hofkammer-Präsidenten ernannt werden, und hat Innsbruck am 20. Juli verlassen. Fast aus allen Thälern waren Deputationen zum Abschied erschienen, und man überreichte ihm neben einer Dankadresse, das Ehrenbürgerrecht von Innsbruck und einen kunstvoll gearbeiteten Pokal. Am Berg Isel war ein Fest veranstaltet, mit Beleuchtung, Feuerwerk u. s. w.

— Der Schöpfer Roberts und der Hugenotten ist nach Berlin gegangen und wird sich von dort nach Schlangenbad begeben, um seine Gesundheit zu neuen Werken zu stärken. Man spricht von drei Opern-Gedichten, die er angenommen haben soll, noch außer der hinterlassenen Oper von Weber, die er zu vollenden versprochen hat.

— Französische Blätter führen die Stelle aus Göthes Gesprächen mit Eckermann an, worin derselbe Victor Hugo lobt. Sie bedauern, daß Göthe und Byron todt sind, welche die Einzigen waren, die ihrem großen Dichter Gerechtigkeit widerfahren ließen, während sein eigenes Vaterland jetzt so ungerecht gegen ihn ist.

— In diesem Augenblick führt Scribe mit seinem Verleger Barba einen Prozeß, aus dem sich folgende interessante Thatsachen ergeben: Im Jahre 1812, als Scribe anfing, verkaufte er sein erstes Werk für 100 Fr. in Büchern zahlbar; 1813 die Schule des Dorfes für 140 Fr.; den Grafen Ory für 200 Fr; 1818 den Besuch im Narrenhaus für 400 Fr.; 1823 Valerie 3,000 Fr; 1826 den Schnee 700 Fr; 1833 Bertrand und Raton 4,500 Fr; 1835 die geheime Leidenschaft 2,000 Fr.

— Ganz Paris begibt sich nach Versailles, um das neue Museum zu bewundern. Sonntag, den 9. Juli waren 12,000 Personen, Montag 7,000, und Dienstag nahe an 11,000 in der sogenannten Schlachten-Gallerie. Am letztern Tage befanden sich um zwei Uhr 354 Wagen auf dem Platze, jene die sich in den Höfen der Hôtels und Restaurationen befanden, ungerechnet.

— Die neue Malle-Estafette zwischen Straßburg und Lyon (die am ersten dieses Monats eröffnet wurde) kürzt die Reise um einen ganzen Tag. Sie geht z. B. den 6. Juli vier Uhr Abends von Lyon ab, und kommt den 8. vier Uhr Morgens nach Straßburg. Sie legt mithin in 34 bis 36 Stunden 114 Poststunden zurück. Sonst brauchte man hiezu 60 Stunden und manchmal noch mehr. Es ist auf diese Weise möglich, in fünf Tagen von Stuttgart nach Algier zu reisen, wenn man in Chalons sur Saone das Dampfschiff besteigt.

— In Paris wurde kürzlich ein Bursche von fünfzehn Jahren bestraft, weil er nicht in den Badehütten, sondern in der offenen Seine badete. Dieß geschieht in dem so verschrieenen Paris. In Deutschland gibt es Städte, wo von der Sittlichkeit viel Wesens gemacht wird, und wo nicht nur Knaben, sondern auch Mädchen mit ihnen, im offenen Flusse baden.

Telegraph von Deutschland.

Necrolog.

Berlin. Am 29. Juni starb hier der berühmte Archäolog und Kunstforscher, Hofrath Aloysius Hirt, in seinem achtundsiebenzigsten Jahre. Er war im Jahre 1759 unweit Donaueschingen in Schwaben geboren, längere Zeit in Italien wirksam und seit der Stiftung der Universität von Berlin für diese und die hiesigen Kunst-Anstalten, vornehmlich für die Gründung und Einrichtung des Museums, thätig. Sein langes Wirken im Fache der Kunstwissenschaft, durch Rede und Schrift, ist allgemein bekannt; das Verzeichniß seiner literarischen Arbeiten ist im höchsten Grade umfassend. Die Geschichte und die Kenntniß des Systems der klassischen Baukunst verdankt ihm vor Allen, in zwei großen Werken und einer Reihe von Abhandlungen, die erste, durchgebildete und umfassende Grundlage; die bildende Kunst der Alten hat er auf's mannigfachste, in ästhetischen und historischen Beziehungen, beleuchtet und auch ihren Entwicklungsgang in einem wohlbearbeiteten Handbuche dargestellt; ebenso ist er für die Erforschung der modernen Kunstgeschichte (namentlich der Malerei) vielfach anregend und fördernd thätig gewesen.

(Berl. Bl.)

* * *

Gelegenheitliches.

Die Europa hat von ihrem Beginne an, nicht als ein rein literarisches Blatt erscheinen wollen. Der Prospect, den die Verlagshandlung damals ausgab, sprach sich darüber weitläufig aus, und die Redaction ist sich bewußt, in diesem Sinne verfahren zu seyn. Uebersetzungen aus fremden Sprachen sind nicht nur dann und wann zulässig, sondern sie bilden sogar den eigentlichen Kern des Journals. Quellen werden nur dann angegeben, wenn sie in gewisser Hinsicht Gewähr leisten können, oder wenn es für die Leser interessant und belehrend seyn kann, sie zu wissen. Gewissenhaft einen Namen zu nennen, der in Deutschland ganz unbekannt ist, oder irgend ein unerhebliches Journal, aus dem ein Artikel bearbeitet oder übersetzt ist, erscheint als sehr überflüssig. Englische und französische Genre-Bilder, wie wir sie geben, tragen ohnedieß ihren fremden Ursprung an der Stirn, und es kann uns eben so wenig einfallen, sie für Originale ausgeben zu wollen, als wir auf der andern Seite hierdurch unserm Blatte einen besonderen Vorzug zu erringen hoffen dürfen. Es ist weder Sparsamkeit von Seiten der Verlagshandlung, noch Vernachlässigung von Seiten der Redaction, wenn man das Blatt nicht mit lauter sogenannten Original-Artikeln füllt. Was und über die Zustände deutscher Städte zukommt, wird dann und wann wohl auch aufgenommen. Das Wichtigere, allgemeiner Ansprechende, bringen aber die weit verbreiteten politischen Zeitungen, und das andere, was gewöhnlich für sogenannte belletristische Blätter abfällt, ist so geringfügig, daß wir nicht eben den Vorwurf unseres Publicums zu besorgen haben, wenn wir nur selten und nach Auswahl damit aufwarten.

Die große Verbreitung der Europa, auch außerhalb Deutschlands, erheischt noch ganz besondere Rücksichten, welche jenen Journalen, die etwa bloß die Mark, oder Sachsen, oder irgend eine andere Provinz, mit ihrem literarischen Getreibe, mit ihren Coterien und allen ihren kleinen Freuden und Leiden, im Auge haben, nicht obliegen.

Der Voleur ist ein Blatt, das sich durch eine geschickte Auswahl des Neuesten und Interessantesten der laufenden Literatur auszeichnet, und wir halten es für keine Schande, auch ihn zu benützen, wenn es unserem Zwecke frommt; doch öfter als dieses der Fall ist, trifft es sich, daß wir mit ihm aus gleicher Quelle schöpfen, da bei dem beschleunigten Verkehr mit Paris und bei unserer Nähe, uns alles Neue fast eben so schnell zu Gebote steht.

Das Heft der Europa vom 21. Juni enthielt unter andern, einen langen Artikel „über die Gesetzgebung der Muhammedaner" als eine Folge früherer, welche sämmtlich der Gazette des Tribunaux entnommen waren.

Der Herausgeber endlich hat weder Lust noch Vesugniß, die Europa mit seinen eigenen Sachen zu füllen; er ist weit entfernt, zu glauben, daß seine Fähigkeit so weit reiche, dieß mit Anstand thun zu können, und sucht deßhalb so viel als möglich den Raum seinen verehrten Mitarbeitern zu erhalten, und der größten Mannichfaltigkeit Spielraum zu geben.

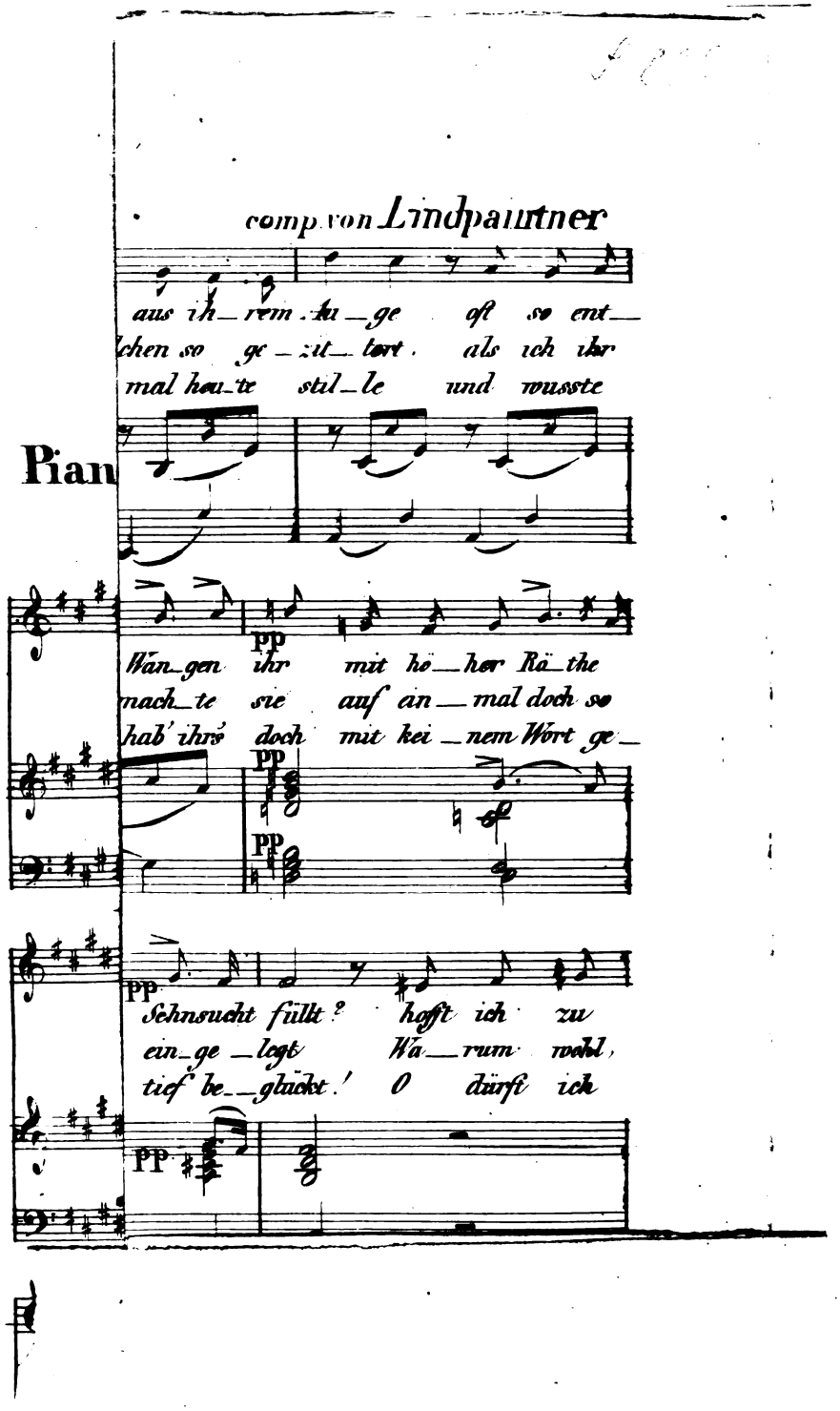
Diese kurze Auseinandersetzung glaubten wir der Anschuldigung eines in Norddeutschland gelesenen Blattes entgegen halten zu müssen, und bitten unsere Leser im Süden deßhalb um Verzeihung.

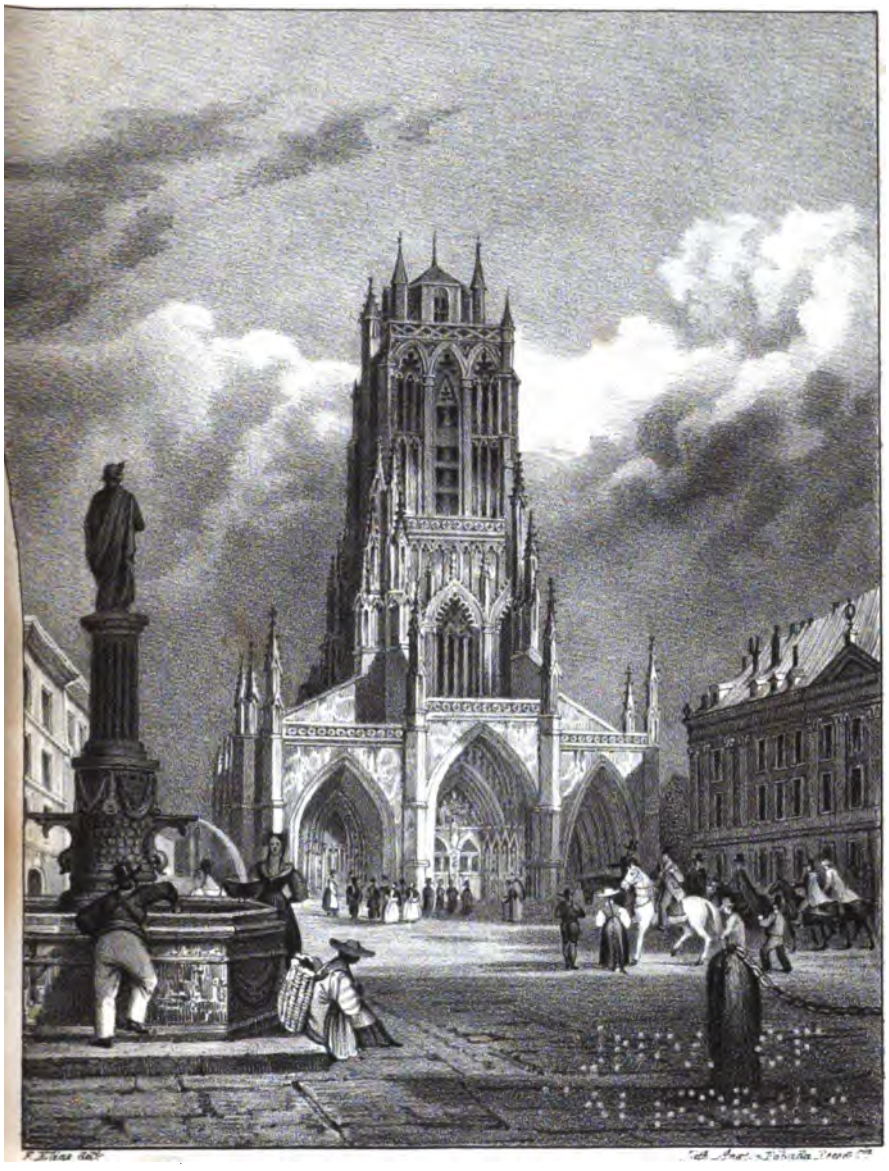
Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Die Cathedrale in Bern.
2) Stille Liebe von Hauff und Lindpaintner.

August Lewald.


comp. von Lindpaintner
aus ih_rem Au_ge oft so ent_
chen so ge_zit_tert. als ich ihr
mal hau_te stil_le und wusste
Pian
pp
Wan_gen ihr mit ho_her Rö_the
nach_te sie auf' an_mal doch so
hab' ihrs doch mit kei_nem Wort ge_
pp
pp
pp
Schnsucht füllt? hafft ich zu
ein_ge_legt Wa_rum wohl,
tief' be_glückt.' O dürft ich
pp



Cathedrale in Bonn.

Der Carreau-König,

von Scribe.

Es war auf einem prachtvollen Balle, und Beide unterhielten ſich mit einander am Kamine!... Sich unterhalten ſtatt zu tanzen!! Im fünfzehnten oder ſechzehnten Jahre!... Die Unterhaltung mußte ſehr intereſſant ſeyn. Dieſer Gedanke weckte in mir das Verlangen, zuzuhören; es war allerdings nicht recht; allein wem iſt Neugier mehr erlaubt, als einem dramatiſchen Dichter? Was an Andern ein Fehler iſt, wird für ihn Pflicht. Er muß horchen; ſein Stand bringt es mit ſich. — Und dann waren auch jene beiden Mädchen ſo hübſch, ſo elegant!... In ihren Blicken, in ihrer ganzen Haltung lag ſo viel Reiz und Offenheit; ſie waren ſo heiter, ſo unbekümmert um die Zukunft, daß man ſich nicht enthalten konnte, für ſie an dieſelbe zu denken. Die Eine, welche blond war, ſprach lebhaft und mit halblauter Stimme; die Andere, welche ſchöne ſchwarze Haare hatte, hörte mit geſenkten Augen zu, indem ſie den Strauß von weißen Camelien, den ſie in der Hand hielt, entblätterte. Offenbar wurde ſie gefragt, und wollte nicht antworten. Gleich darauf ſchlug ſie ihre blauen Augen von bezauberndem Ausdruck gegen ihre Freundinn auf, gleichſam als wollte ſie ſagen: „Ich ſchwöre Dir, meine Liebe, ich verſtehe Dich nicht.“ Und die Andere erwiderte mit lautem Lachen, das ich mir ſo überſetzte: „Warum nicht gar!... ich glaube Dir kein Wort davon.“ Es war mir klar, daß ich der Converſation folgte. Gleichwohl hätte ich viel darum gegeben, derſelben näher zu ſeyn. Die Dame des Hauſes verſchaffte mir hierzu Gelegenheit, indem ſie mir eine Karte zum Whiſt

anbot. Ich ſtehe nicht gut mit dem Whiſt; ich ſpiele es ſehr ſchlecht, es behandelt mich eben ſo, deßhalb liebe ich es; es iſt eine unglückliche Leidenſchaft, und bekanntlich ſind nur dieſe von Dauer. Dießmal ward ich jedoch begünſtigt; der Spieltiſch ſtand nahe am Kamin, und durch die Stelle, welche mir zu Theil wurde, ſtieß ich meinen Lehnſtuhl mit denen der beiden ſchönen, redſeligen Freundinnen zuſammen, die gar nicht darauf achteten. Für ſie und in ihrem Alter beſteht ein Ball nur aus jungen Mädchen, aus Anzügen, aus Putz und aus Tänzern ... Die Whiſtſpieler zählen nicht ... ſie ſind ſo gut als gar nicht da. Es ſind vier Lehnſtühle mehr in einem Salon.

„Wie, meine Liebe, Du haſt noch nie daran gedacht?“

„Nein!“

„Selbſt nicht im Traume?“

„Hab' ich Zeit dazu? — ich ſchlafe ſo gut.“

„Und Deine Mutter hat noch nie mit Dir darüber geſprochen?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Ich habe ſchon zwei Partien ausgeſchlagen.“

„Und warum?“

„Sie hatten nicht genug Vermögen. Ich verlange, daß er reich ſey ... Und Du?“

„Ich verlange, daß er jung und geiſtreich ſey.“

„Jung, geiſtreich, das iſt heutzutage Jedermann. Ich wünſche, daß er eine ſchöne Stelle bei Hof habe, um angeſtellt zu werden.“

„Iſt dieß alles, was Du verlangſt?“

„Gewiß ... meine Toilette wird dieſer Tage wunderſchön eingerichtet.

„Wie, indem Du heirathеſt, denkſt Du an Deine Toilette?“

„Immer.“

„Und an Deinen Mann?“

— Mein Herr, rief in dieſem Augenblicke lebhaft mein Mitſpieler, Sie haben alſo kein Treffle?“

„Doch mein Herr!“

„Dann gibt man zu.“

„Ich bitte um Vergebung ... Ich hörte — wollt' ich ſagen ... ich combinirte ... ich zählte die ausgeſpielten Karten.“

Ueber dieſe Entſchuldigung verlor ich einige Phraſen der Unterhaltung, die noch immer hinter meinem Rücken fortdauerte.

„Ihn lieben? ... gewiß, ... wenn es ſich gerade ſo fügt ...“

„O, dieß vor allem Andern.“

„Wirklich?“

„Und deßhalb will ich, daß er ſo ziemlich von meinem Alter ſey; daß er wo möglich dieſelben Neigungen, dieſelben Fehler habe, wie ich ... dadurch wird er nachſichtig für die meinigen ſeyn ... Was die ſeinigen anbelangt, ſo vergebe ich ſie ihm alle zum Voraus ... wofern er mich nur recht liebt, und Niemand ſonſt als mich."

„Meine Tante ſagt, dieß ſey unmöglich."

„Warum denn? — Ich würde ihn von ganzer Seele lieben!"

„Biſt Du närriſch?"

„Iſt es doch meine Pflicht ... und dieſe Pflicht ſcheint mir ſo ſüß!"

„Und wenn er aufhörte Dich zu lieben?"

„Gleichviel; ich würde ihn immer lieben ... es iſt meine Pflicht!"

„Und wenn er Dich verriethe?"

„Das würde mich tödten ... Aber, gleichviel, ich würde ihn doch lieben."

„Drei Stiche, die wir verlieren!" rief abermals mein Mitſpieler aus. „Wie mein Herr, ich habe Renonce in Coeur, ich zeige es deutlich an, und Sie ſpielen dieſe Farbe nicht ein einziges Mal an?"

„Was liegt daran?"

„Was daran liegt? ... Ich habe die ganze Hand voll kleiner Atouts, und dieſe fallen alle auf Ihre höheren."

„Was thut es denn?"

„Das thut ſo viel, daß unſere Gegenſpieler zehn Points gewinnen."

„Entſchuldigen Sie, mein Herr, ich bin ein Anfänger, Sie haben durch mich verloren ..." — Und bei mir ſelbſt dachte ich, daß ich noch weit mehr durch ihn verliere, weil er mich abhielt, das Ende der Converſation anzuhören, denn die beiden jungen Damen erhoben ſich in dieſem Augenblicke. Der einen folgte ich unwillkürlich mit den Augen ... ich intereſſirte mich bereits lebhaft für ſie ... Ich hätte gar zu gern ihren Namen erfahren, und doch wagte ich nicht darum zu fragen.

„Cäcilie," ſagte eine lange, ſtolz blickende Dame, von trockenen, eckigen Formen zu ihr, „Cäcilie nimm deinen Shawl um, und laß uns gehen."

„Gerne, Mamman. Zwar hat man mich eben zum Tanze engagirt, aber ich will mich losmachen."

„Ich werde dieß nicht zugeben," rief die Dame des Hauſes. „Frau von Orthès wird uns wohl noch eine Viertelſtunde ſchenken;" ſofort ging ſie auf mich zu, nahm mich bei der Hand, und ſagte: „die Frau

Vicomteſſe wünſcht Sie kennen zu lernen, und hat mich erſucht, Sie ihr vorzuſtellen."

Eine Vorſtellung gehört zu den langweiligſten Dingen auf Erden. Ich ſah jedoch ein, daß Cäcilie dadurch Zeit gewonnen hatte, ihren Contretanz zu tanzen, und ich war glücklich, unſere Bekanntſchaft mit einem Opfer zu beginnen. Und es war eines. Die Vicomteſſe war eine Dame aus einer großen Familie, von hoher Geburt und von großen Anſprüchen. Sie ſchrieb Bücher, die mehr Bewunderer als Leſer fanden. Es war ſo allgemein bekannt, daß alle ihre Worte religiös, monarchiſch und ſublim waren, daß Jedermann, ſobald ſie durch den Buchhändler angekündigt wurden, ihr zum Voraus, und ohne ſie zu leſen, ſein Compliment darüber machte.

Dasjenige ihrer Werke, das am meiſten Glück gemacht, und zu ihrem Rufe beigetragen hatte, iſt ein Roman, der nie im Drucke erſchien. Es iſt kaum nöthig, anzuführen, daß die Vicomteſſe, in Anbetracht ihrer Frömmigkeit, ihrer Grundſätze und ihres großen Namens, ſich nie auf dem Titel ihrer Werke nannte. Dieß iſt ein Mittel mehr, um in Aufnahme zu kommen.

Sie übernahm die Converſation, und ſprach beinahe allein, was mir ſtets außerordentlich angenehm iſt. Ich liebe die geiſtreichen Frauen, wenn man nicht geiſtreich gegen ſie zu ſeyn braucht, und wenn zu dem Vergnügen, ſie zu hören, noch das hinzu kömmt, daß ich ſchweigen darf. In dieſer Beziehung gleiche ich einigermaßen jenem Manne, der ſagte: „Ich will mich beeilen, ein dickes, geiſtreiches Buch zu ſchreiben, damit ich ſofort das Recht habe, mein ganzes Leben dumm zu ſeyn." Ich weiß nicht, ob ich auf dieſes Recht Anſprüche habe, aber ich nehme es mir heraus.

Die Frau Vicomteſſe ſprach mit mir von meinen Werken; ich von den ihrigen, von ihrer Tochter; dieſes war offenbar das Beſte, und dennoch war es dasjenige, worauf ſie am wenigſten ſtolz zu ſeyn ſchien. So war es von jeher. Die Verfaſſer ſind gewöhnlich die ſchlechteſten Beurtheiler ihrer Werke.

Die Converſation dauerte ſo lange, daß Cäcilie ſtatt eines Contretanzes, zwei getanzt hatte. Das arme Kind wußte nicht, wie es mir danken ſollte, und doch war ich, ohne daß ſie eine Idee davon hatte, bereits belohnt. Mit einem Lächeln voll Anmuth und Liebenswürdigkeit ſtammelte ſie mir einige verbindliche Worte. Bei dem bebenden Tone ihrer Stimme, die ich heimlich belauſcht hatte, ſagte ich mir, als ſie ſich entfernte: „Glücklich der junge Mann, der ihr gefällt; glücklich der Gatte ihrer Wahl!"

Im Laufe dieſes Jahres und in dem darauf folgenden ſah ich Cäcilie nicht wieder, da ich nur äußerſt ſelten auf Bälle gehe. Im Frühjahre 1833 hatte ich vielen Kummer. Weßhalb? — das intereſſirt den Leſer wenig; daher bitte ich um die Erlaubniß, davon ſchweigen zu dürfen. Ich ergriff dasjenige Mittel, welches nach meiner Anſicht alle Uebel heilt; ich nahm Poſtpferde und reiste nach der Auvergne und den Pyrenäen, indem ich zu gleicher Zeit zu meiner Zerſtreuung irgend einen Stoff zu einem Luſtſpiele ſuchte.

Jene beiden Ländern ſind nur wenig bekannt.

Es gibt keinen Kaufmann oder Beamten außer Dienſt, keinen Advocaten oder Rechtsanwalt, der nicht glaubt, er müſſe eine Reiſe in die Schweiz unternehmen, um ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſagen zu können: Ich habe das Lauterbrunner Thal, den Brienzer See und den Grindelwald-Gletſcher geſehen — Wege, die Jedermann durchläuft, und die heutzutage ſo gewöhnlich ſind, als die Straße von Paris nach St. Cloud. Aber Niemand denkt daran, die Auvergne und die Pyrenäen zu beſuchen. O reiſeluſtige Pariſer, die ihr nur dem Zuge Anderer folget, ihr wiſſet alſo nicht, daß ihr, ohne Frankreich zu verlaſſen, Waſſerfälle, Lavinen und fruchtbare Pics finden könnet! Ihr wiſſet nicht, daß dieſe Pyrenäen, die euch gehören, eben ſo anmuthige Ausſichten, eben ſo erhabene Scenen und ſtattliche Partien darbieten, als die Alpen. Ja, ich berufe mich auf alle diejenigen, welche perſönlich, und nicht in Büchern gereist ſind, ob der Circus von Gavarnie, die Thürme von Maboré, die Rolands-Felſen in ihrer Art nicht eben ſo bewunderns-werth, unbegreiflich und überraſchend ſind, als der ewige Montblanc, der Rheinfall, und der Fall der Aar? Und in welchem Lande findet man auf dem Gipfel eines Berges einen See, in dem Krater eines Vulkans?... Ja meine Herren Abonnirten des Caffee's Tortoni und der großen Oper, einen wahrhaften See, und einen wirklichen Vulkan... denn hier ſehen Sie noch den Krater, mit ſeiner kegelförmigen Geſtalt, deſſen kreisförmige Oeffnung eine halbe Stunde beträgt. Hier ſehen Sie noch die Lavaſchichten, und an der Stelle, wo Schwefel und Salpeter kochten, iſt jetzt ein klarer, durchſichtiger See, der ſich bis zur Hälfte dieſes weiten Trichters erhebt, während der obere, mit Geſträuch und Raſen bedeckte Theil eine hundert und fünfzig Fuß hohe, grünende Mauer bildet, und ſenkrecht bis zu dem See hinabreicht, deſſen Grund man bis jetzt vergebens auszumitteln verſuchte.

Und wo glauben Sie, daß alle dieſe Wunder ſich befinden, die einer Erzählung der Tauſend und eine Nacht gleichen? — Dieſer See, der an die Stelle des Vulkans getreten iſt; dieſer Vulkan, der

jeden Augenblick ſein altes Recht geltend zu machen droht? — In den Alpen? In der Cordilleras? — Nein fürwahr! in Auvergne, zwei bis drei Stunden von Mont d'or; dieſer See iſt der See Pavin, wo Sie nach einem zwei- oder dreiſtündigen Marſche anlangen werden, wofern Sie den Herrn Michel Garnier, dem auch ich gefolgt bin, zum Führer nehmen, der für ſeine Mühe nicht mehr als vierzig Sous verlangt, und der Sie unfehlbar für einen ausländiſchen Prinzen hält, wenn Sie ihm drei Franken geben.

Ich lag alſo mit meinem Führer an dieſem See, am Rande des Kraters, und ſah hinab in das klare, reine Waſſer, als ich Tritte neben mir hörte: es waren andere Reiſende; ein alter Mann, geſtützt auf den Arm eines jungen Mädchens, der mit einem Anfluge übler Laune ausrief: „Nicht ſo ſchnell, es iſt ja nicht möglich, Ihnen zu folgen.“ Als ich die Augen aufſchlug, glaubte ich in der jungen Dame, die elegante und anmuthige Haltung, das bezaubernde Antlitz meiner hübſchen Tänzerin, des Fräuleins Cäcilie von Orthès, zu erkennen. Meine Zweifel verwandelten ſich in Gewißheit, als ich hinter ihr eine ältere Dame gewahrte, welche ein Album nebſt Bleiſtift in den Händen hielt, und im Gehen ſchrieb. Es war die Vicomteſſe, welche von dem See Pavin eine Beſchreibung entwarf, die ohne Zweifel beſſer ausfiel, als die meinige, und die ich zum Beſten der Leſer von ihr hätte entlehnen ſollen. Nun folgten von beiden Seiten große Ausrufungen der Ueberraſchung; Phraſen der Bewunderung über das erhabene Gemälde, das vor unſern Blicken lag; endlich, nachdem die Pflichten der Höflichkeit erfüllt waren, dachte ich an mein Vergnügen, und bat um die Ehre, Fräulein Cäcilie vorgeſtellt zu werden.

„Fräulein!“ rief die Vicomteſſe erſtaunt aus ... Cäcilie iſt ja verheirathet!“

„In der That!“ mit dieſen Worten ſah ich mich um, und ſuchte den jungen Gemahl, nicht wenig darüber verwundert, daß er ſeiner Frau nicht folgte.

„Sie ſehen hier meinen Schwiegerſohn,“ ſagte Frau von Orthès, indem ſie mir den alten Mann vorſtellte, und zugleich ſeinen Namen mit Würde ausſprach. Es war ein Mann von adeligem Geſchlecht, General unter dem Kaiſerreiche, Herzog und Pair unter der Reſtauration, der jetzt noch einen hohen militäriſchen Poſten bekleidete, unermeßlich reich war, und viele gute Eigenſchaften hatte. Allein zum Unglück war es ſchon ziemlich lange her, daß er dieſe gute Eigenſchaften beſaß, denn er war ſiebenundſechzig Jahre alt! Hierzu kamen noch Wunden, Rheumatismen, und von Zeit zu Zeit die Gicht mit allen ihren Vorrechten,

als Ungeduld, barſches Weſen und üble Laune. Uebrigens zeigte er ſich ſehr liebenswürdig, wenn er ſich wohl fühlte, und nur zehn Monate des Jahres war er leidend.

Dieß war Cäciliens Gemahl.

Unwillkürlich fiel mir ihre Converſation auf dem Balle ein, der junge Gatte, von dem ſie geträumt hatte, ihre Plane einer glücklichen Zukunft; und ſo kam es, daß ich das arme Kind mit einem Blicke des Intereſſe's und des Mitleids betrachtete, den ſie vielleicht errieth, und wofür ſie mir, ohne es zu wiſſen, dankte, denn nach Verlauf einiger Minuten waren wir die beſten Freunde der Welt.

Ihr alter Gemahl ließ ſich nieder, und ruhte aus; ihre Mutter ſchrieb in einem fort, und wir beide unterhielten uns. Alles, was ſie ſagte, war einfach, und ohne Affectation, trug aber den Ausdruck einer rührenden Sanftmuth und Melancholie. Ich leitete die Unterhaltung auf ihren Gemahl; ſie überhäufte ihn mit Lobeserhebungen; dankbar erwähnte ſie der Titel, des Anſehens und des Vermögens, welche ſie durch ihn bekommen hatte; nicht ein Wort entfiel ihr über das Glück, um das er ſie gebracht hatte. In dem ſchönſten Lichte zeigte ſich ihre edle, tugendhafte Seele, die ganz von Ergebung, Entſagung und Pflichtgefühl erfüllt war. Aber wer hätte an dieſer ernſten, feierlichen Sprache das junge Mädchen wieder erkannt, das ich vor zwei Jahren ſo naiv, ſo heiter, ſo lachend geſehen hatte! Wie viel Scharfſinn zeigte ſie jetzt, welchen Takt, welche Vernunft! „Um dieſe in ſo kurzer Zeit erlangt zu haben, ſagte ich zu mir ſelbſt, muß ſie ſehr unglücklich geweſen ſeyn.“

Wir ſaßen am Ufer des See's, der mit ſeinem reinen, durchſichtigen Waſſer ein Bild ihrer Seele war. Ich ſagte ihr dieß. Sie ſah mich mit jenem traurigen Lächeln an, das Thränen hervorlockt, und erwiderte: „Ja, auf der Oberfläche iſt Ruhe! . . .“

„Und auf dem Grunde vielleicht . . .“ fuhr ich fort, indem ich auf den See deutete . . . Ich beendigte meine Rede nicht; aber ſie errieth dieſelbe, denn ſie rief lebhaft aus: „Nein, nie mein Herr, nein, niemals!“ und dabei hob ſie die Augen gen Himmel; war es, um ihn zum Zeugen zu nehmen, oder um ihn um Hilfe anzuflehen? . . .

In dieſem Augenblicke ließ ſich eine ſchneidende Stimme hören; es war die ihrer Mutter. Der General fand es kalt, die Friſche des See's taugte nichts für ihn; er wollte aufbrechen. Gerne hätte ich Cäcilien den Arm angeboten, allein ſie hatte ihn ſchon ihrem Gemahl gegeben. Ihre Mutter blieb zurück; dieß war keine Entſchädigung, im Gegentheil: denn ich mußte von Literatur reden . . . Sie ſchrieb einen neuen

Roman, den ſie mir vorzuleſen verſprach, ſobald er vollendet ſey ... Mir, der ich zu meinem Vergnügen reiste!

„Ich fürchte, gnädige Frau, ich werde dieſes Glücks nicht theilhaftig werden können, da ich nach den Pyrenäen abreiſe.“

„Wir auch! man hat dem General die Bäder von Barèges verordnet, welche für Wunden unübertrefflich ſind.“

„Ich glaubte, der General habe zu Mont d'or verweilt.“

„Aus Zufall, und weil er ſich gerade dort befand, hat er die dortigen Bäder verſucht, welche im letzten Jahre dem Marſchall Soult ſo treffliche Dienſte geleiſtet haben. Da ſie ihm jedoch nicht ſo gut bekamen, hat er darauf Verzicht geleiſtet, und in einigen Tagen reist er nach den Pyrenäen ab. Ich hoffe, wir machen die Reiſe zuſammen?“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll.

„Wo wohnen Sie zu Mont d'or?“

„Im Hotel Chabaury.“

„Das iſt auch unſer Gaſthof; und ich zähle darauf, daß Sie uns das Vergnügen machen werden, mit uns zu ſpeiſen.“

Ich verbeugte mich abermals. So war ich alſo mit einem Male der Tiſchgenoſſe, der Reiſegefährte und der Freund der Familie.

Auf Reiſen, und beſonders in Bädern, macht die Freundſchaft Rieſenſchritte. Ich benützte meinen neuen Titel, und die Rechte, die er mir verlieh, um von Cäcilien zu reden. Ich gab Frau von Orthès zu verſtehen, daß dieſe Heirath, ſo vortheilhaft ſie übrigens auch ſeyn möge, mir doch einige Beſorgniß für das Glück und die Zukunft ihres Kindes einflößte.

„Mein Herr, Sie kennen meine Tochter nicht ... wenn Sie wüßten, welche Erziehung ſie erhalten hat. Sie iſt in einer der erſten Penſionen, mit allen adeligen Fräulein meiner Bekanntſchaft auferzogen worden; ſie hat alle meine Werke geleſen. Sie lieſt dieſelben alle Tage und die darin enthaltenen Grundſätze ...“

„Sind vortrefflich, gnädige Frau. Aber Ihre Tochter iſt ſehr jung, und wenn ihr Herz einſt erwacht ...“

„Es wird nicht erwachen, mein Herr. In unſerer Familie erwachen die Herzen nicht.“

„Ich ſehe dieß wohl ein,“ ſagte ich mit einem Blicke auf ſie, „was die Vergangenheit anlangt ... allein die Zukunft ...“

„Mein Herr,“ erwiderte ſie, indem ſie mich von Kopf bis zu Fuße maß, „in welcher Lage man ſich auch befinde, ſo wird man ſeine Pflicht nie verletzen, wenn man Religion und Grundſätze hat. — Mit Religion

und Grundſätzen, mein Herr, gibt es nie Mißheirathen, nie Gefahren. Verſtehen Sie mich recht?"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, gnädige Frau."

Wir langten an dem Gaſthofe an.

Der General war nicht gut aufgelegt, und ſeine üble Laune verdoppelte ſich, als er Briefe antraf, die er beantworten ſollte, und Befehle auszufertigen waren.

„Wäre Heinrich hier," ſagte er zu ſeiner Frau, „ſo würde er mir helfen und dieſes Geſchäft übernehmen. Aber Sie wollten ja durchaus nicht, daß er mit uns gehe."

„Wir waren ſchon unſerer drei im Wagen, und mein Kammermädchen war mir unentbehrlich."

„Lauter unhaltbare Weibergründe! Und wegen eines ſo unerheblichen Grundes muß ich einen Neffen, den ich liebe, und einen Adjutanten, den ich nothwendig brauche, entbehren."

„Sie vergeſſen, daß meine Mutter und ich hier ſind, um Sie zu pflegen, und daß überdieß Herr von Caſtelnau, Ihr Neffe, zu Paris bleiben ſoll, um dort Ihre Geſchäfte zu verſehen.

„Sagen Sie es offen, wegen Ihrer Launen bleibt er dort, weil er Ihnen mißfällt, weil Sie ihn nicht leiden können."

„Ich, ihn nicht leiden?"

„Das liegt am Tage; Sie ſehen ihn kaum an, wenn Sie mit ihm reden. Nach der Art, wie Sie ihn empfangen, gehört viel Muth dazu, daß er jedesmal wiederkomme."

„Sie klagen mich mit Unrecht an. Der Neffe meines Gemahls wird ſtets von mir berückſichtigt werden."

„Auch würde ich keineswegs es gleichgültig mit anſehen, wenn er zurückgeſetzt würde; und wenn eines von euch beiden Urſache hat, mit dem andern zu grollen, ſo iſt offenbar er es, er, mein einziger Erbe, dem dieſe Heirath ſein ganzes Vermögen raubt."

„Ich hoffe nicht, daß dieß der Fall ſeyn wird," fiel Cäcilie lebhaft ein.

„Wenigſtens einen Theil deſſelben. — Und dennoch, ſtatt ſich über ſeine Tante zu beklagen, ſagt er ſtets nur Gutes von ihr. Er iſt für Sie und Ihre Mutter voll Aufmerkſamkeit, und würde ganz Paris durchlaufen, um Ihnen angenehm zu ſeyn; er würde ſeine Pferde zu todt reiten, um für Sie ein Billet auf den Ball, oder eine Loge in der Oper zu beſtellen."

„Es iſt wahr," ſagte die Vicomteſſe, „und wäre es auch nur wegen Deines Mannes, ſo ſollteſt Du beſſer mit Heinrich ſtehen."

„Ich thue, was ich ſoll, meine Mutter,“ erwiderte Cäcilie mit kaltem, entſchiedenem Tone.

„Zum Teufel,“ rief der General im Zorn aus; „von einem ſolchen Kopfe kann man ſich keinen Begriff machen. Es gibt Augenblicke, wo ſie ſanft iſt, wie ein Engel, und wieder andere, wo ſie kein Haarbreit nachgibt. Im ſiebenzehnten Jahre; das verſpricht etwas zu werden! Frau Vicomteſſe, ich weiß nicht, wie Sie Cäcilie erzogen haben: aber ich finde keinen Sinn in dieſer Methode.“

„Herr Schwiegerſohn, ſie hat meine Werke geleſen.“

„Das iſt's eben, was ich ſagen wollte.“

„Herr General, Sie vergeſſen ſich.“

„Sie haben recht. Ich vergeſſe, daß das Mittageſſen uns erwartet.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ ſagte er, indem er ſich an mich wendete, „daß Sie Zeuge einer Familienſcene ſeyn mußten. Ich hoffe, Sie werden uns nicht verrathen, und etwa in ein Luſtſpiel bringen.“ Hierauf nahm er mich beim Arme, ſetzte mich neben ſich, und war übrigens während der Tafel einſylbig für Jedermann, außer für mich. Ich muß jedoch bemerken, daß nie ſein auffahrendes Weſen beſonders heraustrat gegen ſeine Schwiegermutter.

Beim Nachtiſche kam noch ein Brief an; nachdem er ihn geleſen, ſchlug der General auf den Tiſch, als wollte er denſelben zertrümmern mit den Worten: „So! das fehlte noch ... Heinrich iſt verwundet!“

Cäcilie erbleichte, und ihre Lippen bebten.

„Ja, verwundet. Er hat einen Degenſtich erhalten, der Ungeſchickte. — Beruhigen Sie ſich,“ ſagte er zu ſeiner Schwiegermutter, die ruhig eine Taſſe Kaffee ſchlürfte, „die Sache iſt nicht gefährlich. Es ſind bereits acht Tage vorüber; es geht beſſer mit ihm. Sein Arzt hat ihm die Bäder von Barèges verordnet, und morgen wird er hier eintreffen.“

„Morgen!“ rief die Vicomteſſe freudig aus.

„Morgen,“ ſagte Cäcilie kalt, und ihre Phyſiognomie hatte den gewöhnlichen Ausdruck der Ruhe wieder angenommen.

Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld.

Eine Poſtchaiſe iſt in allen kleinen Städten der Welt ſtets ein Ereigniß; um ſo mehr aber in Mont d'or, wo die Einwohner kein anderes Vergnügen kennen, als die Reiſenden ankommen und abfahren zu ſehen. Daher waren auch alle Fenſter mit Köpfen beſetzt, als man Vormittags um zehn Uhr eine Kaleſche heranrollen hörte.

Herr von Caſtelnau trat in den Salon, umarmte ſeinen Oheim innig, und neigte ſich ehrerbietigſt vor den beiden Damen.

Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, groß, ſchön gewachſen von ausgezeichneter Haltung, kurz, was man ſagt, ein ſehr hübſcher junger Mann, und, was das Beſte davon war, er ſchien es nicht zu wiſſen, denn er beſchäftigte ſich nur mit Andern, nie mit ſich. Sein offenes Geſicht zeigte Spuren des Leidens. Die Anſtrengung der Reiſe, oder vielleicht andere Urſachen, regten ſeine Verwundung wieder auf.

Ich beobachtete Cäcilie; auch nicht die geringſte Bewegung zeigte ſich in ihren Zügen. Sie empfing Heinrich mit Höflichkeit, und erkundigte ſich mit liebenswürdigem Intereſſe nach dem Zuſtande ſeiner Geſundheit; ich hatte jedoch etwas Anderes erwartet.

Was Heinrich anlangte, ſo war er ſichtbar bewegt ... Er vermochte kaum ſich auszudrücken, und es ſchien mir, als leiſte ich ihm einen Dienſt, indem ich von den Wegen und vom Wetter ſprach, das abſcheulich war. Die Langeweile dieſer Unterhaltung brachte ihn auch wirklich nach und nach zu ſich, und er athmete wieder freier. Es gibt Augenblicke, wo die Gleichgültigen und Langweiligen auch zu etwas nütze ſind.

Den Tag über ging man zu den Waſſerfällen von Cleureuil und La Venerie ſpazieren. Heinrich näherte ſich Cäcilien mehrmals; ſie gab jedoch jedesmal ihrem Manne oder ihrer Mutter den Arm, und wenn ſie ſprach, ſo wendete ſie ſich an mich.

Abends ſpielte Heinrich mit dem General; er las ihm die Zeitungen vor, er fertigte die Depeſchen aus, und hörte mit einer Aufmerkſamkeit, die eines beſſeren Looſes würdig geweſen wäre, zwei große Abhandlungen der Vicomteſſe an. Nur von Zeit zu Zeit und verſtohlen wendeten ſich ſeine großen, ſchwarzen Augen nach Cäciliens Seite, die arbeitete, ohne ihn anzuſehen, und ihm nicht mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte, als jeder anderen Perſon.

Offenbar hatte ich mich getäuſcht. Meine Conjuncturen waren falſch. Der arme junge Menſch mochte Cäcilien lieben, aber Cäcilie dachte nicht an ihn.

Am andern Morgen, den Tag vor unſerer Abreiſe, ſpielte Cäcilie, während ihre Mutter neben ihr ſchrieb, auf dem Piano; das Lied, welches ſie vortrug, war ſo lebendig und freudig, daß alle meine Zweifel zerſtreut wurden. Es iſt nicht möglich, ſagte ich zu mir ſelbſt, eine Leidenſchaft im Herzen zu tragen, wenn man ſolche Variationen ſpielt, und beſonders, wenn man ſie ſo gut ſpielt.

In dieſem Augenblicke trat ein junger Arzt meiner Bekanntſchaft in

den Salon. Er kam mit einem vornehmen Kranken, der ihm anbefohlen war, von Paris. Militärs reden von ihren Feldzügen, Schriftſteller von ihren Werken und Aerzte von ihren Kranken, und das mit vollem Rechte. Und ſo begann denn auch mein junger Doctor, auf die Gefahr hin, die Damen zu langweilen, die Erzählung aller ſeiner wunderbaren und ſeltſamen Kuren, Alles wohl mit mehr oder minder pikanten Anekdoten ausgeſchmückt, denen nur ich einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, weil ich, wie bereits erwähnt, ſchon wegen meines Standes zuhöre.

Unter anderm erzählte er uns auch, er ſey kürzlich zu einem jungen Manne gerufen worden, der einen Degenſtich erhalten habe, und deſſen Wunde ihm höchſt ſeltſam erſchienen ſey. Sie ging nicht gerade aus, noch von unten nach oben, ſondern umgekehrt, und da der Kranke ſelbſt ſehr groß war, ſo mußte ſein Gegner, damit er ihn ſo von oben nach unten in die Bruſt treffen konnte, um ein Bedeutendes größer als er, d. h. acht bis zehn Fuß groß geweſen ſeyn.

Durch Fragen in die Enge getrieben, geſtand ihm der Verwundete endlich ein, er habe ſich den Stich ſelbſt beigebracht. Und nun entſteht die Frage warum? — „Eine ähnliche Thorheit wird kein Menſch errathen ... weil er einen Vorwand haben wollte, um in die Bäder von Barèges zu gehen; er bat mich dringend, ſie ihm zu verordnen, was ich auf der Stelle that. Das Recept bezahlte er großmüthig und bat um meine Verſchwiegenheit. Der arme, junge Mann!“

„Und Sie halten ihm ſehr ſchön Wort,“ ſagte ich lächelnd.

„Mit Ihnen iſt die Sache ohne Gefahr.“

Die Thür öffnete ſich, und der General, geſtützt auf den Arm ſeines Adjutanten trat ein. Sobald Heinrich den jungen Arzt gewahrte, ging er auf ihn zu, und gab ihm die Hand mit dem Ausruf: „Sie hier, Doctor?“ Hierauf ſtellte er ihn uns mit den Worten vor: „Meine Herren und Damen, Sie ſehen hier meinen Aesculap, der meine Wunde geheilt und mir die Bäder von Barèges verordnet hat. Iſt es nicht ſo?“

Der Doctor ſtammelte einige Worte heraus und verabſchiedete ſich ſofort unter dem Vorwande, ſein Kranker erwarte ihn. Der General nahm ruhig Platz in ſeinem großen Lehnſtuhle. Heinrich, ein leichtes Lächeln auf den Lippen, ſtellte ſich an das Kamin. Die Vicomteſſe, überraſcht und entrüſtet, wollte nicht ſprechen; auch wagte ſie es nicht. Cäcilie, bleich und das Haupt auf die Hand geſtützt, hing ſchweigend ihren Gedanken nach. Ich betrachtete Alle, fand die Scene trefflich angeordnet, und erwartete mit Ungeduld die Entwicklung derſelben, und beſonders die Löſung des Knotens.

Der General war der erſte, der die Stille unterbrach, indem er ſein Lieblingslied trillerte. Es war dieß ein neues Lied, das der Compoſiteur ſelbſt nicht mehr in Anſpruch nehmen konnte, ſo ſehr hatte der General es verändert, und durch die originelle Weiſe ſeines Vortrags ſich zu ſeinem Eigenthum gemacht.

„Nun, meine Damen,“ rief er endlich aus, „alſo Morgen reiſen wir nach den Pyrenäen ab, um wenigſtens einen Monat zu Barèges zu bleiben.“

Keine Antwort; jedes ſchwieg; aber in Heinrichs Augen glänzte ein Strahl der Freude.

„Haben die Damen ſich mit dem Gepäcke beſchäftigt, ſind die Hauben und Hüte eingepackt? — Iſt Alles zur Abreiſe bereit?“

„Ja, zu der Ihrigen,“ antwortete Cäcilie, indem ſie Muth faßte.

„Wie ſo, zu der meinigen? Reiſen wir denn nicht zuſammen?“

„Nein.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Anfangs hatten meine Mutter und ich die Abſicht, Sie bis nach Pau zu begleiten, wo Sie ein Gut und ein prächtiges Schloß beſitzen, das wir noch nicht kennen. Hier wollten wir bis zu Ihrer Rückkehr verweilen.“

„Und mich allein nach Barèges reiſen laſſen ...“

„Keineswegs; wir waren entſchloſſen, Sie zu begleiten, und Sie nicht zu verlaſſen. Jetzt aber, da Sie Ihren Neffen bei ſich haben, iſt unſere Fürſorge nicht mehr nöthig.“

„Was ſoll dieß heißen?“

„Und ich verſichere Sie, daß ein vierwöchentlicher Aufenthalt in dieſen ſchrecklichen Bergen mir überaus traurig, beſchwerlich und langweilig vorkommt, wenn ich nur von den drei Tagen ſchließe, welche ich hier zugebracht habe.“

„Während dieſer Worte ward der General unruhig in ſeinem Lehnſtuhle; er bearbeitete ſeine Doſe heftig zwiſchen den Fingern, und ich ſah den nahen Ausbruch des Sturmes voraus. Was ich jedoch nicht ohne Mitleid ſehen konnte, war Heinrichs Antlitz; bleich, und kaum im Stande, ſich aufrecht zu halten, lehnte er ſich an das Kamin. Verzweiflung drückte ſich auf ſeinen Zügen aus, und ich errieth, was in der Seele des unglücklichen jungen Mannes vorging. Er hatte ſich wegen ihr verwundet, um einen Monat in ihrer Nähe zuzubringen, und jetzt entſchwand ihm dieſes Glück ... wegen einer Laune!

„Zum Henker!“ rief der General aus, indem er ſich voll Zorn erhob und ſeinen Lehnſtuhl mit dem Fuße mitten in das Zimmer ſtieß;

„hält man mich für einen Recruten? Glaubt man, ich werde mich durch ein Weib und durch ein Kind leiten laſſen? Sie werden gehen, Madame, Sie werden ..., denn ich habe es befohlen!“

Cäcilie ſtand auf; obwohl ſie zitterte, antwortete ſie kalt: „Ich werde nicht gehen!“

„Und warum?“

„Warum?“ — Cäcilie zitterte nicht mehr; ſie hatte ihren Entſchluß gefaßt. Allein entſagend und nur auf ihre Pflicht hörend, antwortete ſie halblaut, aber mit Feſtigkeit: „Weil ich nicht will!“

Außer ſich, war der General im Begriffe, auf ſie loszugehen, als ein dumpfer Seufzer ſich hören ließ. — Es war Heinrich, dem es übel wurde, und der im Begriffe war, niederzuſinken. Ich fing ihn mit den Armen auf, und der Zorn des Generals änderte im Augenblicke den Gegenſtand, und wendete ſich gegen ſeinen Neffen: „Der Ungeſchickte, ſeit einer Stunde hier zu ſtehen ... Gibt es auch etwas Unklugeres? Seine Wunde wird ſich wieder geöffnet haben. Ich habe es ihm vorhergeſagt; aber Niemand achtet hier auf mich; Niemand gehorcht mir. Geht Alle zum Teufel! ... Kommt er wieder zu ſich? ...“

„Ja,“ antwortete Cäcilie, die Heinrich ſogleich beigeſprungen war, und ihm auf die rührendſte Weiſe alle mögliche Hilfe leiſtete.

„Endlich,“ ſagte der General, „endlich öffnet er die Augen!“

Cäcilie entfernte ſich lebhaft, und zog ſich, gefolgt von ihrer Mutter, in ihr Zimmer zurück. Bald darauf folgte ihr der General; es ſcheint jedoch, daß ſeine Bitten und Drohungen fruchtlos waren; denn am Abend ſagte er uns: „Das kleine Mädchen da hat einen Kopf von Eiſen!“

„Sie wird alſo nicht nach Barèges gehen?“ fragte Heinrich.

„Nein, mein Freund; — wir beide reiſen allein; und ſie will uns auf meinem Schloſſe zu Lescar, unweit Pau, erwarten.“

„Wie, General, Sie haben nachgegeben?“ ſagte Heinrich mit einem Tone des Vorwurfs.

„Was war zu machen? Sollte ich ſie tödten? Es gab nur das eine Mittel, und ich habe es ihr vorgeſchlagen.

„Was hat ſie geantwortet?“

„Sie antwortete: Wenn Sie mich tödten — um ſo beſſer, dann werde ich um ſo ſicherer nicht nach Barèges gehen. Der Schluß war richtig. Ein Eigenſinn, wie es keinen mehr auf Erden gibt. — Uebrigens iſt ſie die beſte Frau von der Welt.“

Am andern Tage Morgens früh ſtanden die beiden Wagen bereit. Cäcilie ſelbſt, ſo erfuhr ich durch das Kammermädchen, hatte das Ge-

ücke beſorgt; ſie hatte die ganze Nacht nicht geſchlafen. Die Pferde waren angeſpannt. Cäcilie ſtieg lebhaft in die Berline, und in dem Augenblicke, als ich der Vicomteſſe die Hand reichte, um ihr in den Wagen zu helfen, ſagte ſie zu mir: „Sie ſehen nun, mein Herr, daß, wenn man Religion und Grundſätze hat, es nie Mißheirathen, nie Gefahren gibt.“

„So gibt es doch Kämpfe und Leiden,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich Cäciliens blaſſes Geſicht und große Thränen in ihren Augen ah, die ſie ohne Zweifel Jedermann verbergen wollte, denn als ſie von weitem ihren Gemahl herankommen ſah, der ſich auf den Arm des Neffen ſtützte, rief ſie dem Poſtillon lebhaft zu: Fort, fort! ...

Die Peitſche ließ ſich hören, die Pferde ſetzten ſich in Bewegung, nd der Wagen entſchwand unſern Blicken, während der alte Mann ntrief: Seht nur — wie thöricht ... abzureiſen, ohne uns Lebewohl u ſagen, ohne uns zu umarmen! ...

Du, der du einen Stoff zu einem Luſtſpiele ſuchteſt — hier haſt u einen ... oder vielmehr zu einem Drama, ſagte ich zu mir ſelbſt, ndem ich Heinrichs Geſicht betrachtete, der, unfähig, zu ſehen, zu hören, der zu antworten, ſich von mir in die Poſtchaiſe an die Seite des enerals führen ließ. Es fiel ihm nicht einmal ein, mir zu danken, ch von mir Abſchied zu nehmen. Armer junger Mann! ſagte ich mir, r wird darüber zu Grunde gehen.

Einige Stunden darauf reiste ich gleichfalls nach den Pyrenäen ab. eſer, beruhige dich, und ſeufze nicht! Ich werde dich nicht auf den ic des Mont-Perdu führen, der eben ſo merkwürdig und zugänglicher t, als der Mont-Blanc; ich werde dich nicht nach Luz, nach Saint-Sauveur führen, deſſen Anblick ſo heiter und ſo maleriſch iſt. Eiligſt leite ich dich über das Chaos, jener Reihe ungeheuerer Felstrümmer, er vom Himmel gefallen, oder von der Hölle ausgeſpien zu ſeyn ſcheint. ur die Thürme von Marborè werde ich dir zeigen, jene ungeheure, mit Zinnen verſehene Felſen, jene zauberhafte Citadelle, deren ewiger Schnee in der Sonne erglänzt, gleich einem Walle von Diamanten. Ich erde dir von weitem den Rolands-Felſen zeigen, jene Mauer von Granit, welche Frankreich von Spanien trennte, und die Roland mit einem guten Schwerte entzwei hieb. Tritt näher und betrachte. Roland achte für dich eine Oeffnung von 200 — 300 Fuß Breite, durch welche u Arragonien gewahrſt, und nach dieſem Lande hindurchziehen kannſt. hier, am Fuße dieſer erhabenen Thürme, kämpften ehemals Agramont nd Ferragas gegen die Tapfern Carls des Großen. Du biſt nicht llein in dieſer Einſamkeit; alle Helden Arioſts umgeben dich; mit ihm

würdeſt du dich zu den Wolken aufſchwingen, wenn dich die Kälte nicht nöthigte, wieder auf die Erde zurückzukehren. Daher komm, und wärme dich an dem Feuer irgend eines guten Bergbewohners; folge mir in das Dorf Gèdres, das halb franzöſiſch und halb ſpaniſch iſt, wo wir ohne Zweifel mit irgend einem Schleichhändler frühſtücken werden. Sofort laß uns den Baſtan und den Tourmalet überſchreiten, und in das köſtliche Campaner Thal hinabſteigen, in dieſes irdiſche Paradies, das uns nach Bagnères führt. Und wenn du nun ermüdet biſt, wenn du Ruhe und Glück finden willſt, ſo mußt du hier Halt machen und dich ausruhen.

Das that ich auch.

Während ich einen Berg erſtieg, fand ich in einer Fabel von Lafontaine den Stoff zu einem Luſtſpiele in fünf Akten, das durch unſere letzten politiſchen Ereignisse noch pikanter gemacht werden konnte. Ich hielt zu Bagnères an, um es niederzuſchreiben. An einem reizenden Punkte miethete ich ein kleines Haus, das nach den Alleen von Maintenon hinausſah.

Hier brachte ich die vierzehn ruhigſten und glücklichſten Tage meines Lebens zu. Morgens und Abends arbeitete ich; den Tag über durchzog ich das reizende Land, das mich umgab; das Campaner Thal, das Thal von Esponne, das Kloſter von Medoux und das Eliſee St. Paul. Den einen Tag erklimmte ich das Lager Cäſars; den andern Tag machte ich einen Ausflug nach dem Pic du Midi, von welchem man die Ebene von Bigorre und von Bearn ſieht. Wie ſehr ſtärkt und ermuntert die reine Luft dieſer Berge, dieſe lachenden Thäler, dieſe herrliche Sonne! Hier findet man Jugend und Glück wieder; denn auf dem Gipfel dieſer Berge vergißt man alles körperliche Leiden und jeden Seelenkummer. Leider findet man beide wieder, ſobald man in das flache Land und die Stadt hinabſteigt.

Nachdem ich meine fünf Akte beendigt hatte, mußte ich daran denken, dieſes ſchöne Land zu verlaſſen. Ich durchzog das lachende Thal von Argèles und die Stadt Lourdes; ich bewunderte die niedliche Kapelle unſerer lieben Frau von Betharane, und wendete mich ſofort gegen Pau, wohin mich mehre Urſachen riefen. Zuvörderſt hatte ich hier einen Freund, einen ehemaligen Schwadron-Chef der Garde, der mit ſeiner hübſchen Frau in dem königlichen Schloſſe zu Pau wohnte; dann lag auch in der Nähe dieſer Stadt die Herrſchaft Lescar, auf welche mich die Vicomteſſe von Orthès und der General eingeladen hatten. Ich hatte große Luſt, Cäcilien wieder zu ſehen, und ſo langte ich auf dem Schloſſe an.

Es iſt dieß ein ſchönes, wundervoll gelegenes Gebäude. Der Park erſtreckt ſich bis an die Ufer des Gave, und von den Fenſtern des Salons gewahrt man die Hügel des Jurançon, und am Horizont auf fünfzehn Stunden die bläulichen Berge und die weißen Gipfel der Pyrenäen.

Beim Ausſteigen aus dem Wagen ward ich von der Vicomteſſe und ihrer Tochter empfangen, die mich auf die zuvorkommendſte Weiſe aufnahmen. Der General, den man auch erwartete, befand ſich noch zu Barèges. Allein wie groß war mein Erſtaunen, als ich bei meinem Eintritt in den Salon den Herrn von Caſtelnau erblickte, der auf dem Kanapee ſaß und die Zeitungen las.

„Der General hat ihn vorausgeſchickt," flüſterte mir die Vicomteſſe halblaut zu, „um dem Gouverneur von Pau Depeſchen zu überbringen, und ſich nach Cäcilien zu erkundigen, die ſehr krank war."

„Wirklich?" rief ich voll Beſorgniß aus.

„Es iſt jetzt vorüber, und ſie befindet ſich viel beſſer; Heinrich konnte, um den General abzuwarten, nirgends beſſer bleiben, als in dem Schloſſe ſeines Oheims. Ueberdieß iſt es der förmliche Wille meines Schwiegerſohnes, der ſeit einer Woche uns jeden Tag ſeine Ankunft ankündigt."

„Alſo befindet ſich Herr von Caſtelnau bereits ſeit acht Tagen hier?" ſagte ich zu der Vicomteſſe, die, meine Ideen ganz errathend, fortfuhr:

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr; für's Erſte kennen Sie meine Tochter, und dann kann ich bezeugen, daß ich ſie während dieſer ganzen Zeit auch keine Minute den Tag über allein gelaſſen habe."

Hierin ſagte ſie die Wahrheit. Cäcilie blieb in dem Salon und arbeitete neben ihrer Mutter, und ſelbſt auf den Spaziergängen durch den Park war Heinrich nie allein mit ihr. Auch muß bemerkt werden, daß Cäcilie jede Gelegenheit hierzu vermied.

Caſtelnaus Haltung und Benehmen waren bewundernswerth. Alles in ihm zeugte von der zärtlichſten Neigung; allein kein Wort, kein Blick verrieth den Augen eines Fremden das Geheimniß ſeiner Seele. Er hatte ſogar ſeinen Frohſinn wieder gefunden; er war weniger zerſtreut, und nahm Theil an der Unterhaltung; jetzt erſt entdeckte ich, daß er ſehr liebenswürdig und unterrichtet war, und daß er einen feinen Geiſt, einen edeln Charakter, höhere Ideen mit großer Beſcheidenheit verband; mit einem Worte, eine Menge bis daher verborgener guter Eigenſchaften zeigten ſich jetzt erſt in ihrem vollen Glanze.

Die Vicomteſſe las uns einen Zeitungs-Artikel vor, der von einem Selbſtmörder handelte.

„Der Unglückliche!“ rief Cäcilie aus, mit einem Tone, der beinahe einer Billigung glich.

„Der Unsinnige!“ sagte Heinrich mit Verachtung.

„Dieß würde Ihnen wohl nicht geschehen?“ fragte ich ihn lebhaft.

„Mir, mein Herr, nein! Durch den Selbstmord beraubt man sich eines sehr großen Glückes!“

„Und welches Glückes?“

„Desjenigen, für die zu sterben, welche man liebt!“

„Gut, sagte ich zu mir selbst; er liebt sie noch immer; aber er hat seinen Entschluß mit Muth und Ergebung gefaßt; er wird die Kraft haben, zu kämpfen und zu siegen.“

Die Vicomtesse machte mir den Vorschlag, die Vorlesung ihres letzten Romans anzuhören; ich willigte ein und begab mich mit ihr in ihr Studierzimmer, in der Meinung, in diesem Augenblicke werde die Eigenliebe der Schriftstellerin den Sieg über die Aufsicht der Mutter davon tragen, und sie werde Heinrich einige Augenblicke mit Cäcilien allein lassen.

Ich irrte mich jedoch; er suchte die günstigste Gelegenheit nicht einmal zu benutzen. Die Vorlesung, welche ich mit heroischem Muthe ertrug, dauerte lange. Während dieser Zeit hörte ich Cäcilie auf ihrem Flügel traurige und melancholische Lieder spielen; sie war jedoch allein, denn ich sah Heinrich von weitem, wie er in einer der Alleen des Parks spazieren ging. Als ich in den Salon zurückkam, war Cäcilie noch allein; sie saß in einem großen Lehnstuhle, den Kopf auf die Hand gestützt, und mit verweinten Augen. Gleichwohl erhob sie sich rasch und trat mir lächelnd entgegen. Bei dieser Bewegung ließ sie ihr Sacktuch fallen ... ich hob es auf ... es war naß. Sie bemerkte es und sagte zu mir, indem sie auf ein Buch deutete, das auf dem Kamine lag:

„Nicht wahr, Sie lachen mich aus? — Dieser Roman ist es, der mir Thränen entlockt hat.“

Ich las den Titel ... es war ein Werk ihrer Mutter. Es bedurfte dieses Beweises nicht, um überzeugt zu seyn, daß sie mich hinterging.

Am Abend ging es sehr lebendig auf dem Schlosse zu. Die ganze Gesellschaft von Pau und der Umgegend stattete hier ihren Besuch ab. Cäcilie machte die Honneurs in ihrem Salon mit solcher Anmuth und Leichtigkeit, daß es sie gar keine Ueberwindung zu kosten schien. Sie gab sich mit Jedem ab, ausgenommen mit Heinrich, den sie nur von Zeit zu Zeit mit der Einrichtung der Spieltische und ähnlichen Anordnungen beauftragte.

Man setzte mich an den Whisttisch mit drei Autoritäten des Depar-

tements; die alten Herren ſpielten Piquet, die alten Damen Boſton, unter dem Vorſitze der Vicomteſſe. Der Steuer-Einnehmer ſpielte Billard mit dem Maire, und Cäcilie ſammelte die junge Welt um ſich, und ſchlug zur Unterhaltung Geſellſchaftsſpiele vor, was mit Jubel aufgenommen wurde. In der Provinz, und beſonders in dem Departement der unteren Pyrenäen, ſtehen die Geſellſchaftsſpiele noch im Anſehen.

Ich meines Theils machte wieder Fehler über Fehler, die meinem Mitſpieler einen übeln Begriff von den Spielern der Hauptſtadt beibringen mußten. Allein es ſtand einmal geſchrieben, daß Cäcilie mir ſtets Unglück im Whiſt bringen ſollte; denn auch dieſes Mal dachte ich weit mehr an ſie, als an das Spiel, und meine Blicke richteten ſich fortwährend nach dem freudigen Kreiſe, in welchem ſie den Vorſitz führte.

Heinrich hatte ſich von ihr entfernt, und ſah dem Billard zu. Die jungen Damen riefen aber den ſchönen Adjutanten herbei, und ſo mußte er wider ſeinen Willen an ihren Vergnügungen Theil nehmen. Er nahm in ziemlicher Entfernung von Cäcilien Platz, und bei der Löſung der Pfänder, die er anordnete, vermied er jede Gelegenheit, ſich ihr zu nähern. Einmal jedoch ward Cäcilien, nach den ſtrengen Regeln des Spieles, aufgegeben, ſich von dem jungen Adjutanten küſſen zu laſſen. Sie ſtand auf. In dieſem Augenblicke ſtach ich meinem Mitſpieler die Coeur-Achte, welche die höchſte Karte war. Er machte eine Bewegung der Ungeduld, allein daran lag mir wenig. Meine ganze Aufmerkſamkeit war auf die junge Frau gerichtet, die ſich Heinrich ruhig näherte, und ihm ihre friſche Roſenwange darbot.

Heinrich berührte ſie leicht mit den Lippen. Er ward weder roth, noch blaß, auch verlor er die Faſſung nicht, wie ich erwartet hatte. Er blieb ruhig und kalt. Wahrlich, er iſt ein Held, ſagte ich zu mir ſelbſt. Ich mußte ihn bewundern und zugleich beklagen, und unwillkürlich ſchickte ich meine Wünſche für dieſe hoffnungsloſe Liebe zum Himmel.

Alle Pfänder waren gelöst; die jungen Leute ſetzten ſich um einen runden Tiſch, der mitten in dem Saale ſtand; man durchblätterte die Albums und Kupferhefte. Einige zeichneten, Andere malten die nächſten Anſichten in Sepia. Heinrich ſchnitt aus Artigkeit gegen ein neben ihm ſitzendes, kleines Mädchen, mit einem engliſchen Federmeſſer aus einem Stückchen Holz die Figur eines Eremiten — eine Beſchäftigung, welche von den Hirten der Alpen und der Pyrenäen mit Erfolg getrieben wird. — Das Holz war hart, das Meſſer ſcharf; in einem unaufmerkſamen Augenblicke glitt das letztere aus, und Heinrich brachte ſich an einem Finger der linken Hand einen ziemlich tiefen Schnitt bei. Cäcilie ſtieß einen Schrei aus und ward bleich. Einen Augenblick darauf lachte ſie. Die

Wunde war unbedeutend, blutete aber ſtark. Im Augenblicke wurden alle Sacktücher der Damen dem Verwundeten angeboten. Man ſchaffte engliſches Pflaſter herbei, und zwanzig kleine, weiße, geſchickte Hände boten ſich an, die Wunde zu verbinden. Man lachte viel und kam nicht damit zu Stande. Die Sache war ſchwierig; der Schnitt befand ſich am zweiten Gelenke des Fingers, und der Verband wollte nicht halten; bei der geringſten Bewegung ging er wieder los.

„Aber ſo bleiben Sie doch ruhig, und beſonders biegen Sie den Finger nicht.“

„Sie haben gut reden, meine Damen; es geſchieht unwillkürlich.“

„Heinrich hat Recht!“ rief ich aus; „ſoll der Finger unbeweglich bleiben, ſo braucht man, was man in der Chirurgie ...

„Schindeln nennt ...“ fiel Heinrich ein, „wie bei einem gebrochenen Arme oder Beine.“

„So iſt's.“

„Aber woher Schindeln bekommen?“ rief Alles lachend aus.

„Hier ſind welche;“ und von dem Tiſche, wo eben unſer Spiel endigte, nahm ich eine Karte; es war, wenn ich nicht irre, der Carreau-König. Ich wickelte ihn um den verwundeten Finger. Die Damen banden ihn mit Seide feſt, und von jetzt an hielt der Verband. Unter Scherzen und Lachen ward die Arbeit beendigt, und man wünſchte mir Glück zu meinen Kenntniſſen in der Chirurgie.

Heinrich bat mich, ihm eine Rechnung einzuſenden, und Cäcilie verſprach mir ihre Kundſchaft bei allen vorkommenden Nadelſtichen.

Es war 11 Uhr vorüber; die Geſellſchaft verabſchiedete ſich, und ich zog mich auf mein Zimmer zurück, wo ich noch lange Zeit den fröhlichen Tumult der abziehenden Jugend vernahm.

Am andern Morgen um 10 Uhr trat ich in den Salon, und unterhielt mich mit der Vicomteſſe, als wir zu unſerer großen Ueberraſchung den General kommen ſahen, der uns heiter entgegen rief:

„Guten Morgen, meine werthen Freunde!“

„Mein Gott, beſter Herr Sohn, woher kommen Sie? Man hat keinen Wagen im Hofe gehört.“

„Weil ich ſchon dieſen Morgen um 5 Uhr anlangte, während Alles noch in tiefem Schlafe lag.“

„Wirklich?“

„Ich wollte Niemand aufwecken, und ging geradezu in das Zimmer meiner Frau, die mir anfangs die Thüre nicht öffnen wollte, ſo ſehr hatte ſie Angſt.“

„Ich glaube es wohl. Wenn man ſo plötzlich aufgeſchreckt wird!“

„Sie glaubte, die Spanier oder die Schleichhändler hätten ſich des Schloſſes bemächtigt! Die arme, gute Frau! Glücklicher Weiſe habe ich ſie bald beruhigt. — Wie ſteht es mit Ihrer Geſundheit?"

„Vortrefflich!"

„Habt Ihr Euch in meiner Abweſenheit nicht allzuſehr gelangweilt? Was habt Ihr gemacht?"

„Geſtern hatten wir Geſellſchaft, es wurde Whiſt, Boſton geſpielt ..."

„Und darüber, Frau Mutter, muß ich Ihnen zürnen. Sie werden Ihre Tochter zur Spielerin machen."

„Ich?"

„Ja, ja, zur Kartenſpielerin. Es ſcheint, ſie denkt Tag und Nacht nur daran. Denn ſehen Sie nur, fuhr er unter lautem Lachen fort, dieſe Karte, einen Carreau-König, fand ich ganz zuſammengerollt in ihrem Zimmer. Iſt das nicht drollig?" —

Ich bemühte mich zu lachen, um dem General die Verwirrung der Vicomteſſe zu verbergen, die wie vom Blitze getroffen daſtand.

„Sehen Sie nur," rief der General in ſeiner Freude aus, „Sie lacht nicht, ſie iſt außer Faſſung, weil ſie ſich ſchuldig fühlt."

„O ja, ſehr ſchuldig," ſagte ich zu mir ſelbſt.

In dieſem Augenblicke trat Heinrich, und bald darauf Cäcilie ein. Man ſetzte ſich zu Tiſche, man frühſtückte im Familienkreiſe. Wir waren ganz unter uns, und wie am vorigen Tage herrſchte dieſelbe Zurückhaltung, dieſelbe Gleichgültigkeit. Ich aber, der ich jetzt beſſer unterrichtet war, wie viele Liebe fand ich in dieſen Blicken, die ſich fortwährend vermieden, in dieſem übereinſtimmenden Stillſchweigen aller Blicke und Gedanken!

Man erhob ſich; beim Hinabgehen in den Park befand ich mich mit der Vicomteſſe hinter den Andern, und flüſterte ihr zu: „Nun, gnädige Frau, ſind Sie noch immer der Meinung, daß, trotz aller Religion, trotz der beſten Grundſätze, bei einer Mißheirath keine Gefahr ſey?"

„Schweigen Sie," antwortete ſie, „dort iſt der General."

Auch kam er eben lächelnd auf uns zu, mit den Worten:

„Nun, mein Herr, haben Sie in den Pyrenäen irgend einen Stoff zu einem Stücke gefunden?"

„Allerdings, und zwar einen ſehr pikanten!"

„Und werden Sie ein Luſtſpiel daraus machen?"

„Nein, Herr General, ſondern eine Novelle!"

Briefe aus Breslau.

I.

Heute iſt Himmelfahrt und die frommen Bewohner der umliege
Dörfer ziehen in Proceſſionen ſchaarenweiſe nach Oswitz, einem,
halbe Meile von Breslau entfernten Dorfe und beliebten Spazie
wo der ſogenannte heilige Berg iſt, in deſſen enger, doch geſchmac
erbauter Kapelle, ein wunderthätiges Chriſtusbild aufbewahrt
Trägt das Bild auch nur Etwas zu der üppigen Vegetation in
Thälern ringsum bei, ſo verdient es die Bezeichnung wunderth
denn wunderbar zieht die poetiſche Freude in unſer Herz ein, wenn
die Blicke ringsum ſtreifen laſſen. Da ſehen wir nur die Thurmſ
Breslau's in der Ferne, mit ihren leuchtenden Knöpfen, wie die S
erhabener Männer, welche uns mit ihrem Lichte entgegen ſtrahlen,
wir ein fernes Ziel ſuchen. Dort erblicken wir das ſogenannte Ka
gebirge bei Trebnitz, das ausſieht, als hätte die Erde einmal
hoch hinaus gewollt, aber bald ehrfurchtsvoll vor der Heil
ihres Bergnachbars den Rücken gebeugt. Die kleinen Berge kon
dem Auge wie eine Schaar Betender vor, wie fromme Gemi
die in der Andacht die Größe des Herrn ahnen, während die höl
Berge ſich zu derſelben aufzuſchwingen, zu erheben ſcheinen. Gras
Halme beugen ſich im Winde, die Bäume ſchütteln ihre Aeſte,
Vögel darin ſchwingen ſich auf und ab, und die Menſchen kon
langſam und feierlich herangezogen, die Einen, um ſich im Gebe
zu erfreuen, die Andern, um in der Freude zu beten. Die Schaar der
Vergnügens wegen Hergekommenen, iſt jedoch dieſes Jahr nur ge
denn der Himmel iſt für die Fahrt nach ihm heute eben nicht ſehr

ladend. Die Frommen aber haben ſich nicht abhalten laſſen. Der Glaube führt ja durch Sturm und Wetter!

Hier bietet ſich eine gute Gelegenheit dar, den Charakter der ſchleſiſchen Landbewohner und ihre Lebensverhältniſſe zu beobachten. Es iſt ein kräftiger, geſunder Menſchenſchlag, von mittlerer Größe, im Durchſchnitte eher gut beleibt, als mager; Geſundheit ſtrotzt in ihrem Geſichte, Heiterkeit ſtrahlt aus ihren Augen. Die Dirnen zeichnen ſich durch beſondere Wohlbeleibtheit und durch eine leichte Luſtigkeit aus; die Matronen ſchreiten ernſt, gewichtig, gemeſſenen Schrittes einher. Dieſen Frauen iſt jene Ehrbarkeit nachzurühmen, die freilich den übeln Dunſt der Kuhſtälle und die dumpfen Dachkammern, in denen die Mägde ſchlafen, nicht zu lieben ſcheint. Die Fruchtbarkeit des ſchleſiſchen Bodens bringt auch Wohlhabenheit derer zu Wege, die ihn bauen. Der ſchleſiſche Bauer und die ſchleſiſche Bäuerin, ſehen, bis auf den Knecht und die Magd herab, in ihrem Sonntags- und Feiertags-Staate recht ſtattlich aus, und um ſo mehr, da Nettigkeit und Sauberkeit eben ſowohl ihre Haupttugenden ſind, als bei den benachbarten polniſchen Bauern Schmutz und Unſauberkeit, als abſtoßend und widerlich erſcheinen.

Die Tracht der ſchleſiſchen Bauern iſt einfach und hübſch. Gewöhnlich tragen ſie Schuhe und weiße Strümpfe, kurze, ſchwarze Beinkleider, rothe, auch buntgeblümte Weſten, kurze Tuch-Jacken und ſchwarze Filz-Hüte, mit breiten Bändern. Doch kleiden ſich die jüngern immer mehr und mehr ſtädtiſch, und unterſcheiden ſich nur von den Städtern durch das ganz Unmodiſche ihrer Tracht, die weiten Beinkleider, die langen Röcke mit den kurzen Taillen und die bunten baumwollenen Halstücher. Unſere Bauern laſſen ſich noch keine Binden um den Hals legen.

Frauen und Mädchen dagegen haben noch eine ganz eigenthümliche Tracht beibehalten. Sie tragen lange, bunte Röcke, von wollenem Zeuge, die von der Hüfte ſo abſtehen, daß ſie wie enge Reifröcke ausſehen; der Saum dieſer Röcke iſt gewöhnlich mit einem breiten, verſchiedenfarbigen Stoffe beſetzt; die Schürzen ſind lang und breit, in viele Falten gelegt, mit ihren Rändern hinten faſt aneinanderſtoßend, meiſt weißgrundig mit bunten Blumen. Die Bänder daran ſind breit und flattern lang herunter. Ein kurzes Jäckchen, vorn mit buntem, geſticktem, bei den Reichern ſogar mit ſilberſtoffigem, auch goldſtoffigem Mieder bekleidet den Oberleib, der vom Halſe aus noch durch ein buntes, kurzes Tuch, welches in das Jäckchen geſteckt wird, geſchützt iſt. Rothe Korallen-Ketten, mit breiten Schlöſſern vorn, ſchmücken

den Hals. Den Kopf bedeckt eine Schneppenhaube, so des spitzigen Streifens wegen benannt, der nach der Mitte der Stirn, spitz zulaufend, hineinragt; Frauen und Mädchen tragen meist Hauben. Letztere schmücken sie mehr mit künstlichen Blumen aus, und lassen die langen breiten Bänder daran herumflattern. Als Schutz gegen die Sonne tragen sie, jedoch gewöhnlich nur an den Werktagen, flache Strohüte, mit breiten, gebogenen Rändern, rings herum. Auf beiden Seiten dieser Hüte ist ein Kreuz oder ein Stern von breiten Bändern aufgenäht.

Die Breslauer Lebensbilder habe ich absichtlich mit Ansichten aus der Umgegend Breslau's begonnen, weil das Land der Rahmen der Städte ist, und ihnen bald ein eleganteres Ansehen gibt. Berlin ist ein steifes Portrait einer hohen adeligen Person, in breitem Sandrahmen eingeschlossen; Breslau, das Bild einer freundlich-neugierig umher lächelnden Kleinstädterin, die sich im Getreide versteckt hat, und durch die herumstehenden Sträuche und Bäume durchlugt. Dieses Bild hat noch einen altväterischen Rahmen von schwarzem Ebenholze, in das allerlei Figuren eingeschnitten sind.

Der Berliner entwickelt seine Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit in dem Gesellschaftssaale; der Breslauer und noch mehr die Breslauerin, im Freien, auf dem Spaziergange. Darum sollen die auswärtigen Leser dieser Aufsätze die Breslauer zuerst an den Orten kennen lernen, an denen sie in ihrer frohen, ungezwungenen Lebensliebe sich zeigen.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Oswitz gehört namentlich die Schwedenschanze, von der aus man eine gar herrliche Aussicht über üppige Fluren genießt, und der heilige Berg mit seiner Kapelle, die ich gern näher beschreiben möchte, wenn sie nicht eben aussehe, wie jede andere Kapelle, nur daß sie in etwas modernerem Style vor mehren Jahren neu aufgebaut wurde, und wenn nicht das Beschreiben dieser Kapelle ausdrücklich verboten wäre, durch eine in der Nähe angebrachte Tafel, auf der zu lesen ist: Diese Kapelle darf nicht beschrieben werden.

Spazierengehen ist nicht nur in der schönen, sondern auch in der rauhen Jahreszeit die Hauptzerstreuung der Breslauer. Hier wird in allen Modificationen und in allen Tonarten die Natur genossen; hier wandelt das zärtlich girrende Liebespärchen, dort das zänkische Ehepaar, Arm in Arm, das spazieren geht, um sich im Freien frei zanken zu können. Ach! — klagt Einer heute — man zerschmilzt fast vor Hitze! was Einen das Gehen anstrengt! — Ach! — klagt derselbe einige Monate später — man kann gar nicht rasch genug laufen, um sich nur einigermaßen zu erwärmen. Die Einen gehen spazieren, um schöne

Damen zu ſehen, und die ſchönen Damen gehen in's Freie, um neben ihrer Schönheit auch die ihrer Kleider ſehen zu laſſen. Dichter wandern hinaus, um aus der Natur Begeiſterung zu ſchöpfen; andere Leute gehen nach Maſſelwitz des guten Biers, und nach Kleinburg, des trefflichen engliſchen Bitters wegen. So ſuchen mehr Leute durch das Spazierengehen, als in demſelben ihren Genuß zu finden. — Breslau iſt an ſogenannten Vergnügungsörtern ſehr reich. Das waldige Pöpelwitz mit ſeiner feierlich-ernſten Lage; Morgenau an der Oder, das ſich, wie viele Dichter, bei jedem Frühjahrs-Beginn unter Waſſer ſetzt; das ihm benachbarte Zedlitz; Scheitnig, mit ſeinem großartig-vornehmen Anſtriche, wo die Bäume ihre Wipfel und die vornehme Welt darunter ihre Naſen ſo hoch tragen, Schießwerder, wo es recht bürgerlich, gemüthlich-cordial zugeht, daß es oft bis zur handgreiflichen Harmonie kömmt; daneben die vielen Gärten, mehr in der Nähe der Stadt, und die entferntern Spazierorte von Trebnitz, Scarſine, Koſel, Maſſelwitz u. ſ. w. würden einem die Wahl ſchwer machen, wenn man nicht am Ende geradezu durch dieſes oder jenes der nicht mehr vorhandenen Thore hinauswandern könnte; man findet überall gute und ſchlechte Geſellſchaft, gute oder ſchlechte Muſik, gute oder ſchlechte Bedienung. — Unter den Gärten verdient der des Caffetier Liebich vor dem Schweidnitzer-Thore Erwähnung. Hier findet man ein gutes Orcheſter, raſche Bedienung und das bunteſte Durcheinander der Geſellſchaft. Es ſieht hier wie in einem Salon im Freien aus, durch den ſich die Herren durchdrängen, während die Damen, an kleinen Tiſchen an beiden Seiten gereiht ſitzen, Kaffee, Weißbier und Liebesblicke hinabſchlürfen, Strümpfe und Liebesnetze ſtricken, freundliche Worte und Maſchen fallen laſſen. Hier geht der ſorgenloſe Handlungsdiener, der Referendar mit dem leichtgeſpickten Beutel, der loſe Stutzer, mit dem die Damen gerne ländern; ſie Alle ziehen durch die Allee geſchäftlos und denken — nichts.

Ich aber denke, meine Leſer und Leſerinnen werden noch nicht müde ſeyn, und mit mir einen Spaziergang um die Promenade, auch der Wall genannt, weil hier die Wälle der Feſtung waren, machen. Eine vierfache Reihe der verſchiedenartigſten in- und ausländiſchen Bäume bildet hier eine Mittel- und zwei Seiten-Alleen, von welchen letzteren die eine von dem mit Schwänen und wilden Enten belebten Stadtgraben, die andere von Gärten und Häuſern begränzt wird. Boskets, kleine Waſſergänge, Gebüſche und drei Hügel, Baſtionen genannt, geben dieſer Promenade, welche die ganze Stadt umſchließt, eine heitere Abwechslung. Hier ſehen wir den großen Kaufmannsgarten, Zwinger

genannt, in welchem der Zwang der Etikette herrſchen ſoll, der aber geſchmackvoll angelegt iſt, und nur zu viel unbeſchattete Stellen hat, ſo daß den Kaufleuten, auch wenn ſie ausruhen wollen, hier ſehr heiß werden muß. Dort ragt das Palais des Grafen Henkel von Donnersmark mit ſeinen weit heraus gebauten Flügeln hervor, in welchem die geiſtreiche Gräfin in ihren Zirkeln durch Liebenswürdigkeit und Grazie Alles belebt. Dieſe Dame wird von Allen geprieſen, die je das Glück hatten, in ihrer Nähe zu verweilen.

Laſſen Sie uns jetzt einige Augenblicke auf die Taſchenbaſtion hinauf, um hinaus zu ſchauen nach den rieſigen Wächtern des Schleſierlandes, den Bergen des Rieſengebirges, das ſich an das ſchleſiſche anſchließt. Wir ſehen nur die Stolzen in das blaue Gewand der Sehnſucht gehüllt, die uns zu ihnen hinzieht. In ihren tiefen Schachten laſſen ſie nützliche und heilſame Gedanken reifen, die ſich zu Thaten erkräftigen. Die Metalle ſind die Werke der Berge, die in ihrer ſtillen Thätigkeit innen fortwirken, und in ihren Muſeſtunden bereiten ſie die heilſamen Quellen, welche wie phantaſiereiche Bilder glühend herumſprudeln, den Bewohnern der Erde zum Segen und zur Freude.

Näher ſtreifen die Blicke über die fruchtreichen Felder, über die ſchönen Vorſtädte des Schweidnitzer- und Ohlauer-Thores. Die Thore ſind zwar abgeriſſen; man ſagt aber hier noch immer: wir gehen vor's Thor, wenn man auch nicht durch's Thor gehen kann. Hier wandern die Menſchen ſchäckernd und luſtig ihren ernſten Arbeiten, ihren erheiternden Genüſſen nach, und dort zieht eben langſam und bedächtig ein Zug Trauernder heran. Durch das rege Leben tragen ſie Einen zur Ruhe, nach dem Gottesacker, wo die Menſchenſaat hineingethan wird, mit allen ihren Plänen, Phantaſien und Hoffnungen, die zu nichte geworden ſind; wo die Verlaſſenen klagen: auf Erden iſt Alles vergänglich, Alles Tand! und dann klagend und vernichtet fortgehen, um von Neuem zu ſtreben und zu hoffen! —

Wir wollen unſere ernſten Gedanken unter den Blüthenregen begraben, die eben der Weſtwind von den Bäumen herabſchüttelt, und unſere Wanderung fortſetzen.

Allmählig gelangen wir zum Adler-Thore und zu der zweiten Baſtion. Von hier aus ſehen wir die Oder ſich majeſtätiſch mit den darauf hinſchwimmenden Schiffen, Flößen und Gondeln hinziehen. Wie an der Elbe, ſo hat man auch an der Oder die Bemerkung gemacht, daß ihr Waſſer ſich immer mehr und mehr verringert, und man will behaupten, viele Breslauer Gedichtmacher und Romanfabrikanten ſeyen daran ſchuld, da ſie zu viele wäſſerige Dünſte in ihre Werke einziehen,

um welche so der Fluß zu Sturz kömmt! Auch unsere Weinhändler sollen an diesem Uebelstande nicht ganz ohne Schuld seyn. Einen ganz eigenen Anblick gewähren die vielen auf der Oder herabschwimmenden Bauholzflöße, welche von Oberschlesien sich zu uns herablassen. Man nennt sie Matätschen und sie werden von Bauern, die, der nahen Gränze von Polen wegen, meist nur ein schlechtes Polnisch, das sogenannte Wasserpolnisch sprechen, geführt. Diese Bauern sind die Amphibien des Menschengeschlechtes; sie bringen auf den unbedeckten Matätschen den größten Theil ihres Lebens zu, halbnackt; es ist selbst der Polizei, die bekanntlich nicht leicht in's Wasser geht, schwer, über sie ein Register zu führen, da sie nur flüchtige Momente auf dem festen Lande leben. Für diese Matätschen-Bauern hat das Wasser Balken. Früher gewährten die Fahrten dieser Bauern über das Wehr einen staunenswerthen Anblick, der mit der Macht der Wellen kämpfenden männlichen Kühnheit. Hatte sich vor den Schleußen das Brennholz, das frei auf der Oder herabschwimmt, so angehäuft, daß jene nicht geöffnet werden konnten, dann klammerten sich die Bauern fest an die Balken an, und ließen diese nach dem jähen Wassersturze hinreißen. Brausend und zischend empfing dieser die Tollkühnen, hoch schlugen die brausenden, weiß aufschießenden Wogen über ihnen zusammen, nicht selten riß das Wasser die Balken auseinander, und die tollkühnen Lenker wurden in den Abgrund geschleudert, statt daß sie im glücklichen Falle, nach wenigen Minuten, auf der anderen Seite der Schleusen aus ihrem gewaltigen Douche- Tropf- und Sturzbade wieder auftauchten, und sich dann in dem zunächst gelegenen Gasthofe „der polnische Herrgott" durch ein geistiges Naß von ächtem Kartoffel-Branntwein von der Kälte der geistlosen Wassernässe zu kuriren und zu restauriren suchten. Jetzt sind dergleichen Parforce-Wasserfahrten streng verboten. Ihnen wird kalt, meine schönen Leserinnen, bei dem Gedanken an diese Wasserfahrt; kommen Sie, um auszuruhen, in den Conditor-Laden des Herrn Franke; dort können Sie ein erwärmendes Glas Glühwein trinken; unterdessen kann ich unsern heutigen Spaziergang beschreiben. Nächstens, wenn Ihnen beliebt, wollen wir uns in und um Breslau weiter umsehen.

II.

Am 10. Mai, dem Stiftungsfeste des hiesigen Künstlervereins und dem Geburtstage Albrecht Dürers (1471) wurde zugleich die Stiftungs-Feier jenes Vereins und die Erinnerungsfeier des trefflichen Nürnberger-Meisters von den Mitgliedern jenes Kunstvereins feierlich

durch ein Mittagsbrod, bei welchem es ſchlechte Speiſen und gute Weine und gute Gedichte von beiden Sorten gab, begangen. Kahlert, Geisheim, J. und W. Pulvermacher, Schneiderreit, Gabriel und Grönig hatten ihre poetiſchen Ergüſſe und Zwangsarbeiten geliefert. Am meiſten zeichnete ſich des gemüthlichen Geisheim's „Immerfroh“ aus, welches allgemein bekannt zu werden verdient:

Der Mai gar wunderbar
Kommt wieder alle Jahr,
Ein treuer Weltumwanderer;
Iſt immer zwar ein anderer,
Bald ſo, bald ſo,
Doch immer froh.

Er bleibt, ob's Röcklein blau,
Ob's ſchillert wolkengrau,
Und mögen Donner brauſen,
Stürm' in die Lock' ihm ſauſen,
Bald ſo, bald ſo,
Doch immer froh.

Das macht, im Haupt iſt Licht,
Das wankt, das löſchet nicht.
Bei Klängen und Geſängen
Flammt's, mag das Leben drängen,
Bald ſo, bald ſo,
Doch immer froh.

Drum liebe Seele, ſey
Treu du auch, wie der Mai,
Dem Licht' und dem Geſange;
Dann, macht der Tag auch bange,
Bald ſo, bald ſo,
Doch immer froh.

Des hier fortwährend mit ſteigendem Beifalle gaſtirenden Haizinger'ſchen Künſtler-Paares (Madame Haizinger hat bereits vierundzwanzig, Herr Haizinger vierzehn Male gaſtirt), wurde auch in einem Toaſte mit Anerkennung, Liebe und Dank gedacht; und am Schluſſe unſerem verewigten Carl Schall der Trinkſpruch gebracht: auch die Todten ſollen leben! — Eines neuen lateiniſchen Wörterbuches wegen, das der hieſige Dr. Freund im Verlage von Hahn in Hannover erſcheinen läßt, hat derſelbe mit Herrn Profeſſor Dr. Dörner, der ein ähnliches Wörterbuch mit der Hallberger'ſchen Buchhandlung in Stuttgart unternommen hat, einen heftigen Streit begonnen. Freund hat Dörner beſchuldigt, ſeine Arbeit faſt wörtlich abgeſchrieben zu haben, und ſeinen Angriff ſchon ſo leidenſchaftlich und gehäſſig abgefaßt, daß die ruhige Betrachtung nicht auf ſeiner Seite ſeyn kann. Referent hat leider das Dörner'ſche Werk noch nicht zu Geſichte bekommen können, um nach eigener An- und Einſicht über die Sache zu urtheilen, doch ſcheint ihm ſchon die in Nro. 116 der Breslauer Zeitung enthaltene Ent-

gegnung Dörners, der binnen Kurzem zu seiner Rechtfertigung eine besondere Broschüre erscheinen läßt, ihres ruhigen, gemessenen, eines gelehrten Mannes würdigen Tones wegen, für letztern zu sprechen. — Das Leben spielt auch bisweilen Romane und läßt die Leuchtkugeln urplötzlicher Glücksfälle in manches Menschengeschick hineinfallen, wie sie kein Dichter glänzender und erstaunenswerther aus seiner Phantasie aufsteigen lassen könnte. Einen Beleg zu dem Gesagten liefert folgendes Histörchen. Vor einigen Jahren sah man hier einen jungen Mann, Namens Bedstein, im kurzen, engen Röckchen, eine Guitarre in der Hand, in die Häuser der Reichen gehen, um deren Kindern Unterrichtsstunden auf diesem Instrumente zu geben. Wie fertig er auch immer die Saiten hell erklingen ließ, des reell klingenden Geldes konnte er sich doch nichts Erkleckliches zusammenbringen. Da gedachte er Ardons: ein wandernd Leben gefällt der freien Sängerbrust, die Kunst, die mir Gott (oder ein Musiklehrer) gegeben, sie sey auch vieler Tausend Lust! und zog mit sich und seinem Instrumente von dannen nach Hamburg. Dort soll seine Kunst eben nicht die Lust vieler Tausende geworden seyn, dafür aber wurden ihm selbst dadurch zu seiner Lust viele Tausende. Er unterrichtete die Tochter eines dort lebenden, steinreichen portugiesischen Juden. Bei der Tochter aber schlug er neben den Saiten der Guitarre auch die ihres Herzens an, daß sie in dem gewaltigen Tone: Liebe! erklangen. Dem reichen Vater des einzigen Kindes erklangen bald die Töne der Sphären-Harmonie, die ihn in ein lichteres Jenseits abriefen, wie man zu sagen pflegt, und auf seinem Todtenbette legte er die Hand seiner Tochter und seine großen Schätze in die des Musiklehrers, der nun aus einem kleinen Guitarristen zu einem großen Millionär geworden ist und hohe Saiten wird anschlagen können. — Die Anwesenheit Reissiger's aus Dresden erfreut uns seit einigen Tagen. — Der Redacteur der Breslauer Zeitung, Baron v. Baerst gedenkt in Köln eine neue „Allgemeine rheinische Staatszeitung" herauszugeben, zu welcher ihm die Concession bereits höhern Ortes ertheilt ist. Die Breslauer Zeitung ist nun zu verkaufen. Es wird dafür eine baare Einzahlung von 20,000 Thalern und eine jährliche Rente von 2000 Thaler gefordert; sie interessirt sich, da sie zahlreiche Abonnenten und noch zahlreichere Inserate hat, auf mehr als 5000 Thaler jährlich.

Bei dem bevorstehenden Wollmarkte soll die Berliner Seehandlungs-Bank den Gutsbesitzern, von denen viele gezwungen sind, die ihnen gehörige Wolle, um ihre Pfandbrief-Schulden zu bezahlen, à tout prix loszuschlagen, Geldvorschüsse auf die Wolle gegen sehr niedrige Procente geboten haben. Darauf zeigte sich — wie es heißt — die

Landschaft noch weit preiswürdiger, und will den Gutsbesitzern auf ein ganzes Jahr Stundung gewähren. Es ist kaum zu berechnen, wie vielen kleineren Gutsbesitzern namentlich dieser Umstand aufhelfen würde.

In Breslau erscheinen zwanzig Zeitschriften: 1) Die schlesische Zeitung, red. von Prof. Dr. Schön; 2) die Breslauer Zeitung, red. von B. v. Baerst; 3) die schlesischen Provinzial-Blätter, und 4) das dazu gehörige Literaturblatt, red. von Regierungsrath Sohr. Erstere erscheinen, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, täglich; letztere in monatlichen Heften; 5) die schlesische Chronik, als Beiblatt zur Breslauer Zeitung, welche, ohne darauf genannt zu seyn, unser wackerer Friedrich Lewald, der sich für Communalwesen unermüdlich und feurig thätig zeigt, speziell redigirt und durch viele gehaltvolle Aufsätze bereichert, 2 Mal wöchentlich; 6) die katholische, 7) die evangelische Kirchenzeitung; 8) die Nachtwandlerin, red. von Dr. Julius Sincerus, 2 Mal wöchentlich; 9) die schlesischen Blätter, red. von Th. Brand, 1 Mal wöchentlich; 10) die Theater-Chronik (nordische), red. von H. Michaelson, 4 Mal wöchentlich; 11) das Localblatt, von F. Mehwald, 3 Mal wöchentlich; 12) der Breslauer Erzähler, 3 Mal wöchentlich; 13) der Breslauer Beobachter, 3 Mal wöchentlich; 14) Unterhaltungs-Blätter, 2 Mal monatlich; 15) die landwirthschaftliche Zeitung; 16) das Hellerblatt; die letzteren fünf gibt der Buchhändler Heinrich Richter heraus; 17) der Stadt- und Landbote, von M. Bauschke, 2 Mal monatlich; 18) das Kreisblatt; 19) das Intelligenzblatt; 20) das Amtsblatt. Es ist leicht möglich, daß ich noch einige vergessen habe, da es mir Mühe gemacht hat, selbst diese zusammenzubringen, weil manche davon nur rari nantes in gurgite vasto der journalistischen Ueberschwemmungs-Literatur sind. — Paul de Kock wird hier fleißig übersetzt und bearbeitet. Im Verlags-Comptoir sind in der letzten Zeit: „Der Leichtsinnige", Mann, „Frau und Liebhaber" und „Vetter Andreas" von Pauker, und bei F. E. C. Leuckart „Zizine", von Julis Sincerus, erschienen.

Unsere Bühne liefert im Einzelnen manches Treffliche, im Ganzen nichts Gerundetes, Befriedigendes. Im Sommer haben wir den Hochgenuß, eine Reihe der trefflichsten Mimen und Miminnen Deutschlands an uns vorüberwandeln zu sehen, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und auf die oft die unbedeutendsten Menschen von der Welt hinaufsteigen. — Dieses Jahr hat Fräul. Caroline Bauer den Reigen der Gäste eröffnet. In acht Gastdarstellungen haben wir in ihr die Schülerin der Kunst, nicht die der Natur kennen gelernt. Ihr Spiel ist mehr großartig, als wahr, mehr gemacht, als geschaffen; sie ist der repräsentative Tieck, der in dem Souffleurkasten zu sitzen und ihr zu

ſagen ſcheint: ſo und ſo mußt du es machen! — Jetzt hören wir Herrn Haizingers in ihrer Höhe einzige Tenorſtimme. — Mad. Haizinger-Neumann iſt uns als eine der genialſten der jetzt lebenden Künſtlerinnen erſchienen. Wir unterſcheiden eine dreifache Genialität, eine blitzende, eine flammende und eine ſprudelnde. Erſtere iſt die Genialität des Witzes, die zweite die Genialität der Phantaſie, die letztere die Genialität des Humors. Die der Phantaſie iſt die verzehrende, ſie iſt das Entzündungsfieber des Geiſtes, von welchem zu allen Zeiten einzelne hochbegabte Menſchen, und in neueſter Zeit ein Robert (der Maler), ein Bellini, ein Grabbe verzehrt wurden. Die ſprudelnde Genialität iſt ein Heilquell des Herzens und Geiſtes, ſie erhält auch das Leben jung und friſch. Dieſe beſitzt Madame Haizinger-Neumann, und darum iſt dieſe Künſtlerin am größten in den Rollen, welche ſie aus ſich mit Heiterkeit ſchaffen kann. Ihre Tochter, Fräul. Louiſe Neumann, iſt eine der friſcheſten, jugendlichſten unter den lebenden Bühnen-Erſcheinungen. Ihr Spiel iſt naiv wahr und wahrhaft naiv. Dieß iſt die Stufe, auf welcher Fräul. Neumann gegenwärtig ſteht. — Unſere Oper und unſer Schau- und Luſtſpiel ſind reicher an Lücken, als an Glanzpunkten.

III.

Der Marktplatz in den ſchleſiſchen Städten wird faſt allgemein der Ring genannt; ſo auch in Breslau. Hier ſteht in der Mitte das uralte Rathhaus, in welchem ſchon ſo viel gezankt und geſtritten worden, daß man wohl den Fiſchmarkt, als warnendes Zeichen, an den Eingang deſſelben mag hinpoſtirt haben, um die Rathsmänner durch das Beiſpiel der Fiſchweiber abzuſchrecken. Scheint es doch, als wollten dieſe Weiber überall auch für die ſtummen Geſchöpfe, mit denen ſie Handel treiben, das Wort führen. Zu der Redensart: ſtumm wie ein Fiſch, ließe ſich auch ein Gegenſatz bilden: laut, wie ein Fiſchweib. — Wenn man aber in einer mondhellen Mitternacht um das Rathhaus herumwandelt, dann hört man kein Fiſcherweib klatſchen und ſchreien, weil zu der Stunde keins da iſt; aber der Geiſt des Baumeiſters, der den Grundſtein zum Rathhauſe gelegt, macht die Runde, und betrachtet ſich die vielen Verzierungen von außen, ſegnet ſeinen Bau, und ſchreitet dann erſt die ſteinernen Stufen hinauf in die weiten, geräumigen Hallen. In einer Frühlingsnacht hatte ich mit einer luſtigen Geſellſchaft Forſchungen in dem Gebiete der Wahrheit, in der Weinhandlung von Hanſen, angeſtellt, und kehrte ernſt und ſtill nach meiner Behauſung zurück. Da ſchien der Mond ſo hübſch, wie im Anfange eines ſchauerlichen Räuber-Romans,

auf den großen Marktplatz hinab, und lispelte mit geiſterhafter Stimme der Erde Liebesworte zu. Da trat aus einem Hauſe an der ſüdöſtlichen Seite des Ringes, aus dem ſogenannten alten Rathhauſe, ein langer, hagerer Mann hervor, der ſeine Schritte geradenwegs auf mich zulenkte. Er kam an mich heran, ohne daß ich ſeine Schritte vernehmen, ohne daß ich das Athmen eines Menſchen bemerken konnte. Da fiel mir ein, daß ich ein Sonntagskind bin und demnach Geiſter ſehen kann, und da mir dergleichen noch ſelten am Tage auf dem Ringe begegneten, ſo freute ich mich, um Mitternacht ein tête à tête mit einem ſolchen zu haben, denn ich habe keine Furcht vor Geiſtern, die keine Menſchen, wohl aber vor Menſchen, die keine Geiſter ſind. — Menſch! redete mich der Geiſt mit einer ſublimen Stimme an, ſind Dir nie, wenn Du des Nachts allein über eine Straße hinſchritteſt, die Geiſter der Begebenheiten, die auf derſelben einſt in's Leben traten, erſchienen? Hat ſich Dir nie die Rieſenkette der Erinnerungen vergangener Jahrhunderte aufgewickelt? Komm, ich will Dir dieſe Häuſermaſſen beleben, und lerne aus dieſen Monumenten ohne Inſchrift leſen, was eingeſargt iſt in die Aſche der Vergangenheit. — Er zog mich mit ſich die ſteinernen Stufen des Rathhauſes hinauf und begann mir zu erzählen. Während er ſprach, ſchien ſich aber Alles, was er vortrug, lebendig vor meinen Blicken zu geſtalten.

Dort unten an der Ecke ſteht die „goldene Krone", nach dieſer drängen ſich von allen Seiten die Menſchen. Der Erbauer hat dieſem Hauſe ſo viel Fenſter gegeben, als Tage im Jahre ſind, denn eine goldene Krone muß an jedem Tage hell und klar hinausſchauen können in's Leben; Licht muß es ſeyn um eine Krone! — Der Erbauer war ein kaiſerlicher Rath und hieß Hell von Hellenfeld. Neben der Krone ſteht das alte Rathhaus, wo die Bürger ſonſt das Wohl der Krone berietben. Noch trägt dies Haus das polniſche Wappen zur Erinnerung, und in ſeinem Innern ſtehen friedlich neben einander, in Stein gehauen, der ſchleſiſche und polniſche Adler, und der böhmiſche Löwe. Dort im Innern an der andern Seite, erblickſt Du die Steinbilder eines Brautpaares. Sie verſchwanden einſt an ihrem Hochzeitstage, Niemand wußte wohin; aber ich weiß es. In einem unterirdiſchen Gange hatte der Bräutigam mit ſeiner Buhle noch kurz vor der Trauung eine Zuſammenkunft verabredet. Als er ſich zu derſelben begab, folgte die Braut unbemerkt ſeinen Schritten. Eine ſchwere Thüre, die nur durch einen Hebel von außen geöffnet werden konnte, war von dem Bräutigam vorſichtig angelehnt worden, damit ihm der Rückweg offen ſtünde. Haſtig eilte ihm die Braut nach, und hinter ihr krachte die Thüre mit gewaltigem Sturze zuſammen. Sie war fremden Augen unter aufgehäuftem Mauer-

werke verbergen, und Bräutigam, Braut und Buhle erblickten nicht wieder das Tageslicht.“

Blicke jetzt nach der Staupsäule, an der der Breslauer Rath einst seine hochnothpeinliche Gewalt ausübte. Wo jetzt die Blumenverkäuferinnen das Pflaster mit Blüten und Duft bedecken, floß sonst Blut und laute Klagen drängen hervor; wo jetzt die Kammacher zur zierlichen Glättung der Haare ihre Fabrikate feil bieten, wurden Schuldige und Unschuldige zum Richtplatze, wurden in den wilden Tagen der Empörung die Häupter der Stadt an den Haaren von dem wüthenden Pöbel zum Tode geschleift.“

Hinab schritt nun der Geist die steinernen Stufen, und ich folgte ihm nach der Südseite des Ringes. „Diese Seite hieß sonst „beim alten Galgen“; doch jetzt wird Niemand mehr hier gehängt; höchstens können die auf diesem Platze ihr Vampyr-Geschäft treibenden Wucherer von ihrem Gewissen gerädert werden. Auch der Hühnermarkt war sonst auf dieser Seite; aber die Hühner sind nach dem Parade-Platze geflogen, und nur einige jämmerliche Scribenten halten manchmal, als Federvieh, hier ihre Spaziergänge. Dort das Haus zum goldenen Becher lehrt, daß auch ein Kaiser (Albrecht II. 1438) die Treppe herunterfallen kann. An der scharfen Ecke, dem Blücher-Platze zu, werden auf freiem Platze die bedeutendsten Geschäfte, oft in Sturm und Regen abgemacht. Die Börse ist ja dazu da, damit keine Juden hinein dürfen, allein die Juden sind dazu da, damit die Christen mit ihnen Geld verdienen.“

„Lasse den Blick hinüberstreifen“, fuhr mein Geist (nämlich der mich führte) fort, „über den Blücherplatz, in dessen Mitte der Preußenheld steht, dem der Muth, daß er stets vorwärts drang, seinen Namen und nun durch sein Feststehen auf diesem Platze, demselben seinen Namen gegeben hat. An jedem 26. August, an dem merkwürdigen Siegestage an der Katzbach, sollten nun die Menschen, die noch kräftig genug sind, den Werth der That zu fühlen, die uns von fremdem Herrscherjoche befreien half, bei dieser Statue sich die Hände reichen, und stillschweigend geloben, daß ihr Loosungswort immer bleiben solle: Vorwärts! Vorwärts in Wort und That; vorwärts im Wollen und Wirken!“

„Vor dem 26. August 1827, an welchem Tage Blüchers Statue enthüllt wurde, hieß dieser Platz der Salzring, weil hier sonst neben einander dreizehn Salzbuden standen; wo die eine stand, ist jetzt die Hanke'sche Buchhandlung, ob aber die neuere deutsche Litteratur auch das Salz so scheffelweise bringt, wie es sonst hier zu haben war, möchte ich wohl zu bezweifeln wagen.“

„Auf dieſem Platze iſt viel Blut gefloſſen: Mit Schaudern blickt mein Auge vier Jahrhunderte zurück, und ſieht den wahnſinnigen Eiferer Johannes Capiſtrano, im Februar 1453, in Breslau einziehen. Hier auf dem Blücherplatze verbrannte er vielen Tand des Lebens, Larven, Karten- und andere Spiele, Putz- und Modewaaren, doch auch Menſchen enthob er dem Tande des Lebens, und wollte ſie durch das Feuern läutern; einundvierzig Juden wurden lebendig verbrannt. Wie glücklich ſind doch heutzutage die Juden in Breslau! ſie werden höchſtens von den Spottreden des hohen und niederen Pöbels und von deſſen Geringſchätzung gepeitſcht; ſie dürfen ſich in vielen langweiligen Geſellſchaften, nnd in mancher muſikaliſchen Reſſource nicht von der Langweile peitſchen laſſen, weil ſie dort keinen Zutritt haben. Sie dürfen ſo viel lernen, als jeder tüchtige Chriſt, und können dabei ſagen: wir haben es nur gelernt, aus Eifer für Wiſſenſchaft und Wahrheit, nicht aus ſchnöder Sucht nach Anerkennung durch Amt und Titel.“

„Doch ſieh! dort iſt der Tempel für der Erde Gott; für das Geld; — die Börſe. Im erſten Stocke derſelben werden die Zuſammenkünfte der Kaufleute gehalten, welche zu dem Bunde der Breslauer Kaufmannſchaft gehören; auch wird in dem ſchön decorirten, geräumigen, nur mit zu glattem Fußboden, ſo daß kein Kaufmann hier feſt ſtehen kann, verſehenen Saale, von den Familien der Kaufherren, der Unterhaltung und dem Vergnügen gehuldigt. Unter unſerer Kaufmannſchaft herrſcht, eine ſtrenge Abgeſchloſſenheit, einen vornehmen Stolz und ein ſtrenges Halten auf die Patrizier-Würde abgerechnet, ein edler, Wiſſenſchaft und Kunſt fördernder Geiſt. Für Schul- und Bildungsweſen wird eifrig Sorge getragen, fremde Künſtler werden liebreich und ehrend aufgenommen, in den Familien herrſcht ein gebildeter, nur etwas ſteifer Ton, die Damenwelt wirkt, in ihrem Berufe, thätig für Haus und Wirthſchaft, und tritt dem Gaſte mit Liebenswürdigkeit entgegen, der ſich unter den vernünftigen Matronen und den fein gebildeten, doch den Schmelz weiblicher Schüchternheit und Zartheit beibehaltenden jugendlichen Schönen, in geiſtreicher, ſcherzender, leichter Unterhaltung ſehr wohl fühlt. Nur vermißt man hier die Innigkeit, durch welche man in einer Familie bald heimiſch wird; man fühlt, daß man in einem Geſellſchaftsſaale, nicht in einem trauten Familienkreiſe ſich bewege. Doch iſt dieß nur eine angenommene Kruſte, die der feine Ton um die gemüthlichen, ſchleſiſchen Herzen legt. Längeres Zuſammenſeyn, genaueres Kennenlernen löst dieſe Kruſte auf, und die ſchöne Zutraulichkeit, das erquickende Entgegenkommen treten dann mit ihrem milden, erwärmenden Hauche hervor.“

„Die zweite Etage der Börſe hat die ſchleſiſche Geſellſchaft für vater-

ländiſche Cultur inne. Hier befindet ſich auch die eben eröffnete Kunſtausſtellung. Die ſeit 1803 beſtehende ſchleſiſche Geſellſchaft iſt ein Verein der achtbarſten, eifrigſten und thätigſten Männer unſerer Stadt, aus allen Fächern des Wiſſens und der Induſtrie, und zählt in den entfernteſten Städten ſehr bedeutende Männer zu ihren auswärtigen Mitgliedern. Das Streben dieſes wackern Vereins iſt ganz beſonders auf das Practiſche gerichtet, auf dasjenige, was das bürgerliche Wohl befördert, die Thätigkeit anſpornt, Geiſt und Körper erkräftigt, und die Werke der Menſchenhände vervollkommnet. Aerzte, Naturforſcher, Fabrikherren, Landwirthe und Maſchiniſten halten hier, theils nach den einzelnen Fächern geſonderte, theils allgemeine Verſammlungen, in welchen letzteren Gegenſtände zur Sprache kommen, welche für jeden gebildeten Mann von Intereſſe ſind."

„Dort in jenem großen Hauſe, an der Seite, welcher Blücher den Rücken zukehrt, ſehen wir eine ſchmale Thüre, die zu einem engen Stübchen führt, das Fortuna's Abſteigequartier iſt. Der Wirth, der ſie dort freundlich und gaſtlich empfängt, denn ſie bezahlt ja die Zeche, ohne etwas zu verzehren, heißt Schreiber und iſt — Lotterie-Einnehmer. Man ſollte dieſen Mann, der, durch ſeine Rechtlichkeit und Freigebigkeit, in hoher Achtung ſteht, lieber Gewinn-Einnehmer heißen, denn es iſt fabelhaft, wie die Gewinne ſeiner Collecte zuſtrömen; in ſieben Ziehungen iſt der Hauptgewinn fünf Male zum ihm gekommen. Er iſt der Rothſchild der Lotterie-Einnehmer. — Die Geſammtſumme der bei ihm fallenden Gewinne ergibt bei jeder Ziehung ſo ziemlich eine halbe Million. — Auf ein Paar tauſend Thälerchen mehr oder weniger kommt es ihm dabei nicht an."

Der Geiſt — dachte ich — kümmert ſich alſo auch um Geldſachen, wenn ihm gleich, da er von der Erde geſchieden iſt, das Geld keinen Kummer mehr macht.

Indeſſen waren wir vor der Mohren-Apotheke vorbei, vor welcher die pechſchwarze Steinfigur, wie eine drohende Hinweiſung auf alle After-Aerzte ſteht, die ihre beſſeren Collegen anſchwärzen, und deren unglückſel'gen Kranken ſich aus den Officinen, nach ihren Vorſchriften, die Transportmittel in's Schattenreich holen, ſo daß man, ſtatt der gewöhnlichen Eintheilung in Lebensmittel und Arzneimittel, für letztere: Todesmittel ſetzen kann, nach dem weſtlichen Theile des Ringes, dem ſogenannten Paradeplatze gelangt. Der Geiſt, der mehre Minuten ſtill und nachdenklich neben mir hergeſchritten war, — vielleicht dachte er bei der Apotheke an ſein einſtmaliges letztes Stündlein — begann nun wieder zu ſprechen: „Dort in der Mitte iſt die Stadtwaage, hier rechts die Hauptwache, und dieſes Haus links heißt: die ſieben Kurfürſten, weil einſt nur Menſchen darin wohnten, die Kronen erhalten hatten,

während es ſolche jetzt inne haben, die ſich Kronenthaler erworben. — Neben den ſieben Kurfürſten iſt die Buchhandlung von Joſeph Max, die erſte Buchhandlung Schleſiens. — Dann folgt die treffliche Canditorei von Barth; dann an der Ecke der bairiſche Bierkeller von Kieſſling. — Und nun kommen wir zur nördlichen Ringſeite, dem Obſt- und Naſchmarkte, wo zugleich in eleganten Läden für alle Bedürfniſſe und Ueberflüſſigkeiten der Mode geſorgt iſt. Auf der einen Seite iſt der Flitterſtaat der Mode in reicher Auswahl, auf der andern ſind die Koſtbarkeiten der Juweliere und Goldarbeiter zu haben; hier Gold, dort iſt nicht Alles Gold, was glänzt. — — Doch jetzt laß uns zurück; wir wollen einen Gang machen durch die Säle des Rathhauſes." — Die ſteinernen Treppen waren bald wieder erſtiegen; meine Schritte hallten durch die gewölbten Gänge; der vor mir ſchwebende Geiſt ging klanglos dahin. Wie mancher Geiſt-Menſch iſt nicht auch im Leben ſo niedergedrückt, daß er fürchtet, hörbar aufzutreten. — Hier rauſchten einſt die Wipfel uralter Eichen, wo jetzt die Steinmaſſe ſtarr und feſt daſteht. Am öſtlichſten Eingange des Gebäudes ſteht ein ſteinerner Mann mit einem Hammer, mit einer Taſche umgürtet, und der Umſchrift: Ich bin ein Reitknecht; wer nicht Recht thut, fordere ich vor Recht. Ihm gegenüber ſieht man einen ſogenannten reiſigen Knecht des Rathes, welcher die Umſchrift hat: Ich bin des Raths geharniſchter Mann; wer mich anfaßt, der muß ein Schwert han. — Wende dich rechts; wir gehen durch den Vorſaal, in welchem die Rathsdiener in Thätigkeit zu ſeyn pflegen, in das Sitzungszimmer, wo die Rathsherren in Ruhe ihre Beſchlüſſe faſſen. Zwei Gemälde von Willmann ſtellen, das eine: Salomons Urtheil, das andere den Richter vor, welchem Cambyſes die Haut abziehen ließ, oder wie ein Richter wider Willen aus der Haut fährt. Neben dieſem Richter, dem der alte Adam ausgezogen wird und jener ſcharfen, richterlichen und ſcharfrichterlichen Scene Salomon's hängt die Apotheoſe eines Kaiſers von Tomſchantzki, wahrſcheinlich ſoll dieſe Bilder-Trilogie ſagen: ein alter König war durch ſeine Weisheit ausgezeichnet, ein Richter, der ſchindet, muß geſchunden werden, und wenn ſich von einem Kaiſer weiter nichts ſagen läßt, ſo hebt man ihn in den Himmel. Als heilige Reliquien werden hier auch Krug und Glas der heiligen Hedwig aufbewahrt und deren — nein! ihres Sohnes, Heinrichs II. Gürtel, ſo wie deſſen Schwert. Jetzt hinauf in den erſten Stock. Die erſte Thüre, an der Treppe rechts, führt uns in den Fürſtenſaal, in welchem früher die Fürſten- oder Landtage abgehalten wurden. Auch hier ſieht man einen Löwen und Adler. Daß doch die Menſchen immer reißende und Raubthiere zum Symbol nehmen, um ſich an ihre Fürſten zu erinnern! — Der

Fürſtenſaal war ſonſt an Jahr- und Wochenmärkten der Standplatz für die Kürſchner; jetzt bekömmt hier mancher Rathsherr etwas auf den Pelz; ſonſt waren die Bürger verpflichtet, gewiſſe Hochzeitstänze darin zu tanzen, jetzt gibt es manchen leidenſchaftlichen Tanz, wenn ſich die eigenſinnigen Köpfe nicht vereinigen wollen. — Das Rathhaus hatte einſt neun Gefängniſſe, welche folgende Spitznamen führten: das Storchennest, der leere Beutel, das Siehdichfür, der geduldige Hieb, die graue Stube, der Zeisgenbauer, die kalte Küche, das Räucherloch, die grüne Eiche. — Laß uns nun ſteigen in die Tiefe und geiſtige Dämpfe einathmen. — Hier in dem Raths- oder Schweidnitzer Keller rumoren die Biergeiſter bei Nacht und bei Tag die kleinen und großen Geiſter, welche zu Biere gehen. Um das ſogenannte Schweidnitzer Bier wurde im vierzehnten Jahrhunderte zwiſchen dem Breslauer Rathe und dem Domclerus, weil letzter ſich dieſes Bier nicht nur gut ſchmecken ließ, ſondern in ſeinen Häuſern es ſogar verkaufte, offene Fehde geführt. Denn die Bürger meinten: die Geiſtlichen könnten wohl mit der Seligkeit, aber nicht mit Bier Handel treiben. Auch in dieſem Keller ſind Antiquitäten und Merkwürdigkeiten aufbewahrt. In der Mitte der Decke hängt ein großes Horn und ein zinnerner Hut, welchen letztern die Zinngießer 1636 hierher geſchenkt haben. Außerdem liegt hier ein großer Löffel, den ein Herzog für einen ihm gereichten Löffel Salz geſchenkt hat; wenn man heute ein regierendes Haupt (ein falſcher Ausdruck; denn es gibt weit mehr regierende Hände, als Häupter) mit Salz tractiren wollte, ſo würde man ſtatt des Löffels viel eher ein Meſſer an den Hals geſetzt bekommen. Ferner ſind hier zu ſchauen: eine Hoboe, 1527 von den Hoboiſten für die Erlaubniß im Keller Muſik zu machen, geſchenkt; eine Tafel mit einem Hufeiſen; eine Wurzel, die einer Otter ähnlich iſt, ein ſilberner Fingerhut und ein gewaltiger Igel, ſo nannte man die gigantiſchen Humpen, aus denen man ſonſt im Keller die Cereviſia einſog.“

„Doch die Merkwürdigkeit aller Merkwürdigkeiten in dieſem Keller iſt jene niedliche, in einem Glasſchränkchen eingeſchloſſene Figur, der Breslauer Fetzpopel genannt. Jede Stadt hat ihre Originale, jede Stadt hat ihre öffentlichen Komiker und Straßen-Hanswurſte, die nicht ſowohl ſelbſt Komödie ſpielen, als vielmehr dem Pöbel dazu dienen, um mit ihnen Komödie zu ſpielen. Zu dieſer Klaſſe gehörte einſt Fräulein Fetzpopel, adeligen Stammes, von der die Geſchichte weiter nichts berichtet, als daß ſie nie anders, als in der alten Tracht der Leichenbitterinnen erſchien und durch ihre ſonderbare Figur und Haltung die leicht zu erregende Aufmerkſamkeit der Gamins de Breslau auf ſich zog. Jetzt iſt ihre Miniatur-Büſte in dieſem Keller unter Glas geſtellt und in Pfefferkuchen pouſſirt zu haben. Mancher verzehrt ſie, ohne ſich was dabei zu denken; doch als ein gewiſſer Jean Paul (von dem neulich ein Kaufmann fragte: ob er nicht ein Franzoſe geweſen ſey und

wer seine Werke in's Deutsche übersetzt habe?) ein solches Exemplar verzehrte, dachte er sich wohl etwas dabei und sprach sich darüber im zweiten Bande seines Hesperus folgendermaßen aus:

„Ich wollt', ich wäre der Fetzpopel, sagte ich in Breslau, da ich gerade das Porträt dieser Person verzehrte. — Ich sage das nicht blos meinetwegen, um etwa nur mich auf eine solche Pfefferkuchen-Paste zu bringen, sondern auch anderer Gelehrten wegen, die Deutschland eben so wenig mit Monumenten ehrt, z. B. Lessing, Leibnitz. Da es einem in den deutschen Kreisen so sauer wird, bis man nur eine halbe Ruthe Steine zum Grabmal eines Lessing oder sonstigen Großen zusammenbringt (das was von Steinen gute Recensenten auf einen Literatus schon bei Lebzeiten werfen, wie die Alten auf Gräber, ist noch das Meiste), so erklärt' ich mich auf dem Breslauer Markte, ehe ich noch den Fetzpopel angebissen: Entweder hier auf diesem Pfefferkuchen ist der Tempel des Ruhmes und das Bett der Ehre, oder es gibt gar keinen Ruhm! — Wann ist es Zeit, sobald es nicht jetzt ist, es von den Deutschen zu erwarten, daß sie die Gesichter ihrer größten Männer nehmen und pousstiren in Eßwaaren, weil doch der Magen das größte deutsche Glied ist? — Meusels gelehrtes Deutschland wäre in Backwerk nachzudrucken; man könnte große Helden auf Commißbrod nachbosseln, um die gemeine Soldateska in Feuer zu setzen und in Hunger nach Ruhm; große Dichter würde ich auf Brautkuchen abreißen in eingelegtem Bilderwerke, und Heraldiker von Genie auf Haferbrod; von Autoren für Damen wären süße Projectionen in Zuckerwerk zu entwerfen. Geschähe das, so würden manche Köpfe allgemeiner von den Deutschen goutirt in solcher Einkleidung, und mancher Gelehrte, der kein Brod zu essen hätte, würde doch eines verzieren, und man hätte außer dem papierenen Adel noch einen gebackenen."

Mein Führer, der Geist, hatte seine Rede mit dieser klassischen Stelle geschlossen und ich schloß daraus, daß Jean Paul im Geisterreiche doch noch etwas gelten müsste, da ihn ein Geist sogar citirte. Dann verbeugte sich dieser nicht, sondern richtete sich hoch auf, sprach langsam: Lebe weise! (das ist wahrscheinlich das Lebe wohl der Geister) und war verschwunden.

Glauben Sie, ohne weitläufige Beschreibung des Wie und des Warum, daß ich aus dem Keller heraus und nach Hause kam; sonst könnte ich jetzt nicht an meinem Schreibtische sitzen, und ihnen alle meine nächtlichen Erlebnisse berichten.

Etwas Anderes ist es jedoch, wenn Sie mich fragen: Warum ich gerade die nächtliche Stunde wählte, um das Rathhaus und dessen Umgebungen zu beschauen? und warum ich mich erst von einem Geiste führen und diesen sprechen ließ, da ich allein doch wohl im Stande gewesen wäre, dieß Alles zu betrachten und zu beschreiben? — Darauf bin ich Ihnen Antwort schuldig. — Es gibt Dinge, die beim Mondlichte betrachtet, in ihrer wahren Gestalt erscheinen, weil sie nur sanft, nicht zu hell erleuchtet werden dürfen. Es gibt Dinge, bei deren Betrachtung man mehr die Geistes-, als die leiblichen Augen aufthun muß. Es gibt Dinge, bei denen man mehr denken, als sehen muß; und die Nacht ist die Zeit des Denkens. Daß ich mich aber von einem Geiste führen ließ, wird mir Niemand verargen; vielleicht habe ich es auch deßhalb gethan, damit man nicht sagen könne, ich habe meine Betrachtungen ohne Geist angestellt.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Bremen, im Juli 1837.

Der Tod des Königs Wilhelm IV., der dort den Ausruf: **Le roi est mort, vive la reine!** zur Folge gehabt hat, die Trennung Hannovers von England, iſt für uns ein höchſt merkwürdiges Ereigniß. Wenn der ehemalige Herzog von Cumberland ſeine notoriſche Liebe für das preußiſche Königshaus und Militär auch auf das Merkantiliſche überträgt, wenn ihn nicht ein engliſcher Pairsbeid oder ſonſtige Rückſichten, wohin auch der mögliche Fall, daß die Königin Victoria kinderlos ſtirbt, gehört, hindern, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß die bisherige Tripel-Zoll-Allianz zwiſchen Hannover, Braunſchweig und Oldenburg aufhört, und daß ſich dieſe Länder dem großen deutſchen Zollverbande, der in Preußen zum ewigen Ruhm des Königs, zum Glücke unſeres Vaterlandes, geboren iſt — anſchließen. Und dann wird Bremen nicht zu wählen haben, ob es folgen will. Sind nicht ſchon alle Zuckerſiedereien eingegangen? Iſt nicht unſer berühmter Weinhandel durch preußiſche und hannoverſche Zölle um Vieles, faſt um die Hälfte, verringert? Wie lange wird es währen, ſo iſt der Tabakshandel, in dem wir es ſogar Hamburg zuvor thun, auf den Markt Magdeburgs gebracht, und von dem Dome unſerer Stadt tönt dieſer Handelsbranche Bremens, wie dem eben erwähnten Weinhandel, ein **Fuimus Troes.**

Nach heftigen, zwar gedruckten, doch nur unter der Bürgerſchaft vertheilten Debatten des Senats mit der Bürgerſchaft, welche die einmal eingegangene Convention, mit Oldenburg ein gemeinſchaftliches Lager zu beziehen, der Koſten halber aufheben wollte, wird ſie dennoch erfüllt. Am 1. Sept. rücken die Bremer, Hamburger und Lübecker bei Falkenburg, drei Meilen von Bremen, und eben ſo weit von Oldenburg entfernt, bis zum 1. October in's Lager. Dieſer militäriſche Congreß ſoll, den Verabredungen gemäß, alle ſechs Jahre wiederholt werden.

Die beſten Ausſichten auf eine ergiebige Ernte veranlaſſen ſchon manche hierauf bezügliche Speculationen. Rappſaat, die beſte Oelquelle, ſteht in den Oldenburger Marſchen vortrefflich. Freilich kann ein Regen während der Erntezeit alle Hoffnungen auf dieſe norddeutſchen Oliven vernichten.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

VII.

Fortſetzung der Heeren-Uker'ſchen Bibliothek.

Das Feld der Geſchichte mit ihren Hülfsgebieten iſt auf höchſt erfreuliche Art der Mittelpunkt unſerer gegenwärtigen

geistigen Bestrebungen geworden. Gerade dieser Richtung bedurften wir so sehr, um aus idealistischen Standpunkten zu einer practischen Ansicht und Behandlung der Dinge zu gelangen. Unbeschadet der speculativen Natur, die immer der Kern unseres Volkes bleiben wird, wie der poetischen Fähigkeit, die wir mit so träumerischer Sinnigkeit, und der allgemeinen Wissenschaftlichkeit, die wir mit solcher Hingebung pflegen, unbeschadet aller dieser Eigenthümlichkeiten fassen wir gerade das, was ihnen bisher gebrach, was sie ergänzen muß, die historische Seite des Lebens jetzt mit einer entschiedenen Vorliebe auf. Wir räumen dem Reiche der Geschichte einstweilen ein gewisses, wenn auch nur äußerliches Principat ein. Das ist eben der Grundzug des gegenwärtigen Zeitalters deutscher Nation. Alles soll sich an der Wirklichkeit bethätigen. Selbst die Philosophie, die doch immer Idealismus seyn wird, versucht das Seyende in den Begriff zu erheben und auch der Dichtkunst, die doch stets ein Höheres und Eigenes schafft, wird ein ähnliches Anschließen an den Charakter unserer Geistes- und Lebensinteressen zugemuthet. Was hat dem Göthe die immer sichtbarer werdende Macht über unsere Bildung gesichert? Wodurch hat auch Heine, mochte sein Talent auch auf Irrwege gerathen, — wodurch hat er sich diesen schnellen, mächtigen und gewiß nicht, wie uns manche Leute versichern, so vorübergehenden Eindruck gemacht? Und die Philosophie veränderte dergestalt ihr Antlitz, daß dem unkundigen Auge jene Freiheit und Unendlichkeit des Geistes, der kategorische Imperativ und das Welten entschließende Ich ganz abhanden gekommen scheint. Das ist die Macht Hegels, daß sein System am Geist die Welt erfaßt hat, eine Welt, die, weil sie wirklich und wahr im höchsten Sinne ist, die gemeine Wirklichkeit umschlingt und vernichtet. Selbst die daneben laufenden philosophischen Neuerungen — was suchen sie Anderes, als ein Verhältniß zur Welt, welche gegeben ist? Wenn ich von Schelling spreche, so meine ich nicht seinen historischen Ruhm, der in der Geschichte der Philosophie und des Geistes überhaupt unvergänglich begründet ist, ich meine sein gegenwärtiges System, das zwar noch nicht ans Tageslicht gekommen, von dem ich mir aber aus der Vorrede zu Cousin, aus den Mittheilungen einzelner Zuhörer und Schüler, aus dem bekannten Staatsphilosophen Stahl, aus academischen Heften und aus dem, was ich Schelling selbst in jenem düsteren, clericalen Gebäude neben der St. Michaels Hof-Kirche bei Kerzenbeleuchtung und mit jener dichtenden Beredtsamkeit, die man immer bewundert hat, vortragen hörte, damit eine für den ersten Bedarf zureichende Kunde erworben; man müßte denn in Zweifel stellen wollen, daß der Standpunkt eines großen Denkers aus einem jeden größeren Theile des Ganzen begriffen werden kann. Dieser neuere Schelling nun hat zwar als philosophischer Geist die Annahme eines höchsten logischen Gesetzes, des sogenannten absoluten Prius, das selbst ist, ehe Gott war, nicht aufgegeben, aber es ist mit diesem Schellingischen Gesetze nichts anzufangen, es ist nichts angefangen worden, der Philosoph ist dem Positiven blindlings anheimgefallen, es hat ihn verschlungen und genöthigt, seine eigene Existenz durch geistreiche Combinationen und Darstellungsformen zu bethätigen. Aehnlich, wenn schon minder verfänglich, aber auch desto dürrer und fruchtloser erging es allen Geistesverwandten des jetzigen Schelling vom Weiße bis herab zum Eschenmayer. Man kann von ihnen nichts sagen, als daß sie Anti-Hegelianer sind. Von noch geringerer Wirkung auf die Zeit und ohne allen Einfluß auf die Fortbildung der Wissenschaften zeigt sich die andere Hauptrichtung der Philosophie, die neuerdings im Widerspruche gegen Hegel hervorgetreten ist, Herbart mit seinen Attaché's.

ſt ein Skeptiker, und ſo weit es
: ſeyn kann. Kenkſt um jeden
Bähren er einerſeits ſeinen Ver-
der Feſtſtellung gewiſſer meta-
Urbegriffe zerreibt, verfällt er
ts in eine völlig unfruchtbare
: Wirklichkeit und hergebrachter
eme. Da iſt nirgends ein ſchöpferi-
n, wie dies ſeine im vorigen
hienene Beleuchtung des Natur-
d der Moral ſchreckhaft bewie-

Nichts, gar nichts, wodurch
auf dem jetzigen Standpunkte
ſchungen gefördert ſieht, lauter
phorismen, kurz lediglich das,
twillen Roſenkranz dieſen Den-
reffend die Randgloſſe zu den
tiſchen Philoſophen genannt hat,
höpfende Bezeichnung des ganzen
wenn man daneben in ihm einen
n ſehr ehrenwerth ſittlicher Welt-
inen Pädagogiker des Menſchen-
; und wirklich tüchtigen Jünger
aber nicht des Philoſophen vom
kannt hat. Auch Herbart ſteht
tiven rathlos gegenüber, aber
en es zu bewältigen.

t es in der Literatur etwa An-
lan will das Leben packen. Aber
wie oft und mit welchen Fol-
ıt es? Von einer Seite iſt man
gewiſſen volksthümlichen Lyrik
lieben. Daneben hat man die
poeſie Walter Scotts cultivirt,
einer andern Seite iſt man im
oſen Streben, Welt und Kunſt
ıen, bis an einen Abgrund rath-
oler, nihiliſtiſcher Tendenzen ge-
So ſtand das Poſitive nur als
e Nationalbegeiſterung und ver-
eltanſicht, oder als geſchichtlich-
Materialismus vor Augen, oder
inden Geiſtern als unüberſpring-
ht entgegen. Gelingt es in der
) wenig, ſo nimmt dafür der
den Mittelpunkt des literariſchen
ein. In der Peripherie liegt
Nacht. Daher Alles, was von
hiſtoriſcher Darſtellung der Literatur an-
gehöret, was ſonſt in dieſer nahe an das
Geſchichtliche grenzt, das Memoirenartige,
die Skizze des Merkwürdigen und Erlebten
alle anderen Leiſtungen mit wenigen Aus-
nahmen weit überwiegt.

Nicht daß wir eben eine Reihe wirk-
lich großer Geſchichtſchreiber aufweiſen
könnten, aber ſagen darf man, daß das
Geſchichtsterrain diejenige abgeſonderte
Welt iſt, in der die Deutſchen gegenwär-
tig die ergiebigſte, folgenreichſte Betrieb-
ſamkeit zeigen. Von hier aus ſtrömt einer
brauchbarer Realismus in alle Kreiſe des
Lebens, in unſere Gedankenwelt, in die
Literatur. Nur den Naturwiſſenſchaften
dürfte man eine gleiche Wichtigkeit zu-
ſchreiben, wenn nicht die Welt der Ge-
ſchichte mit den Fragen der ſittlichen
Weltordnung, um die es ſich ſtets vorzugs-
weiſe und jetzt ganz beſonders handelt, in
einem unendlich engeren Bezuge ſtünde,
als die Welt der Natur. Aus den Re-
ſultaten der Geſchichte ziehen wir die ſicher-
ſten Linien der Gegenwart, von dieſem
Boden aus befeſtigen ſich unſere Ideen
vom Staat und einer nationalen Politik.
Die Geſchichte gibt uns das Centrum für
das Streben nach jenem Realismus, deſ-
ſen wir, unſere Gedanken und unſere Zu-
ſtände in ſo hohem Grade bedürftig ſind.

Nirgends fallen auch ſo reiche, ſo
dauerhafte Früchte ab, als in den Stu-
dien und Arbeiten auf dieſem Felde. Je-
des Jahr bringt die überraſchendſten Ga-
ben und in welcher Mannigfaltigkeit, wel-
cher Gediegenheit! Keine Nation kann
es darin gegenwärtig mit uns aufnehmen.
Denn nur die formelle Darſtellung iſt's,
worin die Schule der modernen franzöſi-
ſchen Hiſtoriographie, ein Guizot, Michaud,
Thierry und ſolche excelliren. Was ihre
Auffaſſung und den Geiſt ihrer Darſtellung
anlangt, ſo brachten ſie es darin doch nur
bis zu ſehr gelungenen Nachbildungen
theils des engliſchen, theils des poetiſch-
deutſchen Charakters. In der Ausführung
ſtehen ſie freilich gewaltig hoch. Es ſoll

diesmal nicht von unseren bedeutendsten Geschichtschreibern, noch von den vornehmlichsten Arten und Tendenzen ihrer Thätigkeit und des geschichtlichen Bereiches überhaupt die Rede sey. Nur an den Reichthum, an das Gelingen und an die Wirksamkeit auf diesem ganzen Gebiete unseres geistigen Lebens will ich erinnern. Vor allen zeichnen sich die preußischen Universitäten, Berlin an der Spitze, aus, und Göttingen, die Wiege der historischen Richtung und Wissenschaft in Deutschland, wahrt vorzüglich in diesem Bereiche seinen Ruhm. Dort, wo einst Schlözer, Spittler, Woltmann und Hugo in naher Verbindung mit Johannes Müller in Cassel und Savigny in Marburg die historische Richtung aus dem ihnen so nahe verknüpften England herüberholten und in Deutschland begründeten, da lebt und wirkt noch immer der Veteran unserer historischen Wissenschaft, Heeren, und bewährt sich noch in alten Tagen als ihr besorgter Pfleger, indem er die einzelnen zerstreuten Kräfte zu einem Gesammtwerke vereinigte und damit zugleich einen Mittelpunkt hervorrief, in dem unsere historischen Reichthümer am lebendigsten concentrirt sind, und von dem aus sie auch am besten gewürdigt werden. Das ist die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert, Verlag von Friedrich Perthes, erschienen in Hamburg und seit einem Decennium schon zu einer Sammlung von mehren zwanzig Bänden gediehen. Großen Dank verdient Perthes wegen dieser Unternehmung und wegen der außerordentlich vielen und ausgezeichneten historischen Werke, die in seinem Verlage an's Licht gefördert werden. Für unsere neuere Geschichtsliteratur ist dieser Mann fast ohne Nebenbuhler das, was der verstorbene Cotta für unsere classische Literatur überhaupt war.

Der Geist und die Leistungen dieser Sammlung, so weit sie jetzt vorliegt, zeigen die historische Fähigkeit unserer Landsleute auf dem durchschnittlichst höchsten Punkte, den sie erklommen hat. Nirgends verläugnet sich darin das deutsche Wesen, wie es ist, wie es war und wie es sich weiter bilden will. Früher war die Forschung der beinahe ausschließliche Gesichtspunkt; man arbeitete für das Wissen und die streng historische Literatur; Wenigen gelang es aus dem Leben heraus und in das Leben hinein zu schaffen und die Darstellung ward, wenn eine erschien, meist zur Nachahmung und Manier. Wir wissen, warum das nicht anders seyn konnte, und welche Bewunderung — von den Verdiensten Anderer und anderer Art abgesehen — sich diejenigen erwerben mußten, welche das Leben zu ergreifen, das Material zu durchdringen und eine Form zu geben verstanden. Schiller's Einfluß ist auch hier unberechenbar. Nicht unser größter, aber unser bei aller Solidität lebensvollster und originellster Geschichtschreiber war ohne Zweifel Spittler. Von Johannes Müller habe ich nicht nöthig etwas Besonderes zu sagen, das Andere versteht sich von selbst. Das war denn das Höchste, was unsere größten Männer mitten im Zeitalter des Idealismus leisten konnten, in Jahrzehnten, wo die Nationalität sich nur etwa in der Literatur und in der Philosophie äußern konnte. Da brachte uns der Druck der Zeit zum Studium unserer vaterländischen Vergangenheit; kurz darauf erwachte das nationale Bewußtseyn, von da an ist auch der Trieb in uns erwacht, mit dem Leben und der Realität, und vor Allem mit dem Staate uns zu befreunden und in lebhaften Verkehr zu treten. Das ist der größte Umschwung, den Leben, Literatur und Wissenschaft in Deutschland seit der Begründung unserer classischen Literatur erlebt haben. Was aber gewann dabei mehr als unsere Geschichtsbehandlung? Von dieser Zeit an datirt sich ihr Flor. Die höchsten Blüthen winken freilich noch in der Ferne.

Heeren's Bibliothek ist im Gebiete der Geschichte der auffallendste Ausdruck des

Uebergangs, in dem die Deutschen sich befinden: aus der Stube und Bücherwelt, aus bloßer Forschung ins Leben, mit Erfolg zwar, aber noch vielfach von der Ungeübtheit am Leben und den Mängeln der äußeren Welt gehindert und bei allem Streben, eine angemessene, lebendige Form zu schaffen, doch noch unfrei, schwerfällig und reizlos genug, um der größeren Masse der Nation und ihrem Interesse fremd zu bleiben. Es gibt keinen gebildeten Engländer, der nicht seinen Hume und Gibbon studirt hätte. Ich will aber Hundert gegen Tausend wetten, daß nicht ein Zehntheil Deutscher, die wirklich gebildet sind, Pfisters wirklich dauernd werthvolle Geschichte der Deutschen in der Sammlung, von der ich referire, gelesen haben. Man hält sich meist an die Populärhistoriker, denen das Beste mangelt, und die, wie z. B. Rotteck, gar keine Geschichte geben, sondern den Geschichtssinn geradezu ruiniren. Oder man liest historische Romane! Durchschnittlich fehlt es unserm Publicum und unsern Geschichtschreibern an jenem gemeinsamen Band ihrer Interessen, an Einheit ihrer Bedürfnisse und Triebe, jenem Bande, was nur bei einer gleichmäßigen Reife der geistigen und politisch-nationalen Entwicklung einer Nation vorhanden seyn kann. Wir schreiten erst aus der inneren Welt in die äußere und unsere Historiker leiden durchschnittlich sowohl an dem, was sie nicht haben, als an dem, was sie nicht vorfinden. Die großartigen Resultate der geschichtlichen Forschung und Anordnung können daneben nicht genug gerühmt werden; der historische Sinn, das Interesse wird immer lebendiger, die Virtuosität wächst und überall hin äußert sich der wohlthätige Einfluß, den die Realität dieser Wissenschaft und Production ausübt. Verglichen mit der Halle'schen Weltistorie ist die Heeren'sche Sammlung ein Nationalwerk, das für einen viel hundertjährigen Fortschritt unserer gesammten Geistesart angesehen werden könnte.

Die Krone der Sammlung ist bis jetzt Leo's Geschichte der italienischen Staaten — ein Stoff, wie des Verfassers so wunderlich geartetes Naturell schwerlich einen besseren finden dürfte, ein Werk, das trotz der ungleich schwächeren äußeren Gestaltung durch die Macht und Tiefe der Auffassung schlechthin unvergänglich ist. Von Pfister's Geschichte der Deutschen sprach ich schon. Zunächst möchte Lappenberg's begonnene Geschichte Englands wegen der Tiefe der Forschung, in der er mit allen Engländern wetteifert, ferner Stengel's Geschichte des Preußischen Staats — zunächst nur der erste Theil —, und des Grafen Mailath in den beiden letzten Lieferungen angefangene Geschichte des östreichischen Kaiserstaates (bis jetzt 2 Bände: 1834 und 1837) ein bleibendes und auch allgemeineres Interesse erregen, wie denn diese Sammlung überhaupt noch weit größere Theilnahme und Aufmerksamkeit verdient, als ihr ohnehin schon verbürgt ist. Es ist Ehre der Nation, das Wirken dieser Männer zu belohnen!

Hier noch ein Paar Worte über das letzterwähnte Werk von Mailath, weil es den neuesten Lieferungen angehört und ebenso einen Maaßstab für den Stand der Historie in dieser Sammlung gibt, wie letztere ein solcher für die Höhe unserer historischen Bildung und Kunst überhaupt ist. Wenn diese Geschichte Oestreichs vollendet seyn wird, so besitzen wir darin das gediegenste, brauchbarste und Oestreich selbst ein besonders wichtiges Werk, dem der Verfasser theils durch seine frühere Geschichte der Magyaren und durch Arbeiten über ungarische und östreichische Literatur, theils durch seine begünstigte öffentliche Stellung gewachsen war. Die Arbeiten von Coxe und von Woltmann sind nicht so umfassend, nicht von den neueren Quellen und Forschungen unterstützt, nicht von dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft getragen. Andere Werke über Staat und Völker Oestreichs

sind entweder von Unzufriedenen oder von seichten Köpfen geschrieben. Mailath ist ein Forscher wie er seyn soll. Es stehen ihm so viel archivarische Mittel, besonders des Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Gebote, daß man nur begierig ist, wie die schöne und gewissenhafte Unpartheilichkeit in den spätern Bänden zwischen den Rücksichten für den Staat, für die Schicklichkeit und zwischen diesem so rühmenswerthen Wahrheitseifer hindurchsegeln, wie er die Wahrheit ohne das Gift Hormayr's wiedergeben wird. Seine Darstellung ist wirklich Erzählung, wenn schon noch ansehnlich in der Form der Zusammenstellung und des Berichts, nüchtern zwar, aber belebt, einfach und von keinem falschen Schmuck beladen. Seine Gelehrsamkeit macht ihn zu einem der Häuptlinge östreichischer und deutscher Geisteswelt. Dazu ist er, wie schon gesagt, ein Mann, der nur an der Wahrheit und Wirklichkeit Freude hat — die erste Forderung an den Geschichtschreiber —, der die vielseitigste Bildung daran setzt und sich wirklich auf dem Standpunkt wissenschaftlich-historischer Höhe unserer Zeit bewegt — ein zweites Requisit —, und der zugleich von solcher sittlichen Tüchtigkeit, von solcher Pietät gegen jedes Verdienst, jede Größe, so wie gegen sein Vaterland geleitet wird, daß man bei dieser Würde nicht leicht an die Genialität der Geschichtschreibung erinnert wird. Dies über ein Werk, dessen Einzelnheiten zu beurtheilen ich den Kennern dieses speziellen Gebietes überlassen muß.

Dramaturgische Uebersichten

von

M L.

VII.

Der Haarspekulant.

Als die zu ihrer Zeit berühmte Farce, die „Danaiden" auf dem St. Martins-Theater in Paris einstudirt werden sollte, schien ein unübersteigliches Hinderniß diesen Vorsatz zu vereiteln. Es sollten nemlich hundert junge Mädchen dabei figuriren, und die Administration konnte unmöglich hundert Schauspielerinnen auf ein Jahr engagiren, da sie nicht wußte, ob das Stück gefallen würde. Der Verfasser der Vaudevilles Desaugiers, that daher den Vorschlag, ein Chor von Freiwilligen zu bilden, das sich mit dem Vergnügen Comödie zu spielen, und einer täglichen Entschädigung, die in Paris unter dem Namen Feux, bekannt ist, begnügte. Als nun die Journale und Anzeigen diesen Wunsch der Administration dem Publikum bekannt machten, da sah man wirklich bei allen Modistinnen, Blumenhändlerinnen und andern Künstlern dieser Art, die vollständigste Desertion einreißen. Es kam die frohe Nachricht zu den Wäscherinnen, Büglerinnen, Näherinnen, Stickerinnen, und Alle eilten herbei. In einer Woche zählte man zwölfhundert Rekruten. Jede Candidatin sprach für sich, rühmte ihre Geschicklichkeit und ihre körperlichen Vorzüge, die mehr oder minder dem bloßen Auge sichtbar waren.

Der Theater-Friseur, eine Art von Figaro, fand Gelegenheit, aus dieser theatralischen Wuth eine gute Speculation für sich zu machen. Er sprach mit den Bewerberinnen, rühmte sich, bei dem Regisseur viel zu gelten und versprach seine eifrigsten Dienste, wenn eine Jede, der durch ihn Angestellten ihm — nicht eine Locke — nicht eine Flechte —nein! sondern den ganzen Zopf als Zoll der Dankbarkeit darbringen würde.

Die guten Mädchen hatten ihm Alles bewilligt, und schlugen ihm deßhalb auch diese Forderung nicht ab. Sie wie die Einschreibung des Namens in der Liste erfolgt war, so klirrte die verhängnißvolle Scheere, und der Protector ging mit seinem Raub davon. Allein bei der

ächten Probe war der Regisseur wie aus den Wolken gefallen, seine Rekruten im Tituskopf zu sehen. Im letzten Akte hatten sie alle mit zerstreuten Haaren zu erscheinen, nach jener theatralischen Tradition, welche will, daß die Verzweiflung stets lange Haare auf dem Rücken hängen haben soll.

Wie die Verlegenheit am größten war, sprang unser Figaro wie ein Deus ex machina herbei.

„Ich besitze hundert Damenzöpfe, rief er, und leihe sie der Administration für einen halben Franken zu jeder Vorstellung, wofür ich sie jedoch gratis frisire.“

Der Handel wurde geschlossen und das Vaudeville gefiel so, daß es hundert achtzigmal hinter einander gegeben wurde. Man kann leicht nachrechnen, ob die Speculation rentirte.

Man meldet aus Italien:

In Faenza ist ein neues Ballet von dem Franzosen Briol in die Scene gesetzt, „Tirolermädchen“ betitelt, welche Fanatismo erregt hat. Die Tiroler, die bis jetzt nur singend auf dem Theater beliebt waren, sind mithin nun auch tanzend eingeführt.

— In Ferrara, wird eine neue Opera Buffa, unter dem Titel l'amor Molinaro (Müllerliebe) gegeben. Der Componist ist ein Neuling und heißt Ritter Cappelletti.

— Das Theater San Carlo in Neapel hat seinen Prospectus bekannt gemacht, allein er zählt keinen bedeutenden Namen, außer Lablache. Es versteht sich jedoch, daß es nur der Name ist, denn der ihn trägt, ist nicht der berühmte Virtuose, sondern dessen Sohn. Im Ballet zieht das Ehepaar Perrot an. Donizetti, Mercadante, Conti und Staffa, dieß ist der General-Stab der Componisten, die dazu berufen wurden, die großen Schlachten der ersten Vorstellungen zu liefern.

* * *

Mehre Departements-Städte in Frankreich geben ihre stehenden Theater auf, und werden forthin und auf acht Monate im Jahr Mitglieder engagiren. Es leuchtet ein, welchen Nutzen diese Maaßregel mit sich führt. Das Publikum wird nicht mehr durch das Alltägliche übersättigt werden; die Administrationen werden nicht mehr nöthig haben, während der schönen Jahreszeit ihr Geld zuzusetzen, und die Künstler, besonders die Sänger, werden sich vier Monate hindurch von ihren Fatiguen erholen können, und den Verlust am Gehalte, durch größere Forderungen und längere Ausdauer leichtlich ersetzen.

Cannstadt.

Im Neckarthale, wo der Fluß sich bei Eßlingen durch eine Wendung von den beengenden Nebenhügeln losmacht und durch schöne Obstbaumfelder ein tieferes Bette wühlt, liegt auf vulkanischem Boden, auf Lagern von porösem Tuffstein, das alte Cannstadt, das schon zu der Römer Zeit einen Namen hatte. Es ist eine eigentliche Wasserstadt. Freilich nicht in dem Sinne, wie Hamburg und London; seine Kaufherren rüsten keine Handelsflotten aus; allein sie sind dennoch dieses Namens vollkommen würdig. Ueberall sprudelt es, überall strömt es. Bohrt man nur wenige Fuß im Boden, flugs steigt der Strahl empor; helles, klares Wasser, aber lauwarm, gesättigt mit guten, heilsamen Ingredienzien, wie es da unten bereitet wurde, von einer gütigen, unerforschlichen Hand. Die Fabrikanten treiben ihr Räderwerk mit artesischen Brunnen aus Sauerwasser, die häuslichen Handthierungen geschehen damit, selbst die Pferdschwemme ist ein reicher mineralischer Quell, über und über bedeckt mit wohlthuendem Schlamm, der gichtkranken Gliedern ihre frühere Geschmeidigkeit wieder zu geben im Stande ist.

Cannstadt selbst, ist ein kleines, übel

aussehendes Städtchen, dessen verfallene Hütten und Häuschen sich jedoch oft malerisch gruppiren, und von einem englischen Stahlstecher mit den gehörigen Licht-Effekten ausgeführt, eben so, wie Manches andere dieser Art, sich für ein Keepsake ganz wohl schicken würden.

Dieß ist aber noch nicht das, was dem Orte die reizende Eigenthümlichkeit verleiht.

Nach Osten hin erstreckt sich eine Anhöhe, an deren Fuße, auf dem sogenannten Sulzerrain, die Trinkquelle entspringt. Steigt man die Anhöhe hinan, so überschaut man ein Thal, das als Typus süddeutscher Natur betrachtet werden darf. Landschaften mit Worten malen, ist mißlich und am wenigsten meine Sache, allein ich will versuchen, hier einfach zu schildern, was sich dem Auge zeigt.

Das ganze weite Thal ist von ziemlich hohen Hügeln eingeschlossen, die in flachern Gegenden ihren Gebirgs-Charakter, den sie hier nur in der Bildung ihrer Schluchten und Abstufungen zeigen, deutlicher aussprechen würden.

Die untern Halden sind alle dem Weinstock überlassen, höher wechselt Laubholz mit üppigen Wiesen und Getreidefeldern. Nur gegen Südwest, zeigen sich Waldpartien, die sich nach der bedeutendsten Höhe, dem Bopser, erstrecken. Die hohen Halden nach Westen haben freundliche Häuschen, und die Steigen dahin bezeichnen malerische Gebüsche und zerstreute Wohnungen. Oestlich zieht sich der Neckar an dem Städtchen vorbei, und nimmt hier die ersten Schiffe auf, deren Ladung er dem Rheine und der Nordsee zuträgt. Bei seiner letzten Wendung wo er von unserm Thale Abschied nimmt, bespült er das freundliche Münster, das gar hell zu uns herwinkt und uns zu seinen Fisch-Schmäusen einlädt. Unter uns erblicken wir, von dem neuen Kurhause aus, die vierzeilige Allee aus Platanen und Akazien, die zum Wilhelmsbade führt; dann sehen wir Cannstadt, das mit dem jenseits des Neckars liegenden Weiler Berg zu einem Ganzen verbunden zu seyn scheint. Rechts vom Neckar, Ober- und Unter-Türkheim, mit den herrlichsten Weinbergen Schwabens; links Wangen, Gaisburg auf seiner Höhe, und halb im Gebüsche versteckt, an Bergen lehnend, das friedliche Gablenberg; die Häuschen am rothen Berge, umgeben von schimmernden Leinwandbleichen; der ernste Tempel auf der Kuppe, die einst das Stammschloß Württemberg trug und wo jetzt die irdischen Reste einer geliebten Königinn ruhen. Ueber den Mittelgrund der Landschaft hinaus strahlt uns eine prächtige Villa im italienischen Geschmack entgegen: der Rosenstein, dem Könige gehörend; im Hintergrunde endlich, wo sich das Thal zusammenengt, liegt Stuttgart nach seiner Länge und schließt sich auf malerische Weise dem bewaldeten Hintergrunde an. Denkt man sich nun noch dieß ganze Thal, nach allen Richtungen hin, von Alleen durchschnitten, die bald aus Pappeln, bald aus Akazien, Platanen oder Obstbäumen bestehen, dann Mais- und Getreidefelder, Wein-, Küchengärten überall, so wird man gestehen müssen, daß es nicht leicht eine lachendere Aussicht geben kann, und hierin stimmen denn auch wirklich alle Fremden überein, welche diesen Anblick genießen.

Wäre es möglich, Cannstadt mit seiner Umgebung in die Nähe von Berlin, Hamburg, ja selbst des an Naturschönheiten so reichen Wiens zu versetzen, es müßte bald als ein Juwel deutscher Badeorte bekannt werden; und nicht nur den Bewohnern jener Städte zum angenehmsten Aufenthalte dienen, sondern auch bereits in weitester Ferne so bekannt seyn, daß es an Platz mangelte, die Fremden alle aufzunehmen.

Wie Cannstadt noch in diesem Augenblicke beschaffen ist, so gewährt es den Besuchern aus der Fremde außer diesen

Naturschönheiten, der gesunden Luft, der Mineralquelle, den Ausflügen nah und fern, den Wasser-Parthieen auf dem Neckar, in gesellschaftlicher Beziehung so gut, wie nichts. Die Stuttgarter Gesellschaft, die allerdings Elemente in sich vereinigt, welche ein Bade-Leben verschönern könnten, sagt sich von Cannstadt los, weil sie es zu nahe hat, und es ihr zu alltäglich ist. Sie wählt zu ihren Sommer-Ausflügen gern entferntere Punkte und ennuyirt sich in den kleinen, im ganzen Lande überall zerstreuten Bade-Orten, um auch dort die beliebten Cotterien zu bilden. Cannstadt wird vorzugsweise nur von Schweizern und Elsäßern belebt; auch Engländer sieht man längere Zeit verweilen; Norddeutsche sind selten, und doch würde ihnen der Aufenthalt sicher am meisten zusagen, wenn er nur mehr Comfort böte.

Es ist durch die Erbauung eines Kurhauses etwas Bedeutendes geschehen.

Der König hat diesen Bau größtentheils auf seine Chatoulle genommen, und man hofft, daß seine Großmuth sich darauf nicht beschränken, sondern dem Orte noch andre ersprießliche Baulichkeiten schenken werde. Man spricht zunächst von einem Portique, der das Kurhaus mit der Quelle verbinden soll, von einem eleganten Restaurations-Locale an der Quelle, und von einem Theater. Daß diese Erwerbungen einen großen Einfluß auf die gesellige Stimmung der Gäste ausüben werden, ist vorauszusehen. Dieß muß dann größere Frequenz herbeiführen, und dieß durch gesteigerte Anforderungen Manches aus der Lethargie erwecken, worin es jetzt noch ruht. Ich glaube den Zeitpunkt als nahe bezeichnen zu können, wo Cannstadt zu den angenehmsten Luxus-Bädern zu zählen seyn wird, da ich durchaus nicht der Meinung bin, daß Hazardspiele allein, die hier verboten sind, dieß hervorzubringen vermögen. Sieht man denn eben die feinste Gesellschaft spielen? Sind die Abenteuerer, welche das Spiel herbeizieht, wohl im Stande, Jene herbeizuziehen? Und ist das halbe Stündchen, das man wohl mit Zusehen am Spieltische hinbringt, so erheblich, um für eine besondere Unterhaltung gelten zu können?

Alle österreichischen Bäder sind Vereinigungspunkte der höchsten und feinsten Gesellschaft ohne Spiel geworden. Ich hoffe, daß in einem Jahrzehnd auch die Höhen um Cannstadt, wie die bei Ischl und Carlsbad mit zierlichen Denkmälern geschmückt seyn werden, die eine schöne und hohe Hand dem Orte weiht, der ihr Genesung spendete und jene vollkommene Gemüthsruhe, die das gesellschaftliche Bade-Leben in so hohem Grade hervorbringt.

Zu diesen Zeilen veranlaßten mich zuerst Empfindungen, die ich schon lange hegte, da ich die drei Jahre, die ich in Stuttgart wohne, mehr in Cannstadt, als dort verlebt habe; dann ein Fest, das vor einigen Tagen Statt fand, und mir den Beweis lieferte, daß ich mich in meinen Voraussetzungen nicht täuschen werde.

Obgleich noch nicht in seinem Innern dekorirt, so stand der Kursaal diesen Sommer doch schon fertig da, und der Gedanke, ihn aus dem Stegreif mit Blumen zu schmücken, und das erste Gesellschafts-Mahl darin zu feiern, wurde von allen Badegästen, die sich einander größtentheils nicht kannten, da ihnen noch jeder Reunions-Punkt mangelte, so willfährig aufgenommen, daß sich an zweihundert fünzig Theilnehmer in ein Paar Tagen gefunden hatten. Die heiterste Stimmung ergriff die Gesellschaft, und selbst die Besorgniß, daß ein Cannstadter Gastwirth, aus Mangel an Uebung, einem solchen Diner nicht vorstehen könne, verschwand bald vor der schönen Wirklichkeit der trefflichsten Speisen und Getränke und der wohl geordnetsten Bedienung. Man schmaußte weidlich, nahm Caffee und Sorbets im Freien, verstand sich dazu, im Zuge, unter Vorantretung eines Musikchors, Herren und Damen Paarweise, einen Spaziergang zu machen, um dann unter Begleitung vieler Einwohner des Städtchens sich in das Wilhelmsbad zu begeben, und den frohen Tag mit einem Balle zu beschließen, der improvisirt war, wie alles Uebrige, dem es aber darum nicht minder an Heiterkeit gebrach.

Dies war ein Schritt zum Bessern; die Lust äußert schon jetzt ihre Folgen, indem Einige ihre Abreise verschoben haben, um noch eine gemeinschaftliche Wald-Parthie und eine Wasserfahrt mitzumachen. Ich glaube der nächsten Saison eine früher nicht gekannte Belebtheit versprechen zu können, und es wird an vorsorgenden Anstalten gewiß nicht fehlen, ihr dieselbe auch zu sichern.

Telegraph von Deutſchland.

Unglücksfall.

Man ſchreibt aus Hamburg: Einer unſerer angeſehenen und in ſeinem kaufmänniſchen Berufe höchſt thätigen und einſichtsvollen Mitbürger (Herr Mohrmann) hatte in der Nacht auf den Dienſtag das Unglück, bei einer ſpäten Nachtarbeit — wahrſcheinlich vom Schlafe überwältigt, und dem Lichte zu nahe gekommen — ſo furchtbare Verletzungen davon zu tragen, daß man ihn am andern Morgen bewußtlos, und einen Theil des Körpers mit ſchweren Brandwunden überſäet, am Boden fand. Alle Sorgfalt der ſchmerzerfüllten Familie, und die thätigſten Beſtrebungen der herzugerufenen geſchickten Aerzte vermochten nicht, das Leben des Verunglückten zu retten, der nach faſt 36ſtündigen, furchtbaren Schmerzen, nachdem er in den letzten Augenblicken wieder zum Bewußtſeyn gekommen war und von ſeiner troſtloſen Familie Abſchied genommen, ſeinen Geiſt aufgab.

Allerlei.

Dr. Heine, Vorſtand des orthopädiſchen Carolinen-Inſtituts in Würzburg, bekanntlich Erfinder einer künſtlichen Kettenſäge für chirurgiſche Operationen, iſt von dem Kaiſer Nikolaus nach St. Petersburg eingeladen worden, um während ſechs Wochen daſelbſt dem ärztlichen Perſonale über die künſtliche Ketten-Knochen-Säge Vorleſungen zu halten, und manuellen Unterricht zu ertheilen, um ſo die Einführung und den Gebrauch dieſes ausgezeichneten Inſtrumentes im Kaiſerreiche vorzubereiten. Er iſt dahin abgereist. Er erhält nebſt der Vergütung der Reiſekoſten eine kaiſerliche Belohnung und ein Honorar auf ſechs Wochen von 6000 Gulden.

— Die Direction des Riga'ſchen Stadt-Theaters macht bekannt, daß ſie den Souffleur des königlichen Hoftheaters in Berlin, Herrn L. Wolf, beauftragt habe, ihr Alles aus Deutſchland für ſie Einlaufende, zuzuſenden, und wird Alles, was ihr auf anderem Wege unfrankirt zukommt, entſchieden ablehnen. Ebenſo beſorgt Herr Wolf den Verkauf der dramatiſchen Arbeiten des Herrn von Holtei, und iſt ermächtigt, das Honorar dafür anzunehmen.

Anekdote.

Als einen Beweis des entſchiedenen Charakters der jungen Königin von England, erzählt man folgende Anekdote: Die Königin hatte die Abſicht, perſönlich, zu Pferde, eine Heerſchau über die Garden zu halten, und theilte dieſe Idee dem Premier-Miniſter, Lord Melbourne, mit, der ſie aber davon abzubringen ſuchte, und ihr vorſchlug, ſie ſollte die Revue vom Wagen aus halten. „Very well," antwortete die Königin ſehr kurz und entſchieden; „no ride, no review!" (kein Ritt, keine Revue!) Lord Melbourne mußte ſich alſo fügen, und der geſchickte Stallmeiſter Ducrow iſt in dieſem Augenblicke damit beſchäftigt, ein Pferd für die Königin zuzureiten, deſſen ſie ſich bei der Revue bedienen wird.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Die Lilie im Thal, eine anmuthige Zeichnung nach einem engliſchen Stahlſtiche.

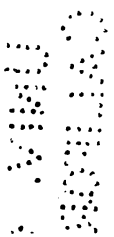
2) Original-Modebild aus Paris.

Auguſt Lewald.

5 Août 1837.

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.



Die Lilie im Thal.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die Schweſter.

Epiſode aus einer größeren Erzählung von M. Honeck.

Ein ſtattlicher Mann, dem Anſcheine nach hoch in den Vierzigen, ſaß neben dem Dichter, der ſo eben ſeine Confeſſion beendet hatte. „Wenn ich mich,“ begann er, „den Erinnerungen aus meinem Leben hingebe, dann verweile ich gerne bei dem Bilde eines einfachen, jungen Mädchens, an das mich die zarteſten Bande knüpften. Vergönnen Sie mir, die Geſchichte dieſer meiner jungen Freundin erzählen zu dürfen.“

Ich hatte meine juriſtiſchen Studien beendet, und ſollte, nach dem Wunſche meines Vormundes und meiner Verwandten, mich um eine Anſtellung im Staatsdienſte bewerben. Die preußiſche Provinz, in der ich geboren, war dem Königreiche Weſtphalen einverleibt worden, und ich ſollte mit vielen gewichtigen Empfehlungen verſehen, nach der Reſidenz des neuen Königreiches reiſen, um mich den einflußreichſten Männern vorzuſtellen. Die Anſichten und Wünſche meiner Verwandten ſtimmten jedoch mit den meinigen nicht überein; in jener Zeit, bei deren Andenken jeder Deutſche erröthen muß, hatten Freiheit der Geſinnung, Vaterlandsliebe, muthige Hoffnungen, faſt nur auf den Univerſitäten ein verborgenes Aſyl gefunden; wie nur gute Kinder eine Mutter lieben können, hätte auch die Welt ſie mit Schmach überhäuft, ſo hingen wir an dem freien, deutſchen Vaterlande, das den begeiſterten Jünglingen als Ideal vorſchwebte, in den Tagen, wo Deutſchland, Vaterland, zum Geſpötte der Thoren geworden war. Und Liebe zu einem Vaterlande, wie wir es uns oft in begeiſterten Geſprächen gemahlt hatten im Herzen, vom bitterſten Haſſe gegen die widerrechtliche, drückende Fremdherrſchaft erfüllt, ſollte ich dem Könige Treue ſchwören, den uns

der franzöſiſche Kaiſer aufgezwungen hatte. In der übelſten Laune von der Welt kam ich in Caſſel an; das bunte Gewühl auf den ſchönen, freien Plätzen, die glänzenden Equipagen, die die Straßen durcheilten, der Anblick der Pracht des Hofes, — Alles, was ich ſah und hörte, wirkte nur unangenehm auf mich ein. Dieſer Glanz, ſagte ich mir, dieſe Hoffeſte, all' dieſer eitle Prunk, die letzten Kräfte eines Jahre lang ausgeſogenen Landes verzehren ſie; Männer, die die öffentliche Verachtung verdienen, ſind es vielleicht, denen du den Hof machen, um deren Gunſt du buhlen mußt, damit es dir vergönnt ſey, nur unterzukriechen, an den Träumen deiner Jugend, an deiner beſſeren Ueberzeugung zum Verräther zu werden. Und ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ich meine Empfehlungsbriefe abgab; ich lebte ſehr eingezogen, nahm an Nichts Theil; nur im Theater, das ich oft beſuchte, vergaß ich auf Stunden den Mißmuth, der mich drückte.

Der Zufall fügte es, daß eines Abends dicht neben mir im Sperrſitze ein junges Mädchen ſaß, deſſen Aeußeres mich lebhaft intereſſirte; ich konnte nicht müde werden, die Züge meiner holden Nachbarin zu betrachten, den Blick auf ihrer ſchlanken, jugendlichen Geſtalt ruhen zu laſſen. Und auch ſie ſchien mich zu betrachten; verſtohlen forſchte ihr ſchönes, dunkelblaues Auge nach mir, wenn ſie meine Aufmerkſamkeit auf das bunte Gaukelſpiel des Ballets gerichtet glaubte. Ein ſolch' ſtiller Verkehr unſerer Augen hätte mich nun wohl berechtigen können, mit meiner Nachbarin ein Geſpräch in Worten anzuknüpfen; aber ich litt damals noch an einem Uebel, das nur die Zeit zu heilen vermocht hat — an einer unglücklichen Schüchternheit, Damen gegenüber. Zehnmal entſchloß ich mich, ſie anzureden, aber immer wieder verließ mich der Muth im Augenblicke, wo ich reden wollte. Doch beſſer, als der blöde Schäfer es verdiente, fügte es die freundliche Göttin Gelegenheit; im furchtbaren Gedränge, das beim Hinausgehen aus dem Schauſpielhauſe entſtand, ward meine Nachbarin von dem ſie begleitenden Bedienten getrennt, und da gewann ich endlich Muth genug, ſie anzureden, und die Bitte zu wagen: ob ich ſie nach Hauſe begleiten dürfe. Dankbar ward mein Anerbieten angenommen; das junge Mädchen nahm meinen Arm, und wir gingen durch die noch ſehr belebten Straßen. Einmal über den erſten gefährlichen Schritt des Anredens hinaus, war ich unbefangenen und leichten Herzens geworden; über die eben geſehene Oper, über die Schauſpieler, über das glänzende Leben in der Reſidenz plaudernd, hatten wir einen ziemlich weiten Weg gemacht, als die junge Dame vor einem großen Hauſe ſtehen blieb, und freundlich dankend Abſchied von mir nahm.

„Wer wohnt in diesem hellerleuchteten Hause?“ fragte ich einen Vorübergehenden:

„Der Staatsrath N.“

Unter meinen Empfehlungsbriefen war auch einer an ihn. Um zwölf Uhr am folgenden Morgen stand ich in seinem Vorzimmer. Man sah, der Staatsrath war ein Günstling des Monarchen, es drängte sich um ihn die Menge der Bittenden, seine Säle wimmelten von elenden Physiognomien, auf denen man die Gier nach Geld, nach Rang, nach Aemtern und unverdienten Ehrenbezeigungen las; wie schämte ich mich so tief, auch inmitten dieses Haufens zu stehen! Nach peinlichem Warten wurde ich endlich vorgelassen; während der Staatsrath das Schreiben las, welches ich ihm überreicht hatte, musterte ich den vor mir Stehenden, der, der Sohn eines armen Landpredigers, aus einem unbedeutenden Subaltern-Beamten, Günstling des Monarchen geworden war, vielleicht bald das Portefeuille des Ministers erhielt. Doch lag nichts von dem abschreckenden Stolze des Emporkömmlings in den Zügen des stattlichen, imponirenden Mannes, vielmehr sprach sich Gutmüthigkeit und Offenheit darin aus. Mir ward von ihm die freundlichste Aufnahme; er versprach, meine Bewerbungen um eine Anstellung kräftig zu unterstützen, — in seinem Hause werde ich stets ein willkommener Gast seyn. „Ich will Sie gleich meiner Frau und meiner Nichte vorstellen, dann aber müssen Sie mich bis zum Diner entschuldigen,“ sprach er lächelnd, „Sie sehen ja die Menge der Supplicanten, die, um meine Verwendung bei Sr. Majestät bittend, mich täglich wie heute vom Morgen bis Abend quält.“ Er öffnete eine Seitenthüre, und wir traten in ein reichverziertes Gemach, in dem zwei Damen saßen; es war die Gemahlin des Staatsraths und meine holde Nachbarin aus der Oper, seine Nichte.

Welch' schöne Stunden hab' ich in diesem Zimmer verlebt; wie manchen Abend saßen wir, wenn Louisen's Oheim und Tante auf Bällen oder Hoffesten waren, allein, und tauschten unsere Gedanken aus, erzählten uns die geringfügigen Begebenheiten unseres Lebens; wie oft sang mir Louise mit ihrer frischen, schönen Stimme heitere Lieder; wie aufmerksam, wie theilnehmend hörte sie meine bitteren Klagen über den jetzigen Zustand unseres Vaterlandes, meine begeisterten Hoffnungen auf eine bessere Zukunft; denn ich hielt fest an dem Glauben, Napoleon werde einst gestürzt, Deutschland wieder das weite, mächtige Reich werden, wie es unser großer Kaiser Carl mit weisem Scepter regierte, so wenig auch etwas im Jahre 1812 zu solchen Hoffnungen berechtigte. — Louise war ein einfaches, stilles Mädchen; in einer kleinen hannoverschen Stadt erzogen, hatte sie schon früh den

Wohlſtand ihrer Familie in den Drangſalen des Krieges ſchwinden ſehen, hatte den ohnmächigen Schmerz wehrloſer Unterdrückten kennen gelernt; an den Sterbebetten geliebter Eltern, jüngerer Geſchwiſter hatte ſchon das Kind den bitteren Ernſt des Lebens erfahren, und die Unzulänglichkeit menſchlicher Hilfe, menſchlichen Troſtes. Ein frommer, Gott ergebener Sinn, richtete die verlaſſene Waiſe wieder auf; aus der ſtillen Zuflucht, die ſie nach dem Tode der Ihrigen gefunden, riefen ſie bald ihre, zu Macht und Anſehen gekommenen Verwandten zu ſich in die Reſidenz des jungen Königreichs; aber ihr gingen in dem Treiben der großen Welt die Schätze nicht verloren, die ſie unter Kummer und Noth geſammelt hatte; ſie blieb ſich ſelbſt getreu. — Louiſens Tante war eine recht gute aber eitle Frau, ohne alles tiefere Gefühl; ſie glaubte ihren übernommenen Mutterpflichten vollkommen zu genügen, wenn ſie für Louiſens Anzug ſorgte, und ihr täglich vorpredigte, nichts diene mehr dazu, einem jungen Mädchen eine glückliche Stellung in der Welt zu verſchaffen, als wenn es fertig franzöſiſch ſprechen und ſchön tanzen könne. Der Oheim war ein charakterloſer Mann, er hatte keine anderen Grundſätze als glänzen und um jeden Preis emporkommen zu wollen; dieſe Sucht nach Anſehen und Ehren hatten ihn vielleicht zu ſchwerer Pflichtvergeſſenheit gegen den Staat verleitet, dem er ſeinen erſten Eid geſchworen hatte. Doch beſaß er eine gewiſſe Gutmüthigkeit, wie ſie ſchwachen Menſchen ſo oft eigen iſt; er verpflichtete ſie gern durch Gefälligkeiten, war wohlthätig, und ich war ihm dankbar ergeben; ſorgte er doch für Louiſe, die ich — ich mußte es mir geſtehen — innig liebte, mit der zärtlichſten Theilnahme eines Vaters.

Ich war nun ſchon zwei Monate in Caſſel, noch immer unſchlüſſig, was ich thun ſollte; der Staatsrath hatte mich oft aufgefordert, mich zum Examen zu melden. Habe ich das beſtanden, verſicherte er mir, dann ſey mir die vortheilhafteſte Anſtellung gewiß, und dann, ſagte ich mir ſelbſt, darfſt du um Louiſens Hand werben und dein Glück iſt gegründet. Dein Glück? wird ſie mich nicht verachten? wird ſie von dem Treue, Liebe, erwarten dürfen, der um elenden Geldes willen, an des Vaterlands heiliger Sache zum Verräther wird? Nein, gewiß war ich ihrer Liebe, ihrer Achtung, wenn ich vor ſie hinträte, und ſie aufforderte, mein Weib zu werden in einem Lande, wo wir freilich nur ärmlich aber mit ruhigem Gewiſſen leben könnten, nach dem freien America. Täglich nahm ich mir das vor, ich zweifelte nicht an ihrer Liebe zu mir — ſie hatte mir ſo viele Beweiſe ihrer Theilnahme, ihres Wohlwollens gegeben. Nie, das ſagte mir mein innerſtes Gefühl, hatte ſie ſich einem Fremden ſo angeſchloſſen wie mir, und doch, ſo oft ich mit ihr allein

war, ſo oft ſich mir auch die günſtigſte Gelegenheit darbot, nie wollte ſich das Geſtändniß der Liebe über meine Lippen wagen.

Eine unangenehme Begebenheit entlockte mir endlich, was ich auszuſprechen noch immer gezögert hatte. Der Staatsrath war mit ſeiner Gemahlin und Louiſen zum Balle bei einem hohen Beamten geladen, und Louiſe wurde ausgeſchmählt, als ſie ſich wie gewöhnlich weigerte, mitzugehen. Die gutgemeinten Vorwürfe der Tante bewogen ſie endlich dazu; auch ich war eingeladen, und ging hin, weil ich wußte, daß Louiſe kommen werde. Der Anblick des Ballſaals war mir nicht erfreulich; lachende, fröhliche Geſichter, Mienen, die an die ewige Dauer dieſes luſtigen Königreichs glaubten, das doch auf ſo ungeheurem Jammer erbaut war; ach! die leichtfertige, frivole Sitte der Fremden hatte hier tiefe, ſtarke Wurzeln geſchlagen. Und meine Geliebte, das reine, unſchuldige Mädchen, war inmitten dieſer ſündigen Geſtalten. Sie gehörte nicht dahin; mit ſtarkem Arm, das gelobte ich mir, wollt' ich ſie hinwegführen in ein freies, reineres Land.

„Und warum wollen Sie nicht mit mir tanzen?“ fragte ein junger franzöſiſcher Officier jetzt eben meine Louiſe. Sie hatte mir den nächſten Tanz verſprochen, und mußte es natürlich dem Fremden abſchlagen. „Nein, nein, Mademoiſelle,“ erwiederte der Officier leichthin, „dieſe Ausflüchte gelten nicht; wir ſind die Sieger; wo wir bitten, muß jeder Andere zurücktreten, Niemand ſoll gegründeteres Recht auf dieſe ſchöne Hand haben als ich.“ Das ſagend, zog er die Widerſtrebende mit fort in die Reihen der ſich eben zum Tanze Ordnenden. Mein Blut kochte, doch hielt ich mich mühſam zurück. Nachdem der Tanz beendet war, ging ich zu dem Officier, der mich ſo ſchwer beleidigt hatte. Wenige Worte waren hinreichend, uns zu verſtändigen.

Es dämmerte, als ich mich auf meinem Lager wiederfand; neben meinem Bette ſaß Louiſe. „Verdammen Sie mich nicht,“ ſprach ſie ſanft, „Ihr Secundant hat Sie, Gefahr für ſeine eigene Sicherheit fürchtend, gleich nach Ihrer Verwundung verlaſſen; Sie haben Niemand, der in der fremden Stadt ſich Ihrer annehmen wird, und ſo glaubte ich, die Sorge um Ihre Geneſung übernehmen zu müſſen.“

„Louiſe, wie danke ich Ihnen?“

„Reden Sie nicht, Ihre Wunde iſt zwar nicht bedeutend, nur ein Streifſchuß am Haupte hat Sie verletzt; aber Sie ſind durch den Blutverluſt ſehr geſchwächt, und das Reden würde Sie zu ſtark angreifen.“

Ich ſchwieg und ſchlief bald ein, aber meine Träume waren ſanft und lieblich. Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes erwachte ich, und fühlte mich wieder ganz wohl. Louiſe mußte mich jetzt verlaſſen

eine weite Spazierfahrt ihrer Verwandten hatten ihr Gelegenheit gegeben, den Tag über bei mir bleiben zu können; jetzt mußte sie, sollte ihre Abwesenheit nicht entdeckt werden, wieder nach Hause zurückkehren. Sie verließ einen frohen Menschen; jetzt wußte ich bestimmt, wie sehr sie mich liebe, bewies mir doch das die Aengstlichkeit, mit der sie sich gleich nach dem Ausgange des Duells mußte erkundigt haben, die Pflege, die sie selbst mir angedeihen ließ. Den andern Tag mußte ich nach dem gemessenen Befehle meines Arztes noch das Zimmer hüten. Nie ist mir die Zeit länger geworden. Louise konnte nicht kommen, und ich hatte ihr doch so viel zu sagen. Denn keinen Tag länger wollt' ich zögern, ihr meine Liebe zu gestehen, ihr meine Pläne für unsere Zukunft mitzutheilen. Am andern Tage eilte ich in das Haus des Staatsraths; Oheim und Tante waren glücklicherweise nicht zu Hause, ich mit Louisen allein in dem trauten Gemache.

Zagend brachte ich die ersten Worte meiner Erklärung hervor; Louise schlug die blauen Augen schüchtern nieder, und trocknete ihre hervorbrechenden Thränen; ich glaubte, es seyen Boten der süßesten Gewährung, Freudenthränen, die ihren Augen entflossen. Lebhafter, feuriger sprach ich weiter von dem Glücke, das unserer in der Ferne harrte, mahlte ihr mit glühenden Farben eine schöne, segensreiche Zukunft. — Endlich schwieg ich; mein Herz pochte in Angst und Hoffnung; es war lange still im Zimmer; Louise weinte vor sich hin. Dann sprach sie mit matter Stimme: „Um Alles in der Welt, Hermann, höre mich ruhig an; glaube mir, daß ich ganz Deinen Werth zu schätzen weiß, daß ich Dich liebe mit dem Gefühl, das die zärtliche Schwester mit dem guten Bruder verbindet; verlange kein anderes, höre mich ruhig an, mein guter Bruder. Als noch Wohlstand und Ruhe in unserem Lande herrschten, ehe der Feind kam, als das Glück noch nicht die Schwelle unseres kleinen Hauses verlassen hatte, da wohnte neben uns eine Familie, eng verbunden mit der unsrigen, wie gute Nachbarn es seyn sollen; der älteste Sohn des Hauses war ungefähr vier Jahr älter als ich, das achtjährige Mädchen; er war immer so gut und gefällig gegen mich, und lächelnd nannten uns oft unsere Mütter die kleinen Eheleute. Die glücklichen Tage vergingen nur zu schnell, und bald kam alle Noth des Krieges über unser Städtchen. Eines Abends saßen Wilhelm, des Nachbars Sohn, und ich auf einem Hügel nicht weit von der Landstraße; ein französisches Regiment, das in die Stadt einrückte, belebte sie; lustig klangen die Trompeten und der Gesang der Soldaten durch die Luft. „Sieh, da ziehen sie wieder hin," sagte Wilhelm bitter, „das Brod unserer Aeltern zu nehmen, das letzte thrä-

nenfeuchte Brod. Aber wenn ich nur erſt zwei Jahre älter bin, und ſtark genug, das ſchwere Gewehr zu tragen, dann ſoll es bald aus ſeyn; dann gehe ich hin, den böſen Napoleon zu erſchießen, der uns Deutſche haßt, und unſerm Fürſten das Land geſtohlen hat.“ „Und Du willſt mich verlaſſen Wilhelm,“ klagte ich, „und ſagſt, daß Du mich lieb haſt?“ „Ja,“ ſprach er, und dann komm' ich zurück, und reich und mit Ehre bedeckt, fahre ich dann bei Dir, meiner lieben Braut, vor, in dem ſchönen, goldglänzenden Wagen. Doch nein,“ brach er trübe ab, „gewiß, ich kehre nie zurück; aber ſag' mir, Louiſchen, willſt Du mir treu bleiben, wenn ich bald ſterben muß, treu, wie jene alten Ritterfräulein, von denen Mutter uns neulich erzählte, die in's Kloſter gingen, wenn ihre Geliebten in der Schlacht erſchlagen waren?“ „Treu bis in den Tod,“ rwiderte ich. Wenige Wochen darauf ſtarb Wilhelm an einem bösartigen Fieber, das unſere Gäſte mitgebracht hatten. Man konnte mich nicht von ſeinem Bette ferne halten, und auch mich ergriff die böſe Krankheit. In meinen Träumen ſah ich den verſtorbenen Wilhelm oft, wie er ſich zu mir neigte, und ſeine bleichen Lippen mir zuflüſterten: „Treu bis zum Tode.“ Ich genaß, Wilhelms Bild verließ mich nie, nie der Gedanke, daß ich, einer Nonne gleich, ſtets einſam werde leben müſſen; kein Mann hat je in der Jungfrau den Wunſch erregt, ihn beſitzen zu mögen; nie hab' ich mich an den Gedanken gewöhnen können, es würde für mich eine Zeit geben, wo ich Hausfrau, Mutter ſeyn würde; gewiß, meine Beſtimmung iſt, allein den Weg durch's Leben zu wandeln. Einige Jahre nach dem Tode Wilhelm's hatte ich den Verluſt meines älteſten Bruders zu beklagen, an dem ich mit ganzer Seele hing. An jenem Abend, als wir uns zuerſt im Theater ſahen, waren meine Gedanken ferne von den lächelnden Bildern, die uns vorgeführt wurden. Wohl ſind Oheim und Tante immer gütig gegen mich, doch haben ſie mich nie recht verſtanden; ich kenne Niemand, zu dem ich Vertrauen habe, ich paſſe gar nicht in dieſe fremde Welt. Da fiel mein Blick zufällig auf Dich, und es war mir, als ſähe ich den verſtorbenen lieben Bruder, nur größer und männlicher als der Selige war, und ich dachte: Hätte Gott mir einen Bruder geſandt, der mir zur Seite ſtehen ſoll, daß ich nicht mehr ſo ganz allein ſey unter den fremden Menſchen. Und wir lernten uns kennen, und täglich, wenn Du von uns gingeſt, ſagte ich zu mir: ſo wäre Hermann — denn Hermann hieß er, ſo wie Du — geworden, hätte ihm Gott ein längeres Leben beſchieden; und täglich mehr gewöhnte ich mich daran, Dich als meinen Bruder zu betrachten, Dich wie meinen Bruder zu lieben. Laß' es doch ſo ſeyn zwiſchen uns; kein Wort mehr von Liebe und Ehe;

Gott sandte Dich als meinen Bruder; sey mein guter Bruder; sey es für ewig."

So hatt' ich denn die liebenswürdigste Braut verloren, eine Schwester dafür zu finden. Gewaltsam besiegte ich alle Gefühle der Liebe, die ich für Louisen hatte — ich wollte ihr nur Bruder, der zärtlichste Bruder seyn.

Nur wenige Monate noch war es uns vergönnt, im traulichen Verhältnisse liebender Geschwister beisammen zu leben; dann riefen mich ernste Pflichten. Napoleon's Glückstern war erblichen, um nimmer wieder zu leuchten. Das deutsche Volk erhob sich wider ihn, aller Orten bildeten sich freiwillige Schaaren; ich eilte, mich einer derselben anzuschließen. Der Abschied von Louisen war schmerzlich, wir tauschten Ringe, aus unsern Haaren geflochten. „Bald Louise," sprach ich weinend, „wird ein glücklicher Bräutigam den Ring dir reichen, der Dich für ewig an ihn bindet; wirst Du auch dann, glücklich an der Seite deines Gatten, noch zuweilen des Bruders gedenken?" — „Nein nie werd' ich das Glück in einer Ehe finden, nie wird mir Glück zu Theil werden; alle Stützen fehlen meinem jungen Leben; der Himmel führte Dich, meinen Bruder, mir zu, und jetzt schon mußt auch Du mich verlassen."

Wir hatten uns gelobt, einander zu schreiben; aber die Feldposten gehen so unregelmäßig; mehre Briefe, die ich Louisen schrieb, blieben unbeantwortet, und bange Sorge um sie ergriff mich. Ich hatte erfahren, das Königreich Westphalen sey auseinander gestäubt — wo waren die Günstlinge des Königs geblieben? vielleicht als Opfer der zügellosen Volkswuth gefallen; und Louisens Oheim, sie selbst, wo mochten sie weilen, was ihr Schicksal geworden seyn? — Lange, nachdem der Kampf entschieden, die Alliirten im Besitz von Paris waren, lag ich noch im Feldhospitale; an einer schweren Wunde krank. Als ich auf dem Wege zur Genesung war, brachte mir der Wärter einen Brief, der für mich abgegeben sey. Ich erbrach ihn eilig — er war vor vielen Wochen geschrieben, von Berlin datirt — der erste Brief, den ich von Louisen empfing. „Schmach," schrieb sie, „Unglück haben mich heimgesucht; ich vermag nicht, meine Klagen der Feder anzuvertrauen; Deine Schwester ist gränzenlos unglücklich. Der Friede ist geschlossen, Deine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt; eile, Trost, Mitleid Deiner armen Schwester zu spenden. Bei dem Gerichtsrath S. frage nach mir; er war der Einzige, der sich meiner angenommen hat."

Mir fehlen Worte, den peinlichen Eindruck zu beschreiben, den Louisens Brief auf mich machte; welches Unglück konnte Louisen, die von

früher Jugend an dulden gelernt hatte, so sehr niederbeugen? Täglich quälte ich den Arzt, er möge mich aus dem Spitale entlassen; aber der pflichteifrige Sohn des Aeskulap entließ mich trotz aller Bitten nicht eine Stunde früher, als er es für rathsam hielt; noch Wochenlang blieb ich im Krankenhause eingesperrt, und immer mit grelleren Farben malte mir die Quälerin Phantasie Louisens Schicksal.

Endlich öffneten sich mir die Pforten des Spitals. Der Genesende gleicht dem Kinde, das in den ersten Tagen des Frühlings aus dem dumpfigen Zimmer in's Freie kommt, kaum die Herrlichkeiten fassen kann, die sich seinem erstaunten Auge zeigen, jedem Vogel zuruft, der sich auf den Baum schwingt, dem zarte Blüten entsprossen; ist doch auch ihm die Welt wieder neu, und das, was ihm sonst unbedeutend schien, eine Quelle der Freude. Doch meine Brust hatte keinen Raum für Freude, sie erfüllte nur der Gedanke an Louisens Schicksal; zu ihr wollte ich eilen, ihr hilfreich beistehen, mein Bruderherz ihren Klagen öffnen.

Ich ging zum Commandanten unseres Corps, mir ungesäumt Urlaub nach Deutschland zu erbitten. „Sie wissen," lautete seine Antwort, „wie sehr unser Regiment vor dem Feinde gelitten hat, und dadurch geschwächt ist; jetzt hat man es bestimmt, einen Theil der Garnison einer Gränzfestung auszumachen, und ich darf, so gern ich Ihnen auch gefällig seyn möchte, den gewünschten Urlaub nicht ertheilen." Da fühlte ich, was es heißt, gebunden seyn; bat ich auch jetzt gleich um meinen Abschied, so dauerte es doch noch lange Zeit, ehe ich ihn erhielt, und bis dahin mußte ich in Ungewißheit seyn über das Schicksal des theuersten Wesens, das für mich lebte. Und sie, gewiß dem Grame, dem nagendsten Schmerz zur Beute, erwartete täglich, stündlich den Bruder, von dem sie Trost, Hilfe, Rath fordern durfte. Mußte sie mich nicht für wortbrüchig, für pflichtvergessen halten? und mich fesselte der heiligste Eid an meine Fahne; ehrlos ist, wer sie eigenmächtig verläßt. — Dem besonderen Wohlwollen meines würdigen Obersten nur verdankte ich es, daß ich schon nach einem halben Jahre meinen Abschied in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, mit dem Versprechen baldiger Anstellung im Civildienste, erhielt; ich eilte, Louisen in Berlin aufzusuchen — ich fand sie nicht. Der Gerichtsrath, an den sie mich gewiesen, war vor zwei Monaten gestorben; aus seinen Papieren ergab sich nichts über Louise; alle anderen Nachforschungen, die ich anstellte, ihren Aufenthalt zu finden, waren vergebens — ich hatte meine Schwester verloren. —

Mehr als zwanzig Jahre waren nach meinem Abschiede von Louisen verflossen; da führten mich die Dienstgeschäfte in eine kleine Gränzstadt

unſerer Monarchie. Am Nachmittage meiner Ankunft benutzte ich eine Stunde, die mir läſtige Beſuche freigelaſſen hatten, zu einem Spaziergange in den freundlichen Umgebungen des Städtchens. Auf einer Wieſe, die dicht an der Straße lag, ſah ich viele junge Mädchen fröhlich ſpielen. Ich blieb ſtehen und ergötzte mich an ihrer Munterkeit; eine ältere Dame, die ihre Lehrerin zu ſeyn ſchien, ging unter den fröhlichen Kindern umher, und rief eben eines zu ſich. Täuſchte mich der Ton dieſer Stimme? nein, nein, es war keine Täuſchung — ſie war es, meine Schweſter Louiſe. — —

Wohl kann eines Weibes geringe Kraft das Schwerſte ertragen! Auf Louiſen war das Unglück eingeſtürmt, und hatte ihr Alles genommen; doch ihr Gott ergebener Sinn, ihre Unſchuld, hatten ſie aufrecht erhalten, als Schmach, als die Verachtung der Menſchen ſchwer auf ihr laſteten.

Nach des Königs Flucht aus ſeinem Reiche, mußte auch Louiſens Oheim mit ſeiner Frau die Reſidenz verlaſſen; wohl war dem ehemaligen Günſtling ſo viel geblieben, um ſtill und eingezogen davon leben zu können, aber er war nicht ſtark genug, dem eiteln Leben der großen Welt zu entſagen. Er ging nach einem belebten Badeorte, um dort wieder eine Rolle in der Geſellſchaft zu ſpielen, wie er ſonſt in den Caſſeler Salons geglänzt hatte. Einige Monate währte dieſes Leben; der Oheim ſpielte ſtark, aber das Glück hatte ihm unerbittlich den Rücken gekehrt, und König Pharao verſchlang die letzten Reſte ſeiner Habe.

„Eines Morgens, noch ſehr früh,“ erzählte Louiſe weiter, „trat der Oheim bleich und verſtört in mein Zimmer. Louiſe, ſprach er zu mir, ich bin verloren, geſtern Abend entriß mir das Spiel meinen letzten Thaler; wir Alle ſind der äußerſten Noth preisgegeben, wenn Du uns nicht retteſt. Höre mich an, Louiſe, ich war immer gut gegen dich, habe für dich geſorgt, wie es nur ein Vater kann, habe dich geliebt, wie mein eigenes Kind; jetzt kannſt Du mich retten, kannſt mir wieder zu Wohlſtand und Einfluß verhelfen, Dir ſelbſt ein glänzendes Loos ſichern. Ich weiß, Louiſe, Du haſt oft gelobt, nie heirathen zu wollen, haſt die Hand vieler Männer ausgeſchlagen. Immer habe ich Dich gewähren laſſen, ſo gern ich Dich auch vortheilhaft vermählt geſehen hätte, habe Dich nicht zu einem Schritte zwingen mögen, den Du nie thun zu wollen erklärteſt. Jetzt aber laß Deinen Eigenſinn fahren; jetzt kannſt Du mir Ruhe und Zufriedenheit verſchaffen, Deine Tante vor Kummer bewahren, Deine eigene Zukunft ſichern, wenn Du einwilligſt, die Gattin eines Mannes zu werden, der Dich — Du wirſt es gewiß bemerkt haben — ſchon lange liebt; gibſt Du ihm Deine Hand, dann empfange

ich von ihm eine namhafte Summe, und seinem Einflusse gelingt es gewiß bald, mich wieder in den Staatsdienst zu bringen.“

Es galt, die, denen ich so viel verdankte, von Armuth und Noth zu erretten; ich willigte ein, mich an eine schwere Kette schmieden zu lassen. Zwei Tage später ward ich mit dem Fremden getraut, der mir während meiner Anwesenheit im Bade bei allen Gelegenheiten zarte Aufmerksamkeit gewidmet hatte; er war Graf, und trug den Namen einer berühmten, süddeutschen Familie. Unmittelbar nach der Ceremonie mußte ich von meinen Angehörigen Abschied nehmen, und meinem Gatten nach Berlin folgen. Der Oheim wollte mit der Tante nach Hamburg gehen und dort seine Wiederanstellung erwarten — ich habe nie wieder irgend etwas von ihnen erfahren können. Der Mann, dem ich jetzt angehörte, war ein elender Betrüger; der edle Name, den er trug, war erborgt, das Gold, das er verschwendete, war gestohlen. Kaum ein halbes Jahr waren wir verheirathet, als die Justiz seine Verbrechen entdeckte. Man glaubte, die Frau müsse um die Vergehen ihres Gatten wissen, und auch ich ward eingezogen. Die Geständnisse meines Mannes warfen schweren Verdacht auf mich; der Elende war feig und gewissenlos genug, sich, in der Absicht, seine Strafe zu mildern, als durch die Eitelkeit seiner Frau zu den Verbrechen, die er begangen, verleitet darzustellen. Seinen kecken Lügen, seinen gewagten Anklagen hatte ich nur Verwirrung entgegen zu setzen, nur Schaam, daß man mich der Verbrechen, deren mein eigener Mann mich bezüchtigte, für fähig halten konnte; halb wahnsinnig vor Schmerz, daß der Mensch, der Liebe zu mir geheuchelt hatte, mich so verrathe und in den Pfuhl der Schande hinabstoße, sollte ich mich verantworten — ich vermochte es nicht. Ich schrieb Dir, aber Du antwortetest nicht auf meine Klagen, und so glaubte ich, auch mein zweiter Bruder ruhe unter den Todten, Niemand sey da, der sich der Verfolgten annehme, und nichts könne mich vor Entehrung schützen. Aber doch war ich nicht ganz verlassen; der Vertheidiger, den man mir gab, hatte ein mildes, menschliches Herz; er sprach mir Muth und Trost ein, und that alles Mögliche, um meine Lage zu verbessern. Seine Anstrengungen vermochten nicht, die Richter von meiner Unschuld an den Diebstählen des Mannes, dessen Namen ich trug, zu überzeugen; gleich diesem wurde ich zu entehrender Zuchthausstrafe verurtheilt. Da wandte sich mein edler Anwald an den König selbst, und er übte Gerechtigkeit — mir ward meine Strafe erlassen. Mein Vertheidiger that noch mehr für mich; er verschaffte mir hier, wo Niemand von der schrecklichen Anklage wußte, die auf mir lastete, ein Asyl; es ward mir nicht schwer, die Zuneigung und das Vertrauen der Menschen wieder zu gewinnen. Ich

nahm den Namen meiner Eltern an; ich widmete meine Tage der Erziehung junger Mädchen, und es gelang mir in der Reihe von Jahren, die ich hier gelebt habe, manches Gute zu ſtiften; ich darf ſagen, ohne meine Schuld hat mich das Unglück ſchwer heimgeſucht, und ſo verlor ich nie den Frieden meiner Seele."

Meine Zeit war gemeſſen. Zwei Tage, nachdem ich das Glück gehabt hatte, Louiſen wieder zu finden, drängten mich Geſchäfte zur Abreiſe; ich verließ meine geliebte Schweſter nicht, ohne ihr Verſprechen mitzunehmen: ſie wolle fortan bei mir leben. Ich war nach kurzer Ehe Wittwer geworden; ſie wollte mein Hausweſen leiten, für die Erziehung meines einzigen Kindes ſorgen. —

Doch ich ſollte Louiſen nur wiedergefunden haben, um ſie bald zu verlieren. Gram und Leiden hatten bei ihr den Grund zu einer Krankheit gelegt, die ſich bald auf eine traurige Weiſe entwickelte. Als ich mein Haus eingerichtet hatte, meine Schweſter zu empfangen, erhielt ich einen ſchwarzverſiegelten Brief — er war aus Louiſens Wohnort, und enthielt die Nachricht ihres Todes. — Nie hat eine edlere Frau gelebt, als ſie, die ich Schweſter nennen durfte.

Kupferſtich und Steindruck.

Senefelders Erfindung der Lithographie hat faſt eine eben ſo große Revolution in's Reich der Künſte gebracht, als Fultons Erfindung der Dampfſchiffe in das Gebiet der Nautik. Beides, Steindruck und Dampfſchiff, haben in ihren Wirkungen eine auffallende Aehnlichkeit, nämlich die der ſchnelleren Beförderung des Zweckes, der erreicht werden ſoll. Da aber Ungeduld zum Grundcharakter des Menſchen gehört, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſolche Acquiſitionen mit vollen Händen und bereitwillig aufgenommen wurden.

Die Kupferſtecherkunſt — früher allgemein unter dem ahnungsſchweren Namen Schwarzkunſt bekannt — iſt in ihrer Höhe faſt das bewunderungswürdigſte Ergebniß menſchlichen Fleißes und künſtlicher Berechnung, und ſie wird von allen farbloſen Vervielfachungs-Methoden der Bilder und Gegenſtände ſtets die vollkommenſte bleiben. Sie hat die meiſte Schärfe und alſo auch den meiſten Charakter; die manchfaltigſte Abſtufung, und alſo auch die beſte Nüancirung; ſie theilt ſich in zahlreiche Arten ab, und kann alſo nach verſchiedenen Bedürfniſſen angewendet werden. Daher kommt es auch, daß große Talente ſich auf dieſe Kunſt verlegt haben. Die Werke von Sandrart, Wille, Bartſch, Morghen, Bartolozzi, und in neuerer Zeit von Longhi, Müller, Garavaglio, Toſchi, Anderloni, Heath und Forſter ſind ſo ausgezeichnet, daß ſie oft den Originalen, nach denen ſie ausgeführt ſind, den Rang ſtreitig machen; und kein Muſeum oder Athenäum kann ſich rühmen, mit dem Beſten ausgeſtattet zu ſeyn, wenn ihm dieſe erhabenen Meiſterſtücke nicht einverleibt ſind. Theils die Kraft, theils die Zartheit des Grabſtichels

leistet hier das Unglaubliche. Man staunt, wie todtem Erz so Belebtes entzaubert werden konnte.

Und doch ließ und läßt diese Kunst so Vieles zu wünschen übrig. Gibt sie auch dem Unbemittelten die Gelegenheit, ein schönes Bild, das er sich nicht kaufen kann, in der Copie zu acquiriren, und ist sie eine Bildungs- und Ermunterungsschule für junge Künstler, die Werke großer Meister in der Nachahmung zu studiren; so geht ihr doch, trotz dieses doppelten Nutzens für Künstler und Publicum, ein großes Erforderniß ab. Sie ist nämlich mit zu kostspieligen Apparaten verbunden, um ihren Zweck jemals ganz erreichen zu können. Sie liefert allerdings ein Abbild wohl um den hundertsten oder zweihundertsten Theil des Preises, in dem das Original steht; aber der Aufwand an Material und an Zeit, den sie stetshin nöthig macht, ist der Grund, daß ihre Lieferungen, namentlich wenn sie von großen Künstlern und großen Kupferplatten herrühren, immer noch viel zu hoch zu stehen kommen, um in die Hände aller Liebhaber wandern zu können. Ein guter Kupferstich, der auch die gehörige Ausdehnung hat, um einer Wand zur Zierde zu dienen, steht selten unter dem Preis eines oder zweier Louisd'or, welches vielleicht für *eine* Anschaffung nicht zu viel ist, aber bei drei, vier verschiedenen Gegenständen schon die Kräfte des Privatmannes, der nur wohlhabend und nicht reich ist, übersteigt.

Dieser Umstand ist aber sehr wichtig; denn er steht mit dem Zweck der Kupferstecherkunst in Berührung. Der Zweck ist offenbar: möglichste Verbreitung eines, nur einzeln vorhandenen, anerkannten Kunstwerkes. So lange aber das Abbild eine käufliche *Waare* bleibt, muß auch der Preis desselben mit dem Zweck im Verhältnisse stehen: sonst wird derselbe nur halb erreicht, und Kunstwerke, die auf das ganze gebildete Publikum berechnet waren, kommen nur in den Besitz der mit zeitlichen Gütern gesegneteren Classen.

Schon die Erfindungszeit der Kupferstecherkunst weist uns darauf hin, daß sie eine Schwester der Buchdruckerkunst ist, und somit auch, wie diese, die vorherrschende Absicht hat, gemeinnützig zu seyn. Die Buchdruckerkunst, welche im Anfang, bis zur Erfindung der Schriftgießerei, wohl noch kostspieliger war, als die Kupferstecherkunst, überholte diese in Kurzem, und eilte ihr so sehr voran, daß sich, bei ungefähr gleicher Geltung der Manuscripte und Originalgemälde, die Abdrücke, oder vielmehr das Buch und der Kupferstich, verhalten wie 1 : 6. Es läßt sich allerdings keine ganz sichere Vergleichung anstellen; aber doch ist das Verhältniß ungefähr so. Wird ein Manuscript und ein Gemälde jedes mit 300 fl. honorirt, so kommt der Abdruck des Manuscripts etwa

auf 1 fl., während die Copie des Gemäldes durch den Grabſtichel auf 5 — 6 fl. zu ſtehen kommt.

Die Kupferſtecherkunſt hat alſo darin einen großen Mangel. Sie will ſchöne Kunſtgegenſtände vervielfältigen und verbreiten, fordert aber einen Preis, faſt als wenn ſie eine ſelbſtſtändige Kunſt wäre, und kann daher nicht gemeinnützig werden.

Der Grund davon liegt, wie geſagt, in dem Aufwand an Material und an Zeit, den der Kupferſtecher zu machen hat, wofür er dann natürlich eine Entſchädigung anſpricht.

Kupferplatten, wenn ſie gut ſind, koſten mehre Louisd'or, und, weil die Tiefe des Grabſtichels faſt ein Drittel der Dicke durchdringt, ſind ſie auch nach dem erſten Gebrauch, wenn ſie abgeſchliffen werden, zu einer beſſeren Arbeit nicht mehr brauchbar. Was aber noch viel mehr in Anſchlag kommt, iſt die große Langſamkeit, mit der das Werk von ſtatten geht. Man hat Beiſpiele, daß ein Kupferſtecher 15—20 Jahre an Einer Platte gearbeitet hat, wie namentlich der berühmte Müller an ſeiner Madonna di Siſto. Zwei bis fünf Jahre iſt aber an jeder mäßigen Platte etwas Gewöhnliches. Wie kann es auch anders ſeyn, wo jeder Strich, jede Linie, jeder Punkt, mit ängſtlicher Genauigkeit in ein hartes Metall gegraben werden muß? Diejenigen, die ſchneller arbeiten, können wenigſtens nichts Vollkommenes liefern; und bringt es ein geübterer Künſtler nach Jahren dahin, daß die Gravüre ihm etwas ſchneller von der Hand geht, ſo wird er ſich deßwegen doch nicht minder bezahlen laſſen, als der Langſamere, der weniger produzirt.

Dieſen Mißſtand fühlte man ſchon längſt, und kam auf Abarten des Kupferſtichs, die, wenn ſie auch im Ankauf des Materials, alſo der Platten und Inſtrumente, keine weſentliche Erleichterung ſtiften, doch in der Aufzeichnung und Ausarbeitung eine viel geringere Zeit fordern. Dieſe Abarten ſind die Manieren der eigentlichen Schwarzkunſt und der Aquatinta. Die Schwarzkunſt, oder Schabmanier, hat aber, bei manchen Vorzügen, namentlich dem der Rundung und Weichheit des Ausdrucks, den unentfernbaren Nachtheil, daß keine feſte Conturen dabei gezogen werden können; auch geſtaltet ſich das Bild gern rußig, weil alle Schatten an infernaliſche Dunkelheit gränzen. Wenn der Gegenſtand eine ſolche Einkleidung verträgt, wie z. B. Martins Darſtellungen zu Miltons Paradies, oder manche Bilder von Rembrand und Murillo, ſo kann die Manier allerdings ihren ſelbſtſtändigen Werth behaupten; aber gemeinnützig darf ſie wegen dieſer Einſeitigkeit nicht genannt werden. Die Aquatinta- oder eigentlichen Aetzmanieren aber ſpielen eine noch viel untergeordnetere Rolle im Reiche der Künſte. Sie ſind alle kalt,

wie Herbſthauch, und zum Figurenzeichnen ohnedieß nicht geeignet. Sollten ſie vielleicht bei den Engländern ſo vielen Beifall finden, weil ſie ihrem Charakter anpaſſend ſind? Die Engländer haben es allerdings am weiteſten darin gebracht; aber doch ſtehen auch ihre Leiſtungen noch ſämmtlich auf einer ſehr niederen Stufe.

Es gibt bekanntlich auch eine Aetzmanier, wo das Meiſte mit dem Pinſel gearbeitet wird. Dieſe halten denn auch Viele für eine wohlthätige Vermittlung der Maler- und Kupferſtecherkunſt. Doch die Vermittlung liegt nur im Werkzeuge, nicht im Effect. Der Pinſel muß freilich immer eine gewiſſe Weichheit hervorbringen, die das ſcharfe Inſtrument nicht zu geben vermag. Aber die Weichheit zeigt ſich, wie bei der Schabmanier, nur in der Bildung von Maſſen (im Gegenſatz der Abſonderung durch Striche), und nicht in einer angenehmen Verſchmelzung und Nüancirung dieſer Maſſen; die feinſten Abſtufungen, wie ſie der Grabſtichel durch die Liniengradation gibt, kann die Aetzkunſt, welche, ſtatt von Linie zu Linie, von Maſſe zu Maſſe übergeht, nicht nachahmen, und ſie iſt daher zum umfaſſenden Gebrauch untauglich.

Die Radirkunſt hat nie Anſpruch auf einen Hauptplatz in der Reihe der höheren Künſte gemacht. Sie iſt mehr eine Skizzirmanier, eine Spielerei für Liebhaber, wiewohl große Maler, ſogar Hogarth, Rembrandt, Salvator Roſa, ſich darauf verlegt haben; doch iſt die Abſicht dieſer Meiſter ſicherlich nicht geweſen, in der Aetzkunſt etwas Großes zu liefern; ſie hatten vielmehr die Radirmanier nur gewählt, um eine Zeichnung, die ſie entworfen hatten, gleich in vielfachen Exemplaren zu erhalten. Es hat jede Radirung, wenn ſie innerhalb der rechten Gränzen gehalten iſt, den Charakter einer flüchtigen Zeichnung, und macht daher den Eindruck einer Skizze. Will ſie über dieſe Gränzen hinaus, ſo verfällt ſie in die Fehler der Gravirkunſt, ohne ihre Vortheile zu erreichen; ſie wird nämlich ſcharf und eckig, ohne brillant und ebenmäßig zu ſeyn. — Die Radirkunſt, als Skizzirkunſt, iſt alſo eine ſehr niedliche Beigabe der Kunſt, und hat vielleicht auch mehr Werth, als die Aquatinta; aber als Hauptſpecies der Kupferſtecherei verdient ſie nicht genannt zu werden.

Von den combinirten Methoden der Kupferſtecher- und Aetzkunſt taugt keine Etwas, als die Gravir-Punktir-Methode, welche alsbald näher beſprochen wird. Die größte Verirrung vom guten Geſchmacke iſt aber die ſogenannte Farbendruckerei oder Nachahmung der Bilder in ihren wahren Tönen. Malen iſt eine Sache von ſo vieler Sorgfalt und Delicateſſe, daß man es nur für einen Spott halten kann, wenn

der Verſuch gemacht wird, Gemaltes aus der Preſſe oder Fabrik hervorzuziehen. Wie iſt es möglich, die leichten, verſchwimmenden Farbentöne, die ſich, beſonders bei hellen Partien, im Mittel- und Hintergrunde, bei jedem guten Gemälde finden, mittelſt der Fauſt des genieloſen Kupferdruckers wiederzugeben? Wie kann Das, was das Werk mannigfaltiger Miſchung und vielen Nachdenkens iſt, im Augenblick und durch ungelehrige Hände entſtehen? Die Engländer, die Alles, ſelbſt die ſublimſten Geiſtesfunctionen, durch ihre Walzen und Maſchinen hervorbringen möchten, die Alles nur von der ſpeculativen, mercantiliſchen Seite anſehen, und ſelbſt die herrlichſten Gemälde, wenn ſie, die Hand auf's Herz, antworten wollen, nur als Gegenſtände des Handels ſchätzen, — die Engländer allein konnten auf den unſeligen Gedanken der bunten Kupferdruckerei oder Malerei durch Maſchinen verfallen, indem ſie den Hauptvortheil dadurch erreichen wollten, auch das Weſentliche des Bildes, ſein Leben, ſeine Naturfarben, in die Copie übergehen zu laſſen, und ſo das Monopol der Maler, das ſie ärgert, weil es meiſt nur die Ausländer an ſich geriſſen haben, nämlich das Monopol der eigentlichen Bilderfabrikation (nach engliſchem Sinne) zu zerſtören. — Dieß iſt ihnen aber nicht geglückt und wird ihnen nicht glücken.

Da nun von allen dieſen Methoden nicht eine einzige dem Zwecke der wohlfeilen Verbreitung von Kunſtwerken genügt, ſo war es natürlich, daß da und dort das Bedürfniß eines entſprechenderen Mediums gefühlt wurde. Der erſte Anſtoß lag wohl in der Aufgabe, ein anderes Material, als das Kupfer, zum Aufzeichnen der Kunſtwerke zu finden. Das Verdienſt, in dieſer Beziehung den befriedigenden Ausweg gefunden zu haben, gebührt dem artiſtiſch und rationell wohlausgebildeten Aloys Senefelder aus Prag, welcher urſprünglich zur Rechtswiſſenſchaft beſtimmt war, einem glücklichen, freieren Triebe folgend aber zum Kunſtleben überging, und zwar zuerſt auf's Theater. Dieſes gewährte ihm nicht das nöthige Auskommen, und er entſchloß ſich daher, eine Notendruckerei zu errichten. Obgleich ihm die Mittel dazu beinahe ganz fehlten, ließ er ſich von dem Unternehmen nicht abſchrecken, ſondern ſimulirte vielmehr auf zweckmäßigere Einrichtungen. Nach manchen Verſuchen verfiel er endlich auf die Steinzeichnung, wozu ihm ein Farbſtein den Gedanken eingab; dieſe Probe bewährte ſich und es dauerte nicht lange, bis ſein ſpeculativer Kopf ſchon eine taugliche Steinſorte und den Stoff zum Auftragen der Zeichnung gefunden hatte, der dem Aetzwaſſer widerſtand — und ſo ward die, ſpäter mit manchen Verbeſſerungen verſehene Steindruckerei, die gegenwärtig faſt allen Kupferpreſſen Nahrung und Gewinn entzogen hat, aus dem beharrlichen und induſtriöſen Kopfe

eines naturaliſtiſchen Technikers erzeugt. Ein neuer Beweis liegt darin, daß zum Erfinden jeder geniale Kopf berufen iſt, wenn er nur das Bedürfniß gehörig aufgefaßt hat, und die Mängel des Beſtehenden kennt. Die Ausführung und Vervollkommnung kann dann von ordinäreren Leuten geſchehen, denen die erſte Idee, der Funke der Eingebung ſtets fremd geblieben wäre. Es iſt daher abgeſchmackt, wenn ſolche Alltags- oder Fachmenſchen über große Erfindungen, die ſie bequem in der Kindheit überkommen und mit ihrer practiſchen Erfahrung vielleicht ausgebildet haben, entweder vornehm abſprechen, oder ſich des Verdienſtes der eigentlichen Nutzbarkeit rühmen wollen.

Seneſelder's Erfindung der Steindruckerei iſt, es darf keck behauptet werden, der Anfang einer ganz neuen Kunſtepoche. Sie hat nämlich der zeichnenden Kunſt einen doppelten Gewinn gebracht. Der Zweck aller Copierarten iſt, wie geſagt: möglichſte Verbreitung der guten Erzeugniſſe ſchaffender Künſtler. Kann man nun dieſe Erzeugniſſe im Original verbreiten, ſo iſt offenbar der Zweck weit vollkommener erreicht, als wenn nur die Nachahmungen in's Publikum kommen. Auf das Kupferſtechen (im engern, eigentlichen Sinn), was früher die vorzüglichſte der Verbreitungsarten war, konnte ſich ein Künſtler, der ſelbſt erfand, nicht verlegen, weil es ihm, je nach Umſtänden, ein halbes, Viertels- oder Sechstels-Menſchenalter weggenommen hätte, in welcher Zeit er weit zweckmäßiger ein Bild in Farben produciren konnte, das beſſer bezahlt wird, als ein Kupferſtich und einen höheren Kunſtwerth hat.

Die Steinzeichnung iſt aber ſo leicht und ſo einfach, daß Nichts, als gewöhnliche Kenntniß von den Regeln der Zeichenkunſt dazu gehört, um etwas Perfektes darin zu leiſten. Der Künſtler zeichnet, bei einiger Uebung, ſo ſchnell auf den Stein, als auf ein Blatt Papier. Er wird alſo gewiß in den meiſten Fällen vorziehen, ſeine Zeichnung mit gleicher Mühe auf ein ſolches Material aufzutragen, wo ſie vervielfältigt werden kann, als da, wo ſie nur einmal exiſtirt.

Dieſe glückliche Aenderung der Dinge brachte es mit ſich, daß faſt alle Künſtler von Bedeutung, namentlich die franzöſiſchen, es ſich nun zur Regel machen, mitunter auch ein Kind ihrer Muſe auf die Steinplatte zu zeichnen, wovon dann hundertfältige Exemplare verbreitet werden, und Jedem, der die geringe Ausgabe nicht ſcheut, ein merkwürdiges Blatt, die Original-Handzeichnung eines Künſtlers, zu Gebote geſtellt wird. Dieſer Gewinn iſt für das äſthetiſche Publikum gar nicht hoch genug anzuſchlagen. Es iſt nun der Weg gebahnt, nicht nur zur leichten Anſchaffung einer Kunſtſammlung für jeden Privatmann, ſondern, was noch weit mehr ſagen will, zur Annäherung des Künſtlers gegen

Die, welche ihn ſchätzen, verſtehen und verehren. Hatte man früher einen Kupferſtich in der Hand und betrachtete ihn mit Vorliebe, ſo brachte man es doch nie weiter, als zur kühlen Anſtaunung des erfinderiſchen Geiſtes, der ihn ſchuf; der Gedanke ruhte, wie der Blick, mehr auf dem Produkt der Nachahmung als der Erfindung und der Beſchauer ward daher mehr dem Konterfeier, als dem Bildner befreundet. Das Volk ſoll aber den Künſtlern ſelbſt, dieſen in Gottesnähe ſchwebenden Leitſternen der ſittlichen Ausbildung, befreundet, es ſoll mit ihrer perſönlichen Richtung, mit ihrem unmittelbaren Genie vertraut werden, damit der Zündſtoff des Guten, den der Künſtler, in ſeiner wahren Bedeutung, in die Herzen der Menſchen legen will, durch den friſcheren Urſprung auch um ſo friſchere Empfänglichkeit finde.

Der Dichter, der Muſiker, hat hier, durch die unbedingt gleichlautende Nachbildung ſeiner Geiſteserzeugniſſe, ſchon längſt einen Vorſprung vor dem Maler erlangt. Es kömmt bei ihm nicht auf die Formen der vermittelnden Darſtellung an, ſondern bloß auf die Propagation des des ton- und wortgetreuen Inhalts; und hier kann jeder ſchlichte Setzer und Drucker den Dienſt der Vervielfältigung übernehmen. — Nicht ſo beim Maler. Er iſt vor Allem an die Form gebunden und wirkt ohne äußeres Gewand Nichts. Er muß alſo zur Verbreitung ſeines Werkes viel gelehrigere Hände haben, und zwar ſolche, die das Ideal der Kunſt nicht weniger begreifen, als er. Wie fühlbar iſt dieſe Beſchränkung, wie weſentlich die Zurückſetzung gegen Dichter und Muſiker!

Der Steindruck aber, durch ſeinen einfachen Apparat, hat dem Maler dieſe fehlende Brücke zu ſeinen Freunden einigermaßen aufgebaut, und er muß Künſtlern, die ſich gern mittheilen, und den Zweck ihres Wirkens wahrhaft verſtehen, eine große, unaufwiegbare Wohlthat ſeyn.

Dieſes jedoch nicht gerechnet, bleibt der Steindruck immer eine folgenreiche Entdeckung für die Künſtler und Zeichner, die ſich mit Nachahmen beſchäftigen. Er erlaubt nämlich, daſſelbe, was ſonſt Jahre des angeſtrengteſten Fleißes erforderte, in Wochen und Monaten zu liefern, wodurch nicht nur die Luſt und Liebe zur Arbeit befördert wird, indem man doch das Ende eher vor ſich ſieht, ſondern auch der Abſatz und die Verbreitung, wegen der verhältnißmäßig größern Wohlfeilheit, vermehrt wird. Man kann ſagen, daß im Durchſchnitt eine Copie auf Stein den zehnten Teil von dem koſtet, was ſie, auf einer Kupferplatte ausgeführt, gekoſtet haben würde. Es iſt alſo klar, daß ſie beim Publicum weit mehr Eingang findet als dieſe, und deßhalb zur Steigerung des Kunſtſinnes weſentlich beiträgt. — Dieſes beſtätigt ſich in der Wirklichkeit;

denn man findet faſt in jedem Privathauſe ſchon eine kleine Sammlung von Lithographieen.

Die merkwürdigſten Bilder der deutſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Kunſt, wie namentlich die Boiſſeree'ſche Sammlung, die berühmteſten Stücke von Gerard, Girodet, David, Horace Vernet (welcher den größern Theil ſeiner Compoſitionen ſelbſt gleich auf Stein zeichnet), dann von Raphael, Leonardo da Vinci, Correggio, und auch viele der niederländiſchen Schule, ſind bereits in guten Steindruckblättern zu haben; was aber noch mehr ſagen will, es kommen ſchon ganze Suiten von Abbildungen, wie namentlich von den ausgezeichnetſten Werken der Bildergalerien und Privatſammlungen, heraus, die heftweiſe erſcheinen, und daher keine unerſchwingliche Ausgabe machen, dem Liebhaber aber den großen Vortheil gewähren, daß er in ſeinem Portefeuille die Kennzeichen der Meiſter und Schulen ſtudiren, und das Auge durch öfteres, tiefverſinkendes Anſchauen zu einer gewiſſen kritiſchen Fertigkeit bringen kann, die dem großen Publicum im Fach der Malerei noch ſo ſehr abgeht.

Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen auch die ſogenannten Album's, welche, ſeit dem Aufblühen der Lithographie, in Frankreich erſcheinen. Hier hat man um einen geringen, unbegreiflich niedrigen Preis die Originalzeichnungen von den vorzüglichſten, lebenden Künſtlern, und weit entfernt von der, ſonſt bei dergleichen Sammlungen, gewöhnlichen, einſeitigen Richtung des Geſchmackes, werden Producte von allen Branchen der bildenden Kunſt geliefert, Figuren, Gruppen, Genreſtücke, Landſchaften, Stillleben, Architectur, Skizzen; und ſelten kommt ein Bild vor, das von ganz mittelmäßiger Qualität wäre. Beſonderes Verdienſt haben ſich in ſolchen Album's erworben: Charlot, Bellangé, Boilly, Grevedon, Maurin u. A. Ueberhaupt wird in Paris am meiſten für die Lithographie gethan, wiewohl man dort die Steine lange aus Deutſchland bezogen, und erſt kürzlich ein Lager bei Bordeaux entdeckt hat. Die Engländer dagegen haben noch keine große Freude an dem Fortſchritte des Steindruckes gezeigt. Sie ſcheinen an der viel ſyſtematiſcheren und methodiſcheren Kupferſtecherkunſt mit warmem Eifer zu hängen, und nicht geneigt zu ſeyn, der Bahn des neuen Genie's zu folgen, die durch die Steindruckerei gebrochen iſt. Man hat noch ſehr wenig Lithographieen aus England geſehen, und die berühmteren Meiſter verlegen ſich alle nicht darauf. Bloß die Thierzeichnungen von Fielding zeichnen ſich in dieſer Hinſicht ehrenvoll aus, wiewohl auch der rechte Geiſt der Steinzeichnung noch nicht aufgefaßt iſt.

Eine ſehr wichtige Frage bleibt aber noch zur Betrachtung übrig,

die über den eigentlichen Kunstwerth des Steindruckes entscheidet. Es ist die Frage, ob derselbe die Gegenstände, die er behandelt, besser, eben so gut, oder weniger gut, als der Kupferstich darstellt. Alle die Vortheile, die sich aus dem Gesagten, hinsichtlich der Verbreitung der Kunstwerke und der Anregung zu ihrer Beurtheilung, ergeben haben, können statt heilsam gefährlich werden, wenn die Lithographie nur verstümmelte oder unrichtige Abbildungen liefert. Die Frage muß also genau untersucht werden.

Bei einer streng-artistischen Vergleichung des Kupferstichs und des Steindrucks muß billig die vorzüglichste Methode eines jeden in's Auge genommen werden.

Die vorzügliche Kupferstichmethode ist, wie eben bemerkt, die gemischte oder Gravir-Punktir-Manier. Die beste Steindruckmethode ist aber die, welche die Arbeit des Griffels oder der Kreidezeichnung mit der des Pinsels vereinigt. Beide bezeichnen wohl die Stufe der Vollkommenheit, welche die zu vergleichenden Copierarten bis jetzt erreicht haben. Auch trifft man fast bei allen ausgezeichneten Producten der Kupfer- und Steinzeichnung die genannten Combinationen an.

Dem Kupferstich ist nun im allgemeinen (natürlich von nun an, wie auch beim Steindruck, in der Voraussetzung seiner Vollkommenheit) eine gewisse imposante Ankündigung nicht zu läugnen. Die größte Erhabenheit ruht in einer wohlgravirten menschlichen Figur; Alles zeigt die höchste Reinheit, Alles Tiefe, und prächtige Vollendung, und die Landschaft gewinnt unter dem Grabstichel, durch die Ebenmäßigkeit, mit der sie ausgeführt wird, fast jedesmal den Charakter einer arcadischen. Auch Weichheit, heller Glanz und Zartheit sind dabei anzutreffen; aber nie in jener Form, die uns wegen der naturgetreuen Nachahmung besonders anspricht, sondern, wie gesagt, der vorstechende Geist ist eine Sorgfalt der Anordnung und eine abzirkelnde Abwägung der Verhältnisse. Der englische Kupferstich, welcher in der Regel für den vorzüglichsten anerkannt wird, dies Lob aber nur für solche Gegenstände verdient, die in's Kleine gehen und abwechslungsreich sind, indem er große, breite Massen nur mit der halben Vollendung liefert, wie Deutschland, Italien und Frankreich, ist in dem Stücke bedeutungsvoll, daß er der, dem Kupferstiche nach Obigem immer mehr oder weniger anklebenden Steifheit und Kälte durch Brechung der Linien und Töne abzuhelfen sucht. Aber dessenungeachtet gelingt ihm eine völlige Annäherung zu den Urtypen der Natur nicht, und er bleibt, wenn er auch noch so viele Bewunderung ablockt, immer noch sehr unvollkommen. Denn aller Kupferstich, wenn er sogar mit Beseitigung der fast regelmäßig anklebenden Schwach-

heiten auftritt, iſt der Verräther ſeiner bedächtigen, mechaniſchen Behandlungsweiſe, wo nie ein freier Strich oder nie ein genialer Ueberguß von leicht verſchwimmenden Tinten, ſondern bloß ſchulmäßige Schraffirung und Punktirung und langſam fortſchreitende Aetzung erlaubt iſt. Dies hat ſeinen großen Nachtheil für alle lebensfriſche Formen, die dadurch dargeſtellt werden ſollen. Was rund und üppig ſeyn ſoll, wird thönern metallen; was in ununterſcheidbarem Umriß und ſanft verſchwebendem Colorit den Charakter myſteriöſer Unbeſtimmtheit tragen ſoll, wird plan und offenbar, wenn der Grabſtichel und das Scheidewaſſer auch noch ſo ſehr menagirt werden. Brillant fällt das Bild aus, aber es hat nie jene Natur- und Menſchenähnlichkeit, die der Kunſt ihre heitere, anſprechende Seite gibt. Auch ſteht das Ganze, wie friſch aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen, da; aber das gewiſſe Etwas fehlt, was die Schöpfung auch unſerer Welt anpaßt.

Die Anwendung der Punktirnadel, welche bei der Darſtellung des Fleiſches und überhaupt runder, weicher Formen ſehr zur gewohnten Sache geworden iſt, macht allerdings in dieſer Beziehung Vieles gut. Denn ſie ſucht gerade jene Unbeſtimmtheit, jene zarten Uebergänge zu effectuiren, die dem Grabſtichel und dem Aetzwaſſer nie und nimmer möglich werden. Aber wo die Punktirmanier auf einer ganzen Strecke allein angewendet wird, hat ſie den Fehler des andern Extrems, nämlich zu großer Weichheit, und ihre Bilder verlieren alle Haltung und Muskuloſität.

Betrachtet man dagegen die Steinzeichnung in ihrer Vollkommenheit, ſo zeigt ſich, daß ſie große Vorzüge hat, die der Kupferſtecherei abgehen.

Der Grundton eines lithographiſchen Bildes iſt: duftiger Zuſammenhang der Gegenſtände, leichtes Verſchwimmen der Maſſen und freundliche Wärme des Ausdrucks — kurz, über das Ganze ſcheint ein Luft- oder Lichtſchleier gebreitet, der alles Scharfe verwiſcht und alles Grelle vernarbt.

Dieſes iſt auch das Gewand — geſtehen wir es offen — in der die Natur unſerm Auge erſcheint. Schon in einiger Entfernung ſcheidet ſich nicht mehr Blatt von Blatt, Pore von Pore, Falte von Falte ſo genau, daß man mit ängſtlichem Maßſtabe die Entfernung auf's Papier übertragen könnte. Die Natur gibt die Einzelnheiten nur zum Ganzen her und kennt außer dem Ganzen keine Einzelnheiten. Sie iſt durchaus Liebe, wie es ihr Schöpfer iſt, und will daher in ihrem hellen Feſtkleide, das uns zu Nachahmungen begeiſtert, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit, doch nur eine unendliche Anſchmiegung, ein Verſchlingen, Ver-

zweigen, Verſchmelzen und Verrinnen darſtellen, das dem Herzen des gefühlvollen Anſchauers wohlthun ſoll. Es darf daher als Einwand der Kupferſtecherkunſt gegen die Steinzeichnerkunſt nicht angeführt werden, daß jene Alles viel beſtimmter und ſchärfer ausdrücke, als dieſe. Mit Unrecht wird ein Baum, der auf hundert Schritte ſein abgeſondertes Blattleben aufgegeben und ſich in ein harmoniſches Ganze zu verwandeln ſcheint, durch den Grabſtichel oder das Scheidewaſſer in jene feindliche Vereinzelung zurückgeführt. Das Scheidewaſſer bleibt hier dem Omen ſeines Namens getreu; es bewährt aber zugleich ſeine Unbrauchbarkeit zur Darſtellung der wirklichen Natur.

Der Steindruck iſt alſo der Kupferſtecherei in der Kunſt, das geheimnißvolle und glühende Daſeyn der Natur wiederzugeben, unbedingt vorausgeeilt, was ſowohl von Geſtalten, als von landſchaftlichen Gegenſtänden gilt. Der Aufſchluß zu dieſer wichtigen Erſcheinung liegt, wie ſchon berührt worden iſt, in der verſchiedenen Wirkung der Behandlung mit Kreide oder mit ſcharfen Inſtrumenten. Letztere können nie anders als mit mikrokosmiſcher Pedanterie das Vorbild übertragen, während der chemiſche Griffel oder die chemiſche Tinte, die kleinen Theile als Nebenſache betrachtend, die Totalität in ihrem ganzen Zauber wiedergibt. Keine Linie der Steinkreide läuft in ununterbrochener Contiguität und durchaus gleichförmiger Begrenzung, ſondern ſie läßt lichte Durchblicke und Unebenheiten des Landes — gerade, wie die Natur ſelber zeichnet und wie ihre regelloſe Unerſchöpflichkeit ſich in ſeltſamen Formen erneuert. Ein mathematiſch-ſteifer Strich bildet das wahre Widerſpiel zu ihrer lieblichen Ungezwungenheit.

Zwei Fehler hat jedoch der Steindruck bis jetzt noch, die Urſache ſind, daß er die Kupferſtecherei noch nicht ganz entbehrlich machen konnte.

Der eine beſteht darin, daß die Stein-Zeichnung nicht im Stande iſt, eine völlig klare und heitere Luft darzuſtellen. — Die Luft, wenn ſie wahrhaft plaſtiſch wirken ſoll, muß als ein Hauch der Natur erſcheinen. Sie muß das ganze Gemälde duftig überziehen, und überall das Gleichförmige, Durchdringliche ihres ätheriſchen Weſens verrathen. Hierzu iſt aber der Steindruck nicht ſo tauglich, als der Kupferſtich. Letzterer benutzt ſeine ängſtlich-parallele Schraffirmethode bei Luftpartien mit großem Glücke. Er macht ſie, ſowohl in ihrer Heitere, als in ihrer Schwere, transparent und zaubervoll, und bringt, durch die überall, auch in den Erdkörpern beibehaltene Durchſichtigkeit, die angenehme Täuſchung hervor, als ob der Luftkreis jedes einzelne Theilchen des Bildes umſchließe. Der Steindruck dagegen gibt die Luft, weil ihm eine

reine Schraffirung unmöglich ist, immer zu schwerfällig, und über den Gegenständen bemerkt man nie die Expansion des Luftmeeres; sie leben und weben; der klare Vorspiegel der Luft entgeht ihnen aber, und wir sehen sie nicht durch ein läuterndes, verschönerndes Feuerglas, sondern in ihrer baaren Nacktheit.

Der andere Fehler ist, daß der Steindruck weder die erste, noch die letzte Lichtbegränzung in befriedigender Färbung auszudrücken vermag. Die leiseste und tiefste Schattirung, beide fehlen dem Lithographen. Der Grund vom ersten ist der Umstand, daß die chemische Kreide, wie jede andere Kreide, nie so fein zugespitzt werden kann, daß ein Haarstrich hervorzubringen wäre; und der Grund vom zweiten beruht wohl in der noch nicht gehörig präparirten Schwärze, vielleicht aber auch in eben jener Eigenschaft der Steinzeichnungen, die oben als ein großer Vorzug gerühmt wurde, nämlich der geringen Absonderung und Richtung aller Einzelheiten. Der Kupferstich hat hier die Annehmlichkeit, daß der unmerklichste Ueberzug vom reinen Lichtstrahl zum Schatten ihm eben so gelingt, als die schwärzeste Finsterniß und entschiedenste Dunkelheit.

Kurz, durch die Nachweisung dieser beiden Fehler wird begründet, was oben schon angedeutet ist, nämlich der Ausspruch, daß der Kupferstich heller und brillanter sey, als der Steindruck. Wie wohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß, durch den Fortschritt der Kunst, vielleicht beide Eigenschaften auch dem letzteren noch vindicirt werden, und er dann auch in artistischer Hinsicht unbedenklich den ersten Platz einnehmen wird, so ist doch bis dahin dem Kupferstiche ein bleibender, selbstständiger Werth nicht abzusprechen.

Dieser Werth beschränkt sich jedoch, wie aus Obigem hervorgeht, nur auf solche Gegenstände, die wirklich in schimmernder Helle und glänzendem Duft erscheinen wollen. Solche sind für's Erste alle Landschaften, die in hoher Sonne dargestellt werden, dann die Compositionen wo eine sehr feine Detaillirung stattfindet, und endlich die Architekturstücke.

Für den Steindruck bleibt also der wichtigste Gegenstand aller künstlerischen Darstellung — der Mensch. Die Weichheit des Fleisches, die Rundung der Glieder, die Färbung des Incarnats, vermag keine uncolorirte Nachbildung so täuschend nachzuahmen, als die Lithographie. Doch auch hier ist wieder eine Ausnahme zu machen. Himmlische, und in der Verklärung strahlende Figuren eignen sich abermals besser zum Kupferstiche. Er gibt ihnen den frischen Glanz, ohne den sie nicht zauberhaft wirken können. Andere, gewöhnlich-menschliche Figuren aber

nehmen ſich ungleich beſſer im Steindrucke aus. Sie lachen den Zuſchauer durch jene anmuthige Wärme an, die den Steindruck ſo ſehr auszeichnet. Auch kleidet das magiſche Helldunkel, in das die Steinkreide jeden Gegenſtand einhüllt, den menſchlichen Körper ungemein wohlthätig, ſo wie wir ja überhaupt jedes Geſicht, jede Geſtalt bei einigermaßen gebrochenem Lichte ſchöner finden, als in der ganzen, vollen Beleuchtung.

Außerdem hat aber der Steindruck noch ein weites Feld in der Morgen- und Abendlandſchaft, ſo wie in der von Gewittern und Regen beherrſchten Gegend. Hier iſt ſein eigentliches Element. Er lauſcht der Natur ihre geheimſte Faſer ab, und ſtellt das Werk ihrer ſchaffenden Kräfte mit einer Wahrheit hin, daß man glaubt, ihre bildenden Regungen zu erkennen.

Was die Architektur im ſtrengen Sinne betrifft, ſo iſt, wie geſagt, der Steindruck dazu wenig brauchbar. Nur alterthümliche Gebäude vermag er, weil hier die ſcharfen Linien verwittert und verwiſcht ſind, mit Glück darzuſtellen. Quaglio in München hat hiervon ſehr ſchöne Proben geliefert; wo hingegen für ein Werk, wie Moller's Denkmale altdeutſcher Baukunſt, der Kupferſtich, wegen der techniſchen Genauigkeit, auf die es dabei ankömmt, beſſer und anwendbarer iſt.

Jede der beiden rivaliſirenden Hauptmanieren hat alſo ihre Eigenthümlichkeit, ihren Vorzug; und es iſt wünſchenswerth, daß ſie immer in friedlicher Eintracht neben einander fortbeſtehen, wiewohl der Steindruck wegen der bewährten Gemeinnützigkeit noch eine ſorgfältigere Pflege verdiente, als der Kupferſtich. Kein Zweifel iſt auch, daß die vielen materiellen Gründe, die für den Steindruck ſprechen, ihm von allen Seiten, von den Künſtlern, den Kunſthändlern und den Liebhabern, eine wachſende Aufmerkſamkeit ſichern müſſen. Die Vorliebe für den Kupferſtich wird aber bei den eigentlich ſchul- und fachmäßigen Kunſtkennern, oder bei den Theoretikern, die Oberhand behalten, weil derſelbe ſyſtematiſcher, regelrechter, und, wenn man ſagen darf, ſolider als der Steindruck iſt. Die Freunde des Zauberhaften und Geheimnißvollen, die Bewacher der träumenden Natur, ſind dagegen dem Steindrucke mit warmem Herzen ergeben.

Auf Ein Wort läßt ſich der Streit zwiſchen den Anhängern des Kupferſtichs und Steindrucks zurückführen. Es iſt nämlich die Fortſetzung des Streites zwiſchen den Anhängern des Klaſſiſchen und denen des Romantiſchen, und wird, ſo wenig als dieſer, jemals entſchieden oder beendigt werden.

Alles ſoll in ſeiner Sphäre bleiben; aber eben die Gränzen dieſer

Sphäre zu finden, das fällt den Enthuſiaſten ſo ſchwer. Das Himmelreich, wie ſie es ſich denken, meinen ſie, müßten alle Menſchen aufſuchen, und es gebe nichts Idealiſches, als was hierin entſproſſen ſey. Es kann, nach den verſchiedenen Richtungen des menſchlichen Gemüthes, nie möglich werden, dieſe Excentricität zur Concentricität zu bringen. Jeder Menſch ſchafft ſich ein anderes Ideal, der Verſtändige ein logiſch-abſtractes, und der Phantaſiereiche ein lebendig-concretes; je nachdem um die Kunſtleiſtung an das eine oder andere ſtreift, gewinnt ſie ſich Freunde und Anhang. Dieſe Reibung der Meinungen iſt es aber gerade, welche die begeiſtertſten Productionen erzeugt, und ſie muß fortbeſtehen, wenn nicht Faulheit und Abſpannung eintreten ſollen. Rede und Widerrede bilden die Elemente der Wahrheit. Luther ſagt in Werner's Weihe der Kraft:

Wie aus Contrapunkten der Muſika, ſo muß aus Kampf und Streit des Geiſtes Einklang mit ſich ſelbſt entſtehen.

Ein Brief von Friedrich Wilhelm Meyern.

Zu den Reizen und Annehmlichkeiten der jetzigen, nach allen Beziehungen hin angeregten und anregenden Literatur-Epoche gehört unstreitig auch, daß so manches Ereigniß, so manche Handlung, so mancher Mann jetzt zur Oeffentlichkeit hervorgehoben wird, bei denen man sich nur verwundern kann, daß sie so lange vernachläßigt worden, und im Dunkel geblieben sind. — Solch' freundliches Loos traf auch das Andenken an den trefflichen Mann Friedrich Wilhelm Meyern, Verfasser der Dya-Na-Sore, welcher vor neun Jahren in Frankfurt am Main, als Hauptmann in Oestreichischen Diensten gestorben ist. — Das Loos wurde als freundlich bezeichnet, weil diesem herrlichen Menschen das Leben selbst selten lächelte, vielleicht weil es ihm — auch nie darum zu thun war, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Verfasser der Dya-Na-Sore wurde er genannt, und gilt auch öffentlich dafür. Allein, wiewohl, in den fünf ziemlich starken Bänden, kein Wort von fremder Hand dazu gekommen ist, so hat er doch keineswegs das Einzelne zu einem Buche zusammengestellt, und dieß also verfaßt. — Das war seine Sache gar nicht. — Im Gegentheil war er immer mehr geneigt, das ganze Buch zu desavouiren, als sich dazu als Autor zu bekennen. — Ein literarischer Freund hatte es aus einzelnen, von Meyern's Hand beschriebenen Blättern, ja Papierschnitzel und Brief-Couverts zusammengestellt, ohne daß M. einen besonderen, selbstthätigen Antheil daran genommen hätte. — Durch diese Entstehungsweise wird zugleich so manche Eigenthümlichkeit des seltsamen und doch so gehaltreichen Werkes, so mancher lose Zusammenhang, so mancher schroffe Uebergang im Verfolg des Ganzen erklärt.

Meyern's Andenken wurde in neuerer und neuester Zeit sowohl in Theodor Mundt's Dioskuren und Zodiakus, als auch in den, in Leipzig bei Brockhaus erscheinenden Zeitgenossen angeregt und auch in Varn-

hagens von Enſe höchſt ſchätzbaren Denkwürdigkeiten wird ein Brief eines Oeſtreichiſchen Officiers an den Grafen von Schlaberndorf in Paris mitgetheilt, worin über Meyern's Perſönlichkeit, über ſeine trefflichen Eigenſchaften und Verdienſte und über ſeine Stellung im Leben, viel Intereſſantes berührt wird. — Dabei äußert der hochverehrte Herausgeber, daß es wünſchenswerth wäre, wenn Einzelne, in deren Händen ſich Briefe aber andere ſchriftliche Mittheilungen von Meyern befinden, dieſe zur Oeffentlichkeit brächten. Der Einſender dieſes hatte die Freude, die Bekanntſchaft des ausgezeichneten Mannes im Jahre 1803 in Wien zu machen. — Sein Entgegenkommen war ſo eigenthümlich als anziehend. — Stets mit gelaſſenem, ruhigem Blick über die einzelnen gewöhnlichen Vorfälle des Lebens hingleitend, ſich ſelbſt in ſeltener Anſpruchsloſigkeit der letzte, überkam ihn ein ſchöner, männlicher Eifer, wenn es ſeinem Volke, dem deutſchen Volke, galt, das er ſeine Geliebte zu nennen pflegte. Mit breiter, offener Bruſt, die er auch an den Engliſchen Matroſen, denen er überhaupt ſehr gewogen war, vorzüglich ſchätzte, ihnen in öfterem Verkehr, man möchte ſagen, abgeſehen hatte, ſtand er da, ein mittlerer Vierziger, wie der kühnſte Jüngling. In Beziehung auf die politiſche Conſtellation, und beſonders auf die militairiſchen Conjuncturen und Pläne mit durchdringendem Scharfblick verſehen, der ſo manchen ſchlimmen Ausgang herannahen ſah, und doch nicht ermächtigt, die ihm oft vorſchwebenden Mittel dagegen anwenden zu können, hatte ſeine Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft Etwas von dem Geſchick der Caſſandra, zumal da ihm auch die Sache ſeines Volkes ſo ernſt und verwandt war, wie ihr die des bedrückten ihrigen. In ſeinen Bedürfniſſen höchſt beſchränkt, begnügte er ſich gewöhnlich mit einem Gericht, am liebſten von Reis und einem Trunk Waſſer. — Dieſe Eigenheit veranlaßte damals zugleich einen beſonderen Vorfall, der als Beitrag zu Meyern's Charakteriſtik erwähnt zu werden verdient. — Der berühmte Arzt Stoll in Wien war geſtorben, und hatte ſeinem Sohne ein ſehr beträchtliches Vermögen hinterlaſſen. — Dieſer, von ſehr reizbarer Complexion, Dichter, ſpäter Verfaſſer des kleinen Luſtſpiels „Scherz und Ernſt“ (Dieulefoy's Malice et défiance) und eines andern, nach Ariſtophanes Vorbild höchſt wunderlich gehaltenen Hochzeitsſpiels: „die Schnecken“ hatte nichts Eifrigeres zu thun, als ſich zu einer großen Reiſe anzuſchicken, auf der er Meyern ihn zu begleiten bereden wollte. Dieſer nahm jedoch den Antrag nur erſt nach langem Widerſtreben und endlich unter der ausdrücklichen Bedingung an, auf ſeine Weiſe fortleben zu können, wodurch er ganz unabhängig blieb. — Sie gelangten jedoch beide nicht ganz bis nach Salzburg, als ſie ſich wieder trennten und Meyern in

seine vorigen Verhältnisse nach Wien zurückkehrte, während Stoll seine Reise nach London fortsetzte, wo er sich einige Jahre, und dann in Berlin und Weimar so lange aufhielt, bis die ganze Erbschaft aufgezehrt war. —

Meyern äußerte damals öfters eine Abneigung, Briefe zu schreiben, wurde damit aufgezogen, und versprach — zugleich um den Vorwurf von sich abzulehnen — auf einer Reise, die er eben nach Ungarn unternahm, dem Fräulein vom Hause, Therese von Dollinger — einer der liebenswürdigsten und talentvollsten der damals lebenden Wienerinnen — einen Brief zu schicken. — Dieser Brief, den er jedoch nicht schickte, sondern nach seiner Zurückkunft selbst überbrachte, wird nachfolgend mitgetheilt, in der Hoffnung, daß er den Lesern dieser Blätter ein ganz besonderes Interesse gewähren wird, da er, in eigenthümlichem Style, so Mannigfaltiges berührt, und durch die eingestreuten, neuen, lichtvollen Ideen und Rückblicke in das Leben ein entsprechendes, lebendiges Bild des genialen Verfassers darbietet. — Zur Erklärung der beiden Anfangsbuchstaben am Ende des Briefes, ist noch hinzuzufügen, daß der Erste den damaligen Fürstlich Esterhazyschen Secretär, und nachmaligen Director des Brünner Theaters: Schmidt, der Zweite den rühmlich bekannten, jetzt pensionirten Hof-Opernsänger: Vogel bezeichnen.

Gizow den 9 Juni 1804.

Beinahe hätte ich meines Versprechens mich unfähig gefunden. Träge, ohne Erinnerung und ohne Willen, habe ich meine ersten sechs Tage im Halbschlafe zugebracht. Einen Körper sollte eigentlich der Mensch gar nicht haben, sondern höchstens so etwas wie gefärbte Luft, um der schönen Formen willen. — Ich lebe hier auf einer Art Sumpfland; die Population besteht aus Fröschen, Kröten und Schnecken von besonderem Wachsthum. — Wenn die Ochsen und Kühe Abends durch das Wasser nach Hause ziehen, gleicht es dem Rauschen eines Wasserfalles; die Nachtigallen singen dazwischen, die Frösche quäcken. Für empfindsamer Seelen Abendfeier ist also hinlänglicher Stoff. — Der Garten hat Land und Bäume genug; von einigen Seiten geht ziemlich anmuthig die Aussicht auf Felder, mit Wäldern umgeben; aber leer und baumlos verliert sich von andern die Ebene in den Horizont; etliche blaue Hügel dämmern halbsichtbar aus seinen Dünsten. Ansehen kann man Alles; aber recht einheimisch würde ich wohl nie werden; nichts zieht mich an. Ich kenne nur eine Ebene, die wie ein heiliges Geheimniß immer neu und wechselnd dem Auge sich entschleiert — die des Landes Dessau. — Aber dort hat ein trefflicher Mann mit festem Sinn

für alles Schöne, nach diesem innern Gesetze seines Geistes gebildet, was zu bilden war. — Und dieser Mann ist der Fürst, der, was er im dreißigsten Jahre freudig begann, im siebzigsten noch eben so freudig fortsetzt. Jedes Land könnte dem seinen gleichen, wenn das arme Menschengeschlecht nicht meistens eine Heerde wäre, die nur nach Futter blökt. — Von jeher zeigt sich da, wo der Trieb zum Schönen der herrschende war, die Menschheit in ihrer reinsten Blüte. — Aber dazu muß man nicht die Römer oder Ludwig XIV. und andere solche Pracht- und Schau-Jahrhunderte rechnen — denn ihnen galt nur Etalage de richesses, Macht und Eigensinn, im Unmöglichen verschwenderisch zu schimmern. — Der richtige Sinn, der sich selbst und die Umgebungen der Natur harmonisch zu verstehen sucht, war weit davon. Und wir? Wir bauen freilich Gärten — aber nur als Nachahmungen einiger glücklichen Vorbilder — das Gefühl der Meisten ist die herrschende Mode. Sie haben keinen eigentlichen Willen des Schönen. — Aber sie nehmen es an, weil sie es aus den Händen der Mode empfangen, Aus Eitelkeit, nicht aus Liebe. — Ich habe so recht Gelegenheit gehabt, diese Saite der menschlichen Natur durch Erfahrung zu berühren — das Beste, was ich zu machen gewußt hätte, durfte ich nicht wagen. — Ich lernte bald, wie wenig es gegolten hätte.

Es ist schwer, zu diesem Lande Neigung zu fassen. Ein leichtsinnig-schwerfälliges Zurückbleiben, das auf sich selbst mit gefälligem Stolze ruht, eine trübe, widerliche Mischung von Fierté und Demuth, von Gleichgiltigkeit und Eigennutz; etwas Hartes, Unvollendetes tritt überall entgegen. Man sieht, daß in früher Jugend die Begriffe nicht klar abgeschieden, das Leben auf einen viel zu engen Zweck berechnet wurde. — Die Griechen sind weit weniger unterrichtet; aber dennoch liegt selbst in ihrer Unwissenheit mehr natürliche Anmuth und ein feinerer Sinn. — Gemeinsinn und National-Eifersucht seh' ich hier wie überall verwechselt. Man ist ruhig beim Mangel des Ersten, im Uebermaß des letzten. So viel ich nun Völker gesehen habe, kenne ich doch kein unglücklicheres und kein besseres als mein eigenes. Gutartig, empfänglich und immer voll freudiger Hoffnung für das Bessere; aber eben darum durch Mangel günstiger Umstände nie groß. — Ich fürchte, ich fürchte, wir werden noch das Opfer unserer Tugenden, und was wir besseres für die Menschheit leisten könnten, geht mit uns zu Grunde. — Warum muß uns das Einzige fehlen — der Lichtgeist nationeller Ehre! — Doch wie verliere ich mich dahin! Wie Gespenster verfolgen mich diese Ideen. — Mein Volk ist meine Geliebte. So sprech' ich, wie jeder Liebhaber, am leichtesten von dem, was mich am meisten beschäftigt. —

Es kann nichts Ungeſchickteres geben, als mich, wenn ich Briefe ſchreiben ſoll. — Von was ſoll ich reden? Von mir? Ich weiß nichts. Ich finde unwichtig, was mich allein angeht. Ich ſtehe auf, ich beſehe die Gegend; ich zeichne ſie, wie ſie ſeyn ſollte und wahrſcheinlich nie wird; ich weiß nicht, warum ich hier bin. — Ich ſollte die Rolle des Jaques Spleen ſpielen; es iſt gewiſſermaſſen meine eigene. — Die Mitſpieler gebehrden ſich ſehr wichtig, und doch gibt es nichts Lächerlicheres und Jämmerlicheres, als den Menſchen, wenn er Alles ſo recht mit dem Gefühl ſeiner Importanz angreift. — Ich habe Raab geſehen, welches eben ſo gut ungeſehen bleiben könnte. — Es iſt dumm von mir, daß ein ſo bürgerlich nahrhaftes Gewühl von Schweinen, Pferden, Ochſen, Fiſchen, Gurken, Zwiebeln, hämmernde, klopfende, ſchneidende, nähende, meſſende Menſchen; Bettelvolk, quickende Gepfeife, Kaufende und Verkaufende, Lärm, Bratenrauch, Schmordampf, Hühner, Kinder, roth und plumpſchahige Bäuerinnen, dazwiſchen geputztes Zeug mit dünnen Leibern, gepuderten Haaren u. ſ. w. warum das Alles für mich ſo wenig ſtatiſtiſchen, pittoresken oder empfindſamen Reiz hat. — Und habe doch ſo manche Deklamation geleſen, wie das gute Volk ſich freut und regt und lebt und — lümmelt, und was der Kunſtfleiß Alles hervorbringt, und wie das alles in tauſend, tauſend Zweigen ſich nach Oſt und Weſt vertheilt, und was es einbringt, und wie die Menſchheit groß wird von Tag zu Tag, an beſſern Schuhen und geräumigen Schnappſäcken, an ſchmackhafter Butter und fettem Schlachtvieh. — Warum kann der Glanz meines Jahrhunderts an feinerm Tuch, und vielen Spinnmaſchinen, die ganze ökonomiſche Mittagsſonne der hellſten Kleenutzung und das ſchimmernde Verdienſt des Erdmandelcaffees mich nicht entzücken? Ich bin ein Stock, und geſcheide Leute ſollten mich gar nicht zu ſich laſſen, am wenigſten Briefe von mir empfangen. — Ich hoffe, die Volksmährchen ſind in Ihrem Zimmer; denn wer ſie hatte, muß abgereist ſeyn, weil der erſte Junius vorbei iſt. Um dieſes Buches willen mögen Sie mir vergeihen, wenn ich ſelbſt nichts Beſſeres ſchreibe. — Meines Fenſters Ausſicht wäre für eine flache Ausſicht gut genug; aber da ſteht eine Dorfgaſſe vor mir, mit ihren Kothhütten und Schilfdächern; die verdirbt mir Alles! — Ich habe gern, daß die Menſchen gut wohnen, und ein ſchönes Dorf iſt ein freudigerer Anblick, als eine ſchöne Stadt, denn er beweiſt unendlich mehr für das allgemeine Wohlſeyn. Sind dieſe Lehmhäuſer Armuth? Schlimm! — Sind ſie Folgen einer trägen Gewöhnung? noch ſchlimmer! — Der Himmel hat mir geſtern ein Feſt gegeben, ein Donnerwetter edler Art. Die Ebene iſt gemacht für ſolch' ein Schauſpiel.

Am Horizont hing unter dunkeln Wolken eine ſchwärzere. — Zwei Meilen wenigſtens reicht der Geſichtskreis. — In zehn Minuten war ſie über mir. — Um mich regte ſich kein Laub. — In ihr wühlte der Sturm, daß das Auge auch nicht zwei Secunden lang eine Geſtalt fixiren konnte; ein immerwährendes Wogen und Wallen, Zerflattern und Sammeln; dazwiſchen brachen ſich grau auf grau und grünlich fahl mit allen Tönen dieſer Farben, die Sonnenſtrahlen in Nacht und Helle. Die erſten Tropfen fielen, mit vierzig Schritten war ich im Thor und hinter mir im nächſten Augenblick auf zehn Schritte weit nichts mehr ſichtbar. — In weißen, über einander wallenden Gewölken ſchlug der Sturm den Regen nieder — der Donner rollte unaufhörlich dazwiſchen, kein Blitz war ſichtbar. — Nach einer Stunde kam es gleich heftig zum zweitenmal. — Nach zwei Stunden war ein Himmel ohne Wolken und im Süden noch bis in die Nacht das ferne Wetterleuchten. — Ein ähnliches nicht ganz ſo arges Wetter überſtand ich unter den Gewölben des Tempels von Epheſus. — Mein Führer, meine Gefährten hatten ſich verloren, ich war allein auf eine Stunde weit abgeſchnitten von jeder Wohnung, hinter mir eine überſchwemmte Ebene! — Wie hab' ich mich ſo verlaſſen gefühlt. — Dieſer Brief gleicht recht dem Leben. Die ungleichſten Dinge folgen ſich. Bitten Sie Gott, daß er Sie mit ordentlichen Leuten bekannt machen wolle — die legen doch ein hübſches Quartblatt zurecht, überlegen vorher, was ſie ſchreiben wollen, ſehen die Welt für ein wohlgeordnetes Wohnhaus an, wo ſie als Gottes Hausvögte in Ordnung bringen müſſen, was er ſelbſt manchmal ein wenig durch einander wirft. — —

Der Menſch iſt doch ein gutes Thier. — Erſt grollt er, weil der Platz, auf den er hingeworfen wird, nicht ſo iſt, wie er in ſeinem Kopfe ſteht. Nach und nach wird er vertrauter mit dem Einzelnen. Er findet mehr, als er hoffte. — Seine Wahl, ſeine Neigungen, ſeine Wünſche beginnen ihr Spiel: er fühlt ſich angezogen und ſöhnt ſich aus mit ſeinem Wohnplatze. — Kaum bin ich acht Tage hier, ſo hänge ich ſchon an mancher ſchönen Waldſtelle, wo ſo viel Stoff wäre für eine höhere Form. — Am Ufer der Donau, die weit zwiſchen ihre Inſeln, wie ein Arm der See, ſich vertheilt, erwachen mir Erinnerungen, ſo mancher freundliche Abend der vergangenen Zeit und des Joniſchen Himmels! — Warum gräbt kein Anblick ſich ſo tief in unſere Seele, als der der See? Einfach an Geſtalt und Farbe, leiſewallend, hohlverklingend wie entfernte Glocken, liegt eine Art Unendlichkeit auf ihm. — Der Menſch gehört allem Großen an und wo ſeine Maße enden, erwacht ſein Herz. — Er liebt nur, was er nicht umfaſſen kann, was, indem er es bewun-

dert, ihm ſelbſt ſich höher zeigt. Nur durch die Einbildungskraft zeigt er ſich als den präſumtiven Erben einer künftigen Welt! —

Palotta, den 21. Juni 1804.

Wochen ſind vergangen, ſeit ich dieſes ſchrieb — gut und ſchlecht, langweilig und leidlich. Manche hübſche Gegend hab' ich geſehen, Menſchen gar nicht — die ich ſah haben mich nicht angezogen. — Wahrhaftig, ich bin ein verwöhntes Kind. Die wenigen Beſſern, die ich kannte, ſchweben mir zu feſt vor. Es iſt ordentlich Schade, in einer Welt, wo das Gute ſo ſelten iſt, das einzelne Gute zu finden! — Die Reſignation kömmt dann ſo oft, und koſtet ſo viel! — Wenn ich nur immer könnte, was mir in einzelnen Augenblicken guter Laune möglich iſt, mich recht breit und eckig hinzuſetzen, und in das Klipp- und Klappwerk der gewöhnlichen Art ſo ernſthaft einzugehen, als ob die Sache und nicht die Parodie mich beluſtigte. — Dann ſteigt aber bald der böſe Feind Ungeduld in irgend einer lieblichen Erinnerung auf, und mir wird bang unter dem häßlichen Zeug, an das man das kurze Leben vergeudet. — In kleinen Oertern iſt nun vollends Noth — die Leute nehmen jedes Wort wie eine gerichtliche Akte auf, die oben und unten beſichtigt wird, und ich kenne nichts Abſcheulicheres, als wenn man da ſitzt wie ein Orakel und alle Leute ſtarren uns an mit wohlbeſonner Antwort oder Frage, mit viel erwartender Höflichkeit und den Triumph im Angeſicht, daß ſie dem fremden Manne noch mehr zu ſagen wiſſen, als er ihnen. Kommts nun vollends aus, daß er ein gereiſter Mann iſt, ja dann iſt er eine Taube unter Geiern; jeder will ein Stückchen. — Reiſe ich einmal wieder, ſo ſchreibe ich gewiß auf, welche Farbe die Kleider meiner Bekannten hatten. Nothgedrungen muß ich lügen und mir widerſprechen. Der Naſe des Großſultans habe ich nun von der Stumpfnaſe bis zur Habichtsnaſe alle Formen zugeeignet. — Wo will's mit der Ehre hinaus, wenn die Leute einmal ihre Nachrichten von mir collationiren!

Ich bin nun feſt überzeugt, daß Neugierde, Langeweile und die Eitelkeit, aus der Befriedigung beider ſich einen Lorbeerkranz zu flechten, aller Laſter Quellen ſind. Erſtens der Lüge, zweitens des Spottes, drittens der Gleichgiltigkeit, viertens des Mißbrauches fremden Glaubens und fünftens der Meinung, daß man klüger ſey als die Andern. Geben Sie mir ein Unrecht, das ich nicht unter eine dieſer Rubriken bringen will.

Palotta den 18. . . .

Ich komme eben nach kleinen Abenteuern, wie ſie uns in dieſem Leben begegnen können, vom Platten-See zurück. — Man lacht mich

aus, daß ich nicht bis Fürett (einem Badeorte) ging. — Aber einmal war es ja gar nicht meine Abſicht. Solcher Orte armſeliger Schauplatz iſt mir mit ſattſamer Langerweile von Karlsbad und Töplitz aus bekannt. Mir war nur um den See und ſeine Lage, eine groſe Waſſerfläche und einige Erinnerungen an jene glücklichen Küſten des beſſern Himmels zu thun. Ein See ohne Schiffe, auf dem in todter Stille das unbewegte, ſtarre Daſeyn ſeiner Anwohner ruht, von Weinbergen und verödeten Hügeln mit ſelten erhaltenem Wald umgeben, iſt nur groß von einer ſo einſamen Stelle, als von der ich ihn überſah, von abgeriſſenen, ſteilen Waldhöhen, wo der Eindruck der unendlichen Einſamkeit ſich durch nichts widerſprach — wo Alles wie das verlaſſene Leben einer neuen Erde ſchien. — Die Bäume rauſchten unter den Winden eines nebelighellen Sonnentages; in kleinen weißen Spitzen brach ſich die Fläche der Waſſer; ein hohler Klang tönte zu mir herauf; die Lichter wankten, flohen. Aber es war kein Sturm, kein Treiben heftiger Bewegung — die dunkeln Hügel ſtanden ſtill und einſam. Kein Fiſcher wagte ſich hinaus. — Ich hatte nicht die Freude, ihn zu befahren. Auch ſind die Fahrzeuge ſo ſchlecht, daß ich's ihnen verzeihe. Lächerlich kömmt aber doch dieſe bedachte Aengſtlichkeit, dieſe träge Furcht dem vor, der den Sturmmuth der Matroſen kennt. Manchmal war mir Anfangs bang zu Muthe durch das Ungewohnte. — Aber in der Furchtſamkeit Anderer erwacht der Stolz und das Kühnſte wird zur Freude. Die Gefahr hat einen eigenen Reiz, weil ſie uns eine hohe Idee von der Kraft unſeres Geſchlechtes, einen feſtern Glauben an uns ſelbſt, eine Ruhe, ein einfachſtilles, mächtiges Leben mit uns ſelbſt gibt, welche man in der wirklichen Ruhe gar nicht kennt. — Dieſer aus feſter Ueberzeugung und innerem Gefühl unſerer Würde, aus Bewunderung und Selbſtbeherrſchung entſpringende Muth iſt eigentlich die ſchönſte Seite unſeres Gemüthes und die freudigſte Empfindung, die uns das Leben verſchafft. — Ich wollte, daß die Dichter, die ſo wenig von Wonne und Liebe und ſüßer Seligkeit ſingen, ſich einmal darüber machten, und die tauſend Nüanzen des durch Beiſpiel ſich verbreitenden Hochgefühls, den ſtolzen Sinn, der, was Andere durch Gewohnheit oder Unbedachtheit wegen lernen, ſich ſelbſt durch Macht des Willens in einem Augenblick aneignet ꝛc., zu ihrem Gegenſtande wählten. — Aber dieſer Herren kleiner Lebenskreis erſchöpft ſich zu ſelbſtliebend an ihrer eigenen Wichtigkeit.

Czerny den 24. . . .

Ich lebe nun in einem Dorfe, einquartiert bei einem Beamten, der ſo ſchlecht wohnt, als kaum ein Bauer meines Vaterlandes. Kleine

Fenſter, Ziegelpflaſter, kein Licht, keine Sonne, die Thüre mit einem groben Tuche verhängt gegen die Fliegen, Spatzen, um die Flöhe zu freſſen (wirklich ein treffliches Mittel), keinen Garten, keinen Baum im Hofe; auf dem Schweinſtall ſtatt Schreibpult, ſchreibe ich dieſes, weil ich im finſtern, dumpfen Zimmer nicht bleiben kann; der Wind treibt den Staub in die Augen; die Hähne beißen ſich, eine neue Staubwolke; die Sonne reflektirt blendend vom unbewachſenen Boden. Blauer Himmel über ein Paar Strohhütten am Hügel, und rechts eine aufſteigende Wieſe mit Ackerhügeln, mit etwas Gehölze und ein darüber hervorragender, blauer Waldberg ſind meine Aus- und Umſicht. — Aber wenn ich einen Augenblick höher ſteigen will — ein weiter, ſchöner, oft getheilter Zuſammenlauf von Thälern, mit Wäldern, reichbewachſenen Bächen, Mühlen, die freundlich aus ihren Büſchen leuchten, Wieſen in langer Ausdehnung — vom Dorfe wend' ich die Augen weg; es nimmt mir die Freude des übrigen. — Ich könnte Zehntauſend an einem Schlachttage in den Tod beruhigt führen; ein Schiff im Sturm untergehen ſehen, erregt mir kein größeres Mitleid, als einen Einzelnen am böſen Fieber ſterben zu ſehen. — Aber das lange Elend eines wild vernachläßigten Lebens, das ohne Aenderung über Generationen fortſchreitet, kann ich nicht ohne Grimm betrachten, und ich begreife die Menſchen nicht, die Macht hätten, die das Glück auf eine Stelle ſetzt, das Alles zu ändern, und die beinahe ihren Stolz darin ſetzen, daß es ſo iſt. — Neun Zehntheile der Erde werden ſo bewohnt. — Der freie Araber, der nichts zu brauchen ſcheint, als ein Zelt und Weide für ſeine Heerden, plündert wenigſtens die fremden Reiſenden. Gewalt iſt das ewige Siechthum der Menſchheit. Weg mit dieſen Erinnerungen! — So angemächlich ich auch hier wohne, ſo freut es mich doch aus altem Hang zum Nomadenleben. Nur geht viel Zeit verloren. Mein Haus iſt eine halbe Stunde von dem des Grafen, der nicht beſſer wohnt, als ich. So geht der Nachmittag rein verloren, denn dort läßt ſich an Leſen nicht denken. Der Hof iſt voll Menſchen, voll Geſchrei, voll Spaß und Ernſt; ringsum lagern Pferde, Ordonanzen, ab und zufahrende Wägen ꝛc. Das Ganze hat das Anſehen eines Hauptquartiers, ſelbſt die Prügel fehlen nicht. — Ich muß doch auch etwas für die Geſellſchaft thun. Der Vormittag gehört mir und der Einſamkeit. — Nach Tiſch, bis zum Souper, übergebe ich mich dem Schickſal. Der Graf arbeitet mit ſeinen Amtleuten, mit Pächtern und Contrahenten. — Mir bleiben eine Frau und zwei Fräulein, die zwiſchen Schlafen, Eſſen und etwas Kurzweil ganz guter Dinge leben. — Doch gebe ich mir, wenn ich bei guter Laune bin, alle Mühe, recht flach und einfach zu ſeyn. Nur

kömmt zuweilen ein leidiger Anfall von Gelehrſamkeit, und da gibt's trübe Geſichter. Dafür lob' ich wieder ihre Hände und Füße; thue ich's bei der Einen, gleich kömmt die Andere: „Sind meine Hände ſchöner, oder die der Andern?“ — Meine Lage wird dann kitzlich. — Ich muß überall geben und nirgends nehmen. Glücklicherweiſe habe ich einen kleinen Vorrath von Mittelworten und Aushilfsbenennungen, diſtinguire, limitire ꝛc. Warum ſoll ich den Menſchen nicht ſo glücklich laſſen, als die Natur ihn gemacht hat! Sagen Sie mir doch auch, „etwas roh ſey ich zwar, und habe gewaltige Abſprünge; die rechte Folgſamkeit und der weiche Sinn zärtlicher Seelen fehlen mir ganz,“ aber unter Ihrer Leitung, und wenn Sie ſich's erſt vornähmen, ſollte es ſchon ganz anders werden. — „Auch ſey ich für einen Wehrwolf in manchen Augenblicken ſchon ganz leidlich geworden.“ Kann ich anders, als antworten: „Der Teufel traue den Weibern; wenn die Männer ſich auch noch ſo grimmig anſtellten, am Ende käme es doch noch zum Nachgeben.“ — Abends fahren wir ſpazieren per far merenda. — Die Pfarrer geben Spanferkeln, Enten, Hühner, Strudel ꝛc. die Damen nehmen mich in Schutz gegen die Zumuthungen, vier Stunden nach Tiſch all das gebratene Zeug zu eſſen. Der Pfarrer erſtaunt, ſeine Köchin grollt, und ich bewundere im glücklichen Talent der Verdauung die Wunder der Schöpfung und ihre weiſe Oeconomie, die Eſſen und Spanferkeln immer in richtigem Verhältniſſe erzeugt. — — Ich möchte gern weiter ſchreiben, aber ein Dutzend ſolcher Thierchen ſchnobern eben etwas laut um mich herum; ein Wagen fährt nebenan in die Schupfe hinein, drei Slaviſche Menſchenſtimmen ertönen, die Haushälterin kömmt mit der Wäſche vom Bache, dirigirt das Abladen, ſpricht mit Kutſcher und Schweinen, die Hühner gackern, die Schweine reiben ſich an meinem ſchwankenden Schreibgeſtell, die Pferde werden ausgeſpannt, die Wäſche wird ringsumher aufgehangen, der liebliche, feuchte Duft füllt meine Naſe, das Tageslicht wird mir genommen, der Wind fächelt mir die naſſen Lappen in's Geſicht. — Hier haben Sie das Gemälde meiner häuslichen Glückſeligkeit. — Zur Idylle läßt ſich's nicht erheben. Denn von dem Dialog der Schäferinn und der beiden Schäfer verſteh' ich nichts. Es ſoll mich Wunder nehmen, wie ich aus dieſem Käfig von Wäſchgehängen herauskommen kann. Denn eben ſeh' ich mich ganz eingeſchloſſen. — — Der Hinterkorb einer Kaleſche iſt jetzt mein Schreibtiſch. Alles iſt ſtill. Nein! — „Itſch tſchertek Iſtem“ fängt es wieder an. — Die verdammten Ferkeln! Nun ſind ſie mir an den Beinen! Freßt Beſtien, dort ſteht euer Geſöff! — Sie thun's, die Hühner drängen ſich an den Trog, ein Krieg entſteht; wie viel Stoff für einen ländlichen Dichter.

Ich könnte ein berühmter Mann seyn, wenn ich auch nur den zehnten Theil der Dinge besungen hätte, die ich hörte und sah. Das himmlische Geschrei der Esel auf Scio, das Knurren der Kameele, das göttliche Grunzen der Schweine in Ungarn, all' die mannichfaltigen Kostbarkeiten des Volkes, die ländliche Schalmey und den Dudelsack im Wirthshaus, den Tanz bei einem Kerzenlicht und das Schmoren und Qualmen der Tanzenden bei seinem lieblichen Helldunkel, bei Tabak-Dampf und dämmernder Stickluft in Kohlen. Schade, daß die poetische Ansicht mir fehlt. — —

In den Wäldern um uns leben Räuber. — Sie üben die Künste und Schreckensregierung. Man wagt nicht, einen Einzelnen zu fangen, er geht frei und bekannt in jede Schenke. Seine Kameraden würden jede Beleidigung an ihm mit Brand rächen. Sie sind sicher und mächtig durch ihre Zerstreuung. — Sonderbar ist die Bemerkung — sie plündern nur gemeine Leute, keine wohlgekleideten, fürchtend, daß ein solcher Raub die Ungeduld der Mächtigen gegen sie reize. — So lange sie nur Heerden bestehlen auf abgelegenen Häusern ein erzwungenes Gastrecht ausüben, Briefe in die Dörfer oder an einzelne Besitzer schreiben: „ihnen morgen an einem bezeichneten Platze Lebensmittel hinlegen zu lassen", Marktleuten ihr Bischen abnehmen oder sie zwingen, einen Tausch mit ihrer Kleidung einzugehen, hält die Furcht die Herren, die Ohnmacht die Bauern zurück.

Diese Reise hat mich doch manches Neue gelehrt, mehr als oft eine große. — Immer tiefer ersehe ich, aller moralische Sinn, jedes bessere Gefühl in der Menschheit beruhe nur auf einem richtigen Gang des Verstandes, den die Einbildungskraft erhöht. — Wo träger Stolz und rohe Vernachläßigung in kecker Unwissenheit bedachtlos neben einander wohnen, kann nie das Bessere entstehn. — Ich kann nicht froh und ruhig in einem Lande leben, wo der Prügel das vielleicht nothwendige, aber um desto traurigere Hilfsmittel zur Aufrechthaltung des Ganzen ist. — In acht Tagen endet meine Caravane. — Aus regerer Lust und Bewegung werd' ich schwerlich in diese Gegenden zurückkehren, wo ein leiser Widerwille gegen die Menschen-Natur in mir erwacht. Es ist keine krankhafte Gegend hier. Dennoch kann ich Ihnen die Häßlichkeit, die Verschrobenheit der Züge und Gestalten, die alternde Schlaffheit der Kinder nicht beschrieben. Schmutzig ist die Kleidung, schwerfällig jede Bewegung; selbst im Erwerb keine Beschleunigung; die Häuser sind elende Hütten, die Dörfer traurig; kein Ton der Freude, kein Lied erschallt!

Den 30....

Es ist Zeit, daß diese Blätter abgehn. Seit vier Wochen schreib' ich daran. — Nichts, was um mich vorging, schien mir merkwürdig, nichts gab mir frohen, lebendigen Sinn. Ich habe all' diese Zeit in einer Art von Halbschlaf hingebracht. Es gibt Leute, die mit inneren Fällen, unabhängig vom Aeußern, zu leben wissen, oder wenigstens an jedem einzelnen ... Käfer oder Menschen so viel zu erlauschen, zu errathen finden. — Mir ist das unmöglich. Nach ganzen Massen empfange ich meine Eindrücke. Das Einzelne zieht mich selten an. Wie das Aeußere zu Lust oder Unlust mich umgibt, so bleibe ich, bis eine neue Umgebung mich neu erschafft. Leben Sie wohl! Mein Leben ist heute auf ein wenig Athemholen reducirt; von Denken und Empfinden ist keine Rede. Es ist ein Glück, daß ich nicht denken kann. Sonst schrieb' ich eine Satyre auf das Leben, dessen gehaltloses Räthsel mir heute besonders leer erscheint. Grüßen Sie S. und V. (indem ich diesen Brief schrieb, dacht' ich zugleich an beide). Lieber möcht' ich diese Blätter zerreißen, als wegschicken. Nur um nicht ganz wortlos zu erscheinen, sollen sie abgehen.

Meyern.

Feuilleton.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

VIII.

Mendelsſohn: das germaniſche Europa.

Dr. G. B. Mendelsſohn, der, ſo viel ich weiß, an der Univerſität Bonn lehrt, hat im vorigen Jahre bei Duncker in Berlin ein Werk unter dem Titel: „das germaniſche Europa. Zur geſchichtlichen Erdkunde" herausgegeben, welches für den Gang unſerer Wiſſenſchaften und beſonders für die Erdkunde ein gar erfreuliches Phänomen iſt. Es kann für jede Richtung des forſchenden Geiſtes als Stempel eines höheren, menſchheitlicheren Berufes gelten, wenn ſie mit ihren geläuterteſten Erſcheinungen aus dem Bereiche der Unterſuchung, der Beobachtung, der Anordnung und des bloßen Wiſſens in das Gebiet der Literatur oder der Kunſt einzutreten vermag. Was vorher nur Mechanismus und Nützlichkeitsſache war, das wird dann Selbſtzweck, es wird ein höherer Organismus und Production. Der Geſchichte iſt dieſer Vorzug unbeſtritten. Seit Herodot ſucht man ihr Kunſtgebiet zu erweitern. Daß auch die Philoſophen eine ähnliche Aufgabe löſen können, würde bewieſen ſeyn, wenn es auch nur den einzigen Plato gegeben hätte. Die Naturwiſſenſchaften haben mit Buffon eine gleiche Stufe erſtiegen, und obſchon es für die Erdkunde unendlich ſchwerer ſeyn mochte, ſo hat man doch in Form der Länder- und Reiſebeſchreibung auch hier ſchon früh künſtleriſche oder doch productive Abſichten vor Augen gehabt. Die Geographie ſelbſt iſt freilich mit tauſend Gewichten an die Scholle und an die Regel gefeſſelt. Man glaubt, ſie könne ſich nicht ſchöpferiſch über ihren Gegenſtand heben, es ſey an ihr eitel Zweck und Unterthänigkeit. Allein hier zeigt ſich, was ein geiſtig regſames und gebildetes Zeitalter vermag. Denn die oben genannte Schrift hat auf dem Boden der vorgerückteſten Wiſſenſchaftlichkeit dieſe Schranke durchbrochen, ſo weit dies auf dem Terrain und bei einem erſten Verſuche gelingen kann. Die geographiſche Darſtellung iſt

hier zu einer geistig belebten Schöpfung geworden. Nicht blos der todte Stoff ist aufgeweckt, sondern frei waltet nach eigenem Maaß und Gesetze der Genius siegreich über den Bausteinen, die sonst kunst- und ideenlos an einander gefügt zu werden pflegten. Ich zweifle, daß der Geographie, außer wo sie sich im Gebiete ästhetischer Beschreibung thätig zeigte, bisher ein solcher geisterfüllter Abriß gelungen ist. Die Leser werden an Mendelsohn's Schrift nicht blos Belehrung finden, nicht blos ihre Denkkraft wird in Bewegung gebracht, auch jenes ästhetische Vergnügen wird genossen, welches jeder Autor im wahren Sinne hervorzubringen weiß.

Bekanntlich hat Karl Ritter in Berlin vor einiger Zeit eine große Umwälzung in der wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde veranlaßt. Diese Umwälzung ging von der Geschichte aus, mit welcher man die Geographie in Verbindung brachte. Unsere neueren Philosophen, Hegel namentlich, haben eine philosophische Construction der Geschichte aufgebracht, die den Anspruch macht, auch die Geschichtsdarstellung selbst zu höheren Standpunkten zu nöthigen. Darüber entstand ein hitziger Streit; die empirischen Historiker wollten von solch einer Weltgeschichtsconstruction nichts wissen, und meinten, das sey lauter blauer Dunst, der die Herren Philosophen selbst in Nebel hülle und der sogleich zerfließen würde, sobald man sich von dem thatsächlichen Detail des Geschichtlaufs in ordentliche Kenntniß setze. Besonders die Schule des Herrn Schlosser in Heidelberg wurde fortan das Hauptbollwerk der anti-philosophischen Geschichtsbehandlung. Hierzu gesellten sich unsere Popularhistoriker und sonstigen Naturalisten, welche blos Raisonnement über die Geschichte, z. B. einen Geist derselben schrieben, oder auch diejenigen, welche die philosophische Construction nicht für berechtigt hielten, und doch ebenfalls eine Art allgemeiner Betrachtung anstellten, der sie, noch in Herders Fußtapfen, den Namen einer Philosophie der Geschichte gaben, wie jüngst, trotz aller Willkühr, die man an ihm gewohnt ist, Karl Gutzkow gewiß geistreich versucht hat. Ein wirklich großer Widersacher jener philosophischen Tendenz aber trat in Ritter, dem Geographen, entgegen, einem Mann von staunenswerther Gelehrsamkeit und gröbsten Empirie. Es ist bekannt, welche Wichtigkeit seit Bodinus und vorzüglich durch Montesquieu der Einfluß des Klima's und der Oertlichkeit in der Lehre vom Staate und über Gesetzgebung eine Zeit lang behauptete. Für die Geschichtsbetrachtung that Ritter einen ähnlichen Schritt. Er führte die Ereignisse auf die Bedingungen der Oertlichkeit zurück, und wollte wenigstens indirekt den Beweis führen, daß ein idealer Lauf der Geschichte schon wegen der individuellen Gestalt der Nationalitäten und Fragen des innigen Zusammenhangs dieser Volkseigenart mit der Natur des Grund und Bodens, an den sie gewiesen ist, ganz undankbar sey. Die Völker wachsen bei Ritter geradezu aus der Erde auf, sie sind an das Schicksal gefesselt, welches dem Boden bestimmt war, den sie beackern. Zugegeben, sagt ein halsstarriger Ritterianer, daß es allgemeine menschliche Intentionen und eine aufsteigende Vervollkommnung des Ganzen gibt, so kommt selbige doch nur durch die individuellsten Mittel und Wege zu Stande, von denen eben ein großer Theil im Grund und Boden gegeben ist. So wie kein Mensch aus seiner Haut fahren kann, so kommt auch kein Volk aus den ätherischen Banden des Landes und der Athmosphäre, die er einathmet. Was ihr Historie nennet, das ist nur ein großer Territorialproceß, in dem sich nichts weniger offenbart, als eine allmächtige Idee. Ich bitte euch, führet eure Geschichtsansichten auf das Gebiet der Erdkunde hinüber, da werdet ihr haltbare Aufschlüsse erhalten, und um dieses Band nachzuweisen, will ich euch eine Erdkunde liefern, welche nicht blos die Felder zeichnet, auf denen Menschen woh-

nen, sondern die zugleich die Natur der Völker erklärt, die sich auf diesem Boden emporgebildet haben, und die Schlachten bestimmt, die darauf geschlagen werden sollten. Das that Ritter. Er begann die Geschichte der todten und lebendigen Massen zugleich zu schreiben. Wie es mit der Erklärung des Geschichtlichen ergangen, wie es überhaupt mit diesem ganzen Streite der Empiriker und Idealisten steht, lasse ich diesmal zur Seite liegen. Die Geographie, das ist ausgemacht, wurde dadurch auf einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt gehoben, ein gewisser Zusammenhang des Oertlichen und des Nationalen tritt täglich mehr außer Zweifel und in eine so materielle Wissenschaft strömte plötzlich ein erweiterndes, bewegtes und lebensreiches Element.

Allein bis jetzt litt die Erdkunde trotz dieser neuen Lebensquelle an jener dürren Massenhaftigkeit, die sie bei dieser Tendenz durch Ritter's nüchtern empirischen und nur etwa in Weise der älteren Philologie scharfsinnigen und conjecturenreichen Geist annehmen mußte. Man häufte Berge geographisch-geschichtlichen Materials, man schrieb Werke, die nur von dem Mann vom Fach zu bewältigen waren und denen es bei ihrem Widerwillen gegen allgemeine Ideen oder genetische Begriffe an allem und jedem Faden fehlte, der uns durch ein solches Erdengeschichtslabyrinth leiten könnte. Wie an den Naturforschern, so hat sich an den Erdbeschreibern der Haß gegen die ideale Welt schon hinlänglich gerächt. So glücklich Auge und Sinn waren, es ging doch nicht über die äußerliche Combination hinaus, und wenn sie die schönsten Phänomene nachgewiesen hatten, lag doch in ihrer Hand der Schlüssel nicht, den geheimen Inhalt aufzuschließen und dessen Ursprung zu verstehen. Zwei Requisite blieben der gegenwärtigen Forschung hauptsächlich zu wünschen übrig: Einfachheit und mindestens rationelle Geschichtsansichten. Man mußte den ungeheuern Stoff zusammendrängen, man mußte der Geschichte einen ureigenen, freien und im Zusammenhange wirkenden Geist zugestehen. Deßhalb ist auch in Ritter's Streben eine sichtbare geschichtliche Gleichgültigkeit, denn während die Geschichte erst in Europa ihren eigentlichen Boden betritt, sitzt Ritter noch immer in Asiens fast unhistorischen Bergen und Einöden und scheint Europa gar nicht mehr erreichen zu können.

Und nicht blos diesen Fortschritt der wissenschaftlichen Behandlung unserer historischen Erdkunde hat Mendelssohn gethan, sodern dies in einer Weise zugleich, durch welche diese Wissenschaft trotz ihres gegliederten Mechanismus in die Freiheit geistig lebendiger Production eingeht und dadurch an Einfluß und Bedeutung auch dann gewinnt, wenn sich dieselbe auch nur ausnahmsweise auf solche Höhe der Darstellung emporschwingt. Zwar spricht der Verfasser selbst bescheidentlichst in seinem Vorwort den Wunsch aus, daß unser Ritter auf seinem lichtverbreitenden Gange bald den Ural überschreiten und volle Genüge reichen möge, wo hier nur Vorkost geboten werden konnte. Hiermit ganz einverstanden, daß, wohin sich Ritter wendet, nur die reichsten Resultate zu erwarten sind, möchte ich doch neben dem Ruhme dieses Meisters auch Mendelssohn's eigenes, ganz selbstständiges Verdienst der Auffassung und Behandlung anerkannt wissen. Bei ihm findet man nicht mehr jenen blos geographischen Tik, sondern er stellt sich zwischen die Erdkunde und die Geschichte in die Mitte. Indem er beiden Wissenschaften ihre eigene Berechtigung läßt, faßt er doch ihre Berührungspunkte in einem Gränzland zusammen, wodurch ein neuer Standpunkt der Forschung zu Stande kömmt, der für die Erdkunde ebenso bereichernd ist, als er für die Geschichte Halt- und Stützpunkt abwirft. So fügt Mendelssohn beide Richtungen, die des Geographen

und des Hiſtorikers, in der geiſtreichſten Weiſe der Combination in Eins zuſammen. Ein großes und für uns doppelt intereſſantes Tableau der germaniſch-europäiſchen Welt wird dem Auge entrollt, und daneben ein Blick über die germaniſchen Grenzen auf Frankreich und Rußland geworfen. Großbritannien, Deutſchland, das ſubgermaniſche Europa (Ungarn und Preußen), endlich Skandinavien wandelt vorüber z. natürliche Beſchaffenheit des Terrains, Volks- und Stammbegabung, Erlebniſſe des Landes und der Völkerentwicklung, Alles ſo in eine Geſammtſkizze verwoben, Alles in feſten, von der Idee und dem reichſten Wiſſen gleichmäßig unterſtützten, andeutungsvollſten Zügen. Es iſt eine ganz neue und faſt claſſiſche Behandlung. Wie gern würde ich Einzelnes herausheben und den Autor ſprechen laſſen, allein das Ganze will ſtudirt und durchdacht ſeyn. Jede einzelne Provinz Deutſchlands findet ſich hier unter den Rubriken: Weſtdeutſchland, Süddeutſchland, Norddeutſchland in das Ganze gereiht und Norddeutſchland wieder in die Niederlande, die ſächſiſche und die wendiſche Ebene abgetheilt. Das ganze Buch iſt in rein germaniſchem Sinne gedacht und geſchrieben.

Doch nicht blos Inhalt und Behandlung bieten für jeden Deutſchen das höchſte Intereſſe, nicht weniger thut's die freie, herrſchende, geiſtbelebte Darſtellung des Verfaſſers. Zwar nur Skizzen, aber mit welcher Gewandtheit, überall in den lebendigſten, ſelbſt bei abſtracten Wendungen, bei abſichtlicher Kürze, geiſtvollen Umriſſen. Der Autor iſt ganz aus Combination hervorgewachſen, denn er beherrſcht die Kunſt, verwandte Gebiete zu vereinen mit ſeltener Virtuoſität. Und ſo weit iſt er auf dieſem ſelbſtgeſchaffenen Boden mächtig geworden, daß er nur zu produciren ſcheint, indem er den Stoff verarbeitet. Möge dieſe Richtung und Weiſe recht viele Nachfolge finden! Unſere oft ſo platten Reiſeſchreiber brauchen einen ſolchen Fingerzeig auf tiefere Fundgruben. Es iſt ſchon ein großer Gewinn, ſich nur da und dort in Uebereinſtimmung mit den Anſchauungen eines ſolchen Geiſtes zu befinden und die Bekanntſchaft eines ſo tüchtigen Schriftſtellers gemacht zu haben.

Wäre Mendelsſohn's Werk nicht für das Studium unſerer vaterländiſchen Intereſſen und für unſere Geſchichte von ſo entſchiedener Wichtigkeit, gehörte es nicht, ſeiner ganzen Anlage nach, durch Gehalt und Form nicht mehr der Wiſſenſchaft blos, ſondern der eigentlichen Literatur an, ſo würde ich es nicht in dieſe Ueberſichten gezogen, und das Verdienſt für eine Wiſſenſchaft, die mir nicht am Herzen liegt, zu beurtheilen, den Männern vom Fach überlaſſen haben. Es geht aber gewiß kein Leſer ohne Gewinn und ohne Genuß davon.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

VIII.

— Die Revue de Paris reicht der Mlle. Mars folgende bittere Pille:

Wir begreifen nicht die Wuth der Mlle. Mars, noch ſtets junge Rollen zu ſpielen. Die Stimme der Mlle. Mars iſt ſehr friſch, ſehr ſanft, ſehr weich, das ſtellen wir nicht in Abrede. Wäre es möglich, ſich im Theater mit dem Hören zu begnügen, ſo würden wir Mlle. Mars zur Beharrlichkeit auffordern; allein da der Genuß im Theater nicht blos für das Gehör allein berechnet iſt, ſo ſollte Mlle. Mars daran denken, wie unangenehm es dem Zuſchauer werden muß, eine Frau von Talent unter der Rolle, die ſie ſich auferlegt, erliegen zu ſehen. So groß ihr Talent auch iſt, ſo wird ſie doch nie die Erſchöpfung verbergen können, die ſie jedesmal ergreift, wenn ſie laufen, ſich raſch bewegen, niederknieen muß, Dinge die von jungen Mäd-

chen so leicht ausgeführt werden. Das Vergnügen, welches ihre harmonische Stimme erregt, wird also theuer bezahlt, durch den Zwang, die Schauspielerin sich umsonst anstrengen zu sehen, ohne dahin zu gelangen, eine Täuschung hervor zu bringen; denn Mlle. Mars muß doch endlich selbst sich überzeugt haben, daß Moll-Kleider, blaue Bänder, und Rosen im Haar nicht hinreichend sind, das Ansehen eines zwanzigjährigen Mädchens zu verleihen; und das unbefangenste Auge hat keiner Gläser nöthig, um zu sehen, daß man es betrügt. Es thut uns leid, daß Mlle. Mars uns zwingt, ihr solchen Rath zu ertheilen, sie sollte wahrlich ihn nicht nöthig haben, da ihr ja selbst die lange Erfahrung des Theaters zur Seite steht."

Mich freut es hingegen, daß die Revue de Paris sich so mit Mlle. Mars abgefunden, da ich die Stelle hier wieder geben kann zu Nutz und Frommen vieler deutschen Schauspielerinnen, ohne es doch mit einer speciell zu verderben.

Das Kingstheater in London ist der Vereinigungsort der englischen Aristokratie. Der Saal ist häßlich und besteht aus sechs Reihen Logen, die sehr klein sind. Die königliche Loge ist weder am Theater, noch in der Mitte, sondern unter den andern an der linken Seite. Ein mittelmäßiger Lüstre, der sehr nahe an der Decke hängt, und zehn kleinere, lassen den überaus großen, roth dekorirten Saal in halber Dunkelheit. Die Vorstellungen beginnen im Februar und wieder den 15. August. Es sind deren fünfzig. Der Unternehmer erhält keine Unterstützung vom Staate, und muß 13,000 Pfund Sterling Miethe für den Saal bezahlen. Sämmtliche Kosten der Verwaltung belaufen sich auf 40,000 Pfund St., welches ungefähr eine halbe Million Gulden macht. Die abonnirten Logen bringen hiezu 20—25,000 Pf. ein, und die Tages-Einnahmen müssen das Uebrige decken. Der niedrigste Preis ist für das Parterre eine halbe Guinee, oder sechs Gulden. Hier, wie auf jedem andern Platze, muß man sehr recherchirt gekleidet seyn. Herrn in Ueberröcken und grauen Hüten werden nicht eingelassen; Damen kommen gewöhnlich im Ball-Kostüme und selbst im Parterre erblickt man häufig Atlas-Roben und Perlen in den Haaren.

Aus Bädern.

Wiesbaden, 26. Juli.

Auch hier hat sich, wie überall in den Taunus-Bädern, die Zahl der Fremden sehr vermehrt. In Wiesbaden sind 4199 Kurgäste und 4166 Durchreisende gemeldet; in Ems 2233 Kurgäste und 895 Durchreisende; in Schwalbach 968 Kurgäste und 671 Durchreisende; in Schlangenbad 279 Kurgäste und 188 Durchreisende; für Weilbach 96 Kurgäste. Hier in Wiesbaden sind in der letzten Zeit angekommen: der Herzog und die Herzogin von Cambridge, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, der Landgraf und die Landgräfin von Hessen, der Herzog von Cleveland, die Fürstin Blücher von Wahlstatt, die französischen Grafen Jacqueminot, Ribeaupierre, Graf Arnim, der preußische Staatsminister von Rother, der baierische Bundestags-Gesandte von Mieg, der hannöverische von Strahlenheim, der hessische von Rieß, Baumgarten-Crusius, Emmeser aus Bonn u. s. w.

In Ems befinden sich der Erzherzog Palatinus von Ungarn, die Fürstin von Anhalt, der Herzog Karl von Mecklenburg, die Fürstinnen von Thurn und Taxis und von Löwenstein, der Graf von Ysenburg, Baron Maltitz u. s. w.

In Langenschwalbach, der regierende Herzog von Nassau, der französische Graf Rochefoucauld, der russische Gesandte von Dubril.

In Schlangenbad der regierende Landgraf von Hessen.

Diese Saison, welche von Anfang her so wenig versprach, ist eine der glänzendsten geworden, die wir seit lange hatten.

Carlsbad, 16. Juli.

Der Erzherzog Johann ist mit seiner Gemahlin, der Baronin von Brandhof, hier angekommen, um die Brunnenkur zu gebrauchen, und hat alle nahen und fernen Sehenswürdigkeiten, namentlich alle unsere berühmten Fabriken, in Augenschein genommen.

Franzensbad im Juni.

Von bemerkenswerthen Namen befinden sich hier S. E. Graf Christian Klam-Gallas, der Bischof von Regensburg und der Oberforstrath Heinrich Cotta aus Tharend. Am 7. wurde das Denkmal der hier bestehenden Sachsen-Stiftung unsern zahlreichsten Gästen, den Sachsen, zu Ehren aufgestellt. Diese Stiftung hat zum Zweck, auch unbemittelten Sachsen den Gebrauch unserer Quellen zu verschaffen. Der ursprüngliche Fond und zahlreiche Beiträge machten es möglich, daß seither schon 44 Parthien dieser Wohlthat sich erfreuen konnten.

Teplitz, 8 Juli.

Gestern Abends 6 Uhr ist S. M. der König von Preußen unter dem Namen eines Grafen von Ruppin zur Badekur eingetroffen. Heute gegen Abend sind J. D. die Frau Fürstin von Liegnitz und S. D. der Herr Oberkammerherr und Staatsminister, Fürst von Wittgenstein angekommen. Seit dem 1. Juli hat sich die Zahl der Kurgäste hier bedeutend vermehrt. Die neue, mit so vielen Annehmlichkeiten verbundene Trinkanstalt, zugleich ein schönes Werk der Baukunst, wird Morgens von 6 — 8 Uhr zahlreich besucht. Der Kreuzbrunn von Marienbad und der Kissinger Ragozi spielen hier die Hauptrollen. Die vielen Nischen der 130 Schritte langen Colonade sind mit exotischen Gewächsen pyramidenförmig bestellt, und da die andere Seite dieser Colonade vom Garten, in welchem zahllose Blumen prangen, begränzt ist, so ist diese Promenade sehr angenehm. Unter den Fremden bemerkt man auch den berühmten Oberbaudirektor Schinkel aus Berlin.

Kunst.

Breslau. Am 9. Juli wurde die hiesige Kunstausstellung geschlossen. Die Zahl der ausgestellten Kunstwerke überstieg 1000. An Eintrittsgeld sind ungefähr 2300 Thlr. eingegangen, woraus sich ergibt, daß 23,000 Eintrittskarten gelöst worden sind, indem der Preis einer solchen auf 3 Sgr. festgesetzt war. Der Kunstverein vermochte für 2000 Thlr. Ankäufe zu machen.

Spanische Criminalgeschichte.

Man erinnert sich der Verschwörung des Generals Elio in Spanien im Jahr 1819 und der Katastrophe, die sie beendigte. Unter den Offizieren, welche Elio's Unternehmungen gefolgt waren, befand sich auch ein gewisser Cardozo, welcher seinen Antheil daran mit dem Leben büßte. Er wurde in Valencia gehenkt.

Cardozo hinterließ eine Wittwe, eine Tochter von dreizehn Jahren, Josepha und einen Sohn, der etwas älter war. Die ganze Familie war von ihrem Schicksal ungemein ergriffen, allein auf Josepha hatte die Hinrichtung ihres Vaters den größten Eindruck gemacht. Stets klangen ihr die Glocken im Ohr, wie sie des Morgens die Luft von Valencia erschütterten, als ihr Vater mit den andern Verurtheilten das Schaffot bestieg.

Das Mädchen konnte es seitdem in seiner Vaterstadt nicht aushalten, und Mutter und Bruder verließen es daher

mit ihm, und zogen nach Madrid. Sie beſaßen ſo viel Vermögen, um mit dem Anſtand leben zu können, den ihr National-Stolz erheiſchte.

Don Fernando, Joſephas Bruder, hatte Kriegsdienſte genommen, und wurde an der Grenze von Portugal, in einem Gefecht mit den Guerillas unter dem Pater Merino getödtet. Von nun an wurde Joſepha der einzige Troſt ihrer Mutter, welche ſonſt gewiß dem Schmerz unterlegen wäre.

So waren drei Jahre verfloſſen, und Joſepha kannte faſt keinen andern Menſchen, außer ihrer Mutter, als zwei alte Nachbarinnen, mit denen ſie manchmal in der ihrer Wohnung nahe liegenden Straße, Fuencarral, ſpazieren ging. Hier begegneten ſie einſt dem Senor Juan Boscan Almogava. Dieſer war vierzig Jahre alt, ein glühender Patriot, zur Partei der Exaltados gehörig. Die Uebereinſtimmung ſeiner Grundſätze mit denen, für welche Cardozo geſtorben war, verhalfen ihm zur näheren Bekanntſchaft mit der Wittwe jenes unglücklichen Offizieres. Er ſchien von Joſephas Schönheit gerührt. Sie war jetzt ſechszehn Jahre alt, eine ſchlanke, edle Geſtalt, ihre Züge zeigten tiefe Melancholie, nur dann und wann verriethen glühendere Tinten, die ſich über ihr bleiches Geſicht verbreiteten, die innere Glut ihrer Seele.

Nach einigen Monaten des Bewerbens, begehrte Almogava ihre Hand, und Joſepha, von der Mutter gedrängt, willigte ein, obſchon die Ungleichheit des Alters in dem Herzen des Mädchens nur Freundſchaft hatte aufkeimen laſſen.

Es waren bereits einige Tage nach der Vermählung vorüber, als Joſephas Gatte Abends ſpäter als gewöhnlich heimkehrte. Dies war am vierten Mai. Seine Hände waren blutig, ſein Mund ſchäumte, und in ſeiner Aufregung erzählte er ſeiner Frau die fürchterlichen Umſtände einer Niedermezzelung der Gefangenen, an welcher er Theil genommen hatte. Er ſelbſt hatte, wie er ſagte, den Kaplan des Königs, Matthias Vinueſa, welcher des Verraths an der Conſtitution angeklagt war, niedergemacht. Dieß begab ſich bekanntlich 1822.

„Sieh meine Hände, ſchrie er, ſie ſtrahlen vom Morgenroth einer neuen Zeit, meine Kleider ſind gefärbt von dem Blute dieſer Verräther, aber ich will ſie waſchen in den Thränen ihrer Weiber.“

Dieſe entſetzliche Mittheilung empörte Joſephas Herz. Sie hatte nie Liebe für ihren Mann gefühlt; von dieſem Augenblicke an, flößte er ihr Abſcheu und Schrecken ein, und nur die Furcht hielt dieſe Aeußerung in dem Herzen der jungen Frau zurück.

In der Emeute vom 7. Juli, unweit des Pardo, wurde Boscan am Kopfe verwundet. Man zweifelte an ſeinem Aufkommen, allein er genas dennoch nach einigen Monaten; jedoch hatte er den Verſtand verloren, und wenn die Scenen des Gemetzels ſich hinter einem blutigen Schleier ſeinem verwirrten Geiſte darſtellten, ſo erreichte ſein Wahnſinn den höchſten Grad von Wuth. Man hatte ihn in ein Irrenhaus gebracht. Joſepha wohnte bei ihrer Mutter und wandte ihrem Manne alle nur mögliche Sorgfalt zu. Sie wollte ihn ſogar, ungeachtet der Antipathie, die er ihr einflößte, beſuchen, allein wenn er ſich in einem ruhigern Zuſtand befand, ſo verweigerte er es hartnäckig, ſie zu empfangen. Wie es bei Geiſteskranken oft der Fall iſt, ſo ſetzte ihn ſchon der Name der Frau, die er einſt ſo innig geliebt, in die vollkommenſte Wuth. Joſepha mußte ſich daher darauf beſchränken, die Penſion für ihn zu bezahlen, und ſich von Zeit zu Zeit nach ſeinem Schickſal zu erkundigen.

Als nach mehren Jahren noch immer keine Beſſerung in ſeinem Zuſtande eingetreten war, ſo gab man die Hoffnung

auf, ihn jemals wieder hergestellt zu sehen.

Es sind nunmehr drei Jahre, als Josepha sich mit ihrer Mutter im Theater de la Cruz, in derselben Loge, mit dem Grafen Alfonso di G... befand, einem jungen Edelmann, der sich durch Geist und Bildung auszeichnete. Josepha war noch jung und schön, und machte einen lebhaften Eindruck auf das Herz des Grafen. Man sah sich öfter im Theater, und gab dem jungen Mann Erlaubniß, seinen Besuch zu machen. Nach und nach gelang es ihm, durch zarte Geschenke und andere Galanterien, die Scrupel zu überwinden, welche Josepha in ihrer halben Wittwenschaft hegte.

Nun begann sich ihr Leben freundlicher zu gestalten. Sie bewohnte ein reiches Hotel in der Straße Bernardo, und die heitern Feste, die hier gefeiert wurden, schienen des Blutes zu spotten, das noch kaum vor wenigen Monaten das Straßen-Pflaster von Madrid färbte.

Eines Abends war eine glänzende Gesellschaft in dem Hotel des Grafen versammelt. Josepha und drei andere hübsche Frauen führten eben beim Klange der Mandoline einen National-Tanz aus. Plötzlich bleibt Josepha wie eine Bildsäule stehen; ihre Augen scheinen auf einen fürchterlichen Gegenstand gerichtet; Todesblässe bedeckt ihr Gesicht; sie stößt einen durchdringenden Schrei aus, und sinkt entseelt zu Boden. Ein Mann ist da. Sein Anblick ist Verderben bringend; lange, schwarze, staubige Haare fallen auf seine Schultern, und umschließen verwitterte Züge. Sein halbnackter Körper ist theilweise mit Ekel erregenden Lumpen bedeckt. Unbeweglich und mit starrem Blicke, hält er sich am Eingang des Gartens. Ein höllisches Lachen bebt auf seinen Lippen, und mit einer Stimme, welche die Wuth erstickt, ruft er: „Elende Heuchlerin ... du entkommst nicht ... meiner Rache!“

Dann wirft er sich auf Josepha und stößt ihr ein langes Messer mehre Male in die Brust. Der Graf ergreift in diesem Augenblicke eine Eisenstange, und das Gehirn des Wahnsinnigen spritzt auf den Rasen.

Man kann sich den Schrecken der Gäste denken. Eine Viertelstunde nach diesem Vorfall trat der Alcalde von Madrid in Begleitung seiner Regidores in das Hotel des Grafen, und verhaftete ihn. Der Leichnam des Unbekannten wurde untersucht, und für den des Juan Bosean Almogava erkannt, welcher dem Irrenhause entronnen war.

Josepha starb am andern Morgen in den Armen ihrer Mutter.

Das Tribunal der Alcaldes de Corte glaubte sich durch die Worte des Gesetzes gebunden, und verurtheilte den Grafen Alfonso zum Tode, allein der hohe Rath von Castilien verwandelte die Strafe in fünfjähriges Gefängniß.

Problematische Professionen.

Wenn man durch die Straßen von Paris eilt, so trifft man oft eine Art von Geschöpfen an, die man übersieht und die es doch so sehr verdienten, scharf beobachtet zu werden. Unser Leben in großen Städten hat nun einmal einer tausendfältigen Industrie das Daseyn gegeben, die sich auf allen Wegen kund gibt. Ich will hier einige dieser Industriellen anführen und meine kurzen Betrachtungen dabei anstellen.

Zuerst nenne ich den Stockhändler, wie er sich mir in den Passagen in der Rue Vivienne an der Börse darstellte. Stets hat er nur einen Stock bei sich, den er um halben Preis losschlagen will, den er mit lauter Stimme ausschreit und den ihm Niemand abkauft. Alle Tage sieht man den Mann in seinem langen struppigen Haar, mit den zerrissenen Stiefeln, in grünlichem Rocke. Wo ißt er? Wo schläft er? Wo findet er seine Käufer?

Was wird aus ihm, wenn er alt geworden? Das sind lauter Räthsel, und die Gesellschaft sollte darüber erröthen, sie nicht längst schon errathen zu haben.

Eine zweite Industrie: den Käufer von Versatzscheinen. Der zahlt sein Putzmt, und ist Mitglied der Nationalgarde. Der Arme! er hat auch Kinder, die er in der Furcht Gottes und der Polizei-Sergeanten erzieht. In seinem Handel kauft er Alles, und häuft Gegenstände auf Gegenstände. Er ist gerade das Gegentheil eines Wucherers. Dieser leiht auch zehntausend Franken und leistet die Zahlung in Mäusefallen und Schweizerkäsen. Jener discontirt musikalische Instrumente und Porzellain-Service gegen baares Geld. Was macht er damit? Das ist wieder ein Geheimniß. Was wird aus einem solchen Manne, wenn er alt geworden?

Ich könnte noch viele solche Professionisten hier anführen, wie die Händler mit Contremarken, die Hundescheerer, die Stellenverschaffer, endlich selbst Speculanten in spanischer Rente. Und alles das lebt, treibt sich um, ist jung, alt, grau, abgeschabt, elegant. Endlich verheirathet solch ein Industrie-Mensch wohl gar seine Tochter an irgend einen ehrbaren Spezereihändler, für den die Mit-Gäst ein sehr beachtenswerther Punkt ist.

Vermischtes.

— In Paris sind zwei Bände eines Werks erschienen, das den Titel führt: „Descarnado" oder Paris in der Teufelsperspective (à vol de diable, nach à vol d'oiseau: Vogelperspective.) Ich habe in der letzten Lieferung ein Bruchstück daraus mitgetheilt.

— Die Herzogin von Orleans hat Victor Hugo für das Vergnügen, das Ihr seine voix intérieures verschafft haben, ein prächtiges Gemälde von St. Evre zum Andenken geschenkt.

— Man kann mit Recht die Frage aufwerfen: warum sind die besten Schneider in Paris Deutsche? Fuhrmann, Schneider, Schmidt, Staub, Kleber, Walter u. s. w. sprechen dafür. Unter 463 Schneidern, die Paris zählt, sind höchstens 63 Franzosen, die Uebrigen sind diesseits des Rheins geboren. Ebenso kann man fragen: Warum sind alle Rauchfangkehrer in Paris Italiener? Biotti, Mazetto, Cerrutti, Piombino, u. s. w. In der That ein seltenes Handwerk für eine Nation, die früher das römische Volk genannt wurde.

Man will es daher ableiten, daß es auf dem vulkanischen Boden Italiens in der Nachbarschaft des Vesuvs schwer ist, nicht als Rauchzerstörer und Rauchabwender geboren zu werden. Allein Scherz bei Seite, merkwürdig bleibt es immer, daß nicht Russen und Lappländer sich dieser Wissenschaft widmen, sondern die glücklichen Einwohner von Neapel und Florenz, die den ganzen Himmel zum Kamin und die Sonne selbst zum Brennholze haben.

— Die Sängerin Francilla Pixis hat in der Scala in Mailand großen Beifall gehabt. Sie sang am 8. Juli zum Besten der Wittwen und Waisen der Künstler, den Romeo. Der Beifall war so groß, daß nach dem Fallen des Vorhangs die Direktoren sie ersuchten, die Vorstellung zu gleichem Zwecke zu wiederholen.

Nekrolog.

Am 19. Juli starb in Berlin Dr. Franz Horn, der als Kritiker und Biograph, besonders als Erläuterer Shakespears, sich einen Namen gemacht hatte. Er war Lehrer am grauen Kloster. Den 30. Juli 1781 wurde er in Braunschweig geboren.

Telegraph von Deutſchland.

Muſikaliſches.

Des Walzer-Componiſten Labitzky's Stern leuchtet immer ſchöner, und verbreitet ſeinen Glanz in ſtets weitere Ferne. Die Popularität ſeiner Tanz-Compoſitionen wächst, und Böhmen und das Ausland ſpenden ſeinen Werken großen Beifall, der ſich bei ſeinen 4 letzten: Philadelphia, Woronzow, Faſchingsſtreiche, Amazonen-Tänze, zum Enthuſiasmus ſteigerte. J. M. die Königin von Würtemberg hat die Widmung ſeiner neueſten Tänze huldreich angenommen, welche unter dem Titel Paulinen-Walzer im ſtrengen Sinne des Worts bei jedesmaliger Aufführung furore machen.

Allerlei.

In Berlin hat man ein neues muſikaliſches Inſtrument erfunden, welches Lyro-Harpe heißt und eine der Guitarre ähnliche Geſtalt und Ausdehnung hat. Auf zwei Hälſen neben einander befinden ſich neunzehn Saiten. Die Spielart iſt bequem, der Ton iſt kräftig und dem der Harfe ähnlich. Der Umfang beträgt etwas über vier Octaven.

— Der königl. hannöverſche Hof-Capellmeiſter Dr. Marſchner, hat ſich mehrere Tage in Berlin aufgehalten, um, wie man hört, eine endliche Entſcheidung über ſeine bereits vor mehren Jahren bei der dortigen Theater-Intendanz eingereichte und noch immer nicht zur Aufführung gekommene, werthvolle Oper „des Falkners Braut" zu erhalten.

— Ein Hamburger Blatt ſchreibt: „Am Montage kam auf unſerm Stadttheater die Oper: „Guſtav, oder: Der Maskenball," zur Aufführung, und zeichnete ſich dieſe Vorſtellung vor ſo mancher ſeitherigen beſonders aus. Der letzte Akt gab wieder neuen Beweis von der regen Thätigkeit unſerer neuen Direction, der Maskenball war mit neuen Coſtümen und Tänzen vom Balletmeiſter Herrn Teſcher arrangirt, und gab der Lachluſt und der Augenſchau reichen Stoff der Unterhaltung. Ausgezeichnet unter den Tänzen waren: die Karten-Allemande, der Pas de Folid (Folie), desgl. Mazurka ſo wie das Hahnen-Manöver, eine Burleske ganz eigenthümlicher Art, die den langbeinigen Storch mit den hüpfluſtigen Hähnen in gar drollige Colliſionen brachte. Das Orcheſter, was fortwährend hierbei in Anſpruch genommen wird, verdient, ſo wie Herr Capellmeiſter Krebs als Dirigent, die lobendſte Erwähnung. So arrangirt, wird der Maskenball für unſer Sonntags-Publikum eine paſſende Vorſtellung abgeben." — Man erſtaunt, wenn man in Hamburg den glänzenden Maskenball mit ſolchen gemeinen Pantomimen-Poſſen verbrämt ſieht.

— Man ſchreibt aus München: Zu dem jüngſt gemeldeten Frevel an mehren vom hieſigen Kunſtverein ausgeſtellten Gemälden geſellte ſich ein neuer; neun der ſchönſten, auf Befehl Sr. Maj. des Königs in die Arkaden des Hofgartens al fresko von Rottmann gemalten, italieniſchen Landſchaften ſind von ruchloſen Händen ruinirt worden. Dies erneuert ſich dort von Zeit zu Zeit, und iſt gewiß ein Zeichen der Rohheit im Volke.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

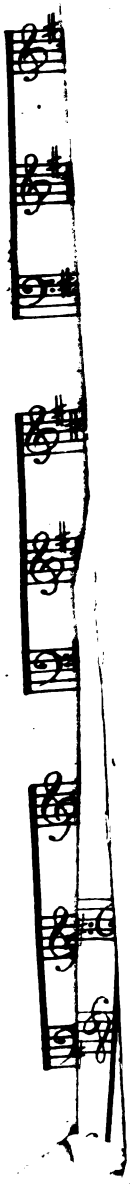
1) Eine häusliche Scene: Sie: Wie? ich ſoll die neue Haube nicht haben? Du weißt, wie ich ſpare und mir Alles verſage. Aber die Präſidentin hatte in der letzten Soirée eine ſolche auf — und ſie iſt ja nicht einmal theuer! — Warum ſiehſt Du ſo finſter? — Liebſt Du mich denn nicht mehr? — Seine Antwort lieſt man aus ſeinen Zügen.

2) Les cloches du soir, franzöſiſche Romanze von Paradis.

August Lewald.

Häusliche Scene.

Pl



Das Schloſs Fourquevaux. *)

(Eine Familien-Sage.)

.... Ein alter Diener in Livree öffnete uns das Gitterthor, und begrüßte uns reſpectvoll.

„Kann man das Schloß beſichtigen?“ fragte ich.

„Der Herr Marquis iſt ſelbſt hier, meine Herren, und ohne ſeine Erlaubniß kann ich es nicht wagen, Ihrem Wunſche zu entſprechen; wenn Sie jedoch in den Gemüſegarten gehen, und ſich dort an ihn wenden wollen, ſo wird er ſich ſicher ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ſeine Wohnung ſelbſt zu zeigen.“

„Schön, mein Freund, führet uns denn zu Eurem Herrn.“

Bald langten wir an eine, mit Hagebuchen bepflanzte Mauer, durch welche eine kleine Thüre in den Gemüſegarten führte. Es war dieß ein großer, bewundernswerth angelegter Garten, mit einem wahren Wald von Obſtbäumen angepflanzt. Der alte Diener verließ uns, und ging zu einem Greiſe, der am Ende einer Allee im Sonnenſcheine ſich erging. Er hatte kaum einige Worte mit ihm geſprochen, als wir den Marquis, denn er war es, auf uns zueilen ſahen.

Sein Empfang war frei und ungezwungen.

„Meine Herren,“ ſagte er, „ſeyen Sie mir willkommen. Ich ſchätze mich glücklich, daß Sie auf den Einfall kamen, mein Schloß zu beſichtigen; mit Vergnügen werde ich es Ihnen zeigen, und es ſoll mich freuen, wenn ſie Ihre Erwartungen nicht getäuſcht finden.“

*) Sonſt Foulquevaulx, gabelförmiges Thal, weil dieſes Schloß auf einer Anhöhe liegt, welche gedachtes, vier Stunden von Toulouſe gelegenes Thal, in Form einer Gabel theilt.

Das Geſicht Heinrichs von Beccaria von Pavia, Marquis von Fourquevaux, war edel und geiſtvoll, und ſeine Manieren vollkommen ausgezeichnet. Auf den erſten Blick erkannte man den Edelmann von altem Schlage. Wir drei nahmen, plaudernd, den Weg nach dem Schloſſe.

„Dieß ſcheint," ſagte ich, „eines der älteſten Schlöſſer in der Gegend von Toulouſe zu ſeyn."

„Allerdings, wenigſtens iſt dieß die allgemeine Meinung. Was man mit Beſtimmtheit ſagen kann, iſt: daß es im Jahre 1424, wo meine Vor-Aeltern aus Italien auswanderten, ſchon mehre Jahrhunderte alt war, und daß mein erſter franzöſiſcher Ahnherr bedeutende Reparationen daran vornehmen ließ."

„Ihre Familie iſt alſo italiäniſchen Urſprunges?"

„Meine beiden erſten Namen müſſen Ihnen dieß darthun. Da Sie übrigens die Geſchichte meiner Familie zu intereſſiren ſcheint, ſo werde ich ſie mit wenigen Worten erzählen. Wir ſtammen aus der Lombardei. Lancelot von Beccaria nahm, ermüdet von den Unruhen, welche die Zwiſte der Guelphen und Gibellinen herbeiführten, und verjagt aus der Stadt Pavia, wo meine Ahnherren Souveraine waren, durch, ich weiß nicht mehr welchen Visconti, die Reſte ſeines Vermögens zuſammen, und bot, gefolgt von einigen treuen Dienern, Carl VII. ſeine Dienſte an, der damals mit den Engländern im Kampfe lag, um ſie aus ſeinem Königreiche zu verjagen. Er unterſtützte den König mit ſeinen Schätzen und ſeinen Dienſtleuten, und als derſelbe das Erbtheil ſeiner Väter mit Hilfe Gottes und tapferer Schwerter wieder erobert hatte, ſo bat der brave Lombarde, der Kriegsgefährte einer Johanna von Orleans, von Lahire und von Dunois, zur Belohnung ſeiner Dienſte um die Ehre, ein Unterthan des Königs Carl zu werden. Geboren unter dem ſchönen Himmel Italiens, konnte ihm das mittägliche Frankreich allein zuſagen. Er erwarb, durch Heirath, oder durch Eroberung, wir wiſſen es nicht, dieſe Baronie von Fourquevaux, wo er ſein Panier aufpflanzte. Seit dieſer Zeit haben wir ſtets den Königen von Frankreich treu und rühmlich gedient. Mein Großvater, unter anderen, wurde an der Spitze ſeines Regiments in der Schlacht von Hochſtädt getödtet."

„Was mich betrifft," fuhr er fort, „ſo bin ich kein Krieger. Ich bringe mein Leben hier zwiſchen meinen Bäumen und meinen Blumen zu. Mein Haus beſteht aus einigen alten Dienern, die mir ſchon ſeit vielen Jahren anhängen. Pierre Goffre, der, welcher Sie hier einge-

führt hat, stammt direct von einem Dienstmanne Lancelots ab, der sich damals Goffredi nannte."

Indessen waren wir vor dem Schlosse angekommen, das uns auf den ersten Anblick nichts anderes zu seyn schien, als ein sehr großes, viereckiges Gebäude. Wir wunderten uns, weder Thürme, noch Gräben, noch Zugbrücken zu sehen.

„Hier, meine Herren," sagte unser aufrichtiger Führer, „sehen Sie mein Werk. Zur Zeit des Kaiserthums, als der Geschmack das Mittelalter und seine Erinnerungen anstößig fand, gab ich den Forderungen der Mode nach. Ich ließ zwei Flügel, die Zinnen und die Thürme einreißen, die Gräben ausfüllen, und englische Grasplätze mit ihren Buschwerken bis an den Fuß meiner Mauern anlegen. Kurz, ich machte eine Art modernes Haus aus meinem Schlosse, wenigstens im Aeußern. Sie werden nach den jetzigen Begriffen ohne Zweifel dieß unverantwortlich finden, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich es auch bereue. Indessen wird Sie das Innere vielleicht entschädigen."

Der Marquis täuschte sich nicht. Das erste Gemach, in das wir eintraten, war eine Art Vestibüle, durch lange und enge Fenster beleuchtet, deren Scheiben aus gemalten Wappen bestanden. An den Wänden hingen Jagd-Trophäen und alte Waffen. Die Fenster-Vertiefungen, welche in vierzehn Fuß dicke Mauern eingehauen waren, bildeten, geschlossen durch schwere Vorhänge von geblümtem Damast, wahre Zimmer. Mitten in diesem Gemache, welches als Speisesaal diente, stand ein großer Tisch von schwarzpolirtem Eichenholz. Der imposante Anblick dieses Gemaches hatte uns bereits mit dem Hause ausgesöhnt.

„Das scheinen mir," sagte ich, indem ich an die mächtige Mauer klopfte, noch sehr schöne Ueberbleibsel des Mittelalters zu seyn."

„Ohne Zweifel," erwiederte der alte Marquis; „mein armes Haus, so modernisirt es auch ist, war nichts desto weniger seiner Zeit eine der stärksten Vesten des Königreichs, denn es hatte mannigfachen Angriffen widerstanden, und niemals ist, wenigstens so lange wir es besitzen, ein Feind in dasselbe eingedrungen."

Der Marquis führte uns jetzt in die anderen Gemächer seines Schlosses. Alles war im Geschmacke des Alterthums. Gemalte Fenster, herrliche Waffen, Betten mit Säulen und Schnitzwerk, an denen dicke Vorhänge hingen, Gemälde, ciselirtes Geschirr, Schenktische u. s. w. Alles zeigte er uns mit der größten Gefälligkeit.

Endlich gelangten wir in die berühmte Gallerie, von der man uns

in Toulouse so viel gesagt hatte; ihre Länge beträgt ungefähr zweihundert Fuß. Sie liegt gegen Mittag, und erhält ihr Licht von vierundzwanzig sehr großen Fenstern. Die Scheiben, welche trotz ihrem, fast fünfhundertjährigen Alter, noch erhalten sind, sind von schöner und unglaublich frischer Malerei, und stellen die ganze Geschichte von David und Saul dar. Beide sind in der Tracht der Ritter des Mittelalters, die Lanze in der Hand und mit herabgeschlagenem Visir. Saul ist zu Pferd, umgeben von seinen zwölf Pairs oder Ehrenmänner, ebenso ausgerüstet, die Lilienkrone auf dem Haupte, und Wappen auf den Schabracken der Pferde.

Noch blieb uns der Ballsaal zu sehen übrig, der sehr geräumig, mit vergoldetem Leder aus Flandern tapezirt, und mit großen venetianischen Spiegeln ausgeschmückt ist.

Unter einigen räucherig gewordenen Landschaften und Seestücken nach der alten Mode, war auch das Portrait einer schwarz gekleideten Frau von traurigem Aussehen, die eine Pistole im Gürtel trug.

Unter dem Portrait hing eine türkische Pistole, ganz der auf dem Portraite ähnlich.

„Was hat dieß zu bedeuten?“ fragte ich den Marquis.

„Dieß? ach! das ist eine schreckliche Geschichte. Wollen Sie, daß ich sie Ihnen erzähle?“

„Wenn ich darum bitten dürfte.“

„Nun so setzen Sie sich, und hören Sie.“

„Es sind heute,“ sagte der Marquis von Beccaria, „hundert und zehn Jahre, weniger drei Tage. In Fourquevaux war ein Fest. Meine Großmutter feierte die Verheirathung einer ihrer Nichten.“

„Das Schloß war illuminirt, von dem Wetterhahn herab bis zur Zugbrücke. An den Fenstern der Salons erblickte man fortwährend Schatten, die sich hin und her bewegten, und jeden Augenblick sah man prächtige Wagen, mit Laufern voraus, anlangen, die unter donnerähnlichem Geräusch über die Zugbrücke fuhren.“

„In den Sälen und Gallerien befand sich eine frohe und glänzende Gesellschaft, Marquisen, Herzoginnen, Präsidenten, Abbé's, Dragoner-Officiere.“

„Ueberall Buffets, Orchester, Menuets, Quadrillen, Hombre-Tische, Basset- und Pharao-Spiele. Ach! Fourquevaux war seit jenem Tage nicht mehr so glänzend.“

„An der Eintrittsthüre zum Ballsaale, an derselben Thüre, die Sie hier sehen, stand eine Frau, in ihrem Alter noch reizend und von schlankem, majestätischem Wuchse; es war dieß meine Großmutter.“

„Sie empfing die Anwesenden mit ruhiger und würdiger Artigkeit. Ein Kleid vom reichsten schwarzen Sammt ließ die ungewöhnliche Blässe ihres Gesichts weniger bemerken; was man nicht ohne Erstaunen erblickte, war eine reich damascirte Pistole, welche in ihrem Gürtel steckte.“

Als sie unter der Menge umherging, hörte man nichts als Flüstern und warf sich verstohlene Blicke zu. Man wußte nicht, was man denken sollte, und der Anstand erlaubte nicht zu fragen; so dauerte die Ungewißheit ziemlich lange, bis endlich ein junger Verwandter meiner Großmutter, Paul von Montcabrin, Dragoner-Rittmeister, sich erkühnte, und es wagte, die Frage an sie zu stellen, warum sie wie ein Landreiter eine solch große Pistole an sich trage.

Die Marquise lächelte geheimnißvoll, dann wandte sie sich zu einem, in ihrer Nähe stehenden Abbé, und that zaudernd und mit leiser Stimme eine Frage an ihn. Dieser erwiederte mit einem bejahenden Zeichen.

„Ich lebe so zurückgezogen,“ sagte sie dann, „daß mir das Erstaunen der Gesellschaft bei dem Anblicke dieser Waffe ganz natürlich erscheint, und doch sind es jetzt schon sechzehn Jahre, daß ich sie unausgesetzt trage. Sie wollen die Ursache wissen, die mich bestimmt, so einherzugehen. Ich werde Ihnen Genüge leisten. Indessen entdecke ich Ihnen dieses große Geheimniß nur unter einer ausdrücklichen Bedingung; sie besteht darin, sich keinen Spott zu erlauben; es ist in dem, was ich Ihnen erzählen werde, nichts Eingebildetes.“

Jedermann verbeugte sich: die Marquise setzte sich in einen großen Sessel, in denselben, in welchem ich jetzt sitze, und begann in folgenden Worten:

„Sie werden sich wohl Alle erinnern, daß im Jahr der Gnade 1704, im einundsechzigsten der Regierung Ludwig XIV., dem Gott Ruhe schenken möge, mein Herr und Gemahl, der sehr edle und sehr mächtige Herr Paul von Beccaria von Pavia, Marquis von Fourquevaux, Ritter der königlichen Orden, bei einem Gefechte an der Spitze seines Regiments getödtet wurde.

„Er hinterließ mich mit einem sehr jungen Sohne und einem ansehnlichen Vermögen, was mir einige Erben, weitläufige Verwandte meines Gatten, streitig machten; ihre Forderungen waren bedeutend und stützten sich auf Scheingründe *). — Anton von Bedanson, mein Verwandter, erster Präsident am Parlamente zu Toulouse, ein Mann von

*) Die Proceß-Acten befinden sich jetzt noch zu Toulouse.

Verstand und richtigem Urtheile (hier machte eine feine Perrücke ein tiefes Compliment), bei welchem ich mich Raths erholte, drang in mich, mich nach Paris zu begeben, um mich dem Könige zu Füßen zu werfen, und die Wagschale auf meine Seite zu lenken."

„Ich entschloß mich, diesen Rath zu befolgen. In Paris wohnte ich in einem Hotel des Faubourg St. Germain, in der Nähe von Frau von Maintenon, meiner intimen Freundin, zu der ich sehr oft ging. Ich hatte Gelegenheit, einigemal einen schwedischen Officier, den Baron von Wetterstedt, Ulanen-Obersten in Diensten des Kaisers, daselbst zu sehen; es war dieß ein sehr braver Edelmann von ausgezeichneten Manieren, aber er hatte in seinem Blicke etwas Geheimnißvolles, Unglückbringendes, was Schrecken einflößte."

„Herr von Wetterstedt bat um die Erlaubniß, mich besuchen zu dürfen; er kam; seine Besuche wurden nach und nach häufiger, und bald überzeugte ich mich, daß er mich liebe. Er gestand mir den Zustand seines Herzens. Urtheilen Sie selbst, ob ich seine Liebe erwiedern konnte, da mir sein bloßer Anblick schon Schrecken einflößte. Ich lehnte seine Bewerbung, wie ich mußte, mit Sanftmuth und Artigkeit ab; endlich aber belagerte er mich dergestalt, daß ich mich genöthigt sah, ihm zu erklären, wie seine beharrlichen Besuche mir mißfielen, und daß, um ihnen ein Ende zu machen, ich mich von Paris entfernen würde."

„Hierauf erklärte er mir, daß sein Geist mir überall folgen, und daß er mich nach Verfluß von sechzehn Jahren wieder sehen werde. Wir schrieben damals den 22. Juli 1705."

„Bei diesem Datum betrachtete sich Jedermann stillschweigend; die Marquisin schien dieß jedoch nicht zu bemerken."

„Eines Morgens, fuhr sie fort, nach meiner Ankunft dahier, als meine Kammerfrau gerade damit beschäftigt war, mir die Haare zu flechten, hörte ich in dem, an mein Toilette-Zimmer stoßenden Corridor die Tritte eines Mannes mit Stiefeln und Sporn; die Thüre öffnete sich, die Schritte schienen uns ganz nahe zu kommen, aber wir sahen nichts. Plötzlich schrie meine Kammerfrau laut auf, und fiel dann ohnmächtig auf den Boden. Ich, von Schrecken ergriffen, blieb wie angefesselt an meinem Platze, und fühlte schaudernd Hände, die meine Haare zurecht machten, und nicht aufhörten, als bis ich vollständig frisirt war. Dann fühlte ich einen Kuß von eisigen Lippen auf meiner linken Hand; hierauf entfernten sich die Schritte; die Thüre schloß sich wieder und ich hörte nichts mehr."

„Als meine Kammerfrau wieder zu sich kam, erzählte sie mir, daß

ſie zwei Hände gefühlt habe, die ſie rückwärts gezogen hätten, daß ſie ſich hierauf umgewandt, aber Niemand erblickt habe ....“

„Ich zog meinen Beichtvater, den hier anweſenden Abbé Lenoir, zu Rathe. Er ſagte mir, daß dieß nichts anderes ſeyn könne, als ſataniſche Zaubereien, und ermahnte mich, im Falle mir Aehnliches wieder begegne, eine Piſtole in der Richtung der unſichtbaren Perſon abzuſchießen.

„Seit dieſer Zeit höre ich zuweilen, wenn ich mich Abends in meiner Gallerie allein oder mit meinem Sohne ergehe, einen Mann ganz nahe bei mir, und fühle ſeine kalten Lippen auf meiner linken Hand; ſobald ich jedoch nach meiner Waffe greife, ſo hört Alles plötzlich auf.“

„Und dieß iſt die Urſache, warum ich ſtets eine Piſtole bei mir trage.“

„Dieſe Erzählung, obgleich einfach und ſchmucklos, trug ſo ſehr das Gepräge der Wahrheit, daß die Zuhörer alle ihre Heiterkeit verloren.“

„Bald jedoch fing man zu tanzen an, und der Eindruck des Schreckens wich der Luſt des Balles.“

„Man tanzte noch um Mitternacht, als auf einmal ein Schrei des Entſetzens ſich hören ließ, und die beiden Flügelthüren der Gallerie ſich plötzlich öffneten.“

„Die Marquiſin trat langſam, zurückweichend herein; ſie hielt die Piſtole in der rechten Hand, ſah todesblaß aus und ihre Augen waren wie auf einen entſetzlichen Gegenſtand fixirt.“

„Die Quadrillen hielten inne, das Orcheſter verſtummte; der Schrecken malte ſich auf allen Geſichtern, Jedermann ſchwebte in Angſt und blickte hin, ohne etwas zu ſehen, denn der Einfluß eines übernatürlichen Schreckens hatte ſich, ich möchte ſagen, in der Luft verbreitet ....“

„Jetzt hörte man, wie von weitem, die Schritte eines Mannes mit Stiefeln und Sporn; die Tritte näherten ſich, dann erblickte man einen mit Gold beſetzten Hut gleichſam hereinſchweben, an welchem eine öſterreichiſche Cokarde befeſtigt war. Dieſer Hut hielt ſich in der Luft, in Manneshöhe, als befände er ſich auf einem unſichtbaren Kopfe ....“

„Die Geſellſchaft war vor Erſtaunen unbeweglich.“

„Der Hut und die Tritte kamen ganz nahe an die Marquiſin, und man hörte den Schall eines Kuſſes. Die Marquiſin zog heftig ihre linke Hand zurück, erhob ihre Piſtole, und ſchoß ſie los.“

„Jetzt hörte man drei heftige Schreie; der Hut verſchwand, und man ſah nichts mehr, als eine große Lache Blutes, das den Boden tränkte. Sie können hier in der Mitte noch die Spuren davon ſehen.“

Wir bemerkten in der That einige röthliche Flecken. Der Marquis fuhr fort:

„Im Monate Juni 1719 hatte der Baron von Wetterſtedt, der aus dem Dienſte des Kaiſers getreten war, ſich nach Upſala zurückgezogen, wo er einige ſeiner alten Freunde wieder fand; dort lebte er drei Jahre äußerſt zurückgezogen, und ward von häufigen Anfällen von Starrſucht oder Schlafſucht heimgeſucht."

„Einer dieſer Anfälle dauerte einſt ungewöhnlich lange; drei Officiere, ſeine Freunde, waren bei ihm, um ihm zu wachen, ſie waren jedoch ruhig in ihren Seſſeln eingeſchlafen, als ſie mitten in der Nacht, gegen 1 Uhr Morgens, durch einen Schuß und drei heftige Schreie vom Schlafe aufgeſchreckt wurden. Sie fanden den Körper des Barons von einer Kugel in der Bruſt durchbohrt und im Blute ſchwimmend. Uebrigens nicht eine Spur von Rauch im Zimmer, deſſen Fenſter, Läden und Thüren verſchloſſen waren. Es war dieß am 22. Juli 1721; an demſelben Tage und zu derſelben Stunde, wo ſich die Begebenheit in Fourquevaux zutrug, die ich Ihnen ſo eben erzählt habe."

„Meine Großmutter ſtarb in einem ſehr hohen Alter, im Geruche der Heiligkeit. Dieß iſt ihr Portrait, und ich hörte oft von meinem Vater, daß es ihr vollkommen gleiche. Was aus ihrer Piſtole geworden, nachdem ſie losgeſchoſſen, hat ſie nie erfahren. Die, welche ſie hier hängen ſehen, machte mit ihr das Paar aus. Es iſt dieß eine mauriſche Waffe von ſehr feiner Arbeit, die mein Großvater von der Inſel Candia mitgebracht hatte, wo er mit der Expedition des Herzogs von Beaufort ſich befand."

„Dieſe Geſchichte, die Ihnen ſonderbar erſcheinen muß, hat meine Großmutter im Jahre 1720 in einem Briefe an ihren, damals in Paris ſich aufhaltenden Beichtvater geſchrieben. Dieſer Brief thut auch noch von verſchiedenen andern Umſtänden Erwähnung, wie z. B. von der Erſcheinung eines äußerſt ſchönen, unbekannten Vogels, der immer an ihrem Fenſter ſaß, ſie fortwährend und traurig anblickte, und bei einem Ungewitter verſchwand; von ſchwediſchen Geſängen, die meine Großmutter mitten in freiem Felde bei hellem Tageslichte vernahm u. dgl."

„Ueberdieß beſitze ich noch ein Protokoll, welches hier den 23. Juli 1721 aufgenommen wurde, das von meiner Großmutter und anderen ausgezeichneten Perſonen, die dem Balle angewohnt hatten, unterzeichnet iſt; unter andern dem Militär-Gouverneur, den Schöffen von Toulouſe, zweien Oberſten, dem Präſidenten des Parlaments ꝛc.; in dieſem Protokolle ſind die Thatſachen, die ich Ihnen ſo eben erzählt habe, mit allen Details enthalten, und eine Abſchrift davon iſt im Stadthauſe zu Toulouſe aufbewahrt."

„Auch bin ich noch im Beſitze eines Briefes, datirt von Upſala vom

30. Auguſt 1722, und adreſſirt an Herrn Lenoir, von dem Oberſten Grafen Olaus von Polmskerna, einem der drei Freunde des Barons von Wetterſtedt, der den, am 22. Juli 1721 erfolgten Tod des letztern mit allen Nebenumſtänden beſtätigt."

„Sie ſehen, es fehlen mir nicht die Belege."

Nachdem der Marquis ſeine Erzählung beendigt hatte, zeigte er uns in der That alle die erwähnten Belege, welche die Richtigkeit ſeiner Geſchichte beſtätigten.

Und während wir dieſe Papiere, theils mit Staunen, theils mit Ungewißheit durchgingen, ſagte er zu uns:

„Es geht Ihnen, meine Herren, wie mir; Sie können die Sache nicht glauben, und doch, wo iſt ein Grund, daran zu zweifeln?"

Wir konnten nichts hierauf erwiedern, und verließen das Schloß, indem wir traurig einander fragten: „Was iſt alles menſchliche Wiſſen? was iſt wahr, was iſt es nicht? was iſt zuverläſſige Gewißheit?"

Reiſe-Skizzen.

Das Leben zu London.

England beginnt zu Boulogne. Die übrigen Küſtenſtädte, welche in raſcher Verbindung mit Großbritannien ſtehen, haben ihren nationellen Ausdruck beibehalten: Calais iſt eine traurige, graue, düſtere Stadt, ſo häßlich als Dover, aber ſelbſt in ihrer Häßlichkeit noch franzöſiſch. Beide Städte liegen ſich gegenüber; es ſcheint, als ſchneiden ſie ſich Geſichter, und ſie perſoniſiciren auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen den alten Haß zwiſchen Frankreich und England. Havre wird die volksthümliche Phyſiognomie nur den americaniſchen Formen opfern. Dieppe bietet ſein anmuthiges Ufer der Pariſer Faſhion an. Boulogne aber iſt ganz und gar engliſch. Boulogne verhält ſich zu London, wie Brüſſel zu Paris: es iſt eine durch britiſches Unglück und Leidenſchaften bebevölkerte Colonie. Hierher flüchten ſich die durch zu großen Luxus zu Grunde gerichteten Dandys, die in den letzten Zügen liegenden Speculanten, die von ihren Gläubigern verfolgten Gentlemen, und die meiſten jungen Miß, welche die ihrer zerbrechlichen Unſchuld geſtattete Freiheit mißbraucht haben. Alle dieſe Verbannte, denen das Vaterland immer theuer bleibt, haben Boulogne zu ihrem Aufenthalte gewählt, und da ſie dieſe Stadt nach ihren Gebräuchen modelten, ſo mögen ſie ſich in irgend einer eleganten Stadt der Grafſchaft Suſſex oder Wales wähnen. Jeden Tag bringt ihnen das Packetboot Nachrichten aus dem Mutterlande; bei jedem Schritte ſtoßen ſie auf Landsleute; Boulogne hat ihre Moden, ihre Küche, ihre Sprache angenommen. Man ſollte es für eine von dem ſchwarzen Prinzen eroberte Stadt halten, die Carl VII. wieder zu erobern vergaß.

Für den Reiſenden, der ſich von Paris nach London begiebt, bildet Boulogne einen belehrenden Uebergang, eine nützliche Vorrede, aus der er während einiger Stunden die Elemente engliſcher Sitten und engliſchen Lebens lernen kann. Inmitten einer Schaar bellender Commiſſionaire, welche für die Gaſthöfe werben, ſteigt er aus dem Eilwagen. Dieſe zudringlichen Quartiermacher ſtürzen ſich auf ſein Gepäcke, packen ihn am Kleide und ziehen ihn, wenn er es geſchehen läßt, mit Gewalt mit ſich fort. In Boulogne iſt die Hälfte der Häuſer zu Gaſthöfen nach engliſcher Art eingerichtet. Der Franzoſe findet hier Dollmetſcher; übrigens wird man nach britiſcher Sitte bedient, das heißt, man iſt ſchlecht, und die Flaſche Bordeaux-Wein koſtet 18 Franken. Hat man vor der Abreiſe ſeine Rechnung bezahlt, ſo iſt man mit den Ausgaben noch nicht zur Hälfte fertig; denn jetzt defiliren die Domeſtiken, und zwar einer nach dem andern: zuerſt der Junge, der das Bett macht; dann der Stiefelwichſer, dann der Kleiderausbürſter, dann der, welcher die Weſten reinigt, dann der Hausmeiſter, welcher bei Tiſche ſervirt hat, dann die Magd, welche warmes Waſſer geliefert hat, hierauf diejenige, welche kaltes Waſſer brachte, dann der Burſche, welcher den Koffer trug, hierauf derjenige, welcher ſich des Nachtſacks bemächtigte, endlich ein Supernumerarius, der die Hutſchachtel trägt. Jeder ſtreckt die Hand aus, und verlangt ſeinen Lohn. Jeder muß bezahlt werden, wenn man in Anſehen bleiben will.

Auf dem Dampfſchiffe dauert die engliſche Erziehung fort. Mit dem Fuße auf dasſelbe, befindet er ſich vollkommen in England. Nur mit dem Wörterbuche in der Hand kann er ſich in Shakespeare's Sprache verſtändlich machen. Kaltes Ochſenfleiſch, Thee und Porter iſt ſein Frühſtück. Franzöſiſches Geld, das in ſeiner Börſe zurückblieb, hat ſeinen Werth verloren; von dieſem Augenblicke an, muß er nach Schillings, Pences und Sovereigns rechnen.

Bald erſcheinen Albion's weiße Küſten gleich einem Bande am Horizonte. Dort unten liegt Douvres im Nebel verſenkt; Newgate und Ramsgate, zwei reizende Häfen. Wir gelangen in die Themſe, und bewundern die ſchöne Landſchaft, die tiefen Wiesgründe und Hügel, die grün bemalt zu ſeyn ſcheinen, die reizenden Baumgruppen. Das Schiff ſtreift mehr an dem Ufer hin, und zeigt uns deſſen volle Anmuth. Greveſand erſcheint, dieſes herrliche Phantaſie-Gebilde der Nabobs, das den chineſiſchen Fuß in der Themſe badet. Weiterhin breitet Woolwick ſeine mächtige Artillerie, ſeine Geſchütze, ſeine Kugelpyramiden vor uns aus. Hier zeigt ſich England nicht mehr in ſeiner Anmuth, ſondern in ſeiner Stärke. Der Fluß iſt mit Schiffen bedeckt. Ein Wald von

Maſten erſtreckt ſich mehre Stunden weit. Sobald man an Greenwich vorüber iſt, das durch den den Invaliden der Marine gehörigen Pallaſt geſchmückt iſt, gelangt man in die Gewäſſer von London. Zahlreiche Dampfſchiffe kreuzen ſich auf dem Fluſſe, an deſſen Ufer ſich arbeitſame Werfte und Häuſer hinziehen. Hinter dieſen Häuſern erheben ſich neue Wälder von Maſten; es ſind dieß die Docks. Wir paſſiren den Tunnel; zu unſerer Rechten liegt der Tower und vor uns die Londoner Brücke. Wir ſind in Englands Hauptſtadt angelangt.

Aber wo werden wir landen? — Die Themſe hat ſtolze Brücken, aber keine Quais. Die Häuſer reichen bis an die Ufer, was für die Handelsleute ſehr bequem iſt, da ſie ihre Schiffe laden können, ohne ihre Magazine zu verlaſſen. Es beſteht in England kein Expropriations-Geſetz zu Gunſten des öffentlichen Nutzens. Ueberdieß befinden wir uns bei der Londoner Brücke in der City, und dieſe hängt weder von dem Könige, noch von dem Parlamente, ſondern, kraft ihrer alten Freiheiten, nur von ihrem Lord-Major ab; ſie erkennt daher auch nur diejenigen Geſetze, welche von ihren Notabeln gegeben worden ſind. Dieſer Reſpect vor den Privilegien der City! Man ſteigt aus dem Packetboote in einen Nachen, ſchreitet über mehre Schiffe hinweg, erklimmt eine bretterne Treppe, geht unter einem Gewölbe durch, das einem Abzugs-Canale gleicht, und befindet ſich zu London, unweit der Douane. Dieſe viſitirt das Gepäcke nur ganz oberflächlich, und hierin liegt eine Art oſtenſibler Verachtung für franzöſiſche Einfuhren, welche die Engländer als höchſt unſchädlich für ihre National-Induſtrie halten.

London zerfällt in zwei große Theile, oder vielmehr in zwei Städte: die City und das Weſtend. Weſtend erregt Erſtaunen durch ſeine Größe, die City durch ihr ſeltſames Ausſehen. Die City beſteht aus einem unermeßlichen Labyrinthe kleiner Straßen, deren aus Backſteinen erbaute Häuſer eben ſo vielen kleinen Gefängniſſen gleichen; vor dieſen Häuſern, etwa zwei Fuß von denſelben, ziehen ſich eiſerne Gitter hin, und umſchließen Gräben, von welchen die Erdgeſchoße Licht erhalten. Vor jeder Hausthüre führt eine kleine Brücke über dieſe Gräben. Dieſe niederen Häuſer, dieſe rothen Straßen mit ihren ſchwarzen Gittern gewähren einen höchſt ſeltſamen Anblick. Von Boulogne bis London dauert die Reiſe etwa eilf Stunden; gewöhnlich reist man Morgens ab, und langt Abends an. Es iſt Nacht, wenn man die Douane verläßt. Das Einfachſte iſt, wenn man nicht *in*, ſondern *auf* einen Omnibus ſteigt. Zwei Plätze neben dem Kutſcher werden den kühnſten Reiſenden vorbehalten. Für einen Neugierigen ſind dieſe Plätze vortrefflich. Auf dieſe Weiſe legt man einen guten Theil der alten

und der neuen Stadt zurück, und erhält einen summarischen Ueberblick von London, der einen lebhaften Eindruck hervorbringt. Man kommt an der Börse, an St. Paul, und an der Wohnung des Lord-Majors vorbei. An Temple-Bar verläßt man die City und kommt zum Strand, eine schöne, breite Straße, voll Leben und von Gaslicht erglänzend. In den Magazinen von London wird das Gas nicht gespart; es handelt sich weniger um die Beleuchtung, als vielmehr um reichen Glanz; in sprühenden Diademen, in drehenden Kugeln, in beweglichen Bouquets, in ganzen Cascaden strömt es aus. Die hauptsächlichsten Journale haben ihren Sitz am Strande. In einem ungeheuren illuminirten Rahmen liest man den Namen des Journals. Am Ende dieser Straße öffnet Chaning Croß die Reihe der Wunder, welche Westend vom Trafalgar-Platze bis zum Ende von Regents-Park und Piccadilly ausstellt.

Wenn man von Pall-Mall nach Regents-Street kommt, bewundert man unwillkürlich den prachtvollen Anblick von Säulengängen, Tempeln und Palläſten, der sich dem überraschten Auge eröffnet; allein bald wird der Zauber durch die nähere Untersuchung gelöst. Man findet nämlich, daß diese prunkenden Gebäude einer wahrhaften Größe ermangeln. Es ist griechischer Gyps und nichts weiter; für gewöhnliche Wohnungen ist es zu prunkvoll, und für Palläſte zu armselig. Regents-Street und Piccadilly sind vermöge ihrer Breite und Länge wahrhaft schöne Straßen. Hier, wie in der übrigen Stadt, sind die Häuser klein, aber reinlich, mit Oelfarben angestrichen, gefirnißt und mit unglaublicher Koketterie verziert. Die Thürme sind glänzend und mit strahlendem Kupfer beschlagen. Die Fenster, die zum Schieben eingerichtet sind, bestehen aus geschliffenen Spiegelgläsern, die auf ihrer concaven Fläche alle Reflexe lebhaft widerstrahlen. Die Außenseite der Häuser wird von dem Volke respektirt, und nie durch Sudeleien oder Inschriften verunziert. Wenn ein adeliger Besitzer dieser aristocratischen Wohnungen stirbt, so wird auf der Vorderseite des Hauses ein großes, rechteckiges Tableau aufgestellt, in welchem die Wappen des Verstorbenen auf schwarzem Grunde glänzen. Dieses Trauer-Wappen bleibt hier ein ganzes Jahr aufgestellt. Westend ist von breiten, schönen Straßen durchschnitten, welche zu reizenden Squares führen; so nennt man nämlich jeden freien Platz, in dessen Mitte sich ein Garten befindet, der mit einem Gitter umgeben ist. Die Benützung dieses Gartens steht ausschließlich den Hausbesitzern des Platzes zu. Diese Squares sind für Privatpersonen dasjenige, was die Parks im Großen für das Publikum sind.

Den Luxembourg und den Tuilerien-Garten ersetzen hier weite

Parks mit Wiesen, Seen, Canälen, Bosquets, Wäldchen und Heerden. Man glaubt sich in eine lachende Landschaft von Devonshire versetzt, und befindet sich zu London in St. James Hyde-Park oder in Kensington-Gardens; und um die Täuschung vollkommen zu machen, stößt man in diesem ländlichen Orte nur auf wenige Menschen. Die Engländer halten sich gerne zu Hause auf, wenn sie sich nicht ihrer ungezügelten Reiselust hingeben. Jedenfalls verachten sie alle Spaziergänge, und geben ihre Bequemlichkeit nur dann auf, wenn es sich von einer Reise um die Welt handelt. Nur die Dandy's und die Leute nach der Mode fahren in Regents-Park spazieren, der in der Gunst der Fashionables dem Hyde-Park gefolgt ist. Abends gegen 6 Uhr drängen sich eine Menge eleganter Wagen in Regents-Street und rollen leicht und geräuschlos über die macadamisirte Straße hin.

Die Riesen-Verhältnisse der britischen Zeitungen muß man den häuslichen Sitten der Engländer zuschreiben. Man hat kürzlich berechnet, daß die vollständige Auflage einer Nummer der Times die beiden Grafschaften Surrey und Middlesex, welche London berühren, bedecken würde. Die Durchlesung der Times vermag einen wohl organisirten Engländer vom Morgen bis zum Abende angenehm zu beschäftigen. Zu gleicher Zeit sind die Engländer gewissenhafte Leute, die ihre Zeitung gern von Anfang bis zu Ende lesen, die Ankündigungen eingeschlossen. Aus diesem Grunde haben die Ankündigungen auch die angenehme Form der Puffs angenommen, und werden von den geistreichsten Schriftstellern redigirt. Als Muster in dieser Art betrachtet man die lieblichen Puffs, welche Thomas Moore früher für Fletcher, den ehemaligen Kammerdiener Lord Byrons, schrieb. Fletcher, der ohne Vermögen war, sah sich genöthigt, einen kleinen Handel mit italiänischen Pasteten anzufangen. Thomas Moore, der ihn nicht mit Geld unterstützen konnte, half ihm mit seiner Feder. Der Dichter schrieb Puffs auf die Macaroni, und setzte köstliche Novellen von Interesse auf, deren dramatische Entwicklung keine geringe Empfehlung für Fletchers Gebäcke war. Allein der Kammerdiener Childe Harolds konnte seinen Geist nicht unter die armseligen und prosaischen Beschäftigungen eines niederen Krämerhandwerks beugen, und selbst die Puffs eines Thomas Moore waren nicht im Stande, einen Bankerott abzuwenden. Der zu Grunde gerichtete Fletcher ward von seinen Gläubigern verfolgt, und wegen Schulden festgesetzt. Das Gerücht seines Unglücks drang bis in die hohen Regionen der schönen Welt, worauf die englische Aristokratie den armen Fletcher unter ihren Schutz nahm. Eine Subscriptionsliste ward eröffnet, und ein prächtiges Album circulirt gegenwärtig in den glänzendsten Salons von London. Jederman

ſchreibt ſeinen Namen und ſeine Gabe in daſſelbe ein, und fügt einige Zeilen in Verſen oder in Proſa bei. Hierdurch wird dadurch reich werden.

Die Engländer ſind in Beziehung auf ſociale Sitten nicht ſehr civiliſirt. Man kann ſogar behaupten, daß ſie in gewiſſer Hinſicht ſich noch in einem Zuſtande der Barbarei befinden. Die Gaſtronomie iſt bei ihnen noch ſehr weit zurück; und doch iſt gerade dieſe der höchſte und letzte Ausdruck vorgerückter Civiliſation. Rom hatte ſeinen Gipfel erreicht, als Lucullus lebte. Auf Gaſtronomie verſtehen ſich die Engländer nicht. Gleich Wilden eſſen ſie Gemüſe, die in Waſſer gekocht ſind, und wie die Homer'ſchen Helden laſſen ſie ſich unermeßliche Stücke Ochſenfleiſch auftragen. Der an ausgeſuchtere Koſt gewöhnte Fremde iſt in London übel daran; er ſieht ſich fortwährend auf blutige Roſtbeef beſchränkt; nur in den faſhionablen Tavernen wird von dieſem ewigen Einerlei eine Ausnahme gemacht. Verlangt man Beefſteack, ſo werden fünf Platten aufgetragen, deren jede mit einer ſilbernen Glocke zugedeckt iſt. Auf der erſten Platte befinden ſich die Fleiſchſtücke, auf der zweiten geſottene Kartoffeln, auf der dritten Lattich-Salat, auf der vierten grüne Erbſen, ohne Salz gekocht; in der fünften endlich zerlaſſene Butter; überdieß eine Menge Fläſchchen, welche Saucen und Pulver von allen Farben enthalten. Zur Abwechslung erhält man geſottene Schinken, Pudding's und abſcheuliche Paſteten von Schabkäſe, welche von den Engländern als Delikateſſe betrachtet werden. Die Fleiſchbrühſuppe iſt in England unbekannt, und um Wein zu trinken, muß man Millionär ſeyn. Leute, die nur 20,000 fl. Einkünfte haben, müſſen ſich mit zwei widerwärtigen Getränken, dem Ale und Porter, begnügen.

Nichts deſto weniger ſah ich hinter den Couliſſen des Kings-Theaters Madame Paſta eine Pinte dieſes Porters verſchlucken, und ſofort auftreten; wobei ſie mit ihren reinen, kraftvollen Tönen denſelben Beifall erntete, wie zehn Jahre früher auf dem italiäniſchen Theater zu Paris.

Der Juni und Juli ſind die beiden ſchönen Monate Londons. Die Nebel verſchwinden. Die Ariſtocatie verläßt ihre Landgüter. Die faſhionablen Reiſenden kehren von den Feſtlanden zurück. Um dieſe Zeit beginnt die Erndtezeit der Theater.

Das Kings-Theater gibt jährlich fünfzig Vorſtellungen, welche im Februar beginnen und am fünfzehnten Auguſt aufhören. Der Uebernehmer hat keine Unterſtützung. Der Miethzins des Locals beträgt 13,000 Pfund. Der Ertrag beläuft ſich auf 20,000 Pfund. Der Miethzins der Logen wirft 20—25,000 Pfund ab. Die Einnahmen jeder Vorſtellung liefern den Reſt. Die Preiſe der Plätze ſind ſehr hoch; der

niederſte Preis, der des Parterre's, beträgt einen halben Souvereign oder 12½ Francs. Um in das Parterre des Kingstheaters eingelaſſen zu werden, iſt eine elegante Kleidung nöthig. Herren werden weder im Ueberrocke noch im grauen Hute angenommen. Die Damen kommen gewöhnlich im Ball-Coſtüme, das Innere des Kings-Theaters iſt häßlich; es beſteht aus ſechs Reihen kleiner Logen ohne Gallerien. Die Loge der Königin iſt auf der linken Seite, ein armſeliger Kronleuchter, der nahe an der Decke hängt, und zwei kleine Leuchter verbreiten ein ſchwaches Helldunkel über dieſen Saal, der ſehr groß und roth decorirt iſt. Das Kings-Theater iſt eben ſo beſucht, als die franzöſiſche große Oper.

Drury-Lane theilt den Zudrang der ſchönen Welt mit dem Kings-Theater. Fräulein Taglioni bezaubert hier alle Welt. Sofort kommen die kleinen Theater, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten öffnen und ſchließen. Das ſchönſte derſelben iſt dasjenige, in welchem die franzöſiſche Truppe ſpielt. Hier athmet Alles Eleganz und Bequemlichkeit. Auf letztere beſonders legen die Engländer großen Werth.

In dieſem Augenblicke zählt London wenig gute Schauſpieler. Carl Kemble und Lihton haben ſich eben vom Theater zurückgezogen; ſonach bleibt noch Natews, ein komiſcher Schauſpieler, der die Grundzüge der verſchiedenen Nationen trefflich darſtellt und Macready, der in Shakespeare treffliche Inſpirationen findet. Kean's Sohn, der in der Provinz ſpielt, dürfte nach dem allgemeinen Gerüchte, einſt den ruhmvollen Pfad ſeines Vaters einſchlagen.

Das Thereſien-Volksfest

zu

Bamberg am 8., 9. und 10. Juli 1837.

Die gute Stadt Bamberg iſt keine Kokette, wie Paris, die, allen künſten der Verführung hold, jedes Herz mit zarten, feſt umſtrickenden Banden umſchlingt; kein hochmüthiger blue stocking, wie Berlin, das m weichlichen Theetiſch mit entfärbten, beweglichen Wangen die verümmerten Freudenblumen des armen Gärtchens, Verſtand, zur Schau rägt; keine verblühte Maitreſſe, wie Rom, welche die Ruinen ihrer erwelkten Reize übertüncht feil bietet; keine reichgewordene, arrogante krämersfrau, wie London, die bei allen anmaßenden Manieren einer ochſtrebenden Parvenüe, plebejiſche Gemeinheit und altväteriſche Gewohneiten nachſchleppt; keine baroniſirte Renegatin, wie Frankfurt, die in gend einer glänzenden Soirée in ſingendem Tone von Procenten richt. Die gute, kleine Stadt Bamberg iſt ein ehrliches Bürgermädjen, das die Woche hindurch fleißig arbeitet, und am Sonntag mit em alten Gebetbuche voll Heiligenbildern gar ſittſam in die Kirche geht, uf dieſem Gange rechts und links nach ſeinen Herrchen ſchaut, und inen Tanz, einen Spaziergang, einen Kuß hinter dem Rücken der Mutter nicht verſchmäht. Das gute Kind ſpart lange zuſammen, um ſich as theure, geſchmackloſe Kleid, das ihm nicht ſteht, nachäffend zu aufen. Es könnte in der alten, hergebrachten Tracht ungeſehen, uneneidet und unverhöhnt gemächlich ſeine Straße gehen, aber es zwängt ch eiteln Strebens in ein koſtbares Kleid fremden Schnittes, und ünkt ſich etwas, wenn auch ſich und Andern zur Laſt. Armes Kind!

die beſſer ſind, als du, bemerken deine Beſtrebungen nicht, oder belächeln ſie, und iſt es wohl der Mühe werth, durch all' die Plage nur die Mißgunſt von ſeines Gleichen zu erregen?

Aber wie kömmt es, daß dieſe friedliche Stadt, die ſonſt nur Feiertage, die Meſſe, der Markt und das Geburtsfeſt des Königs aus ihrer häuslichen Stille zu regerem Leben rufen, heute lärmendes Treiben durchtobt? Fragen Sie den Officier auf dem zurückgebeugten, ſtarkſehnigen Pferd, mit klirrendem Säbel und drohendem Schnurrbart; fragen Sie den kleinen Gärtnerjungen mit der zerlumpten Hoſe, ohne Rock, der auf dem Wege heuchleriſch klagend bettelt; fragen Sie die geſchäftige Fleiſchersfrau, die in der kleinen, hölzernen Bude mit blutigen Händen, ohne Binde, Fleiſch wägt, oder die zierliche Dame, die ihrem Herrn Vetter einen Beſuch abſtattet — hier behauptet noch die Vetter- und Baſenſchaft ihre Rechte —, dieſelbe Antwort wird Ihnen werden. Man wird ſtaunend rufen: das Volksfeſt, das Volksfeſt!

Es iſt noch früh am Tage, und ſchon wimmelt es auf den Straßen. Neugierig öffnen die Damen das Fenſter, gaffend ſtehen die Gewerbsleute unter der Thüre; die Fremden irren umher, die Schulen haben tauſend kleine Dämonen und Kobolde ausgeſpien, die vergnügt jauchzend durch die Straßen ſtürmen; rothbebuſcht tragen die maliciöſen Sbirren ihr wohlgenährtes Nichts zur Schau, unzählige Wagen rollen über das Pflaſter, von der geräumigen, bequemen Caroſſe, mit hochthronendem Kutſcher, und ſtolz herabſchauendem Jäger, in der ſich Uniformen, zierliche Damen und feine Herren ſtattlich präſentiren, bis zu dem viereckigen, halboffenen Kaſten, in der der Papa im alten Sonntagsrock mit der großhaubigen, wohlgefütterten Ehehälfte, dem Töchterchen ein tadelndes vis-à-vis bildet, das unergründliche Sachteln und zehnmal zugeknüpfte, ſtrotzende Tücher auf dem Schoße und zur Seite, mit der rothen, breiten Hand bewachend, all' die Herrlichkeiten einer Stadt ganz verdutzt zum erſten Male erblickt. Dazwiſchen rennt Alles, was lebt, Stutzer und Fainéants, mit Freude dieſe Gelegenheit, ihre Zeit anzubringen, ergreifend; gekrümmte, unharmoniſch geſtaltete Gewerbsleute, die ſich unter irgend einem Vorwande von der Arbeit losgeſchraubt, geſchwätzige Baſen, heimlich entwichene Mädchen, ſtolzirende, der männlichen Schönheit und des Bartes ängſtlich harrende, ſchlanke Jünger der Muſen, verblühte, dicktaillige Beaus, Soldaten, Lazaronis — und die übrige Staffage, wie ſie die Affiche jeder großen Oper produzirt. Sie alle leben in Plänen für die Zukunft, athmen den Duft der kommenden Dinge, die noch in der Küche dampfen,

drücken ſich die Hände, grüßen, ſchütteln die tönenden Kappen behaglich gegeneinander, als ob dieſer große Bienenkorb einer betriebſamen Stadt in ein Neſt junger Don Quixote verwandelt wäre, das die große Idee des Volksfeſtes wärmend ausgebrütet, daß ſie, jetzt flügge geworden, die arme ſchöne Welt zu überfluthen gedenken. Und nach wenig Tagen werden ſich dieſe freudigen Weſen mit katzenjämmerlichen Geſichtern kopfhängend begegnen, und zuſeufzen: Welch' ein Glück, daß es vorüber iſt!

Die Induſtrie-Ausſtellung, die Bilder-Gallerie, das Naturalien-Cabinet, locken die Augen und Füße. — Da geweſen ſeyn, nicht geſehen haben, iſt das große Werk, das jeder vollbracht haben will. Wie ſich das gute Volk drängt und plagt, eine Nadelbüchſe zu bewundern; das Kruzifix, das der Müllerburſche, dem nie etwas gelehrt wurde, aus Eilfenbein ſchnitzte, wird nicht bemerkt! — Der gute Junge will eine Reiſe nach Rom machen, da er ſeinen Vater und die Mühle nicht lange genug verlaſſen kann, um eine Academie mit Nutzen zu beſuchen. — Die dicke Wirthin im ſoliden, hausgemachten Kleide, mit dem grünſeidenen Halstuch und der gigantiſchen Haube, bewundert den ganz natürlichen Mops; der ſonnenverbrannte Jäger in weitem Rock und ſtaubigen Stiefeln rühmt die Hirſchjagd; ein aſpirirender, bücherliebender Geiſt im unbequemen Körper preist das Abendmahl und die italiäniſche Schule — man könnte glauben, die Leute ſehen mit der ſchnell bewegten Zunge. Das Cabinet, in dem das Leben zur Mumie und die Natur zur Kunſt wird, wiederhallt von „Prächtig! — Seht doch den großen Vogel! — Fritz fängt auch ſchöne Schmetterlinge" — und den monotonen Leiertönen des Cicerone.

So fluthet ſie hin, die wechſelnde, frohe Maſſe, hin durch die fliehenden Stunden, bis der Feſtzug beginnt. Und er naht — aus den Fenſtern, auf den Balkonen beugen ſich die Geſtalten harrend entgegen. Sehen Sie, meine Damen! ſchön, wie gemalt — Bürgermilitär, Muſik, Rennwagen, Carouſſelreiter, das Comité, die Zünfte, jede mit ihren Fahnen und Emblemen. Vor allen zeichnet ſich jene Kaſte aus, deren ſtahlbewaffnete Hand unſer Glück in den Salons ſinnig geſtaltet; in ſpaniſchem Ritter-Coſtüm ſtolziren die bekannten Tailleur-Phyſiognomien. — Es iſt hier nicht ein Aufzug der Zünfte, wie im Mittelalter, wo ein religiöſes Gefühl, eine Proceſſion oder eine große Feier, eine Krönung, ein Friedensſchluß oder nahende und zurückgewieſene Gefahr, die Vertheidigung der Stadt und des Lebens, oder der Empfang heimkehrender Sieger, dieſe Menſchenmaſſe zu einem Zwecke vereinte; wo in jeder Seele derſelbe Gedanke herrſchte, wo der Gedanke

an der Zeit war, wo die Gegenwart dieſe Feierlichkeiten bedingte und durchdrang. Hier iſt alles nur Spiel, ein zur Schautragen, nichts Wirklichkeit. Indolenz, Poſſenreißerei, und vor Allem Eitelkeit erregen dieſe Seelen und Geſichter.

Der Zug bewegt ſich durch die ſtaubigen, erſtickenden Straßen nach der Feſtwieſe, einem großen, ſandigen Raume, dem nach einem Regen nur ſpärliches Gras verkümmernd entſprießt, über dem jetzt eine beklemmende Staubdecke wie Nebel liegt, der auch nicht ein grünes Fleckchen erquickend darbietet. Ringsumher aber breiten ſich auf der einen Seite angenehme Wieſen, auf der andern ein Wald aus. Auf dieſem Platze iſt ein in's Quadrat ſpielender Kreis durch Tribünen und Buden abgeſteckt — der Circus der Freude. Da werden die Wagen wetteifernd rennen, die Carouſſelſpiele vorübergaloppiren, und alle jene kleinen Ergötzlichkeiten ihr Traumleben feiern. — Die vier Wagen, nach zierlich antiker Form gebaut, in geeigneten Farben und Zierrathen die vier Elemente vorſtellend, treiben, von phantaſtiſch gekleideten, natürlichen Kutſchern gelenkt, daher. Nicht der Sinn für die Kunſt — Alles iſt Kunſt — für das Aeſthetiſche der Kraft und Gewandtheit treibt hier die Augen glühend aus ihren Höhlen, es iſt die — England und ſeinen races — abgeborgte Neugierde, welches Herrn Pferde ſiegen werden.

Am zweiten Tage Carouſſelreiten. Unter-Officiere der Garniſon, in angemeſſener, wenn auch nicht comfortabler Rittertracht — kräftige, aber nicht recht geprägte, zur Maske paſſende Figuren (die Mode iſt in der Metamorphoſe der menſchlichen Geſtalt begründet), rohe Geſichter ohne Leben — führen die gewohnten Spiele aus.

Für den dritten Feſttag verkündet das Programm eine Schlacht zwiſchen der türkiſchen und griechiſchen Flotte, Entern, Manoeuvres, Getümmel, Eroberung eines türkiſchen Forts, Sieg und Triumph. — Der Schauplatz dieſer Greuelthaten war die Regnitz, ein beſcheidener Fluß, Bug gerade gegenüber, dem Wirthshauſe Bug, das alle für Caffee und Natur glühende Seelen von jeher das freundliche nannten, das dießmal Alles vereinte, was Bamberg des Schönen, Freundlichen, Neugierigen und Genußſüchtigen mütterlich umfängt. Oberhalb Bug krümmt ſich der Fluß, um in einem von Feldern, Hügeln und Hainen gebildeten Bette der Stadt in gerader Linie entgegen zu rollen. Hier iſt's gewöhnlich ziemlich ſtill. Die Thürme und Dächer der City lehnen durch die Ferne etwas gebleicht an dem blauherabſinkenden Himmel; die Wogen ziehen langſam auf der fernen Straße, ein Kahn gleitet ruhig vorüber, Landleute und Spaziergänger ſtaffiren

die Scene, am Fuße der steinernen Treppe vor dem Wirthshause lehnt der Schiffer in schlechter Jacke am Ruder; neben sich den wenig idyllischen Krug mit braunem Bier, von den Zweigen der pittoresken Baumgruppen rufen die Vögel ungesehen herüber, die Fische freuen sich des warmen Sonnenscheins, blauschillernde Libellen schweben über den Weiden des Ufers. Wie mögen sich die armen bestialischen Nixen gewundert haben, als sich geputztes Volk von allen Seiten herzudrängte, als einige bemalte Kähne voll verkleideter Wesen — Soldaten — mit Wimpeln geschmückt heraufzogen, und sich nach langem Verzug in flammenspeiende Wasserteufel verwandelten, die mit donnerndem Getöse, vom fernen Echo des Waldes zurückgerufen, gemächlich hin und herzogen, und die große Tragödie mit spärlichem Säbelgeklirr endeten. Sie mögen sich gewundert haben, die armen Thiere, aber wir höheren Geschöpfe, wir Menschen, verachteten den schlechten Geschmack dieser Populace; wir langweilten uns, comme il faut.

Die gewöhnlichen Spiele, Baumklettern, Sacklaufen, Hunderennen und alle diese Ausgeburten der Volksfeste erhöhten die Feier, und schleppten das Vergnügen der Leute noch durch einige Tage. Eine schlechte, abgekürzte Uebersetzung des Zriny in Prosa mit militärischen Evolutionen und mäßigem Spektakel wurde im Freien aufgeführt. — Die öffentliche Belohnung alter, treuer Diener wäre dem gelangweilten Herzen rührend und erheiternd vorübergegangen, wenn nicht einzelne gedrückte, von der Zeit und Plage — die meisten Tugenden sind mühsam — zerstörte Gestalten schmerzlich erinnert hätten, daß die Freuden den meisten Menschen erst dann kommen, wenn ihm die Organe, die sie fassen könnten, abgestumpft sind; wenn nicht die Mopsveteranen-Physiognomien einiger herrschaftlichen Vasallen an die Hundenatur des entwürdigten Meisterstücks der Schöpfung gemahnt hätten.

Die wahre Sonne des Festes ging erst auf, als sich die Menge nach vollendeten Spielen mit hereinbrechendem Abend in die Buden vertheilte, und Bier, Freude und Unsinn in langen Zügen schlürfte. Da zogen die Bänkelsänger umher, ein erbärmliches, der Gemeinheit anheimgefallenes Zerrbild der Troubadours. Ob Alles so sinkt, wenn es Eigenthum des Haufens wird? Die alten Völker, welche die Kasteneintheilung erfanden, scheinen etwas der Art geahnet zu haben. — Da schritt Don-Juan in Gestalt des Polichinell gespenstisch über die Bretter, bis ihn der verfolgenden Eumeniden Rachestahl ereilte. Neben entzückten Kindern naschten jene stolzen Wesen, die sich schämen, ihr Vergnügen am Gewöhnlichen zu gestehen, von diesen groben Leckerbissen.

Mitten im Getümmel schlichen die Leidenschaften ungezügelt umher.

Die Freude, die erhitzende Sonne, der raſtloſe Lärm, das übermäßig geſchlürfte, braunfarbige Elixier, die Ungebundenheit — ſie iſt hier erlaubt und nothwendig — entfeſſelt die längſt nach Freiheit ſtrebenden, gebundenen Triebe des Herzens. Die Liebe, die Freundſchaft, der Haß und die Verachtung entwickelten alle ihre Formen. Alles löst und knüpft, von dem betrogenen, zum erſten Male liebenden Mädchen, bis zu der Armen, die den falſchen Geliebten um ſtolze Nebenbuhlerinnen flattern ſieht. Wie manches freundliche und friedliche Begegnen ward längſt gewünſcht, das ſich hier verwirklicht. Schlägereien, Betrug und Diebſtahl fehlen nicht. —

Nach der Aeſthetik meiner Amme muß jede Geſchichte glücklich enden; und ſo zeige ich Ihnen denn das freudig ſtrahlende Mädchen, das ſo eifrig dorthin ſchaut, obwohl er längſt verſchwunden iſt. So jung noch, und ſchon hat die Arme ein geliebtes Herz verloren, und ſo glaubt ſie in froher Hoffnung, ihr geſühntes Schickſal werde dieſes Gut nicht wieder rauben. Sie ſehnt ſich nach dem Schlummer, denn ſie wird von ihm träumen, bis ſie aus freundlichen Bildern zu einem frohen Tage erwacht. Möge ſie nie erfahren, daß es noch andere Träume gibt, aus deren ſchmeichelndem Bilderſaal wir nur mit quälenden Schmerzen erwachen!

Die Seine von Havre bis Rouen.

Aus dem Tagebuche eines Müßigen.

Erſter Artikel.

Bernardin de St. Pierre war ein ächter Normanne. Er konnte die Schönheiten ſeines Vaterlandes nicht ſehen, ohne ihnen ein neues Leben zu geben. Der Berg, der Fluß, der Baum waren ihm mehr, als ein Berg, ein Fluß, ein Baum. Sein Herz fühlte, was ſein Auge ſah; er verſtand die Sprache der Natur, und ſie erzählte ihm:

„Die Tochter des Bacchus, die Seine, eine Nymphe der Ceres, war der Göttin der Früchte nach Gallien gefolgt, als ſie ihre Tochter in allen Weltgegenden ſuchte. Als die Ceres ihren Zug beendigt hatte, bat die Seine ſie, ihr zum Lohne ihrer Dienſte jene Wieſen, die Ihr dort vor Euch ſehet, zu ſchenken. Die Göttin willigte ein, und gab der Tochter des Bacchus zugleich die Macht, wohin ſie ihren Fuß ſetze, Früchte und Korn wachſen zu machen. Sie ließ alſo die Seine an jenen Ufern, und gab ihr zum Gefolge und zu Geſpielinnen mehre Nymphen, und unter andern die Heve, die, da Ceres befürchtete, daß der Gott des Meeres einſt die Seine, wie ihre Tochter Proſerpine der Gott der Unterwelt, entführen könne, ſie bewachen ſollte.“

„Eines Tages, als Seine auf dem Sande ſpielte, Muſcheln ſuchte, und in Luſt und Freude, jubelnd und ſchäckernd vor den Wellen floh, die bald ihren Fuß näßten, bald bis zum Knie hinaufſtiegen, bemerkte Heve, ihre Gefährtin, in den Wogen das weiße Haar, das purpurne Geſicht und den blauen Mantel Neptuns. Der Gott der Meere kam

von den Orkaden nach einem Erdbeben, und durchzog den Ocean, um mit seinem Dreizack zu untersuchen, ob dessen Fundamente keinen Schaden gelitten. Bei seinem Anblicke stieß Heve einen Schrei aus, um Seine von der ihr drohenden Gefahr zu benachrichtigen, und diese floh augenblicklich auf die Wiesen. Aber der Gott hatte die Nymphe der Ceres bemerkt, und trieb seine Meerrosse an, ihr nachzueilen. Schon war er nahe genug, um seine Arme nach ihr auszustrecken, als Seine die Hilfe ihres Vaters Bacchus und ihrer Gebieterin Ceres anrief. Diese und jener erhörten sie. Und in dem Augenblicke, wo Neptun sie erfaßte, zerfloß der Leib der Nymphe in Wasser. Ihr Schleier und ihre grünen Gewänder, mit denen der Wind spielte, wurden zu smaragdfarbenen Wellen. Sie ward in einen Fluß verwandelt, dem es noch heute eine Lust ist, die Gegenden zu durchziehen, die er einst als Nymphe belebte. Aber das Bewundernswertheste hierbei ist, daß Neptun trotz der Verwandlung nicht aufgehört hat, in sie verliebt zu seyn; wie man sagt, daß der Fluß Alphée noch immer seine stille Liebe zu der Quelle Arethusa bewahrt. Aber wenn der Gott des Meeres noch immer in Liebe zur Seine glüht, so ist die Seine in ihrer Abneigung gegen ihn eben so beharrlich geblieben. Zweimal des Tages verfolgt er sie brausend und schnaubend, und jedesmal flüchtet die Seine in die Wiesen, gegen die natürliche Strömung der Flüsse ihrer Quelle zueilend. Und zu jeder Zeit hielt sie ihre grünen Wellen von den azurblauen Neptuns geschieden."

„Heve starb aus Kummer, und man errichtete ihr am Ufer ein Grabmal aus weißen und schwarzen Steinen. Es ist dieß der zerrissene Fels, der noch heute den Namen der Heve führt, und der ein Echo hat, um die Schiffer vor Gefahr zu bewahren, wie sie vor Zeiten die Nymphe der Ceres von der sie bedrohenden Gefahr benachrichtigte."

„Die übrigen Gespielinnen der Seine wurden, wie sie, an den verschiedenen Orten, wo sie auf ihrer Flucht still standen, verwandelt, und sind heute die Aube, die Yonne, die Marne, die Oise, die Andille, und alle andere Flüsse, die ihren Tribut, ihrer alten Gebieterin huldigend, der Seine zahlen."

„Amphitrite ließ, als sie diese Unglücksbotschaft erhielt, mehre Golfe erschaffen, in der Absicht, daß sie sichere Häfen gegen den Zorn ihres untreuen Gemahls seyn sollten; diese sind denn heute die verschiedenen, vom Meere bis nach Rouen den Schiffern ein Asyl bietenden Häfen."

Das von der Natur und ihren Schönheiten angeregte Gemüth Bernardin's de St. Pierre, und seine lebendige Phantasie zeigen sich in dieser Idylle. Charles Nodier ist ein sehr speculativer Pariser, und er versuchte in seiner Art die Dichtung Bernardin's de St. Pierre fortzusetzen.

„Kurze Zeit nachher," fährt er fort, „wurde Friga, die schöne Thetis Galliens, eifersüchtig, als sie sah, daß Liosne, die celtische Venus, den Apfel, der der Preis der Schönheit war, erlangte, ohne daß sie selbst als Mitbewerberin berufen worden war. Sie beschloß, Rache zu nehmen. Eines Tages, als Liosne sich der Seine genähert hatte, und die Wiesen besuchte, die jene durchzieht, entwendete ihr Friga den Apfel, den jene auf einen Fels gelegt hatte, und säete die Kerne in den umliegenden Gegenden, um ihren Sieg zu verewigen. Daher kommen die zahllosen Apfelbäume, die hier im Lande wachsen, und vielleicht auch der Geist der Chikane, der, wie man sagt, unter den Bewohnern die Processe verewigt." Der Witz ist hier fein genug, nur paßt er nicht hinter der einfach schönen Idylle Bernardins de St. Pierre, und ich stelle ihn nur hierher, um eben den Gegensatz zu zeigen. Es wundert mich, daß Herr Ch. Nodier diese Mythe nicht benutzt hat, um etwa in ihr auch die Andeutungen der Raubzüge der Normannen zu finden, die dem alten Neptun etwas abgelernt zu haben scheinen, und jedenfalls zu Gegenfüßlern der Griechen vor Troja hätten werden können. Ueberdieß wäre das ein ganz guter Uebergang in die neuere Geschichte der Seine gewesen.

Die Geschichte der Seine? Warum sollte nicht ein Strom so gut seine Geschichte haben, als das Land, das ihn umgibt, als die Ruinen jenes zerfallenen Klosters, jenes verlassene Schloß, über deren Steine man große Bücher schreibt, als jenes ärmliche Dorf, das nur den Ruhm hat, einst eine Stadt gewesen zu seyn. Es gibt Ströme, deren Geschichte lehrreicher als die der größten Hauptstädte der Welt wäre. Die Nymphen des Euphrat, des Tiger und des Nils würden die alte Geschichte erzählen, die der Tiber die mittlere, und die des Rheins und der Seine die neueste.

An der Seine stießen die Römer, die Gallier und die Sachsen, dann die Franken und die Normannen, und endlich die Engländer und Franzosen auf einander, und ihre Wellen rötheten sich, so oft seit Jahrhunderten sich das Geschick der Völker entschied. Sie sah die Herrschaft des Schwertes; die Scheiterhaufen der Inquisition warfen ihre Flammen auf dieselbe; sie hörte das Volk seufzen, als es von der Geistlichkeit mißbraucht, von den Rittern mißhandelt, ausgesaugt und geschändet wurde; sie weiß von der Geschichte der Hugenotten, der Ligue und der Fronde zu erzählen; sie sah das eitle Treiben eines Ludwig XIV., die Schmach eines Ludwig XV., und war Zeuge des losgebrochenen Sturmes, als ein Volk seine Ketten sprengte, und mit denselben im Zorne seinen Wächtern das Haupt zerschmetterte.

Aber ſie kennt auch andere Geſchichten. Sie würde zur Abwechslung von den reichen Flotten ſprechen, die der rüſtige Kaufmann mit den Früchten des Landes und dem Schweiße der Arbeiter belaſtet, und in die Weite ſendet. Und dann würde ſie von den Spielen der Knaben und Mädchen an ihren Ufern, und von den Liebenden, die nächtlich ihre Wellen durchſegelt, Geſchichten erzählen, die uns den ſtrengen Ernſt der Weltereigniſſe auf Augenblicke vergeſſen machten, und uns von dem Schauplatze des Kampfes in das Eden der Freude verſetzten.

Wer die Sprache verſteht, kann dieß Alles in einer ſtillen Nacht aus dem Rauſchen der Wellen ſich überſetzen. Aber ſelbſt wem dieſe Sprache ein Räthſel ohne Schlüſſel, der ahnet wenigſtens in einer ſchönen Gegend, an einem Strome, deſſen Ufer bald der ſteile Fels, bald ein terraſſenartiger Berggarten, bald eine üppige Wieſe und hin- und herwogende Fruchtfelder zieren, daß hier ein Gott ſich einen Tempel gebaut, um uns ſeine Macht in der Schönheit der Natur recht nahe zu rücken. Wer dabei nicht durch Gedanken erregt wird, kann wenigſtens froher werden.

Die Ufer der Seine bis Rouen bieten oft die ſchönſten Ausſichten dar. Wer auch nur reist, um ſein Auge zu laben, kann, ſelbſt nachdem er die tiefergreifenden Schönheiten des Rheines angeſtaunt hat, immer noch eine Fahrt auf der Seine unternehmen. Freilich hat die Seine ſelbſt an den ſchönſten und gewaltigſten Stellen nichts, was einer Ausſicht vom Niederwalde, dem Drachenſteine, Nonnenwerth und Rolandseck, und endlich dem Burlei gleich käme. Das Alles iſt viel ſchauerlicher, viel ernſter, gewaltiger nnd erhabener, viel deutſcher, wenn man ſo will. Nur an einzelnen Stellen der Seine-Ufer könnte man glauben, am Rheine zu ſeyn. Im Allgemeinen ſind die Berge kleiner, der Strom, wenigſtens oberhalb Quillebeuf — wo er zur Mündung und gleichſam zum Meere wird — enger und weniger Ehrfurcht gebietend. Nur bei Quillebeuf iſt eine Stelle, die in ihrer Art eben ſo großartig, vielleicht großartiger iſt, als die Ufer des Rheines. Der Strom öffnet ſich hier, und wird zum engen Meerbuſen, und an der einen Seite ſieht man Quillebeuf, wie in's Waſſer hineingebaut, während die grauen Ruinen von Tancarville aus wildem, dickem Buſchwerke auf uns herabſchauen. Der Strom ſelbſt aber iſt hier voller Sandbänke, die von Zeit zu Zeit den Platz ändern, und ſo ſehr gefährlich werden. Man fährt kaum je an dieſer Stelle vorbei, ohne daß die Maſten eines oder mehrer geſtrandeten Schiffe nicht, wie Grabſteine eines Kirchhofes, aus dem Waſſer hervorragen, und uns ihr memento mori zurufen. Die Großartigkeit der ganzen Gegend, dieſe Wegweiſer des Todes und der Zer-

ſtörung auf dem Waſſer erregen in uns den Schauer, den uns die Natur abzwingt, wenn ſie uns in ihre ſchönen und furchtbaren Geheimniſſe einen Blick erlaubt.

Oberhalb Quillebeuf wird dann der Fluß enger, und bis Rouen fährt man beſtändig an einer immer wechſelnden Ausſicht vorbei, in der bald ein ſchön geformter Berg, mit einer Kirche oder einem Schloſſe geziert, bald ein nackter Fels, an den ſich das ärmliche Häuschen eines Arbeiters in den Steinbrüchen anlehnt, bald ein freundliches Dorf, bald ein regſames Städtchen, und hinter dieſen üppige Wieſen und Felder zeigen. Eine Fahrt auf dem Dampfſchiffe von Havre nach Rouen, oder von Rouen nach Havre iſt ein mit jeder Biegung des Stromes wechſelnder Genuß. Es lohnt der Mühe, die kleine Reiſe zu machen, und müßte man ſie — um bis hierher zu gelangen — durch ein Paar Tage oder gar Wochen im Poſtwagen erkaufen.

Wer die Wahl hat, die Seine herab oder hinauf zu fahren, dem rathe ich zu erſterem. Die ganze Fahrt gewinnt dann eine Art von dramatiſchem Intereſſe. Kaum von Rouen abgefahren, windet ſich der Fluß durch friſchgrüne Inſeln durch. Die ganze Gegend gleicht einem ſchönen Garten, in dem Alles, wie von der Hand des großen Weltgärtners in Kunſt und Schönheit geordnet, eine Wohlthat für Herz und Geiſt wird. Rouen ſelbſt, von Bergen umgeben, mit ſeinen gothiſchen Kirchen, ſeinen Brücken, ſeinem durch hundert See- und Flußſchiffe belebten Hafen, geben die Einleitung in das Drama, dem wir entgegengehen, ſeinen nothwendigen Ernſt und die hinlänglich großartige Schönheit, um uns die Entwicklung ahnen zu laſſen, um uns in die Stimmung zu verſetzen, in der wir den letzten Akt in ſeiner ganzen Allgewalt aufzufaſſen im Stande ſind. Bald ändert die Scene, und wir ſind in ein engbegränztes Thal von Felſen und Bergen eingezwängt. Ein Steinbruch, ein Paar Hütten, eine Kapelle, die nur von der Thätigkeit, der Armuth und dem Troſte des Unglückes erzählen, ſind mitunter alle Spuren, welche die Menſchen, die Jahrtauſende den Strom auf- und abzogen, zurückgelaſſen haben. Bald aber öffnet ſich eine neue Ausſicht; ein Thal, eine ſchöne, weite Ebene, von langſam aufſteigenden Bergen begränzt, zeigt uns die Ruinen der einſt ſo mächtigen Abtei von Jumièges, bis ſich dann die Ausſicht wieder ſchließt, und wir abermals zwiſchen ſchweigſamen Bergen und Felſen dahin eilen. Unterhalb Caudebec aber wird der Strom bereits breiter; wir ahnen mehr und mehr, daß wir dem Meere, der großen Entwicklung des Drama's nahen, und oft tritt dem Reiſenden hier eine Erſcheinung entgegen, die in ihrer Art ſo überraſchend als großartig iſt. Die Uferbewohner nennen dieſelbe la barre. Bernardin

de St. Pierre hat uns gesagt, daß der Meergott noch heute täglich zweimal die Nymphe, in die er verliebt ist, stromaufwärts verfolgt. So oft dieß, bei der jedesmaligen Flut, geschieht, strömt das Wasser des Meeres gegen die Seine an, hemmt dieselbe anfangs in ihrer Strömung, und endigt damit, sie endlich gegen ihre Quelle zurückzutreiben *). Der Meergott ist ein alter Sünder; er weiß, daß die Schönen sich nicht ergeben, sondern besiegt seyn wollen, und die Umarmungen des Gottes und der Nymphe sind daher wahre Kämpfe, so furchtbar und schauerlich, daß sie den kecken Erdbewohner, der ihnen zu nahe tritt, in den Abgrund hinabreißen. Ein fernes Rauschen, wie des weite Wetter verkündenden Donners, ist der Vorbote dieser furchtbar zärtlichen Umarmung; und es scheint, als ob die Nymphe schon, sobald sie den nahenden Gott von ferne vernimmt, in Schauer zusammenfahre, denn sie beginnt unruhig zu werden, und zittert in Erwartung der da kommenden Dinge, wie die Braut am Vorabende der Brautnacht. Bald aber unterscheidet der forschende Blick in weiter Ferne die anstürmenden Wogen des Meeres, die schäumend und schnaubend, wo sie mit der Seine zusammentreffen, diese in die Luft heben, und selbst zu ihr hinaufspringen, sie erfassen und im Triumphe zurücktragen. Erst sieht man nur einen weißen Schaumstreifen, der nähertretend immer deutlicher wird, und immer schneller auf uns zueilt, bis er endlich wie im Fluge an das Schiff, auf dem wir staunend bewundern, herantritt, es aufhebt, wieder hinabschleudert und forteilt. An den Ufern treibt diese Erscheinung das Wasser über die Gränze des Flusses hinaus, und da, wo wir eben eine üppige Wiese sahen, ist im nächsten Augenblicke eine öde Wasserebene; wo eben eine grüne Insel aus dem Wasser hervorlachte, spielt jetzt die Welle mit den höchsten Weidenstauden, die schwimmenden, abgerissenen Zweigen gleichen. Jahr aus Jahr ein fordert diese Umarmung, dieser Kampf des Stromes und des Meeres eine Menge Opfer, denn er reißt den Nachen des vertrauenden Schiffers mit sich fort, wirft ihn gegen das Ufer oder stürzt ihn um.

Wer das Meer noch nicht in seinen Stürmen, in seiner Allgewalt beobachtet hat, bekommt hier ein Vorgefühl von der Kraft, die demselben zu Gebote steht, denn spielend wirft es hier einen Strom —

*) Es scheint, als wenn die Strömung der Flut und Ebbe nur auf die Oberfläche der Seine wirke, und einige Fuß tiefer dem Strome erlaubte, dem Meere zuzugehen. Ohne diese Unterstellung müßte, wenn die Wassermenge der Seine während sechs Stunden gänzlich aufgehalten würde, dieselbe Alles ringsum meilenweit unter Wasser setzen

wenigſtens ſeine Oberfläche, 6—8 Fuß tief — zurück, den aufzuhalten der Reichthum und die Kraft aller Bewohner Frankreichs nicht ausreichen würde.

Es iſt das die Einleitung in den letzten Act des Drama's, deſſen Entwicklung wir hinter Quillebeuf ſehen. Die Ufer öffnen ſich hier zu einer meilenweiten Kette, dem Brautbette der Nymphe und des Gottes, wo beide alltäglich die Hochzeit feiern. Wir haben die Nymphe geſehen, und treten jetzt dem Rieſengotte entgegen. Mit jedem Schlage der Schaufeln des Dampfſchiffes wird die Ausſicht größer, bis zuletzt das Land vor uns verſchwindet, der Blick ſich in der unbegränzten Waſſerfläche verliert, und wir mit Staunen ſagen: das Meer!

Es iſt nicht meine Sache, Gegenden und dergleichen ſchriftlich abzumalen, und ich glaube überhaupt, daß das für einen Schriftſteller ein ſehr unfruchtbares Feld iſt, auf dem ſeine Leſer höchſtens ein vages Bild, unbegränzt und farblos wie das Wort, einernten. Es iſt ſicher vom Böſen, wenn man ſich ſeit Walter Scott förmlich auf's Malen in Reiſebeſchreibungen und Romanen gelegt hat, aber es iſt noch ſchlimmer, wenn man die Farbentöne nicht in der Art eines Rubens, in großen, kräftigen Zügen auflegt, ſondern gar verſucht, die Blätter an den Bäumen abzumalen, oder vor Bäumen den Wald nicht ſieht. Das alte Sprüchlein: Schuſter bleib' bei deinem Leiſten, über das ſchon Ariſtoteles Vorleſungen hielt, iſt noch heute wahr.

Wenn eine Gegend, eine Landſchaft nur ein reines Schönheits-Intereſſe hat, ſo gehört ſie von Rechtswegen dem Maler an; hat ſie aber auch ein wiſſenſchaftliches, ein philoſophiſches, ein geſchichtliches oder Kunſt-Intereſſe, ſo iſt ſie unſer Eigenthum. Ich gäbe viel darum, wenn ich mitunter in Farben und Contouren ſchreiben, und in Worten malen könnte; da mir das aber bis jetzt leider noch nicht gelungen iſt, ſo denke ich mit den Alten, und trotz eines Walter Scott, eines Lamartine und ein Paar hunderttauſend Andern: Schuſter bleib' bei deinem Leiſten. —

Bald nachdem man aus Havre ausgefahren iſt, und an der einen Seite Harfleur, auf der anderen aber Honfleur hinter ſich gelaſſen hat, ſieht man rechts am Ufer ein kleines Schloß, wo früher eine Benediktiner-Abtei zu St. Gartain war. Die Geſchichte dieſer Abtei iſt ohne Bedeutung.

In der Kirche war das Grab Arlettens, der Mutter Wilhelms des

Eroberers, die der Stifter der Abtei Herluin, Graf von Conteville, nach dem Tode Roberts des Prächtigen, geheirathet hatte.

In den Wellen der Seine, dieſer ehemaligen Abtei gegenüber, wollen die Schiffer bei klarem Waſſer die Spuren eines Dorfes entdeckt haben, und erzählen ſich davon viele Wunderdinge, die ich leider, da ich in dieſe Gegend nicht kam, und die Erzählungen nirgends fand, nicht mittheilen kann.

Bald treten Tancarville links und Quillebeuf rechts klarer hervor.

Schon als Ruine — ich ſpreche von ſeiner Geſchichte anderswo — hat das Schloß ſeine Bedeutung, und es lohnt der Mühe, wenn man ſich in ſeiner Nähe aufhält, ſie zu beſuchen. Die Jahrhunderte ſind hier in den Mauern und Thürmen vertreten. Da ich aber ſo wenig ein Alterthumsforſcher als ein Maler bin, ſo halte ich mich nur an die Steine, die eine Geſchichte zu erzählen wiſſen. In der nördlichen Ecke des Hafens, vor dem neuen Schloſſe, ſteht ein ſolcher. Er heißt: la pierre d'acquit. Bis zum Jahre 1789 mußten die Fiſcher ihre Fiſche, wenn ſie franc poisson waren, hierher bringen. Auf einer kupfernen Platte, die an den Stein befeſtigt war, ſtand eingegraben:

„L'esturgeon pris aux eaux de céans appartient à la sieurie par en payant aux pècheur cinq sols.“

„Le marsouin doit deux deniers d'argent. Le saumon et la lamproie semblablement doivent aussi chacun deux deniers d'argent, toutes fois et quantes qu'il est pèché aux dites eaux.“

„De tout poisson trouvé en varech (auf dem Strande) la moitié en appartient à la dite sieurie, et l'autre moitié aux trouveurs qui l'apportent sur cette Pierre, et peut on prendre pour ladite sieurie les dits poissons chacun au taux des juréz à ce ordonnez.“

„Et s'il advenait qu'aucuns trouveurs des dits poissons ne faisaient les dits acquits des poissons qu'ils pourraient avoir péchez ou trouvez, sont et doivent être pris en forfait et les delinquents taxez en amende par les officiers des dites eaux.“

Die normanniſchen Fiſcher aber wußten oft aus dieſen Laſten einen Erwerb zu machen, und ſie verfehlten nie, einen esturgeon zu bringen, der weniger als 5 sols werth war, und erhielten faſt immer den Preis, denn der Fiſch wurde von den Herrn als ein Königlicher angeſehen, der zu nobel ſey, um auf eines Knechtes Tafel zu erſcheinen. Ob ſie dagegen alle großen esturgeons gebracht haben, iſt jedenfalls ſehr zweifelhaft. — Der Stein d'acquit iſt jetzt zertrümmert; auch ihn hat der eiſerne Fuß der Revolution berührt.

La tour du Lion an der Weſtſeite der Ringmauer heißt beim Volke la tour du diable. Der Teufel hatte den Löwen — ſicher erzählte man ſich ſonſt eine Löwenſage über denſelben, wie jetzt eine Teufelsſage — ausgetrieben, und ein Hirte der chriſtlichen Schaafheerde war es, der dieſen austrieb. Der Thurm war früher ein Gefängniß, und daher im ganzen Lande wohlbekannt und verrufen. Aber es genügte nicht an den Gefangenengeſchichten, und ſo erzählte man ſich vor vielen Jahren, daß der Teufel hier hauſe. Der Schloß-Caplan nahm ſich zuſammen, hielt eine feierliche Meſſe, und zog dann, von dem hinzugeſtrömten Volke begleitet, unter Sang und Klang, die Fahne voraus, vor den Thurm, um dem Teufel eine Schlacht zu liefern. Die andächtigen Zuſchauer wichen in Angſt zurück, als ſie den Prieſter die gefährliche Schwelle übertreten ſahen. Der Kampf dauerte lange, aber da der Teufel ein luſtiger Geſelle, und ein Waſſerhaſſer ſeyn ſoll, ſo zog er aus, als ihm der Schloß-Caplan nichts als Weihwaſſer vorſetzte. Man erzählt ſich noch heute in der Umgegend die Geſchichte mit ſehr ernſtem Geſichte, und ſie iſt ein Beiſpiel mehr, welche Rolle die Geiſtlichen bei den Hexengeſchichten ſpielten.

Nahe bei Tancarville iſt ein Fels, den man la pierre géante oder du Géant oder Rieſenſtein nennt. Man genießt auf demſelben, 200 Fuß über der Seine, eine prachtvolle Ausſicht. Das Schloß ſelbſt ſieht man beinahe aus der Vogelperſpective, und vor demſelben liegt die Seine wie ein See, und am jenſeitigen Ufer Quillebeuf mit ſeinem Leuchtthurme, ſeinem Hafendamme, ſeinen Kirchen und ſeinen Maſten. Der Fels ſelbſt ſieht einem großen Dache ähnlich, und ſcheint herüberhängend jeden Augenblick herabſtürzen zu wollen. Dieſe romantiſche Lage iſt wohl die Urſache, daß ſelbſt die Gelehrten dem Rieſenſteine ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, und ihn zu einer Art Opferſteine der Druiden gemacht haben. Das Volk aber hat ihm eine andere Geſchichte geliehen, und erzählt ſich von ihm, daß hier im grauen Alterthume ein Rieſe gehaust, der jeden Abend ſich auf den Stein geſetzt, um ein Fußbad in der Seine zu nehmen, und ſtets toller wie der Sturm ſelbſt geheult habe, wenn die Wetterwolken ſein Haupt umbrausten. Das Phantaſiebild iſt großartig genug, um den Geſchichtſchreiber von Tancarville (Deville hist. de Tancarville, Rouen) zu bewegen, es in den Norden zu verſetzen und den Normannen zuzuſchreiben, indem er ausruft: Ainsi c'était peu de donner leur nom à la terre neustrienne, les hommes de la Norwège devaient encore imposer leurs demi-dieux aux rochers de son fleuve. Wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, Spuren der nordiſchen Einwanderer in Sitten und

ich ihn mit Schimpf und Schande an die höchste Eiche jenes Waldes hängen lassen.“ — So sprach der Sohn Harlottens, den Gesandten des Pabstes gegenüber, in einer Zeit, wo ein deutscher Kaiser in Canossa barfuß Buße that. Wilhelm war eben ein Charakter — ob er als solcher das Rechte gewollt und gethan, ist eine andere Frage — und diesem gehört die Welt, die da gehorcht, sobald nur einer den Muth hat, zu sagen: Ich will.

Die Volkssage erzählt, daß in diesem Schlosse Wilhelm seine Barone versammelte, als er ihnen zuerst von seiner Absicht, England zu erobern, gesprochen habe. — Der Wind ist über das Schloß hergefahren, und die Mauern, in denen sich sonst das Glück der Welt entschied, sind heute nur noch von dem Vogel der Minerva bewohnt, der über die Menschlein, die von ihren Thaten sprechen, grübelt und lächelt.

Um das alte römische Theater, um das Schloß des Mächtigsten der Mächtigen, stehen heute ein Paar hundert kleine Hütten, Ruinen von heute und gestern, über die der Sturm wegweht, und die ihre Unbedeutenheit schützt. Jenes Theater erzählt von den Festen, erinnert an die Thierhetzen und das Blut der Gladiatoren; jenes Schloß spricht von dem kecken Muthe, dem Stolze des Eroberers, und von den Leichen, auf die er sich seinen Thron baute; und jene Hütten von dem ärmlichen, geschäftigen Leben der Ackerarbeiter, die nur geboren zu seyn scheinen, um den Gewaltigen zu helfen, Geschichte zu machen, und dann vom Schauplatze abzutreten.

Die Dampfschiffe gehen schneller. Sie halten mit der Zeit Schritt, denn auch diese geht so schnell, daß man bei der Beobachtung der Ereignisse — wenn man etwa Frankreich in Zeit von zwanzig Jahren durchlaufen sieht, wozu Rom viele Jahrhunderte gebraucht hatte — vom Schwindel befallen werden könnte, und, wie bei den rasch vorüberfliegenden Ufern, nicht weiß, ob das Alles nicht etwa nur ein höhnisch neckender Traum sey.

Die Ruinen von Lillebonne hatten mich in's Grübeln gebracht; ich hatte auf ein Paar Minuten in mich hineingesehen, und als ich die Augen wieder aufschlug, waren wir ein Paar Stunden weiter bereits an Villequier — bis wohin das Meer in seinem Liebessturm vordringt — vorbei, und Caudebec gegenüber. Der Seemaler Vernet sagte, daß er die Aussicht von Caudebec für die schönste von ganz Frankreich halte. Sie ist wirklich sehr schön, wenn es auch schönere geben mag. Die Stadt liegt in einem Thale, das durch das hier in die Seine sich er-

gießende Flüßchen der h. Gertrude gebildet wird. Zu beiden Seiten dieſes Flüßchens erheben ſich ſchöngeformte, mit Buſchwerk gedeckte Berge. Die gothiſche Kirche ragt in der Mitte des Thales über die Häuſer hervor; die letzteren, wenigſtens die der Seine zugewendeten, ſind mit allen möglichen Farben, weiß, blau, grün, roth bemalt, und auf den Quais ſind ſchöne, hohe Alleen, und Blumengärten mit friſchgrünen Lauben. Es ſcheint beinahe, als wenn die Stadt ſich mit einer gewiſſen Koketterie in der Seine beſpiegele, und ſich nur noch ſchöner zu ſchmücken und der Natur, die ſchon ſo viel für ſie gethan, nachzuhelfen geſucht habe; und man muß geſtehen, daß hier der künſtliche Schmuck wenigſtens nichts überladet. Die Caudebecker, die früher ſchon den Engländern ſehr tapfer widerſtanden hatten, waren die Hauptanſtifter und Haupttheilnehmer eines Bauern-Aufſtandes gegen die Engländer, als dieſe die Normandie wieder erobert hatten, und Viele von ihnen zahlten mit ihrem Blute. — Die Reformation fand hier thätige Anhänger, und Caudebec wurde bald von den Proteſtanten beſetzt. Die Aufhebung des Edicts von Nantes zerſtörte den Wohlſtand des Städtchens, weil die Mehrzahl und die reichſten ſeiner Bewohner fortzogen, anderswo Gott in ihrer Art und Weiſe anzubeten.

Die Kirche von Caudebec gilt für eines der ſchönſten Monumente der gothiſch-normanniſchen Baukunſt, und die Vorliebe der Franzoſen für Heinrich IV. wäre hinreichend, alle Kunſtkritiker aus dem Felde zu ſchlagen; denn dieſer ſoll hier ausgerufen haben: C'est ici la plus belle chapelle que j'ai encore vue! und ich muß geſtehen, daß ich es nicht wage, dem Urtheile zu widerſprechen. Wer alſo nach Vernet die ſchönſte Ausſicht von ganz Frankreich, und nach Heinrich IV. ſeine ſchönſte Kapelle ſehen will, nehme in Rouen oder Havre einen Platz auf dem Dampfboote.

Caudebec hat heute — Dank der Intoleranz der Maitreſſe des großen Königs — nur 2800 Einwohner. Ungefähr halb ſo viele Caudebecker blieben in der Bauernſchlacht bei Tancarville.

In der Nähe von Caudebec iſt eine Quelle der h. Onuphre, die vor Zeiten ihre Wunder that. In einem Schlammteiche badeten ſich an einem beſtimmten Tage Jung und Alt, Mann und Weib durcheinander. Jedes Leidende brachte einen dürren Zweig mit, die alle vor der Quelle hingeworfen wurden, und ſo bald zu einem Scheiterhaufen anwuchſen. Am Abend erſchien dann der Prieſter einer nahen Kirche, ſprach ſeinen Segen über die Kranken, zündete die aufgehäuften Zweige an, und wußte es ſtets ſo einzurichten, daß in dem Augenblicke, wo die Flammen aus dem Holzhaufen herausbrachen, eine weiße Taube in der Nähe

deſſelben auffſtieg. Daß dieſe Taube der heilige Geiſt ſey, bezweifelten außer denen, die wußten, woher ſie kam und wohin ſie ging, nur Wenige der Anweſenden. Auch für Wunderkuren ſorgte man, ſo oft man deren nöthig hatte, um den Glauben an die Heilkraft der Quelle wieder neu zu beleben. Auf Schritt und Tritt begegnet man der Geiſtlichkeit, wo der Aberglaube im Volke am lebendigſten iſt.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

IX.

Arndt über Göthe.

Wenn man neuerdings von unseren tugendsamen und par excellence patriotischen „Teutschthümlern" so abgeschmackte Urtheile über unseren größten Dichter liest, so kömmt man nach gerade auf den Gedanken, was wohl unsere früheren Freiheits- und Vaterlands-Kämpfer über diesen Mann gedacht und geurtheilt haben. Zunächst fällt die Zeit des Tugendbundes ins Gedächtniß, bei der schon der Name hinlänglich sagt, daß man es an sittlichen Grundsätzen gewiß nicht hat fehlen lassen. Diesen patriotischen Häuptern, einem Fichte, Niebuhr, Rühs, Varnhagen, Arndt und solchen stehen die hochmüthigen Sprecher unserer Tage wahrlich recht klein und pigmäenhaft gegenüber. Ich rede da nicht von den Schlechtesten und Gemeinsten. Was sagt aber z. B. ein Paul Pfizer zu dem Urtheil E. M. Arndts, das ich aus einem seiner wenig bekannten und noch weniger mehr gelesenen Jugendwerke, nämlich den „Briefen an Freunde" (Altona bei Hammerich 1810) entnehme, wo sich gleich in dem ersten folgende im Jahre 1805 geschriebene Stelle findet:

„Da, bei der Gluth des Rheinweins, der uns entzückte, dachten wir des gefesselten Stroms und der traurigen Zeit, und Deine Stimme gleich einer Geisterstimme rief nach Göthen. Du nahmst seinen Götz von Berlichingen und lasest ihn, wie ich nie hatte lesen hören; auch waren Deine Hörer gestimmt. O Nacht, wie keine Nächte mehr werden wollen! Wir waren andere Menschen, und als das herrliche Weib Elisabeth uns erquickt, als der Mann Gottes Luther uns mit dem Lobe des Weins erfreut hatte, da kränzten wir die Pokale und tranken sie dem herrlichen Dichter zu, und hätten ihn selbst bekränzt und getragen, wäre er da gewesen. Wir waren im Zuge, und Worte von den Alten und Neuen, und Worte von uns selbst, und Lob unserer Barden flogen unter einander; und auch von Vaterland und Freiheit ward gesprochen, und von

dem Sinn, dem Witz, der Kunst deutscher Nation. Wir beide besonders, die dabei immer Feuer fangen, trieben die andern heiß mit in unsere Flammen hinein. Zuletzt blieben wir bei unserm großen Meister stehen, der uns so göttlich freie Stunden geschenkt hatte, und Du priesest ihn endlich als den ersten größten Deutschen dieses Jahrhunderts, wo so manche durch französische Albernheiten uns verdorben und sich berühmt gemacht haben, wo so viele durch Flittern der Täuscherei, durch den Pegasischen Paßgängertritt hochgeschrobener Sentenzerei auf unsre Kosten etwas geworden sind. Du spracheſt: sie werden zerbröckeln, wie jener Starke höher und höher wachsen wird; nur das Aechte und Wahre ist ewig und unsterblich. Als Du so spracheſt, besonders von seinen früheſten, frischeſten Geburten, worin deutscher Sinn mit allen seinen Mängeln und Herrlichkeiten wie in einem hellen Spiegel wiederscheint, wo alle unsere unschuldige Naivetät, unsre gutmüthige Laune, unser stilles, fröhliches Herz, und unsre reine Liebe wie in dem schönsten Frühling ihres Lebens aufsproſſen und blühen — da fiel der jüngere S. ein und meinte, der Göthe seit 1785 sey nicht mehr der von 1775 und 1780; er gehöre nicht mehr Einer Nation, sondern allen europäischen Nationen an; jene früheren Ergüsse seines reichen Gemüthes könne man nur als Vorspiele größerer Harmonien, nur als einzelne Blüthen ansehen, die einen ganzen Frühling verkündigen: erst später sey die volle goldene Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachsen; da sey Göthe erst geworden, aus den Griechen, und einem höheren allgemeinen Vorbilde geworden, und da sey auch der Deutsche in ihm verschwunden. Der Streit ward heiß, denn ich leugnete es und wollte uns den großen Deutschen nicht nehmen laſſen, und Du und W. hielten mit mir. Aber es ward gestritten, wie bei den meisten Streiten und Kriegen, um Nichts. Du kamst dabei auf das Griechenthum, auf die griechische Kunst und den Sinn der alten und neuen Zeit in der Kunst und spracheſt im heiligen Eifer unvergeßliche Worte, die ich so möchte nachschreiben können, um Dich zu trösten in Deinem Kleinmuth, und Dir zu zeigen, was Du bist und was Du seyn kannst. Der Anfang war, wie unser schönes Nachtleben, ächt dithyrambisch und elegisch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters, worüber wir stritten, der in kleiner Zeit einsam groß da stehe und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinschwebe, als ein gigantischer Obelisk die beiden Enden der Zeit durchmesse und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weise. Welch ein Mensch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens solche Kraft, Heldenthum und Blüthe darstellen darf! Welch eine Natur, die mit solcher Milde und Fülle beinahe dreißig Jahre sich schon behauptet hat! — und hat sie Blüthen verloren, rufst Du, wer verliert ihrer nicht täglich? — welkt nicht der Lorbeer selbst auf des Helden Haupt? und der goldene Schmuck der Krone, das Bild göttlicher Güte, Herrschaft und Gerechtigkeit, drückt es nicht die Stirne wund? Und was würde der Göttliche gewesen seyn, wäre ihm ein ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eigenes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können? wäre ihm ein stolzer, mächtiger Fürst, das Götterleben hoher Majestät und schimmernden Heldenthums geworden? Ach! von vierzig Millionen Menschen, die von der Newa und der Theisse bis zur Schelde und Adria deutsch sprechen, wie viele haben ihn gefühlt und verstanden, und wo sind die Hunderttausende gewesen, die ihn als ein unsterbliches Kleinod, als ein Denkmal ihres Daseyns für die kommenden Zeiten, hoch auf ihren Schultern gen Himmel empor gehoben und der Welt gezeigt hätten, daß sie sich seiner freute? Einzelne Stimmen

hat er gehört für Jubel von Millionen, einzelnes Lob und einzelnen Tadel, was oft niederschlägt und nie erheben kann; und er ist groß geblieben, und hat seine Liebe und seine Begeisterung bewahrt. Und welkt ihm die Jugend schon, wem welkt sie nicht in solchen Tagen, wo man rings von Leichen und Mordbrennern, von erwürgten Königen und werdenden Tyrannen hört. Und daß ihr mir nicht von Griechenthum sprechet; ich mag davon kaum mehr hören, so widerlich haben Dummköpfe mir das Wort gemacht. Es gibt Volk, das meint, alles zu wissen und über alles sprechen und urtheilen zu dürfen, weil es alles gelesen und viel gesehen hat. Ich sage, man kann alles lesen und viel sehen, und wird nur unwissender und blinder. Mich ärgert das thörichte Wesen höchlich, wenn man große Menschen loben will, indem man spricht, sie haben den Griechen nachgeahmt, oder wenn man der Jugend zuschreit: leset Homer, Sophokles und Aristophanes, und macht es wie sie; und ihr werdet nichts Schlechtes machen. Wir haben ja in den letzten dreißig Jahren in allen Enden Europens solche Nachmachungen und Probestücke genug gesehen, aber ich weiß nicht, wo und von wem denn so viel Besseres gemacht worden ist, als in den vorigen Jahrzehenden und Jahrhunderten. Den Griechen und ihren herrlichen Werken bleibt ihr Preis unverkümmert, wenn man sagt, daß durch sie nimmer eine Schöpfung werden kann, wie jene allmögende Herren es meinen. Was ist Alterthum in ihrem Sinn? Etwas Veraltetes und Vergangenes, was, wie es war, nie wieder geboren werden kann noch soll. Und sie meinen, man könne sich in die Kunst nur so hineinlesen und hineingrübeln, die Meister werden dann schon kommen? Griffen die Leute doch in ihr eigenes Herz und fühlten ein wenig, wie sie saftlos und seelenlos sind, so viel sie auch die lieben Alten beheren und beschwören. Nein, ich will euch sagen, was Göthe, und wenn es glücklicherweise mehr solche Männer gibt, thun und haben, um den heiligen Zauber zu lösen, wenn euch andere nur hohle Wortklänge und Dunst und Staubwolken aus dem Götterheldenspiel der Hellenen entgegenwirbeln.

Sie sind zuerst die Menschen ihres Volkes und ihrer Welt; mit lebendiger Jugendfülle, mit eignem Herzen, mit reicher Phantasie ziehen sie das schöne Alte an und tief in sich hinein. Nicht die Gestalten, nicht die Worte, nicht die Maaße und Formen eines engen Pedantenglaubens sind ihnen das einzige Erste; nein, die alte Welt, die lange Vergangenheit, welche der Ewigkeit gleich und die rechte Dichterwelt ist, springt lebendig, gegenwärtig, und mitfühlend vor dem warmen Herzen und dem geweihten Blick dieser Glücklichen auf: alles wird, was es ist, Bild und Hieroglyphe, voll Weihe und Bedeutung; und so gehen sie durch sich selbst in das geöffnete Heiligthum ein, das keine andern Mächte auf- oder zuschließen können. So haben die Griechen Göthen gebildet; weil sie hoch und herrlich waren, weil sie die Dinge groß thaten, litten und darstellten, darum können sie bilden und erwecken. Aber besinnet euch doch, wie viele eurer Affen und Dohlen haben am Parnaß und Achelous gesessen und nachgeäfft und nachgekrächzt; aber man sieht und hört nicht mehr, als daß sie da gewesen sind. Gebt solchen Naturen wie Göthe eine herrliche Welt, ein stolzes, tapferes und freies Volk, einen großen Helden, der ihn in seinen Götterkreis reiße — und er bedarf nur sein selbst, um in Ebenmaaß und Schönheit der Gestalt, in Kraft und Süßigkeit der Sprache das Höchste zu erschaffen, was in seinem Volke und seinem Zeitalter ist. Denkt doch an den Engländer Shakespeare. — Und wo ist Göthens Griechenthum, wie ihr es meinet? wo steht er als der Nachahmer, wohl gar als der Nachmacher der Griechen, womit ihr ihn wun-

derbar zu loben glaubt? Wie Angelo und Rafaels Aug an den Antiken die eigne Herrlichkeit erſah und die höchſten Bilder ſeiner Zeit ſchuf, ſo ſteht bei Göthen die keuſche Zucht und das ruhige Ebenmaaß, die ſtille Würde einer großen Zeit und einer vergangenen Welt — die Gegenwart iſt den Lebenden ſelten groß. Das hat er mit den Griechen gemein; deswegen hat er ſich griechiſcher Kunſt und griechiſchen Dichtens und Wirkens gefreut: aber das lernt ſich nicht. Die Natur muß erſt das Große machen, dann kömmt Erziehung und Glück, edle oder ſchlechte Vorbilder, große Zeiten, Thaten und Gedanken, damit das Gefühl und die Unſterblichkeit menſchenbildender Werke in der Bruſt aufkeimen. Hier entſtehen Streite, die nie zu ſchlichten ſind; aber wir wiſſen, was Göthen fehlte und was er doch iſt. O, daß ich euch doch den Unterſchied der alten und neuen Zeit zeigen könnte! daß das Unausſprechliche, was im Wahn und Glauben immer kommt und geht im Gemüthe, ſich doch mit Worten ausſprechen ließe! ihr würdet das Würdige verſtändiger würdigen und verſtehen und durch Lob nicht mehr verletzen, als ihr durch Tadel verletzen könnet.

Die alte Welt ehrte in dem Leben und in dem Nachbilde deſſelben, in der Kunſt, nur die Macht und Gewalt, und warf ſie kurz unter den großen Namen Schickſal, das auch die Götter mit Zittern ehrten; mit leiſerem Tritt und ſtilleren Worten traten Mitleid und Milde neben der gebietenden Naturkraft hin, die nur Unmäßigkeit Sünde nannte. Die neue Welt hat die entwickelte geiſtige Kraft des Menſchen mehr angeſprochen, und dem Einzelnen zugemuthet, was die alte nur von der Macht forderte, die das Ganze regiert und erhält. So iſt jeder einzelne Menſch für ſich ein eigenes, denkendes und beſchließendes, kleineres Schickſal geworden, und die Milde und das Erbarmen ſollen nun befehlen, wo ſie ſonſt nur baten. Dem großen Fatum ſind alſo ſeine Donnerkeile entwendet, der Menſch hat ſich ihm entrungen, und hängt ſelbſt das Unvermeidliche und Zerſchmetternde an eine geiſtige, mild richtende Kraft, die er Gott und Vorſehung nennt. Die hohe, in ſich ſelbſt geſchloſſene und immer aufgelöſte Poeſie des Mythus und der Fabel der Alten iſt durchbrochen, und die Götter und Helden ſind aus dem höheren Kreis menſchlicher zu uns herabgeſtiegen, um einen Einzigen mit einer unendlichen Majeſtät zu ſchmücken, der nicht mehr mit dem Olympus und Ida gemeſſen wird, ſondern, allen Gedanken und Gedichten unerreichbar, hoch über dem höchſten Aether der Alten unſre Gedankenwelt richtet und erklärt, wo die geübten geiſtigen Künſte ſie verlaſſen. Dieſe Verſchiedenheit der zwei verſchiedenen Welten iſt in den beſten Alten und Neuen abgedrückt. Die kosmiſche Heroenwelt ſtellt Kraft und Kühnheit als die höchſte Tugend hin; Milde und Huld lehnen ſich nur flehend an ſie um Schutz für die Schwäche, und das Unglück: ſie weiſen, unter der Sanktion der Götter, doch immer bittend, auf die Strafe des Frevels, das blutige Netz der Ate, und das umrollende Rad der Nemeſis hin. Die romantiſche Geiſterwelt ehrt auch die Kraft und Kühnheit, aber nur als Mittel des Lebens, nicht als das Leben ſelbſt; gleiche Gerechtigkeit und Milde ſoll alle umfangen; das Geiſtigſte ſoll das Edelſte und Erſte ſeyn. So iſt das europäiſche Weib, das zartere Bild der Anmuth und Schönheit, mit unter die Götter getreten, und die Liebe gebietet, wo ſie ſonſt diente. Nimm nun Göthens Iphigenie und ſeinen Taſſo, und halte ihn an Sophokles und ſelbſt an Euripides; nimm ſeine Lieder und Elegien, und vergleiche ſie mit den griechiſchen Lyrikern — und ich ſpreche: wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Aus jedem Worte, aus jedem Anklang der Empfindung ſpricht die höhere Geiſteswürde jedes einzelnen Weſens, die Anerkennung eines milderen Geſetzes, die mitgeborne Weichheit eines zar-

teren Geschlechtes: es sind schon Menschen, die es wissen wollen, warum sie sind, und auch, warum andere leiden und sich freuen. Aber freilich, der gewaltigen Einheit der Alten schadet die liebenswürdige Vielheit der Neuen. Daß der Mann aber mächtige und kühne Menschen hinstellt, die auch dem neuen Schicksal Würde geben; daß keine Wortklingelei und Empfindelei von modernen Zwitterwesen, keine Stelzenfüßerei der Konvenienz für das gesunde Gefühl und den festen Tritt der Natur in ihm spukt, das wollen wir dem Dichter je und je Dank wissen und gern erkennen, daß er darin hellenisire. Aber warum können Andere nicht auch so helliniſiren?

Und daß ihr saget, in seinen letzten Decennien sey er nicht mehr deutsch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutsche zu verletzen. Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volkes und seiner Zeit, das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der Hochgeborne ist. Göthens Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn seines Volkes ist. Ihr andern könnt euch dazu in unserm Sinn weder erheben noch erniedrigen. Aber wo ist ein Mann, der die ganze Bildung seiner europäischen Mitwelt so überſieht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache so rein und ächt deutsch gewesen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt ist, nicht mehr hat wirken können, beweist am besten die Taubheit und Mattigkeit seiner Zeitgenossen. O daß er nach seinem Grabe in ein besseres Enkelgeschlecht führe, und sie ihre Herzen und Schwerdter so gebrauchen lernten für sich, als er ihre Sprache für sie! Denn ich ergrimme, wenn Unverschämte behaupten, dieser sey von dem ersten glorreichen Anlauf seiner Bahn abgewichen und habe das Deutsche vergessen. Nein, nein! das hat er nicht können, weil er ja immer das Beste und Feinste seines Volkes dargestellt hat. Ja, seiner ist mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in seinen stillen Gestalten alles so klar bedeutend vorüber geht. Alle Wechsel unserer Zeit erscheinen an ihm elegisch und tragisch, wie sie waren und sind, selbst da, wo er sich zu verhärten und zu welken beginnt. Aber er war zu edel, um zu wimmern und zu scheiten, um das flache Geschnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren.

Siehe, Bruder! so verschwand uns jene Nacht, und der goldene Morgen mit frischen Flammen und unsterblichen Hoffnungen geleitete die Glücklichen heim. Welche Träume und Gesichte! welche Blüthen des Lebens und der Luft! Und ist denn nun das Alles dahin? O nein, Du Lieber! wir sind noch, was wir damals waren."

Notiz.

In den literarischen Uebersichten des vorigen Heftes bittet man folgende sinnentstellende Druckfehler zu verbessern: S. 376 Z. 21. X wegen statt fragen, Z. 24. l. undenkbar statt undankbar.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

IX.

Ueber das neue Schauspiel der Verfasserin von Lüge und Wahrheit „Vetter Heinrich", welches auf dem königlichen Theater in Berlin gegeben wurde, meldet man von dort: Die bekannte durchlauchtige Verfasserin dieses neuesten Werkes ihres Fleißes, beurkundet sich immer mehr als eine durch und durch erleuchtete Dame von einer eigenthümlichen Geisteskraft, der man das Prädicat: Genie kaum wird versagen können, und von einer Kenntniß der sie zunächst umgebenden, wie der fernen Welt, die so auf keinem Standpunkt zu erlangen ist, wenn man nicht ein angebornes, geistiges Licht in sich hat. Nur dann gewinnt

man einen ſolchen Blick in die ſocialen Verhältniſſe, überſieht ſie im Großen, trifft ſie im Kleinen, und dieſe Schärfe und Feinheit der Beobachtung iſt darum nicht minder zu ſchätzen, weil die Verfaſſerin auf einen hohen Standpunkt durch ihre Geburt geſtellt iſt, ja eben darum noch mehr zu ſchätzen, weil ſie auf dieſem hohen Standpunkt nicht geblendet wird, und ſich ſo frei bewegt, Menſchen und Dinge rein und vourtheilslos betrachtet und überall ein ſchönes Gemüth, eine Achtung der reinmenſchlichen Würde, verräth. Ein neues unverwerfliches Document dieſer Geiſtes- und Gemüths-Eigenſchaften, iſt das oben in Rede ſtehende Drama. Die Behandlung im Ganzen, wie in den Details, erhebt das Stück zu einer Stelle in der dramatiſchen Literatur, die, ohne Vergleichung, zu den würdigeren gehört, und, im Vergleich mit den Machwerken, die wir eine Zeitlang auf der Bühne angeſchaut haben, Wenige ausgenommen, eine Oaſe in der Wüſte nennen müſſen. Nur zweierlei kann Ref. ſich nicht überwinden, vorzugsweiſe bemerklich zu machen; erſtlich, daß in der kleinen Ariſtokratie, die ſich die große Welt nennt, unſere Dichterin wohl zu Hauſe iſt, aber ſich nicht von ihr beherrſchen läßt, und zweitens, daß es ihr, wie meiſtens allen höher begabten Geiſtern, nicht ängſtlich um Dasjenige, was man in der Dramatik Wahrſcheinlichkeit nennt, zu thun iſt, und daß ſie ſelbſt das Zufällige nicht verſchmäht, wenn es ſo oder ſo am Ende zum Schluß dienen kann, wodurch das Stück aber eine Breite erhält, die ſeinen ſonſtigen Vorzügen ſchadet. — Nur noch zwei Worte über die treffliche, mimiſche Darſtellung: den ſchönſten Contraſt lieferte die Darſtellung des abgeſeimten Roué durch Hrn. Devrient, und des unverdorbenen Naturmenſchen durch Hrn. Gruna, und darum ſtellt Ref. beide voran. Mme. Wolff gab auf das treueſte, man kann ſagen, ſie porträtirte, die eitle kokette Dame der vornehmen Societät von mehr als fünfzig Jahren, Hr. Rott trefflich den humoriſtiſchen Alten, Mlle. Bertha Stich auf das Wahrſte und Anmuthigſte die ſentimentale, liebende Agnes; auch die Soubrette, Fräul. Auguſte v. Hagn, war an ihrem Platz, da ſie, der Aufgabe gemäß, nach Kammermädchen-Art ihr Sprech-Organ wohl in Bewegung zu ſetzen weiß. Die lebendige Darſtellung ließ die Länge des Stücks weniger fühlbar werden.

Die öffentlichen Fuhrwerke in Paris.

Wenn man die zahlloſe Menge der unaufhörlich die Straße von Paris durchrollenden Gefährte aller Art betrachtet, ſo wird man ſich nur über Eine Sache wundern — daß nämlich auch nur ein einziger Fußgänger noch auf den Trottoirs zu ſehen iſt. Fiaker, Cabriolets, Diligencen, Tilburys, Kaleſchen, Landaus, Omnibus, einſpännige, zweiſpännige und ſechsſpännige Wagen raſſeln Tag und Nacht durch die Straßen dieſer Stadt hin, kreuzen ſich, eilen und jagen, fahren ab und zu, ſo daß man gewiß nimmer über den längſt bekannten, zweiten Zunamen dieſes Paradieſes der Frauen im Zweifel ſeyn wird, daß es die Hölle der Pferde iſt.

Wie lange iſt es her, daß Heinrich der Vierte Sully oft keinen Beſuch machen konnte, weil er ſeine Kutſche Gabrielle d'Eſtrée oder der Marquiſe von Verneuil geliehen hatte? Und nun könnte ihm der geringſte Wechſelagent zwei oder drei Wagen borgen.

Was vor noch nicht langer Zeit für einen Gegenſtand des zügelloſeſten Luxus galt, hält man nun für die unentbehrlichſte Nothwendigkeit. Die Zahl der Fuhrwerke, die ſich gegenwärtig in Paris befinden, belauft ſich auf zwanzig Tauſend, und da ſie ſich täglich vermehrt, ſo

ist nicht abzusehen, wie weit sie sich noch vergrößern wird.

Wie würde Ludwig der Fünfzehnte, der die Cabriolets seiner Zeit so gefährlich fand, daß er äußerte, er würde sie verbieten, wenn er Polizei-Chef wäre, erst in Schrecken gerathen, wenn er heutiges Tags durch die Straßen von Paris ginge?

Sobald ein Pariser zu einigem Vermögen gelangt ist, wird er sich gewiß zuerst einen Wagen kaufen. Der erste Wunsch einer Tänzerin der Oper wird ein Wagen seyn, um aus dem eleganten Coupé auf die armen, vorübergehenden Figurantinnen herabblicken zu können. Das kaum aus der Pension entlassene, naive, blasse Mädchen wird den ersten besten Mann annehmen, der ihr von den Aeltern vorgeschlagen wird, nur um in ihrem Tilbury das Boulogner Hölzchen so rasch wie eine Schwalbe durchfliegen zu können.

Ein Wagen ist endlich der Traum jedes guten Pariser. Er wird dreißig Jahre lang in der Rue Saint Denis die Elle handhaben, in der Rue Richelieu Stoffe aufwickeln, und auf der Insel Louviers Holz verschließen, um am Ende im Stande zu seyn, sein Kaleschchen zu besteigen und damit sein Landhäuschen in Belleville oder Passy zu besuchen. Er glaubt sich nämlich auf dem Lande, wenn er in Belleville oder Passy ist.

Das adelige Faubourg hat seine Wagen mit Wappenschildern; die Chaussee d'Antin besteigt ihre, mit feurigen Pferden bespannten Kaleschen und Coupés; der im Steigen begriffene Geschäftsmann begnügt sich, Besseres erwerbend, mit dem Cabriolet; die Petits-Bourgeois und die Proprietairs bedienen sich der Fiaker, und der Rest kauert sich in die Omnibus.

Wollte ich alle Wagen beschreiben, welche die Straßen von Paris durchkreuzen, so könnte ich einen dicken Band damit anfüllen; ich begnüge mich daher mit der kurzen Beschreibung einiger, deren Gebrauch Jedem, gegen Bezahlung der festgesetzten Taxe, freisteht.

Ich will es zuerst mit jener bescheidenen Equipage versuchen, der man an jeder Straßenecke begegnet, und die mehr als alle andern Fuhrwerke die Beine der unglücklichen Fußgänger jeden Augenblick bedroht. Die Zahl der Cabriolets de place, welche beständig in Paris circuliren, belauft sich auf 737, und ist durch die Polizei beschränkt, darf also nicht überstiegen werden. Die Patentabgabe von einem Cabriolet beträgt monatlich 22 Franken, was für einen armen Teufel, der oft weiter nichts hat, als sein Cabriolet und ein Paar magere Pferde, eine ziemlich ansehnliche Gebühr ist.

Es hat sich aber unter den Cabriolets das Monopol eben so gut eingeschlichen, wie anderwärts. Die Mehrzahl dieser Fuhrwerke ist das Eigenthum weniger Personen, die reich genug sind, um die übrigen herunterzudrücken. Ein Kutscher, der weiter nichts hat, als seinen Wagen und seine zwei Pferde, wird schwerlich aufkommen; denn es gibt Tage, an denen der arme Junge fast nichts verdient, und wenn er nicht stets einigen Geldvorrath hat, so ist es bald um ihn geschehen. Einer der reichsten Eigenthümer besitzt gegenwärtig gegen 100 Cabriolets, deren Werth mit den Pferden sich auf etwa 400,000 Franken belaufen mag.

Diese Eigenthümer haben verschiedene Verträge mit ihren Kutschern. Die einen müssen ihrem Patron jeden Tag 10 Franken abliefern, ihre Einnahme mag gut oder schlecht gewesen seyn. Was sie mehr einnehmen, gehört ihnen, und was sie weniger eingenommen haben, müssen sie aus eigenen Mitteln dazu legen. Andere überlassen ihren Kutschern den vierten Theil der Tageseinnahme; diese werden aber sehr genau beaufsichtigt. Einige Eigenthümer zahlen, um den Nacheifer ihrer Leute anzuregen, an denjenigen, der

die größte Einnahme gemacht hat, jeden Monat eine Prämie von 50 Franken.

Mit den übrigen öffentlichen Fuhrwerken in Paris verhält es sich fast auf dieselbe Weise. Da aber diese ökonomischen Verhältnisse Sie wohl weniger ansprechen werden, so will ich Ihnen lieber eine kurze Physiologie der Wagenlenker dieser öffentlichen Fuhrwerke geben, und Ihnen die verschiedenen Nuancen zu bezeichnen versuchen, durch die sie sich von einander unterscheiden.

Der Cabriolet-Kutscher ist der Figaro der Kutscher. Tag und Nacht in eine Ecke seines Gefährtes gekauert, paßt er unaufhörlich den Fußgängern ab, ob diese nicht ein unvorgesehener Platzregen oder ein weiter Weg nöthigt, sich eines Transportmittels zu bedienen; dann läßt er seine Peitsche knallen und treibt sein unglückliches Pferd zu jenem sonderbaren Gange an, der nur den Pferden der Cabriolets de Place eigenthümlich ist; es ist dieß weder Paß, noch Trab, noch Galopp, vielmehr eine Mischung dieser drei Gänge. Kaum sitzen Sie an der Seite Ihres Conducteurs, so knüpft der stets bereite Plauderer sogleich eine Unterhaltung an. An Ihrer Figur hat er Sie im Augenblick erkannt, ob Sie aus der Provinz, Ausländer oder Pariser sind.

Sind Sie Ausländer oder aus der Provinz, so wird er sich beeilen, Ihnen alle Merkwürdigkeiten aufzuzählen, die Sie in Paris sehen können, und er wird Ihnen zum Führer dienen. Sind Sie Deutscher, Engländer oder Russe, so wird er Ihnen einige russische, englische oder deutsche Wörter zum Besten geben; diese hat er während der Feldzüge des Kaiserreichs aufgeschnappt, denn der Cabriolet-Kutscher hat ganz Europa durchwandert, ehe er genöthigt wurde, seine Fahrten auf die Straßen von Paris zu beschränken. — Kommen Sie demnach auf den Carousel-Platz, so wird er Ihnen, während er auf den Triumphbogen hinweist, sagen, daß er die wirklichen Pferde von Erz auf dem Platze von Venedig gesehen hat; fahren Sie an der Vendomesäule vorüber, so wird er Ihnen erzählen, daß auch er bei der Schlacht von Austerlitz drei Kanonen erobert hat, und Ihnen sogar an der Säule das Erz seiner Kanonen zeigen. — Das zweite Wort wird bei ihm immer der Kaiser seyn, und er wird nicht aufhören, von diesem und seinen Schlachten zu erzählen, als, um gelegentlich auf einen vorüberfahrenden Omnibus zu schelten — denn der Omnibus und der Cabriolet-Kutscher sind Erbfeinde. — In diese Feindschaft ist auch der Gerichtsdiener mit eingeschlossen; denn dieser ist es, der das Cabriolet in den Pfandhof und den Kutscher in den Saal Saint-Martin bringt. — Daher ist der Cabriolet-Kutscher auch meistens Republikaner, oder wenigstens ein Freund der Emeuten, denn bei den letzteren kann er sich auf ein Mal an seinen beiden Feinden rächen; er hat dann das Vergnügen, nicht nur Omnibus umzuwerfen, um Barrikaden daraus zu machen, sondern auch das nicht weniger große Vergnügen, gelegentlich einen Gerichtsdiener niederzuwerfen.

Bemerkt Ihr Kutscher, daß Sie nicht gern von Politik sprechen, so spricht er von der Literatur, das ist ziemlich gleichbedeutend, und er wird nicht anstehen, Ihnen zu beweisen, daß er auch hierin nicht ganz unerfahren ist. — Er besucht zuweilen das Theater bei Franconi; er liest nicht selten Romane, wenn es bei schönem Wetter weniger für ihn zu thun gibt; für Pigaut-Lebrun ist er sehr eingenommen, und Paul de Kok's Romane hat er alle gelesen. Uebrigens wird er nicht verhehlen, daß ihn die Romane weniger amüsiren, als eine Unterhaltung mit seinen Freunden beim Weinhändler.

Ist der Cabriolet-Kutscher endlich nicht beim Weinhändler, so macht er den Galanten bei der Verkäuferin von Weynenpapier oder bei der Bouquetière an der Ecke. Er ist stets galant, und wenn er

auch nicht mehr in der ersten Jugend steht, so erinnert er sich doch noch seines alten Gewerbes als Husar oder Chasseur.

Außer den 737 Cabriolets, denen gewisse Plätze und Straßen angewiesen sind, gibt es in Paris noch ungefähr eine gleiche Zahl Fuhrwerke, die den Namen Cabriolets sans remise führen, da diese, obgleich auch öffentliche Fuhrwerke, ihren Stand nicht auf den Straßen nehmen dürfen. — Sie sind nicht mit den großen Nummern bezeichnet, wie die Cabriolets de place, und unterscheiden sich überdieß durch den Gang der Pferde, die in der Regel nicht von der besten Auswahl sind.

Zwischen dem Cabriolet und dem Fiaker hat sich seit einiger Zeit eine solche Masse von Uebergänger in der Gestalt verschiedener Fuhrwerke gebildet, daß deren bloße Aufzählung mehre Seiten einnehmen würde. — Diese neuen Equipagen nähern sich den Cabriolets durch den Preis ihrer Fahrten und die Aehnlichkeit des Gespannes, dem Fiaker aber durch ihre vier Räder und durch den Gebrauch ihres Kutscherstyles. — Frangalsen, Parisiennen, Coliennen, Zephirienne und Malanten streiten sich mit den Cabriolets um die Fußgänger, suchen sich in der Geschwindigkeit zu überbieten und die Fahrlustigen einander abspänstig zu machen.

Was mich anbelangt, ich liebe diese Bastardfuhrwerke nicht, und, selbst mit Hintansetzung des Cabriolets, ziehe ich den guten alten Fiaker vor, denn wenn auch das va piano bei ihm zutrifft, so exprobt sich das va sano noch mehr. Man gelangt mit ihm zwar langsam an Ort und Stelle, aber man gelangt desto gewisser hin, und der Fiaker hat sich daher, trotz seiner zahlreichen Rivalen, bei Familienmüttern, Großmüttern und Liebenden stets noch den Vorzug zu erhalten gewußt.

Der Gebrauch der Fiaker in Paris ist ziemlich alt, und schon zur Zeit Heinrichs des Vierten circulirten sie in den Straßen der Hauptstadt; dessenungeachtet hatten diese Fuhrwerke zur Zeit der Regierung Ludwigs des Dreizehnten noch keinen eigenen Namen. Ein Augustiner-Mönch stand im Rufe großer Heiligkeit, und soll sogar mehre Wunder verrichtet haben. — Bruder Fiacre starb, und der Ruf seiner Heiligkeit verminderte sich dadurch keineswegs, vielmehr erlangten seine Reliquien großen Glauben. Es entschloßen sich daher die Kutscher der öffentlichen Fuhrwerke, sich unter den Schutz des neuen Heiligen zu stellen, und sie brachten an ihren Wagen das Bildniß des heiligen Fiacre an, damit er sie auf ihren Fahrten vor Unglück bewahre. — Von dieser Zeit an gab man diesen Wagen den Namen Voitures de Saint-Fiacre, woraus durch Abkürzung der Name Fiaker entstand, den sie noch heute führen.

Die Zahl der Fiakers, welche das Recht haben, sich in Paris aufzustellen, beläuft sich auf 1,200, und sie stehen unter derselben Polizeiaufsicht, wie die Cabriolets. Lange Zeit boten sie einen elenden Anblick dar, doch die vielen neuen Concurrenten haben auch auf ihre Verbesserung eingewirkt.

Aber, welch ein Unterschied zwischen dem Kutscher des Fiakers und dem des Cabriolets! — Auf einem hohen Bocke, umgeben von einem kleinen eisernen Geländer, sehen Sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem Lederhute bedeckt ist, dessen Körper in einen alten grauen Mantel eingehüllt ist, und dessen Füße in Holzschuhen stecken; dieß ist der Kutscher des Fiakers; wenn Sie in ihm aber den Figaro des Cabriolets zu finden hoffen, so täuschen Sie sich sehr! Stets auf seinem Bocke sitzend, allen Witterungsänderungen der Jahreszeit ausgesetzt, so zu sagen mitten unter den Menschen isolirt, sieht der Kutscher des Fiakers Alles nur von seiner Höhe herab, und fühlt sich selbst durch die Lage, in der er zu leben genöthigt ist, von andern Menschen abgeson-

dert, wodurch ſein Charakter eine ziemlich ſtark ausgeſprochene Wildheit annimmt. Selten ſteigt er von ſeinem Bocke herab, und wenn er bei dem Weinverkäufer an der Ecke „au cocher fidèle“ eine kleine Station macht, ſo geſchieht dieß ganz geräuſchlos; und eben ſo ruhig beſteigt er wieder ſeinen luftigen Thron, ſieht gleichgültig über ſeinen Wagen hin und paßt es ab, bis es der Vorſehung oder dem Regen gefällt, ihm einen Paſſagier zuzuführen, oder vielmehr, um mich ſeiner eigenen Sprachweiſe zu bedienen, ihm „eine Ladung“ zu verſchaffen; denn nach ſeiner Art zu denken, betrachtet er die Menſchen wie eine Laſt.

Von wie vielen Schauſpielen iſt aber auch der Kutſcher des Fiakers Zeuge, ſelbſt im Laufe eines einzigen Tages? — Mit Anbruch des Tages fährt er nach dem Boulognerhölzchen. Vier Perſonen ſteigen aus, und ſchreiten langſamen Schrittes durch die Alleen hin, nur das Gezwitſcher der Vögel unterbricht ihr Schweigen. Sie halten ſtille, man hört einen Schuß, und wenige Minuten nachher fährt der Kutſcher mit einem Todten in ſeinem Wagen nach Paris zurück. Eine Stunde ſpäter fährt er vielleicht eine Hochzeitspartie zur Kirche.

Thränen oder Freude, Mord oder Liebe Alles ſteht bei ihm auf dem nämlichen Niveau, oder eigentlich auf dem nämlichen Tarif, eine Fahrt im Fiaker: — dreißig Sous!

Eine neue und ſchreckliche Concurrenz für die Fiaker iſt kürzlich aufgetreten, die ihnen und ihrer Sache noch weit mehr Schaden zu bringen droht, als die Omnibus; nämlich die unter dem Titel Urbaines (Stadtwagen) erſchienenen öffentlichen Fuhrwerke, welche dem Publikum faſt um denſelben Preis, wie die Fiaker, höchſt comfortable Equipagen bieten, ſo daß ſie mit den adeligen Equipagen rivaliſiren können. Es fehlt ihnen an gar nichts, denn ſelbſt einen Groom oder einen Neger-Jungen von hübſcher Geſtalt kann man, jenen zu ſechs, dieſen zu acht Sous die Stunde, dazu bekommen. Den Urbaines haben wir es jetzt zu verdanken, daß es keinem Menſchen mehr unmöglich iſt, derſelben Herrlichkeiten zu genießen, die bisher nur der Ariſtokratie oder dem Reichthum zugänglich waren. Die beſcheidenſte Griſette, der niedrigſte Commis können nun in offener Kaleſche nach dem Wäldchen von Boulogne fahren und eine Stunde lang die beaux ſpielen. Man muß geſtehen, daß dieſe Urbaines eine bewundernswürdige, viel verſprechende Erfindung ſind, die zudem ſchon ſehr günſtige Reſultate gewährt haben. Für daſſelbe Geld, das wir ſonſt für Fiaker und gewöhnliche Cabriolets auslegten, haben wir nun Pracht und Bequemlichkeit voraus, und haben Kaleſchen, Coupés, Landaus, Berlinen, Cabriolets mit vier Rädern, und Kutſcher und Grooms mit reichen Livréen.

Es bleibt mir nun blos noch übrig, von jenen Fuhrwerken zu ſprechen, welche ſo lange Zeit die Cabriolet-Kutſcher in Verzweiflung geſetzt haben, nämlich von den Omnibus. Ich zähle dahin auch die Dames-Blanches, die ſich durch grauen Schmutz auszeichnen, die Ecoſſaiſes, die nichts Schottiſches an ſich haben, die Tricycles, Favorites, Diligentes, Hirondelles ꝛc. Die Omnibus alſo, welche ſeit einigen Jahren in Paris circuliren, gehören eigentlich nicht zu den Fuhrwerken, die dem Beobachter auch nur einen Augenblick Stoff zur Unterhaltung böten. Wenn man ſeine dreißig Centimens bezahlt hat, ſo kann man an der Seite von vierzehn Perſonen Platz nehmen, die von allen Theilen von Paris, vielleicht gar von Frankreich oder von Europa hergekommen ſind, ſich hier in demſelben Wagen vereinigt finden, und während fünf und zwanzig oder dreißig Minuten in Geſellſchaft zuſammenfahren. — Auffallend iſt, daß ſich die Entſtehung der Omnibus aus derſelben Zeit datirt, wie die des Saint-Simonismus, und daß jene auf dieſelben Grund-

ſätze begründet wurden, wie dieſer, nämlich auf die der Aſſociation. — Uebrigens war das Glück jenen günſtiger, als dieſem; denn, während die ſchönen Träume der Apoſtel Saint Simons bald genug zuſammenſtürzten, fahren die Omnibus immer noch fort, ihren Weg durch die Welt zu finden.

Die Zahl der Omnibus beläuft ſich etwa auf 400, und der Durchſchnitt der täglichen Einnahme eines jeden beträgt 40 Franken, was zuſammen 60,000 Fr. macht, und einen neuen Beweis liefert, wie aus vielen Bächchen ein Bach wird.

Was die Omnibus-reſtaurans betrifft, die ſchon ſeit 5 Jahren ihre Cotellettes und Fricandeaux in ganz Paris verbreiten wollten, ſo konnten ſie ſich bis jetzt nicht entſchließen, ihre Pferde vorzuſpannen, und ſie exiſtiren daher blos in Gedanken.

Entſchieden aber iſt heut zu Tage Alles im Fortſchreiten begriffen; man kann nicht mehr ſagen, das Jahrhundert geht voran, es fährt vielmehr zu Wagen, und kommen nun vollends die Eiſenbahnen noch zu Stande, ſo iſt nicht abzuſehen, wohin es noch führen wird!

Aus Bädern.

Die Zahl der ſämmtlichen Badgäſte in allen Bädern und Brunnenanſtalten der ganzen Provinz Tirol und Vorarlberg betrug im J. 1835: 18,339, und im J. 1836: 16,631, mithin in dieſem Jahre um 1708 weniger als im J. 1835.

Am ſtärkſten ſind nachſtehende Badanſtalten beſucht worden:

1. Das Mitterbad in der Gemeinde St. Pankraz im Thale Ulten, Landgerichts Lana, im Kreiſe Botzen; es zählte im J. 1835: 1640 Badgäſte, und im J. 1836: 1355.

2. Das Innicher Bad in der Gemeinde Innichen, Landgerichts Sillian, im Kreiſe Puſterthal; es zählte im J. 1835: 724 Badgäſte, und im J. 1836: 850.

3. Das Bad Rabbi in der Gemeinde gleichen Namens, Landgerichts Male, im Kreiſe Trient; es zählte im J. 1835: 980 Badgäſte, und im J. 1836: 350.

4. Das Bad Matzſtadt in der Gemeinde Niederdorf, Landgerichts Welsberg, im Kreiſe Puſterthal: es zählte im Jahre 1835: 689 Badgäſte, und im J. 1836: 692.

5. Das Bad Badhaus in der Gemeinde Reute, Landgerichts Bregenz, im Kreiſe Vorarlberg; es zählte im J. 1835: 518 Badgäſte, und im J. 1836: 647.

6. Das Bad Altprax in der Gemeinde Prax, Landgerichts Welsberg; es zählte im J. 1835: 607 Badgäſte, und im J. 1836: 556.

7. Das Bad Bergfall in der Gemeinde Geiſelsberg, Landgerichts Welsberg; es zählte im J. 1835: 650 Badgäſte, und im J. 1836: 566.

8. Das Schaldersbad in der Gemeinde Schalders, Landgerichts Brixen, im Kreiſe Puſterthal; es zählte im J. 1835: 537 Badgäſte, und im J. 1836: 595.

9. Das Bad Ratzis in der Gemeinde Kaſtelruth, Landgerichts Kaſtelruth, im Kreiſe Botzen; es zählte im J. 1835: 358 Badgäſte, und im J. 1836: 600.

10. Das Bad in der Gemeinde Carano, Landgerichts Cavaleſe, im Kreiſe Trient; es zählte im J. 1835: 481 Badgäſte, und im Jahre 1836: 343.

Vermiſchtes.

— Das in Lyon zum Beſten der brodloſen Fabrikarbeiter von den Herren Liſtz und Nourrit veranſtaltete Concert trug 5000 Frcs. ein. Meyerbeer's „ſterbender Dichter" von Nourrit geſungen, und 2 Lieder von Schubert trugen an dieſem Abende die Palmen davon.

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

Münchner Blätter geben folgende Nachricht von einem rühmenswerthen Institute:

Avertissement und Einladung.

Die unterzeichnete Anstalt findet sich veranlaßt, Fremde, Künstler und Kunstfreunde im Allgemeinen wiederholt geziemend einzuladen, das Depot im Frohsinngebäude in der neuen Karlsstraße Nro. 10 zu ebener Erde, was selbst eine äußerst bedeutende Quantität alter und neuerer Meister, dann Kupferstiche, Handzeichnungen, Lithographien, Vorleg-Blätter, Schnitz, auch große werthvolle wissenschaftliche Kunstwerke aufgestellt sind und zu den billigsten Preisen verkauft werden, zu besuchen. Ebenfalls wird wiederholt bekannt gemacht, daß nicht allein Käufer, sondern selbst jene resp. Fremden und hiesige Kunstfreunde, wenn sie auch nichts zu kaufen beabsichtigen, demnach willkommen seyn werden.

München im August 1837.

Das Kupferstich- und Handzeichnungs-Antiquarium, zugleich auch Commissionsdepot und Licitations-Anstalt für Gemälde, Plastik u. s. w.

* * *

Gelegenheitliches.

Erwiderung.

In der Zeitung für die elegante Welt fällt ein Herr R. B. über das Werk „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" von E. Münch her, indem er den Verfasser der leidenschaftlichsten Parteilichkeit anklagt. Wenn nun nicht als Gegensatz das, denselben Zeitraum der Geschichte umfassende Werk von E. Burkhardt angepriesen würde, so könnte man glauben, daß der namensverwandte Recensent R. B. im Interesse der Wissenschaft geschrieben habe, so aber liegt fast auf der Hand, daß durch die vorhergeschickte Verunglimpfung das neu auftauchende Werk über das ältere sich Bahn brechen soll. Wir kennen das Werk des Herrn E. Burkhardt noch nicht, allein wir sind durch die Art und Weise, so wie die Mittel es geltend zu machen, versucht, und dagegen eingenommen zu fühlen. Am wenigsten kann uns das Lob des Recensenten Vertrauen einflößen, daß Herr E. Burkhardt erklärt habe, partheilisch — aber liberal partheilisch seyn zu wollen. Auf der einen Seite verwirft Herr R. B. Parteilichkeit, auf der andern lobt er sie. Uns scheint jede Parteilichkeit verwerflich, und, wenn man je Herrn E. Münch einen Vorwurf dieser Art machen kann, so hat er geirrt; denn er hatte, wie er in seiner Vorrede sagt, den besten Willen, unpartheilisch seyn zu wollen. Herr E. Burkhardt hingegen erklärt, partheilisch seyn zu wollen. Welch' ein Vorsatz für einen Geschichtschreiber, der nur von dem Standpunkte der strengsten Unparteilichkeit aus beurtheilen darf, wenn sein Werk nicht einseitig werden soll, und den, wie Hr. E. Münch selbst, der ernstlichste Vorsatz nicht vor Tadel schützen kann. Zu was aber ein Werk herabsetzen, um ein anderes zu loben? Wir glauben, Herr R. B. hat Herrn E. B. einen schlechten Dienst erwiesen. Das Gute muß und wird sich von selbst Bahn brechen; endlich auch sehen wir nicht ein, warum diese beiden Geschichtswerke nicht um so leichter neben einander sollten bestehen können, als das des Hrn. Burkhardt in seinen 6 Lieferungen doch nur im Auszuge behandeln kann, was Hr. E. Münch in 7 Bänden gab. Der große Absatz, den dieses Werk in wenigen Jahren fand, so wie lobende Stimmen der Beurtheilung in öffentlichen Blättern von Männern verschiedener, politischer Farben, sprechen am meisten für seinen Gehalt, und wir hätten füglich schweigen können, wenn die Absicht nicht klar zu Tage läge, das eine Werk auf Kosten des andern anzupreisen.

Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit, daß binnen Kurzem ein Supplement-Band zu dem Werke von E. Münch erscheint, der die Geschichte vom 1831—1836 umfassen, ein Personen- und Sach-Register zu allen acht, bis jetzt erschienenen, und Zusätze und Berichtigungen zu den 7 älteren Bänden enthalten wird. Im August 1837.

Literatur-Comptoir.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) La conquête d'Afrique. 2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

Conquête d'Afrique.

5 Août 1837.

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Erſte Wonne, letzter Schmerz.

Novelletto.

Ich trat in mein eilftes Jahr. Man ſagte im ganzen Dorfe, ich
y ein hübſches Kind, und Jeder beglückwünſchte meine Mutter über
ie Hoffnungen, die ſie auf meine Geſchicklichkeit, meinen Muth und
einen Verſtand begründen konnte. Sie war meine einzige Beſchützerin,
nd ich übertrug meine ganze Zärtlichkeit auf ſie. Ich war zugleich ihr
roſt und ihre Qual; denn da ſie krank und ſchwach war, ſo beſorgte
e, daß ſie früher ſterben könnte, ehe ich für mich ſelbſt zu ſorgen im
tande wäre. Ihre Ziegen, ihre Hütte und ihr Obſtgarten würden
nmal meine ganze Erbſchaft ausgemacht haben. Meine Mutter hatte
nſt den Wohlſtand gekannt.

Wir bewohnten das letzte Häuschen eines kleinen Dorfes an einem
uchtbaren Abhange in Ober-Wallis. Unſer Thal wurde wenig von
remden beſucht; eine ſchwache Bevölkerung verbarg darin ihren Frieden
nd ihr beſcheidenes Glück.

Eines Tages ... Er war ſchön dieſer Tag, obgleich ich ihn ver-
ünſche ... hatte meine Mutter einen Kuchen vom feinſten Weizenmehle
backen, um ihre Patronin würdig zu ehren, und ich lief voll Freuden,
m einige duftende Blumen zu holen, wie ſie im Roſenmonat die Hecken
hmücken. Ein ſeltenes Blümchen in unſerem Thale, und das meine
Mutter über Alles liebte, war das Maiglöckchen. Ich hatte einen Buſch
avon am Ufer eines Baches bemerkt. Schon ſeit einer Woche hoffte
h, daß er ſeine reinen Kelche zum Klothildentage erſchließen würde.

Jeden Morgen lief ich geheimnißvoll hin, um nach der Pflanze zu ſehen, deren Beſitz ich mir verſichert hatte, indem ich dornige Zweige darum zog. In meinem kindiſchen Eifer richtete ich ſchmeichelhafte Anreden an ſie, als wollte ich ſie ermuthigen, doch ja am Klothildentage aufzublühen. Ich dachte beſtändig daran; dieß war mein letzter Gedanke beim Einſchlafen, mein erſter beim Erwachen. Allein Alles war umſonſt; der Klothildentag kam, und die Blume war noch immer geſchloſſen. Ganz beſtürzt und verdrießlich eilte ich weiter, in der Hoffnung, etwas Anderes zu finden.

Indem ich mich nun dem großen Thale näherte, in welchem die wilde Rhone einherbraust, hörte ich plötzlich fremdartige Töne, die mir in dieſer einſamen Wildniß doppelt auffielen. Sie hallten wunderbar mächtig im Gebirge wieder; dreißig Echo's wurden auf einmal wach. Zum erſten Male in meinem Leben hörte ich den Donner, der auf Befehl des Menſchen aus dem Erze kracht. Ich blieb unbeweglich und athmete kaum; und als endlich Alles wieder ſtill wurde, verdoppelte ich meine Schritte nach dem großen Thale, und hörte hier plötzlich eine kriegeriſche Muſik.

Von einer Anhöhe erblickte ich nun in der hellen Juni-Sonne blizzende Waffen, die ſich mit bewundernswerther Genauigkeit gleichwie im Takte bewegten. Stolze, buntfarbige Federbüſche ſchwebten auf den Köpfen der Krieger, und eine reiche Fahne flatterte in der Luft. Dieſer unerhörte Anblick ergriff mich ſo ſtark, daß mein Herz laut zu ſchlagen begann, und ich nach meiner Mutter rief, damit ſie meine Verwunderung theile. Aber ich war wohl eine Stunde von ihr weg, und die Muſik entfernte ſich, und die Krieger zogen vorüber, wie in einer Zauber-Laterne. Sie waren ſchon längſt den Blicken entſchwunden, ich aber konnte mich immer noch nicht von dem Erſtaunen losmachen, in welches mich dieß Alles verſetzt hatte.

Wie im Traume gelangte ich endlich in den Fichtenwald, wo bereits die duftende Erdbeere reifte. Da ließen ſich die Kanonen von Neuem vernehmen, und ich hörte nicht mehr auf den friedlichen Geſang der Amſel und Grasmücke. Ganz andere Gedanken erfüllten mich. Meine jugendliche Einbildungskraft war auf's Höchſte aufgeregt worden. Der Trieb nach dem Unbekannten, dem Zufälligen, dem Abenteuerlichen, hatte mich ergriffen, und ich kann meinen Zuſtand von damals nicht beſchreiben.

Und doch blühten die Syringen ſo ſchön, die Wieſen-Narziſſen und der Schleendorn. Tages vorher hätte es mich glücklich gemacht, meiner

Mutter dieſe Beute nach Hauſe zu bringen; — jetzt genügte ſie mir nicht mehr.

Statt des Donners der Kanonen hörte ich jetzt Trommelwirbel; ich beſchleunigte meine Schritte. Ich glaubte meinen Namen zu hören, den meine Mutter ängſtlich rief; aber das neue Schauſpiel lockte mich mehr; anſtatt zu unſerer ſtillen Wohnung zurückkehren, entfernte ich mich immer weiter davon. Ich wollte jene ſtolzen und mächtigen Menſchen in der Nähe ſehen, die über Berge und Felſen einherzogen, als gäbe es für ihren Muth keine Schranken. Alles ſchien ſich vor ihrem Schritte zu ebnen, wenn ihre ſchillernden Panner gleich Regenbogen vor ihnen herweheten.

Ich hatte eine Gruppe erreicht, deren Blicke ich durch meine Neugierde herausgefordert haben mochte. Ihr Anführer bemerkte mich, und fragte mich, wo ich herkomme; ich zeigte mit dem Finger nach der Gegend, wo unſer Dorf lag. Hierauf ließ er mich durch einen Dolmetſcher fragen, ob ſchon Leute, wie ſie gekleidet, bei uns ſeyen; dieß verneinte ich. Nun befragte man mich, ob die Einwohner des Dorfes Heerden beſäßen; ich ſagte, daß ſie damit Handel trieben. Jetzt nahm mich der Hauptmann auf ſein Pferd, damit ich ihm den Weg in mein Dorf zeige.

Ich Thor fühlte mich glücklich, als ich auf dem ſchönen Pferde ſaß, von dem Arme desjenigen umfangen, der fünfzig bewaffnete Leute kommandirte. Wie glücklich fühlte ich mich, dieſe erhabenen Weſen zu meinen Landsleuten zu bringen.

Ich warf gleichgültig die Blumen weg, die ich für meine arme Mutter gepflückt hatte, und meine Hände betaſteten, vor Luſt und Kühnheit zitternd, die goldenen Achſelſchnüre und Epauletten des ſchönen Offiziers. Er lächelte, der falſche Fremde; er umarmte mich ſogar und ſprach, ich würde einſt einen hübſchen Trommelſchläger abgeben.

Als wir auf eine Höhe gekommen waren, die das Thal beherrſchte, befahl er ſeinen Soldaten, ſich in dem Dorfe, das ſie zu ihren Füßen ſahen, zu verproviantiren; dann rückte er mit ungefähr zwanzig Mann dem Regimente entgegen. Er hatte mir geſagt, ich würde einen hübſchen Trommelſchläger abgeben; dann hatte er mich von einem berauſchenden Getränke koſten laſſen, und deßhalb wollte ich ihn nun nie mehr verlaſſen. Er nahm mich mit auf den Platz, wo das Offizier-Corps verſammelt war, und wo man mich freundlich aufnahm.

Die auf einem Hügel kampirenden Soldaten zündeten beim Sinken des Tages viele Feuer an, um welche ſie ſich lagerten. Sie ſangen, tranken, und wechſelten allerlei kurzweilige Geſpräche. Ihr toller Jubel berauſchte auch mich; dieſer Lärm, dieſer Tumult, dieſe Unordnung,

dieſe Freiheit, dieſe ungewohnte Thätigkeit, alles dieſes machte einen mächtigen Eindruck auf mich; ich bewunderte ihre kriegeriſche Stellung, die verzehrende Glut, die ihre von Narben durchfurchten, gebräunten und bärtigen Geſichter belebte. Das Alles war für mich wie ein großes Feſt. Man erlaubte mir Alles; ich durfte die Waffen berühren, die Muſik-Inſtrumente; ich durfte ſchießen, reiten. Wie zufrieden war ich!

Im Thale war es dunkel, aber auf dem Hügel ſah man lange Flammen-Zeilen ſich zum geſtirnten Himmel erheben. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Erſt gegen Morgen ſchlief ich auf dem Torniſter eines Soldaten ein, der mich ſieben ganzer Stunden ſchlafen ließ. Bei meinem Erwachen war mein erſter Gedanke an meine Mutter. Ich dachte an die Unruhe, die ihr meine lange Abweſenheit verurſacht haben werde; ich ging ſogleich fort, nicht ohne den Kopf oftmals nach dem geliebten Lager der Soldaten umzudrehen; ich tröſtete mich damit, meine Freunde, auf die ich ſtolz war, recht bald im Dorfe begrüßen zu können. Ich freute mich, meiner Mutter ſagen zu können, daß ich es geweſen, der dieſen ſchönen Fremdlingen den Weg in das Thal gezeigt. Als ich mich aber dem Dorfe nahete, verwunderte ich mich, keinen der Einwohner, noch der Soldaten zu ſehen, die Tages vorher ſich hinbegeben hatten. Vieles hatte ſich verändert; einige hölzerne Häuſer waren ganz verſchwunden. Hin und wieder ſah ich Blutſpuren, und aus einem Haufen verbrannter Balken wirbelte ein dicker Rauch empor — es war an dem Platze, wo noch kürzlich eine beſcheidene Hütte geſtanden, die ſo viel Glück verbarg.

Bei dieſem Anblicke fiel ich mit dem Geſichte zur Erde, und rief mit lauter Stimme die, welche mich Abends vorher auch vergeblich gerufen. Niemand antwortete meiner Verzweiflung; endlich erſchien der Pfarrer und ſuchte mich zu beruhigen. Er führte mich in ſein Haus, eines der wenigen, die noch ſtehen geblieben waren. Ich verfiel in finſteres Brüten; da ſagte mir der Pfarrer: „Fremde Soldaten ſind in das Thal gekommen; ſie haben ſich wie hungrige Wölfe auf die Heerde, auf unſer Eigenthum geworfen, und wollten uns Alles rauben. Unſere Bauern leiſteten Widerſtand, und wurden getödtet; die Anderen, die ihre Wohnungen in Flammen aufgehen ſahen, ſind in die Gebirge geflohen.“

„Und meine Mutter?“ rief ich ängſtlich.

„Wir hielten Dich auch für getödtet, oder von den Fremdlingen geraubt,“ ſprach zögernd der Pfarrer.

„Und meine Mutter?“ ſchrie ich noch einmal.

„Sie hat ſich aus Verzweiflung in den Teich geſtürzt,“ ſagte der Pfarrer gerührt.

„Aus Verzweiflung über mich!“ wimmerte ich.

„Gott der Barmherzigkeit und der unendlichen Gnade möge die Verzweiflung Deiner Mutter verzeihen, und Dir ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen!“

So ſprach der würdige Pfarrer.

Ich ſchleppte mich bis zur Kapelle, um dort für meine Mutter zu beten, wo ſie ſo oft für ihren Sohn gebetet hatte. Indem ich an der gewöhnlichen Stelle über den Bach ſchritt, empfand ich einen angenehmen Duft, der meine Blicke auf die umſonſt gepflegte Pflanze hinlenkte. Da ſtand ſie prächtig aufgeblüht, und hauchte all' ihren Wohlduft in die Lüfte, der für meine arme Mutter beſtimmt geweſen war. Dieſer Anblick empörte mich; ich riß wüthend die Pflanze aus dem Boden und zerpflückte ſie, und wie ich ſie nun leblos und vernichtet auf der Erde liegen ſah, da entriß mir dieſes ergreifende Bild meines eigenen, tiefen Unglückes, reichliche Thränen, und ich fiel ohne Kraft in das tiefe Gras, das die Stelle ſchmückte, die ich früher ſo oft im Gefühle des reinſten Glückes beſucht hatte.

Und als ich nun aus dieſem Zuſtande des Stumpfſinnes erwacht war, da warf ich einen matten Blick rings um mich und ſah die Natur ſchön, lachend, ſorglos und gleichgiltig wie am Tage zuvor. Die Blumen, die ſonſt meine einzige Luſt ausmachten, ſchmückten noch immer die Wieſen, und die Vögel berauſchten ſich noch immer aus ihren duftenden Kelchen, und feierten ſchöne, wolkenloſe Tage. Wie erſchien mir dieſe Natur ſo hinterliſtig, ſo täuſchend in ihren Verſprechungen; ich warf ihr bitter ihre Theilnahmloſigkeit, ihr ſchönes, feſtliches Ausſehen vor. Eine lange Zukunft zeigte ſich mir ohne Reiz, ohne Troſt, ohne Hoffnung. So wurden ewige Schwermuth und Trauer mein Theil an dem Tage ſelbſt, wo ich zum erſten Male mit Luſt die Inſtrumente des Todes bewundert hatte.

Der Paß.

„Iſt es denn wahr, Leo, und kann ich Dir gratuliren, Du willſt Dich verheirathen?“

„Allerdings ... Du ſiehſt hier dieſes Felleiſen und dieſen Nachtſack; in einer Stunde fahre ich mit der Diligence ab; morgen Abend bin ich in Montargis, und übermorgen präſentire ich mich meiner Zukünftigen, die einige Stunden von da auf dem Lande wohnt.“

„Und iſt ſie ſchön, Deine Zukünftige?“

„Charmant... Ich habe ſie zwar noch nicht geſehen, allein mein Onkel Lombard, der mir die Gefälligkeit erwieſen hat, dieſe Heirath einzuleiten, hat mir von dem Mädchen ein reizendes Bild entworfen. Achtzehn Jahre alt, blond, hunderttauſend Franken Heirathsgut, und noch einmal ſo viel in der Zukunft. Du ſollſt ſie ſehen Julius, denn Du biſt einer von den wenigen Freunden, denen meine Thüre auch in Zunkunft ſtets offen ſtehen wird.“

„Schön! ich danke. Doch der Augenblick Deiner Abreiſe nähert ſich; leb' wohl denn. Glückliche Reiſe und frohes Wiederſehen!“

Leo Durand war ein junger Mann von gefälligem Aeußern, ſein Geſicht war angenehm, und ſein Geiſt zwar nicht glänzend, aber doch mehr als mittelmäßig. Er war beſcheiden, gab keine Blöße, hatte nichts Auffallendes, und lebte ſomit unbemerkt in der Welt. Indeſſen war ſein Charakter doch nicht ganz frei von einer gewiſſen Originalität. In einem Alter von zwanzig Jahren ſich ſelbſt überlaſſen, Herr ſeiner Handlungen und ſeines Vermögens, hatte er ſich ſtets dem Cölibat abhold gezeigt; er hatte weder den Geſchmack noch die Neigungen, welche

dem eheloſen Leben einen Werth verleihen; für ihn hatte die Unabhängigkeit keinen Reiz; er floh lärmende Vergnügungen, und fürchtete ſich vor galanten Abenteuern. Die Liebe war nach ſeinen Begriffen eine zarte und dauernde Leidenſchaft. Von etwas ſchwachem und lenkſamem Charakter, geneigt, die Meinung Anderer anzunehmen, bereitwillig zu gehorchen, und willig ſich leiten zu laſſen, fühlte er ſich für die Ehe wie geſchaffen; und dennoch hatte Niemand bis jetzt die Eigenſchaften bemerkt, die ihn zu einem guten Ehemanne ſtempelten, und die für eine glückliche Ehe Gewähr leiſten konnten; und ſo war Leo, ungeachtet ſeiner perſönlichen Vorzüge, ungeachtet ſeiner Einkünfte von jährlichen ſechstauſend Franken, und ſeiner großen Luſt ſich zu verheirathen, in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre immer noch unverheirathet.

Leo wandte ſich eben ſo unbeſonnen als ungeduldig zuerſt an eine junge Wittwe, die ihn durch ihre Koketterie gefeſſelt hatte, und machte ihr einen förmlichen Heirathsantrag. Die Wittwe, die ſich das nicht erwartet hatte, war ſehr überraſcht, als ſie ſah, daß die Sache eine ernſte Wendung nahm, aber ſie ſchlug die Annehmlichkeiten des Wittwenſtandes viel zu hoch an, als daß ſie ſich hätte entſchließen können, Verzicht darauf zu leiſten. Sie dankte daher ihrem ehrfurchtsvollen Anbeter und gab ihm einen Korb. Dieß brachte Leo aus der Faſſung, und er ward bei ferneren Schritten linkiſch und mißtrauiſch. Als er dreimal geſcheitert war, ſprach man von ſeinen Niederlagen, und die Familien, mit denen er eine Verbindung ſuchte, erſchracken hierüber. „Er wurde von Fräulein M...., R... und D... abgewieſen; es muß wohl“, flüſterte man ſich zu, „trotz dem äußern Scheine, irgend eine verborgene Urſache zu Grunde liegen.“

Natürlich hatte man ein weites Feld zu allen möglichen Vermuthungen, zu den abgeſchmackteſten Auslegungen, und, wie es zu gehen pflegt, man raunte ſich dieſes und jenes in's Ohr, ſo grundlos es auch war. So verfloſſen mehre Jahre, und Leo, niedergedrückt von dem Gewichte ſeines Mißgeſchicks, und entmuthigt von ſeinen Niederlagen, verlor am Ende vollends den Muth zu jedem weitern Schritte.

Glücklicherweiſe kam ihm Onkel Lombard zu Hilfe, der als ehemaliger Handlungsreiſender, ſeinen alten theuern Gewohnheiten ſo wenig entſagen mochte, daß er, obgleich reich geworden, und in einem bedeutenden Geſchäfte betheiligt, ſelbſt als Chef des Hauſes ſich die Reiſen vorbehielt. Seit dreißig Jahren ſchon durchreiste Onkel Lombard Frankreich, und behauptete, in allen Departements Liebes-Verbindungen zu haben. Uebrigens war er hübſch genug, um dieſen galanten Cosmopolitismus zu rechtfertigen. Obſchon großer Anhänger des

Cölibats, hatte er nie Leo's Neigung zu bekämpfen geſucht. Liberal, im wahren Sinn, hatte er den Grundſatz, Jeden nach ſeinem Geſchmacke leben zu laſſen. Im Begriff, eine größere Tour zu machen, ſagte er ſeinem Neffen:

„Sey Du ganz ruhig mein Junge, ich nehme es auf mich, Dir in der Provinz eine vollkommen gute Partie auszufinden; ich werde die Sache abmachen, und Du brauchſt nichts zu thun, als zu kommen, und die Heirath zu vollziehen. Du kannſt Dich in dieſer Beziehung auf mich verlaſſen, ich habe eine glückliche Hand. In einem Monate ſollſt Du von mir hören.“

„Onkel Lombard hatte Wort gehalten; drei Wochen nach ſeiner Abreiſe ſchrieb er an ſeinen Neffen:

„Mein lieber Freund! Ich habe das Vergnügen, Dich zu benachrichtigen, daß ich, unſerer Verabredung zu Folge, eine prächtige Partie für Dich ausgeſucht habe; ein junges Mädchen, ſchön wie ein Engel, blaue, herrliche Augen, blonde Haare, und einzige Tochter einer Mutter, die fünfzehntauſend Franken Renten aus ſicherem Fonds bezieht. Sie erhält hunderttauſend Franken Mitgift. Ich hoffe, Du wirſt mit mir zufrieden ſeyn. Reiſe ſogleich nach Empfang dieſes Briefes ab, und ſäume nicht, die Heirath zu vollziehen. Ich bedaure, Deiner Hochzeit nicht beiwohnen zu können, da ich genöthigt bin, mich ohne Verzug nach Marſeille zu begeben, und wenigſtens zwei Monate in der Provence zu verweilen. Bei meiner Zurückkunft wird es mir zur großen Freude gereichen, Dich am häuslichen Heerde zu finden; und meine beſten Wünſche für Euer Glück begleiten Euch. Bis dahin lebe wohl, mein Freund.

Dein ergebener Onkel

Iſidor Lombard.“

P. S. Du erhältſt hier die Adreſſe Deiner Braut: Mlle. Euphroſine Dutillois, bei Madame Dutillois, ihrer Mutter, zu Bony, bei Montargis.“

Dieſer Brief verſetzte Leo in die größte Freude. Er reiste heiter, voll Hoffnung ab, und träumte von einer reizenden Zukunft. In Fontainebleau hielt die Diligence an, und der Conducteur geſtattete den Reiſenden zwanzig Minuten zum Mittageſſen. Man ſetzte ſich zu Tiſche. In einem Nebenzimmer endigten die Reiſenden einer anderen, von Lyon kommenden Diligence ihre Mahlzeit, und waren eben im Begriffe ſich wieder zur Abreiſe zu rüſten, als Gendarmen erſchienen, und die Päſſe zu ſehen verlangten, die ſorgfältig eingeſammelt und beſichtigt wurden, denn man vermuthete damals wieder eine, ich weiß nicht mehr,

welche Verſchwörung. Nachdem die Gendarmen die gewöhnlichen Formalitäten beobachtet hatten, gingen ſie um die beiden Tiſche herum, riefen jeden Reiſenden namentlich auf, und ſetzten ihn wieder in den Beſitz ſeines Paſſes.

Während Leo auf der Straße nach Montargis dahin rollte, gedachte man ſeiner zu Bony. Euphroſine Dutillois verdiente das Lob, welches der Onkel Lombard ihrer Schönheit ertheilt hatte; ſie war ein junges reizendes Mädchen, das keinen anderen Fehler hatte, als ein wenig eigenwillig zu ſeyn, wie dieß in der Regel alle verzogenen Kinder ſind; und in dieſer Beziehung paßte ſie ganz für Leo. Als Erbin von fünfzehntauſend Franken jährlicher Einkünfte, war Euphroſine zu reich, um in Bony eine paſſende Partie für ſich zu finden; auch hatte es noch Keiner gewagt, ſich um ſie zu bewerben, ausgenommen ein Vetter von ihr, Pamphilius Javin, ein Tölpel, den ſie ausgeſchlagen hatte, der jedoch noch immer an ihr hing, und von Zeit zu Zeit einen neuen Angriff wagte. Als nun Onkel Lombard Montargis paſſirte, erinnerte er ſich, daß ſein verſtorbener Freund Dutillois eine Wittwe mit einer einzigen Tochter und einem anſehnlichen Vermögen hinterlaſſen habe; er begab ſich nach Bony, fand Euphroſine nach ſeinem Geſchmack, und machte ſeinen Antrag, der auch angenommen wurde. Pamphilius Javin war hierüber untröſtlich; er hatte immer noch darauf gerechnet, durch ſeine Beharrlichkeit und durch den Mangel an Mitbewerbern in Bony den Sieg davon zu tragen; als er jedoch ſah, daß Paris in Wettkampf trete, verlor er gänzlich alle Hoffnung. Nachdem Onkel Lombard die Heirath ſeines Neffen eingeleitet hatte, war er abgereist. Leo ſollte den folgenden Tag zu Bony eintreffen; Madame Dutillois unterhielt ihre Tochter von ihren zukünftigen Pflichten und Rechten, und Euphroſine, die ſeit einer Stunde in träumendem Stillſchweigen verharrt hatte, unterbrach jetzt plötzlich ihre Mutter und ſagte:

„Es ſcheint mir, daß wir uns doch ein wenig zu ſehr beeilt haben, Herrn Durand, auf die Empfehlung ſeines Onkels, anzunehmen.“

„Herr Lombard, erwiederte ihre Mutter, iſt unfähig uns zu täuſchen. Ueberdieß hat mein Notar über Alles die nöthige Erkundigung eingezogen.“

„Ich zweifle nicht an ſeinen ſechstauſend Franken jährlicher Einkünfte; ich will auch gerne glauben, daß er von guter Familie iſt, und daß man gegen ſeine Sitten nichts einzuwenden hat. Dieß iſt alles ganz gut für Sie, Sie haben Ihrer Verantwortlichkeit als Mutter Genüge gethan, und werden Ihrer Tochter ein ſchickliches Loos bereitet haben; aber für mich iſt dieß nicht hinlänglich; der Herr muß mir auch

gefallen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß, ſo ſehr auch Herr Lombard den Charakter ſeines Neffen rühmte, er es doch ſtets vermied, etwas über deſſen Perſon zu ſagen...“

Die Wahrheit iſt, daß ſich Herr Lombard über dieſes Capitel ſehr discret geäußert hatte, und dieß aus dem einzigen Grunde, weil er bei den Männern nur eine Art von Schönheit kannte. Um, nach ſeinem Geſchmacke, ſchön zu heißen, mußte man eine Größe von ſechs Fuß, breite Schultern, lebhafte Geſichtsfarbe und einen ſtarken Schnurrbart haben. Leo war weit entfernt, dieſe glänzenden Vorzüge zu beſitzen, auch hatte ſich Onkel Lombard begnügt, von ſeinem Neffen, den auch nach ſeiner Anſicht die Natur nicht gerade begünſtigt hatte, zu äußern: „Ich kann faſt mit Beſtimmtheit ſagen, daß Sie ihn nicht übel finden werden.“ — Dieſer zweideutige Ausdruck hatte in Euphroſinen Zweifel und Unruhe erregt.

„Nun,“ ſagte Madame Dutillois, „Du biſt ja noch vollkommen frei; noch iſt nichts unterzeichnet. Du wirſt morgen Herrn Durand ſehen, und wenn er Dir nicht zuſagt, ſo weiſen wir ihn wieder ab... Aber ich wollte darauf wetten, er gefällt Dir.“

„Da liegt es eben; Sie bauen auf dieſe Vorausſetzung, und deßwegen gehen Sie nun ſo leicht über das Wort hin: wir weiſen ihn wieder ab. Glauben Sie denn, es ſey ſo leicht, Jemanden in's Geſicht zu ſagen: Sie gefallen uns nicht, wir finden Sie unangenehm und häßlich? Sehen Sie, meine liebe Mutter, wenn der Fall wirklich einträte, und Sie ſollten ihm dieſes Compliment machen, ſo weiß ich ſchon, daß Sie ſo verlegen wären, ſo ganz aus der Faſſung kämen, daß ich aus reinem Mitleid, und nur um Sie aus der Verlegenheit zu ziehen, mich entſchließen könnte, ihn zu nehmen ... O! ich kenne mich! — Glücklicherweiſe weiß ich noch ein Mittel, das uns und ihm jede Verlegenheit erſpart.“

„Und was für ein Mittel wäre dieß?“

„Ich will es Ihnen ſagen: Sie laſſen einſpannen; in drei Stunden ſind wir in Montargis; wir ſteigen in dem Gaſthofe ab, wo die Pariſer Diligencen anhalten; man kennt uns nicht; wir eſſen mit den Paſſagieren an der Table d'Hote zu Nacht; ich ſehe Herrn Durand, und wenn er mir mißfällt, ſo ſchreiben Sie ihm einen artigen Brief, der ihn abhält, nach Bony zu kommen, und der uns eine peinliche Erklärung erſpart. Was ſagen Sie zu meinem Plane?“

Als Madame Dutillois und ihre Tochter zu Montargis ankamen, und in dem Gaſthofe abſtiegen, wo die Diligencen anhalten, war es neun Uhr Abends, und das Nachteſſen bereits vorüber. Euphroſine

befragte nun die Wirthin, welche ihr bereitwillig auf ihre Fragen antwortete.

„Iſt unter den Reiſenden, welche heute von Paris ankamen, einer Namens Durand?“

„Ja, Mademoiſelle, ja; ein junger Mann, der, ſo viel ich aus ſeinem Geſpräche vernahm, ſich in unſerer Gegend zu verheirathen gedenkt. Er hat die Abſicht, morgen nach Bony zu gehen; Thomas ſoll ihn in ſeinem Cabriolet hinführen, wofür er fünf Franken erhält. Eigentlich wären drei Franken hinlänglich, allein wenn man zu ſeiner Zukünftigen reist, ſo ſieht man auf etwas mehr oder weniger nicht ſo genau. Kennen dieſe Damen Herrn Durand? Soll ich ihn von Ihrer Ankunft benachrichtigen? Er hat ſich noch nicht ſchlafen gelegt, denn es brennt noch Licht auf ſeinem Zimmer. Ach! da kömmt gerade Catharine, und bringt mir ſeinen Paß, den ich für die Behörde in Bereitſchaft halten muß. Ich will jetzt nur ſeinen Namen in's Regiſter eintragen. Werden die Damen zu Nacht ſpeiſen?“

„Ja,“ ſagte Euphroſine, „ja, beſorgen Sie das Nachteſſen nur ſo bald als möglich.“

„In der Minute, meine Damen.“

Die Wirthin entfernte ſich, und ließ den Paß auf dem Tiſche liegen. Euphroſine griff haſtig darnach, und ſagte:

„Wir haben vielleicht nicht nöthig, Herrn Durand zu ſehen, da iſt ja ſein Portrait.“

Sie las: „Im Namen des Königs... Peter Ignaz Durand... Er heißt alſo Ignaz; welch' häßlicher Name!“

„Du gibſt ihm einen anderen nach Deinem Geſchmacke;“ ſagte die Mutter.

Euphroſine ging jetzt an das Signalement; bei dem erſten Worte erblaßte ſie, ihre Hand zitterte, und ſie ſagte zu ihrer Mutter:

„Werde ich ihm auch andere Haare nach meinem Geſchmacke geben können?“

„Wie ſo?“

„Haare roth.“

„Roth!“ ſchrie Madame Dutillois... „Ach! Herr Lombard! Herr Lombard!“

„Dieß iſt noch nicht alles,“ fuhr Euphroſine kalt fort, hören Sie nur Mamma.“

„Stirne, nieder, — Augbraunen roth, — Augen grau, — Naſe groß, — Mund groß, — Barth roth, Geſicht blatternarbig, — beſonderes Kennzeichen, eine Warze auf der Naſe.“

Madame Dutillois war außer ſich; Euphroſine hatte, wie ein Mädchen, das wohl weiß, es könne ihm nicht an einer Partie fehlen, ſeinen Entſchluß kurz gefaßt. Die Wirthin erſchien wieder, kündigte an, daß das Nachteſſen bereit ſtehe, und fügte bei:

„Herr Durand iſt noch auf, er hat ſo eben Dinte, Feder und Papier verlangt.“

„Laſſen wir dieſen Herrn,“ erwiderte Euphroſine, „er intereſſirt uns nicht, wir kennen ihn gar nicht; der, den wir ſprechen wollten, iſt mein Vater; er iſt fünfzig Jahre alt.“

Den andern Tag war Leo eben im Begriffe, nach Bony abzugehen, als er einen Brief von Madame Dutillois erhielt. Das Compliment war auf artige Weiſe eingekleidet; man berief ſich auf unvermuthet eingetretene Hinderniſſe, und brachte Entſchuldigen vor, die keinen Einwurf zuließen.

Leo begriff, daß ihn das Schickſal zum Cölibat beſtimmt habe. Er fügte ſich in daſſelbe, und trat etwas traurig den Weg nach Paris wieder an. Zu Fontainebleau ſagte der Brigadier der Gendarmerie, der ſeinen Paß examinirte:

„Wetter auch! Das iſt ein Glück für den Herrn, der geſtern drei Stunden von hier arretirt wurde... Ignaz Durand, rothe Haare, blatternarbig, eine Warze... Ganz richtig, und, „ſetzte er hinzu, indem er ein anderes Papier entfaltete: Leo Durand, Haare ſchwarz, Naſe mittlere, Geſicht oval... alles ſtimmt überein. Sehen Sie, mein Herr, wir haben geſtern einen Irrthum begangen; es waren zwei Durand, der eine kam von Paris, der andere ging dahin; man hat die Päſſe bei der Rückgabe verwechſelt. Dieſes Verſehen hat unangenehme Folgen für Ihren Namensbruder gehabt, der arretirt und in das Gefängniß unſerer Stadt gebracht wurde. Aber jetzt erklärt ſich alles, und ich eile, der Behörde die Anzeige zu machen. Sie dürfen ſich Glück wünſchen, mein Herr Leo Durand, daß dieſer Vorfall keine unangenehme Folgen für Sie gehabt hat.“

„In der That, das iſt ein Glück,“ ſagte Leo.

Nach der Niederlage von Montargis wurde Leo ein Philoſoph. Er ſah, daß ihm keine Heirath gelingen wolle, und ſo entſchloß er ſich, ein Junggeſelle zu bleiben. Das Erbe ſeines Onkels erlaubte ihm bald, ſich all' den Zerſtreuungen und Annehmlichkeiten zu überlaſſen, die ſich in Paris einem reichen Junggeſellen darbieten.

Onkel Lombard ſtarb nämlich plötzlich in Marſeille, und hinterließ ſeinem Neffen ein Vermögen von fünfmalhunderttauſend Franken, Leo

ſtürzte ſich in einen Strudel von Vergnügungen, und betrachtete nun die Ehe unter einem neuen Geſichtspunkte.

Ein Jahr war ſeit ſeiner unglücklichen Reiſe nach Montargis verfloſſen, als Leo auf einem Balle mit einer ſehr hübſchen jungen Frau zuſammentraf, die bei Nennung ſeines Namens zu ihm ſagte:

„Es hätte wenig gefehlt, ſo hieße ich Madame Durand.“

„Ach! — vielleicht ein Verwandter von mir.“

„Ein Herr Ignaz Durand, Rentier zu Paris. Kennen Sie ihn?“

„Freilich! Wir haben auf eine ſonderbare Art Bekanntſchaft mit einander gemacht. Auf einer Reiſe, im verfloſſenen Jahre, wurden unſere Päſſe verwechſelt, und man arretirte ihn. Glücklicherweiſe für ihn, kam ich den Tag darauf von Montargis zurück, und ...“

„Von Montargis!... und Ihre Päſſe wurden verwechſelt?“

„Ja, Madame; er hatte den meinen, und ich den ſeinen: der Irrthum eines Gendarmen war hieran ſchuld. Und da wir keine Aehnlichkeit mit einander haben ...“

„Ach! mein Gott! was ſagen Sie da!... Sie waren es!...“

„Wie, ich war es?... Was wollen Sie damit ſagen?... Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, mir zu erklären ...“

„Ich bin Euphroſine Dutillois, mein Herr. Ich bin Ihnen damals mit meiner Mutter entgegen gefahren, um mich durch den Augenſchein zu überzeugen ... Im Gaſthofe zu Montargis ſah ich Ihren Paß, und ...“

„Und das Signalement ſchreckte Sie ab: Dieß war freilich nicht ganz ohne. — Und ich, der ich mir Glück gewünſcht hatte, den Unannehmlichkeiten dieſes Verſehens entgangen zu ſeyn! Doch Mademoiſelle, wäre es mir vielleicht vergönnt, zu hoffen ...“

„Jetzt, mein Herr, bin ich verheirathet, ich nenne mich Madame Javin; dort, gegenüber von uns, an jenem Spieltiſche, ſitzt mein Mann.“

Sie zeigte Leo eine plumpe Geſtalt von einfältigem Ausſehen, dem die Freude über das ihm zugefallene Aß aus den Augen ſtrahlte.

„Verdammter Paß!“ rief Leo aus.

„Verdammter Paß!“ murmelte leiſe Euphroſine vor ſich hin.

An Herrn Meyerbeer.

Baden, 16. Auguſt 1837.

Sie werden ſich erinnern, in welcher Stimmung ich am Morgen nach der Vorſtellung der Hugenotten in Paris vor Ihnen erſchien, und was ich Ihnen über Ihr Meiſterwerk ausdrückte. Ich hatte den vollkommenſten Genuß gehabt, den mir jemals ein Theater geboten. Nie war ich noch ſo berauſcht aus einem Theater gegangen, als an jenem Abende. Die leichten Broderien, womit Sie den Geſang am ſylphenhaften Hofe der jungen, königlichen Braut umgeben, die zärtlichen, tiefgefühlten Romanzen, das Wild-kriegeriſche der Chöre, und dann die ergreifenden Scenen der letzten Acte, von einer, durch keinen neueren Componiſten erreichten Kraft und Wahrheit, von Allem dieſem war ich wie mit Zauber gefeſſelt, und die in allen Theilen gleich mächtige Darſtellung hatte Ihren Intentionen überall den Weg zur vollſtändigſten Verſtändniß gebahnt. Nicht ohne Schauer dachte ich mitten in dieſem hohen Genuſſe an gewiſſe deutſche Theater, die ſich, ärger wie Piraten, jedes geiſtigen Gutes bemächtigen, roh und gewiſſenlos damit ſchalten und walten, es zerhauen und zerſtückeln, und, verſtanden oder nicht — oft nicht einmal bemüht, es zu begreifen — einer gemiſchten Menge preisgeben, die dumm, parteilich oder anmaßend Lob und Tadel zumißt, aber durch jenes nicht erhebt, und durch dieſen nichts beſſert.

Ich habe ſeitdem von den Verſuchen geleſen, die bei uns mit Ihrer Oper gemacht wurden. Zwei Directoren von ſogenannten Stadt-Theatern ſind damit den Hoftheatern vorangegangen. Köln und Leipzig haben die Hugenotten geſehen. Nach meinem Wiſſen iſt Baden der dritte deutſche

Ort, wo ſie auf die Bühne gebracht worden ſind, und über dieſe Vorſtellung will ich Ihnen hier ein Paar Worte ſchreiben. Ein Anderer würde Ihnen vielleicht das Ganze von der ſpaßhaften Seite zu ſchildern verſuchen. Janin ſpräche Ihnen von den Talgſtümpchen im Orcheſter, von dem ſchmutzigen Kerl, der die Lampen an den Logenbrüſtungen anzündete, nachdem ſchon das Publikum ſich verſammelt hatte; oder er zeigte Ihnen die Gallerie der Geiſetten und Putzmacherinnen, die in dieſem Theater alle als Franzöſinnen für Etwas gelten wollen, und die deutſche Edelfrau, der ſie noch geſtern ſubmiß ein Fichu verkauften, hier über die Achſel anſehen. Von dieſem Allem aber ſteht Ihnen bei mir nichts zu erwarten. Ich ſpaßte gern gleich Andern, und ſpottete den Aerger weg; ich würde dadurch gewiß unterhaltender werden, und mir ſelbſt beſſer gefallen; allein es geht nicht; ich bin zu ernſt geſtimmt, wenn ich auf das deutſche Theater zu ſprechen komme.

Denken Sie jedoch nicht, daß ich die Einzelnheiten tadeln werde; es wäre ſehr unerſprießlich, wollte ich Ihnen in dieſen Blättern, vor den Augen Deutſchlands und des Auslandes, ein Lamento zurufen; aber eben ſo können Sie überzeugt ſeyn, daß ich nicht geſonnen bin zu loben, und am allerwenigſten das Beginnen einer Direction, die es wagt, mit in jeder Hinſicht unzulänglichen Mitteln nach einem ſolchen Werke zu greifen, um das Bade-Publikum in Contribution zu ſetzen. Das Ganze war ſo auf die Spitze geſtellt, daß neben den erhöhten Preiſen auch noch auf dem Zettel zu leſen war: „Außerordentliche Vorſtellung zum erſten und einzigen Male.“ Ich hörte von Leuten meiner Bekanntſchaft, ſie wollten nur in's Theater gehen, um doch wenigſtens einen Begriff von den Hugenotten zu haben. Guter Gott! einen Begriff nach ſolchen Verheißungen! Und ſolche Verheißungen vor einem Publikum, das aus europäiſchen Notabilitäten beſtand; aus verwöhnten Leuten in theatraliſchen Dingen; Feinſchmeckern und Feinfühlern, die dabei aber doch nicht immer im Stande ſind zu unterſcheiden, wo das Kunſtwerk ſeine Gränzen hat, und die Parodie beginnt. Zu dieſem Allem noch lebt Ihre Familie hier; eine zartfühlende Gattin und Kinder, die den Lorber des Vaters heilig halten; was werden ſie Ihnen über dieſe Vorſtellung ſchreiben? welche Klagen werden ſie ausſtrömen? Wahrlich, eine ſolche Situation fordert ein kräftiges Gegengewicht; ich will verſuchen, ob dieſe Zeilen es gewähren können.

Man hat Ihnen, wenn man Ihnen wohlwollte, den Vorwurf gemacht, daß Sie ſich dem Auslande zugewendet haben, früher für Italien, jetzt für Paris Ihre Werke ſchufen, und es ſtets vorzogen, von andern Nationen Bücher, Künſtler und Beifall zu empfangen.

Was die Bücher betrifft, so wird man in dieser Zeit der Hungersnoth es Ihnen nicht verdenken können, daß Sie zum Fremden greifen; in dieser Zeit, wo Großes und Kleines dem Französischen abgeborgt wird, und von den Büchern vernachlässigt, durch keine Macht heraufbeschworen, der Fond dramatischer Kraft, der gewiß in unseren Dichtern ruht, unangewandt verraucht, gleich Barren edeln Metalles, die man in Münzgewölben ruhen läßt, statt ihnen durch Gepräge Währung und Umlauf zu geben. Diese Bücher führen nun aber auch das Andere mit sich: die fremden Künstler und den fremden Beifall, und Beides ist so vollgültig, daß es das Einheimische weit überflügelt. Diese Vorzüge sind zu anerkannt, als daß es nöthig wäre, hier noch weitläufig darüber zu werden. Leider aber haben wir Sie fast ganz darüber verloren. Sie schaffen Ihre Werke nach einem Maßstabe, der unsere Bühnen-Gränzen so weit überragt, daß es fast unmöglich wird, sie uns mit Anstand anzueignen.

Nicht als Vorwurf spreche ich es hier aus: Sie sind kein deutscher Componist. Gluck lebte auch in Frankreich und schuf dort; allein Gluck blieb auch in Paris, was er in Wien gewesen war; die Wälder des Fichtelgebirges und die Luft, die er dort eingesogen, blieben ihm treu mitten in den Festen des Versailler Hofes; Ihre ganze Bildung war hingegen zu cosmopolitisch; schon als Berliner; dann Ihr väterliches Haus, nach größtem geselligen Zuschnitte, die frühen Berührungen mannichfachster Art, die frühen Reisen, das lange Verweilen unter Fremden. Nein! Sie sind kein deutscher Componist; aber zu Ihrem Troste sey es gesagt, Mozart ist es auch nicht; und wenn Beethoven einmal den Don Juan die deutscheste Oper genannt haben soll, so begreife ich diesen Ausspruch eben so wenig, wie ich manche Schöpfung des hohen Mannes noch nicht begriffen habe, obgleich ich seine Werke, so lange sich der Sinn für Musik in mir regt, und so lange ich leben werde, mit religiöser Andacht in mir aufnehme. Gott bewahre uns davor, daß irgend einer unserer kritischen Eiferer den Don Juan ein deutsches Werk nennen hörte, er würde sogleich den Bannstrahl darnach schleudern, über Unmoral und Schlüpfrigkeiten selbst in der Musik schreien, und Mozart unbedingt dem jungen Deutschland beigesellen. Wir hätten dann wieder ein Votum über das andere, und die ganze Litanei der saubern Clique auszustehen; und am Ende würde vielleicht von irgend einem verschrobenen Kopfe aus Mozarts ehrlichem Namen seine jüdische Abkunft herausbuchstabirt, und wie er eigentlich Moses geheißen. Und im Don Juan machte doch noch die Hölle Vieles wieder gut; wie ist es aber erst in dem ganz verdammenswerthen Figaro, wo sich die

Schuldigen am Schluſſe wie zum Tanze die Hände reichen, und ohne Reue und Beſſerung zu zeigen, mit fröhlichen Hymnen den tollen Tag beſchließen.

Nein, Mozart iſt nur ganz deutſch in ſeiner Entführung und in der Zauberflöte, dann in einigen ſeiner Lieder; Beethoven iſt es ganz; eben ſo Weigel zum Theil, Weber, Winter, Gluck. Sie aber ſind, trotz deutſcher Studien unter Abt Vogler, trotz Ihres Lebens und Wirkens in Italien, aus freier Wahl ein Franzoſe geworden, und ich kann Ihnen nur Glück hierzu wünſchen. Um nicht mißverſtanden zu werden, füge ich hinzu, daß ich hier nur von Ihrer Erſcheinung im Kunſtgebiete zu ſprechen beabſichtige; ich will weder Ihr Deutſchthum, noch Ihr Preußenthum in anderer Beziehung antaſten.

Ihre Erfolge waren ſo groß und glänzend, daß wir wohl nicht hoffen dürfen, Sie Ihrer künſtleriſchen Thätigkeit eine andere Richtung geben zu ſehen.

Was Sie nun aber hauptſächlich in dieſe fremde Bahn lenkte, war nichts Anderes, als der jammervolle Zuſtand der deutſchen Bühne, die ſo wenig Vortheile dem deutſchen Künſtler zu gewähren im Stande iſt. Nicht jene pecuniären Vortheile habe ich hier im Auge, jene franzöſiſchen Tantiemen, von denen ſo viel unter uns von Leuten gefaſelt wurde, die das Ding gar nicht einmal begriffen hatten. Dieß kommt bei Ihnen nicht in Betracht, und andererſeits trägt ein gewöhnliches Luſtſpiel, das alle deutſche Bühnen geben, mehr als tauſend Thaler ein, eine Summe, welche die Genügſamkeit eines deutſchen Theaterdichters wohl zufrieden ſtellt. Daß es aber ſo iſt, hatte ich Gelegenheit gründlich zu erfahren.

Hier aber verſtehe ich höhere Vortheile, die dem Künſtler wie die Lebensluft ſind.

Ich will jetzt auf unſere geſtrige Darſtellung Ihrer Oper zurückkommen, weil nichts beſſer im Stande iſt, den Zuſtand des deutſchen Theaters klarer auseinander zu ſetzen.

Kein Land in der Welt zählt wohl ſo viele mittelmäßige Schauſpieler, als unſer Vaterland; nirgends verkümmern ſo viele tüchtige Talente auf halbem Wege, verſauern ſo viele regſame Beſtrebungen in einer nutzloſen Thätigkeit, als bei uns. O die leidige Einrichtung der Hoftheater! Geſtern hörte ich Stimmen, friſcher, kräftiger, als in manchem vergoldeten Hauſe; die Leute bemühten ſich, ihr Beſtes zu geben, während fette Gänche, die für zehn Jahre und länger geborgen ſind, ſchlaff und matt agiren; unſtät umhergeworfen, haben jene oft Gelegenheit, das Beſte zu ſehen, und ſind nicht vornehm genug, es in der

Fremde zu benützen, während der Hoftheatermann nur ſtets ſich ſelbſt im Spiegel ſieht, und die Hand Morgens beim Weine drückt, die ihm Abends Beifall zuklatſcht. Aber das Streben jener armen Leute erreicht nur ſelten das rechte Ziel; entweder werden ſie alt und elend, oder das Glück führt auch ſie in den Schlund eines Hoftheaters, wo ſie roſtig und ſtaubig werden, und ihr Licht nur vor einem kleinen Privat-Publikumchen leuchten laſſen, das oft nur eine große Familie bildet; wie ein Kunſtwerk, das, von Engländern angekauft, zu dem Vielen wandert, was die engliſchen Schlöſſer der Welt für ewig entzogen haben.

Würde bei uns, wie in Frankreich, England und Italien, nur das Talent bezahlt, und nach dem Grade bezahlt werden, als es noch im Stande iſt, dem Publikum Vergnügen zu machen, ſo wäre Vieles von dem, was wir jetzt in ſo troſtloſer Lage auf unſeren Wanderungen antreffen, genöthigt, ernſte Studien zu ſeiner Bildung vorzunehmen, um den Fund zu verſilbern, den ihm die Natur verliehen. Wir verdanken dieſem Prinzipe ſchon einige glänzende Erſcheinungen, eine Heineſetter, Schebeſt, und ſelbſt Wild und die Schröder-Devrient.

Wenn nur die zu feſt engagirten, penſionsfähigen Künſtler nicht den Andern Raum und Licht verſperren würden, es wäre im Allgemeinen beſſer. Man könnte einen ſolchen Hoftheatermann wohl mit Recht in dem Sinne einen „bürgerlichen Künſtler“ nennen, wie in Wien und München ſich Schneider und Schuſter das Prädikat „bürgerlich“ zulegen.

Die Bürgerlichkeit iſt aber überall in Ehren zu halten, nur nicht im Gebiete der Kunſt!

Was die Schauſpieler hier in Baden von dem ihrigen in die Vorſtellung trugen, war zum Verwundern. Ich mußte ſogar meinen gar zu kleinen Maßſtab, den ich mitgenommen hatte, auseinander ziehen, oder mit einem größeren vertauſchen. Doppelt überraſchend wurde noch die Leiſtung der Einzelnen, wenn man die Umgebung betrachtete, und, ein edleres Gefühl bei ihnen vorausſetzend, das in Anſchlag brachte, was ſie dabei empfinden mußten, und was jedenfalls ſtörend auf ſie einwirkte.

Alles Uebel hatte der Director allein verſchuldet, und wenn er ſelbſt oder ein Anderer drucken ließ: „daß es ihm als Verdienſt anzurechnen ſey, die Hugenotten gegeben zu haben,“ ſo iſt dieß eben ſo viel werth, als wenn man Aehnliches von dieſer und jener kunſtſinnigen und preiswürdigen Intendanz berichtet. Ein Meiſterſtück ſchnell zu geben, wenn man es überhaupt geben kann, iſt Schuldigkeit; es ſchlecht zu

geben, verdient Züchtigung; das Hauptverdienſt der guten Darſtellung kommt auf die Rechnung der darſtellenden Talente, denen der Intendant gewöhnlich nichts zu ſagen weiß, und die ſich auch von ihm nichts ſagen laſſen würden; was ſonſt dem Publikum noch gefällt, gehört dem Schneider, dem Maler, dem Maſchiniſten, dem Chordirector, dem Orcheſter, dem Kapellmeiſter. Wo ſteckte denn wohl hier das Verdienſt der Intendanz? Der Mann alſo, der ſich unterſtanden hat, Ihre Hugenotten ſo aufzuführen, verdient ſicherlich keinen Dank; ihm gebührte eine ernſte Strafe, wenn er nicht ein deutſcher Theater-Director wäre, und dieſen Leuten Alles erlaubt zu ſeyn ſchiene.

Der deutſche Schauſpieler in der Wildheit — ich erlaube mir dieſen Ausdruck, weil er bezeichnend iſt — kann Alles. Denken Sie nur: Raoul, Nevers, St. Bris, Marcel, und nun noch der Sänger des Rataplan, plan, plan, und die drei Mönche. Alles war da! Ich bin überzeugt, daß ſich ſämmtliche Schauſpieler in Sänger verwandelten, und, von heiligem Eifer durchglüht, ſich die Partien eingeigen ließen. Eben ſo war es bei den Sängerinnen der Fall; ſelbſt Tänzerinnen und Tänzer fehlten nicht. Und dieß Alles in

„dieſem O von Holz“ —

wie Shakespeare den Chorus ſagen läßt.

Das Orcheſter war, wie auf dem Zettel ſtand, durch Militär-Muſiker verſtärkt worden; ich begreife nicht, was dieſes Orcheſter ohne die Verſtärkung geweſen ſeyn kann. Lichtenbergs Meſſer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Ein Horn und ein Fagott röchelten, was Sie für den ehernen Athem der Trompeten, Poſaunen uud Ophycleïden erſonnen hatten; alle Lärm-Inſtrumente fehlten; ſtatt der Pauke hörte man den Taktſtock des ſchwitzenden Dirigenten, der kaum Zeit gehabt hatte, die überwältigende Partitur durchzufliegen; und wo in Paris die Arpeggien der neun Harfen den Chor der Himmliſchen verſinnlichen, pitzte hier ein armer Violineinſiedler ein kleines wenig. Oft ſchwieg das Orcheſter ganz, wo die Inſtrumente, die nicht da waren, ihre Soli hatten; oft miaute und krächzte widernatürlich ein geplagtes Inſtrument, wo ein anderes wettern ſollte; beſonders litten die reich inſtrumentirten Chöre dadurch. Sie können denken, wie ſich die vereinzelten Stimmen der Chöre ausnahmen, ohne Bindungsmittel, ohne Begleitung, ohne Leitung ungezügelt einher galoppirend. Und dieß wagte ein deutſcher Theater-Director, der nichts zu thun zu haben glaubt, als ſich einer geſtochenen Partitur zu bemächtigen, um ein vollgültiges Recht zu ſolchem Unfug zu beſitzen. Was hilft es Ihnen nun, daß Sie zu den Fran-

zoſen übergingen? Sie müſſen doch an unſeren Gebrechen verbluten. Aber Sie werden nun wenigſtens auf meine Seite treten, wenn ich dem Theater-Director keine Dankadreſſe für ſein ſchnödes Beginnen votire.

Von Seiten des Orcheſters haben Sie ſo Schreckliches bei den deutſchen Hoftheatern nicht zu erfahren. Der deutſche Muſiker iſt gewiſſenhaft, was die Franzoſen religiös nennen; und wenn er hin und her auch über Ihre Muſik raiſonnirt, ſo executirt er ſie doch gut. Die Kapellmeiſter ſind gewöhnlich bei uns ſehr tüchtige Männer, und außer einigen gemordeten Tempo's iſt von dieſer Seite nichts zu beſorgen. Eben ſo hat jede größere Bühne ihren wohlorganiſirten Chor, und was ein ordentlicher deutſcher Choriſt zu bedeuten hat, wiſſen Sie jetzt ſelbſt in Paris und London. Trauriger wird es aber überall mit den Hauptpartien ausſehen, hauptſächlich aber mit dem, was man die Scenerie nennt, und wovon die meiſten unſerer Regiſſeure noch ganz verkehrte Begriffe haben.

Noch ehe ich davon ſpreche, werden Sie ſchon ungefähr wiſſen, was hier davon zu erwarten.

Von Decorationen im Sinne der großen Oper konnte natürlich nicht die Rede ſeyn; als ich aber ſtatt der luftigen, ſonnenglänzenden Zinnen des Schloſſes Chenonceaux, welche Ihre jungen, phantaſtiſchen Maler an Ort und Stelle, mit großen Koſten aufnahmen, ein einziges Fenſter und eine Thüre darunter, mitten auf der Bühne hingeſtellt ſah, da erblickte ich auch hierin einen Mord, und mochte mich bei dem Mörder wahrlich, trotz aller Aufforderungen dazu, nicht bedanken. Und ſo ging es weiter. Irgend ein Fort, mit Kreide auf Grau gemalt, und Wellen davor, die wie Maulwurfshügel ausſahen, war das alte Paris und die Seine; alle folgenden Acte boten dieſelbe Troſtloſigkeit.

Wie es nun aber gar an's Tanzen ging, da ſträubten ſich mir die Haare empor, und kalte Schauer rieſelten über meinen Leib. Ich konnte nicht lachen, wie die Anderen um mich. Das Ballet in den Hugenotten, ſo gut es auch in Paris beſorgt wurde, wird von der großen Handlung zurückgedrängt, es bleibt nur Nebenſache; hier wurde es zur Hauptſache.

Ein Herr, deſſen Name mir entfallen iſt, war als Balletmeiſter auf dem Zettel genannt worden, und wenn der Director für Etwas Dank verdiente, ſo wäre es hierfür geweſen: der Herr Balletmeiſter hätte ſich nämlich bei ihm für dieſe Ehre bedanken ſollen.

Zuerſt hingen die Nymphen im Gefolge der Königin ihre Schleier und Gürtel über die Hecken, und nahmen ſchwere, lange, rothe Stücke

Zeug, womit ſie allerlei plumpe Wendungen und Verdrehungen machten, wodurch Figuren entſtanden, die lebhaft an die Läden der Rue St. Denis erinnerten, die mit ähnlichen Draperien verſehen ſind. Dann folgte ein Zigeunertanz, das unbeſtreitbare Eigenthum jeder Scheunentruppe, ſeitdem Preziosa geboren ward. Was wir hier von der Eigenſchaft eines Solotänzers an dem Herrn Balletmeiſter gewahrten, ließ unſere kühnſten Erwartungen noch weit zurück. Im letzten Acte endlich, wo Sie ſich die Sarabande dachten, und mit ſo großer Gelehrſamkeit die alten Weiſen dazu ſuchten, ſah man einige Paare ſich unordentlich, mit den Füßen ſchleifend, umherdrehen, und ſchmutzige Stäbe in den Händen, auf denen kleine Talgſtümpchen flackerten, und bald verlöſchten. Dieß nennt man auf deutſchen Theatern einen Fackeltanz, und den haben ſie ſich durch den Spor'ſchen Fauſt als Erbtheil angeeignet.

Die Sache, mein Herr, war außer dem Scherz, und ſo jämmerlich-elend, daß ich es Ihnen gar nicht zu beſchreiben im Stande wäre, wenn ich auch die Luſt dazu hätte. Um ſo mehr finde ich Sie aber zu beklagen, da man Sie von dieſer Seite am meiſten bei uns verwunden wird. Faſt alle unſere Bühnen haben etwas, was ſie Ballet nennen, und Einige von ihnen ſind ſogar ſo närriſch, daß ſie ſtolz darauf ſind. Ich aber gebe Ihnen hiermit die Verſicherung, daß Sie gewiß nie einen Tact Tanzmuſik Ihrer Partitur eingewoben haben würden, wenn Sie ſich ſolche Tänzer dazu gedacht hätten. Ein Ball im Vauxhall d'Eté zeigt mehr Grazie und Anſtand, und die Griſette hat gewiß nettere Füße und feinere Schuhe, wenn ſie ſich bloß zu ihrem Privatvergnügen auf den Tanzboden wagt, als dieſe Solotänzerinnen deutſcher Ballette.

Es iſt unglaublich, welche falſchverſtandene Gutmüthigkeit die Deutſchen zu beſitzen, ſich zur Ehre anrechnen. Sie ſind im Allgemeinen nicht eben gutmüthig im rechten Sinne zu nennen; ſie raufen gern, zanken und ſtreiten um Geringfügigkeiten, machen für ihr Leben gern Scandal, wie denn ihre Erklärungen und Gegenerklärungen in allen öffentlichen Blättern und Journalen, die über jede Unerheblichkeit mit ſo vieler Malice als möglich, von jeder Seite ausgeſtattet werden, auch unter Anderem wohl zu beweiſen im Stande ſind. Aber das Theater entwaffnet ſie; da werden ſie zahm wie die Lämmer, und knurrt hinterher einmal ein Recenſent, ſo macht das Publicum gern mit dem ſchlechteſten und gemeinſten Komödianten gemeinſchaftliche Sache, und möchte den Hund überfallen und todtſchlagen.

„Was kann man denn erwarten?“ — „Man muß Nachſicht

haben! — „Mein Gott, die Leute thun, was sie können!“ — „Verlangen Sie etwa gar ein Ballet, und Decorationen, wie in Paris?“ — so hört man es in einem fort.

Ich hatte freilich Nichts erwartet; ich sah, daß die Leute thaten, was sie konnten, und verlangte weder Ballet noch Decorationen wie in Paris; aber ich verlangte auch keine Hugenotten so aufgeführt, und will daher nichts von Nachsicht wissen.

Wie schmählich ist's, bei gesunden Gliedern um Allmosen zu betteln? eben so schmählich aber ist es auch, seine Kräfte mißkennen, und sich mit Nachsicht begnügen, wo man Anerkennung fordern könnte, wenn man diese Kräfte mit Einsicht verwendete.

Das Verkehrte liegt aber ganz in der Einrichtung, und Alles muß daher eben nur auf die Nachsicht berechnet seyn. Warum würde sonst wohl ein Director, ohne Decorationen und ohne Orchester, ohne Chor und ohne Ballet, einen Menschentroß mit sich herumziehen, der so groß ist, alle unsere großen Opern und Schauspiele vom Kätchen von Heilbronn bis zu den Hugenotten tant bien que mal abzuspielen? Für das Geld, was ihn diese Unzahl dennoch schlecht bezahlter Subjecte kostet, würde er ein kleines Ensemble um sich versammeln können, das im Stande wäre, kleine Komödien in möglichster Vollendung darzustellen. Und dann brauchte Niemand Nachsicht zu haben. Aber unsere Theaterlust ist bloße Neugierde und von ächter Kunstliebe besitzen wir nichts; und offen gestanden: es gibt noch Viele unter uns, die auf Bildung Anspruch machen, und in diesen Sachen so einfältig dumm sind, daß ihnen auch solch' eine Aufführung der Hugenotten recht ist. Ich habe oft schon solche Leute kennen gelernt, und Intendanten und Directoren stehen in dieser meiner Erfahrung nicht in letzter Reihe.

„Es soll ein Quartett gespielt werden!“ befiehlt der Bürgermeister von Krähwinkel in Kotzebue's Carolus Magnus.

„Wir haben nur drei Stadt-Musikanten, Gestrenger!“ entgegnet devotest Claus der Rathsdiener.

„Nun, so will ich, daß heute drei Mann des Quartett spielen sollen!“ spricht der weise Bürgermeister.

So etwas kann man wohl hier und da von Herren mit Orden zu hören bekommen. Wir haben ja Alle so viel von Krähwinklern an uns kleben!

Dieß, mein Herr, hat sich mit Ihren Hugenotten am 15. August, im Eintausend Achthundert und Sieben und Dreißigsten Jahre der Gnade in Baden zugetragen, gerade, als den Abend vorher ein Ball

ſtatt fand, wo die ſchönſten Damen verſammelt waren, wo Alles im glänzendſten Schmucke von Blumen und Brillanten ſtrahlte, als die lieblichſten Polinnen eine Mazurka tanzten. Dieſer Ball und dieſes Theater, welch ein koloſſaler Widerſpruch! Die Muſik auf dem Balle war aber ebenfalls ſehr ſchlecht, und iſt es hier überall.

Was ich nun eigentlich mit dieſem Schreiben wollte, läßt ſich in wenig Worten zuſammenfaſſen; ich wünſchte Ihnen offen und ehrlich zu ſagen, was Sie nach dem jetzigen Zuſtande unſerer Bühnen, mit dem ich ſo ziemlich im Klaren bin, von der Aufführung Ihrer Hugenotten zu erwarten haben. Mehr oder weniger wird überall, wie auch hier, an die Nachſicht appellirt werden müſſen; eine grandiöſe Aufführung in allen Theilen ſteht wohl nirgendswo zu hoffen, da Wien und Berlin, wie ich höre, vielleicht die Oper gar nicht auf ihr Repertoir zulaſſen werden.

Ich wünſche Ihnen Glück dazu, mein Herr, daß Ihre ſonſtigen Mittel im Stande waren, Sie über die Miſere des deutſchen Theaters zu erheben, daß Sie ſich, aller Unbill, die Ihnen dieſe zufügen können, zum Trotz, eine Scene durch Ihr großes Talent erobert haben, wo Sie in dieſem Augenblicke ohne Nebenbuhler herrſchen. Eine Aufführung, wie die hieſige, und wenn ſie ſich auf dreißig anderen deutſchen Bühnen wiederholte, kann ihren Ruhm nicht beeinträchtigen; denn ſelbſt in dieſer Mangelhaftigkeit, als bloßer Torſo, erregte das Werk ſtellenweiſe Erſtaunen.

Ich freue mich auf Ihre neuen Werke, die ich in Paris zu ſehen hoffe; dort will ich Ihnen dann mündlich wiederholen, was ich ſchon ſo oft öffentlich ausgeſprochen habe: Zählen Sie mich zu Ihren aufrichtigſten und wärmſten Bewunderern.

Ganz der Ihre

Auguſt Lewald.

Die Seine von Havre bis Rouen.

Aus dem Tagebuche eines Müßigen.

Zweiter Artikel.

Das Kloſter Fontenelle, ſpäter St. Wandrille genannt, wurde von St. Ouen im ſiebenten Jahrhundert geſtiftet. Wandrille war ſein erſter Abt. Wir werden in den Ruinen von Jumièges das Andenken Philiberts wiederfinden, der mit St. Ouen und St. Wandrille ein geiſtiges Triumvirat bildete, das in den Zeiten der rohen Gewalt unter den Merovingern den Anker der Wiſſenſchaft und Aufklärung auszuwerfen ſuchte. Der Haß gegen eine ausgeartete Inſtitution erklärt es, wenn die Feinde der Geiſtlichkeit im vorigen Jahrhunderte ihr auch ſelbſt das Verdienſt zu rauben ſuchte, was ihr die Geſchichte mit Freuden zugeſteht. In den Zeiten der rohen Gewalt war das Streben der Geiſtlichkeit ein Glück, oft ein Fortſchritt, und nur ſobald ſie ſtark und ausſchließlich wurde, als ſie dem Gedanken Gränzen ſetzen, den Glauben an den Befehl, den Geiſt an das Wort feſſeln, als ſie nicht mehr belehren und überzeugen, ſondern herrſchen und gebieten wollte, wurde ſie ein größeres Unglück als die rohe Gewalt ſelbſt, denn dieſe feſſelt nur den Leib, jene aber auch den Geiſt; dieſe verlangt nur eine negative Anerkennung, jene ein poſi-

des Aufgeben der eigenen Ansichten, und das Eingehen in die augenblicklich geltenden Grundsätze.

Das Kloster von Fontenelle wurde unter seinem ersten Abte Wandrille, und blieb eine Zeitlang der Zufluchtsort der Wissenschaft und die Schule, aus der die dünngesäten Lichtstrahlen jener Zeit ausflossen. Wandrille sammelte in seinem Kloster bald eine für seine Zeit bedeutende Bibliothek. Die Jugend floß hier zusammen, und füllte die Schulen, und verbreitete von hier aus im Lande das Licht der Wissenschaften.

Schon in den ersten Jahren seines Bestehens gab das Kloster dem Bischoffitze von Lyon zwei Hirten, Genesius und Lambert, und ebenso dem Sitze von Rouen einen Nachfolger St. Ouens in dem Bischofe Hubert. Das Benehmen dieses Bischofes, der am Tage seiner Einsetzung zwei Tische decken ließ, und zwar einen für seine reichen Gäste, und einen für die Armen, und der sich zu den Letztern setzte, und jene allein essen ließ; der die Schätze seiner Kirche den Nothleidenden öffnete, ist ein Beweis für den Geist, der damals in jenem Kloster herrschte.

Aber dieser Geist der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft und der Aufklärung sollte nicht von langer Dauer in dem Kloster seyn. Dasselbe war nur eine Oase in der großen Wüste, und der Sturm der Zeit wehte darüber hin, und die frischen, jungen Bäume erstarben.

Carl der Große versuchte hier das alte wissenschaftliche Streben wieder neu zu beleben, denn er hatte bereits begriffen, daß die Wissenschaft zum Diener der Gewalt werden könne, daß ihr Schwert oft schärfer, als selbst das eines Rolands sey. Eine Zeitlang blühten die Schulen in Fontenelle wieder, und die Nachwelt verdankt den Mönchen dieses Klosters die erste Sammlung der Capitularen, die den Schlüssel zu dem Streben Carl des Großen geben.

Unter seinen Nachfolgern aber trat die alte Unwissenheit, die Herrschaft der rohen Gewalt wieder hervor, und von da an ist die Geschichte von St. Wandrille nur ein ewiger Wechsel von Pfaffenanmaßungen, von Scheinheiligkeit und Ausschweifungen, denen nur dann und wann ein ernstlich gemeinter Versuch, die ursprüngliche Reinheit des Berufes des Klosters wieder herzustellen, entgegentritt, und zwar meist ohne allen Erfolg, und nur ausnahmsweise eine momentane Verbesserung zur Folge habend.

Der letzte der Merovinger, Theodorich, Sohn Childerichs, starb

hier. Der Fluch, der auf seinen Vätern lastete, entlud sich über ihn. So will es die Gerechtigkeit der Geschichte, die durch den Sohn und Enkel die Sünden des Vaters sühnt.

Selbst an dem todten Steine geht die Geschichte nicht vorüber, ohne ihre Lehren in ihn einzuschreiben. Und so verkünden jene Ruinen der Kirche, die einst von den Gott lästernden Gebetchen einer erheuchelten Frömmigkeit, wiederhallten, und durch die jetzt der Wind ohne Widerstand zu finden weht, und mit jedem Sturme ein Paar Steine mehr abreißt, daß eine Gerechtigkeit waltet, die über den Berechnungen der Menschheit steht. Und an jene Klostermauern, in welchen man vor Zeiten mit Gelübden, bei denen man Gott zum Zeugen gerufen hatte, spielte, und in den jetzt das Spinnrad und die Dampfmaschinen wiederhallen, steht das Urtheil geschrieben, das den Müßiggang, der sich berufen glaubt, hier und selbst jenseits das Geschick der Menschen zu lenken, verurtheilt, und der Arbeit das Recht gibt, ihn auszutreiben.

Ehe man Jumièges, das Zwillingskloster des von Fontenelle, sieht, fährt man an einem schönen, gut erhaltenen Schlosse, La Maillerie vorüber. Der Park und das Schloß sind schön. Sie waren das Eigenthum der Madame de Nagu, von der schon bei Archer die Rede war, und hier wie dort war sie die Wohlthäterin der in ihrer Nähe Wohnenden. Sie hat sich ein Monument in der Liebe der Armen gebaut. Ihr Name wird im Munde des Volkes fortleben, und ihre Geschichte sich über kurz oder lang in eine normannische Volkssage verwandeln.

Jumièges, dessen Ruinen, noch in ihrer Zerstörung stolz, uns aus der Ferne zuwinken, ist wie gesagt, der Zwillingsbruder des Klosters St. Wandrille. Seine Geschichte ist, in Bezug auf das Streben und Treiben der Geistlichkeit, dieselbe, und nur die Namen ändern. St. Ouen, der Vertraute Clovis II., war der Stifter, St. Philibert der erste Abt. Das Kloster hatte noch größern Zufluß als Fontenelle, denn die Zahl der Mönche stieg in zehn Jahren von siebenzig auf nicht weniger als achthundert.

Später traten dieselben Verhältnisse ein, und wir finden hier wie in Fontenelle die Verwilderung der Klostergeistlichen, und das vereinzelte und vorübergehende Streben einer Reform, bis endlich der Pabst Benedict XII. sie (1330) einlud, wenigstens nicht öffentlich die Kloster-

regeln und die Geſetze der Sitten und der Menſchlichkeit mit Füßen zu treten.

Selbſt in den zufälligen Ereigniſſen hat die Geſchichte von Jumièges Aehnliches aufzuweiſen, wie die von Fontenelle.

Ein Fürſt, deſſen Andenken der Wanderer in den Ruinen von Jumièges begegnet, iſt Carl VII. von Frankreich. Doch gehört die Aufmerkſamkeit, die Jumièges und ſeine Geſchichtſchreiber ihm bezeigen, ihm nur als dem Satteliten eines glänzendern Sternes. Agnes Sorel hatte den König, während er die Engländer aus der Normandie vertrieb, hierher begleitet und wohnte in dem nahen Schloſſe Mesnil, wo ſie ſtarb.

Ihr Herz wurde in Jumièges begraben, ihr Andenken feſſelte ſich an die Mauern, in denen ihr Geliebter, den ſie hier täglich beſuchte, wohnte; und es gibt ſelten einen Franzoſen, der, hier vorbeifahrend, ihr nicht ſeinen Zoll an Galanterie abträgt.

Es iſt bekannt, wie Agnes Sorel den willenloſen Fürſten durch ihre Liebe zur That anfeuerte, wie ſie den Sieg zum Preiſe ihrer Gunſt machte. England wurde nicht durch die Franzoſen, ſondern durch die Franzöſinnen beſiegt, und die beiden ſiegreichen Heldinnen heißen Agnes Sorel und Jeanne d'Arc. Die erſtere wußte aus einem entnervten Fürſten einen Mann, die letztere aus einem entmuthigten Haufen ein Heer zu machen; die erſtere gab dem Fürſten den Willen zu kämpfen, die letztere dem Volke die Macht zu ſiegen. Die franzöſiſchen Frauen können ſtolz auf beide ſeyn, und wenn es nur dieſe beiden gäbe, die in Frankreich zu Heldinnen wurden, ſo rechtfertigt ſich ſchon die Galanterie der Franzoſen für die Frauen. Im Allgemeinen ſind aber die franzöſiſchen Frauen viel energiſcher, viel ſelbſtſtändiger als die irgend eines anderen Volkes, vielleicht mit Ausnahme der polniſchen Frauen. Ein deutſches Weib hat eine Kraft zu leiden und auszudauern, wie ſie keine Franzöſinn hat, dieſe aber empört ſich, ſobald ſie nicht mehr im Stande iſt, zu ertragen, was ihre Kräfte überſteigt. Daher jene neue Idee der franzöſiſchen Weiber, die Rechte der Männer in Anſpruch nehmen zu wollen, ſeit die Männer angefangen, die Rechte der Weiber nicht mehr zu achten, ſeit der Mann ihnen die Laſten aufgelegt, und von ſich abgewälzt hat, die er ſelbſt zu tragen berufen iſt.

Agnes Sorel iſt eine in ihrer Art ſo ſchöne Erſcheinung als die Jungfrau ſelbſt. Sie blieb ganz und gar Weib, ſie beſiegte die

Engländer mit den Waffen, die ihr die Natur gegeben hatte, um zu siegen.

Jeanne d'Arc aber borgte von einem Manne ein Schwert und einen Helm, und wurde ein Mann, alle Andere beschämend. Wahrlich ein Weib muß die Erstere mehr beneiden, als die Letztere; die Männer aber müssen erröthen, wenn sie an die Jungfrau denken.

Johanna erhielt eine Martyrkrone und Agnes sah die Söhne groß werden, die sie an ihrem Busen gesäugt; jene starb auf dem Scheiterhaufen, und diese — indem sie einem Kinde das Leben gab; diese heißt la belle des belles und jene la pucelle!

Die schlichten, tiefmoralischen Bauern der Normandie, die nicht hinter die königlichen Vorhänge sahen, die nicht wußten, daß jeder Kuß, den der König von seiner Geliebten erwarb, ein neuer Aufruf gegen die Feinde des Vaterlandes war, erkannten in Agnes Sorel nur die Maitresse und nicht die weibliche Heldin, und sprachen in Folge dieser Ansicht ihr Urtheil über sie.

So oft sie vom jenseitigen Ufer la belle des belles erblickten, riefen sie derselben Spottnamen zu, und zwar in der Art der Einwohner von Caen, die sich von einem Ufer zum andern anschreien. Gueuler heißt dieser Gebrauch in Caen, die Bauern von Jumièges nannten denselben: folerie, heulerie (wohl von heulen) oder foleux. Sie waren strenge Sittenrichter der alten Normannen, und sind es großentheils noch heute.

Alle diese verschiedenen Erinnerungen geben einer Wanderfahrt zu den Ruinen von Jumièges einen eigenen Reiz, wenn man bedenkt, daß schon das Bauwerk derselben großartig, daß sie in einer Gegend schön und blühend liegen, daß somit Natur, Kunst und die Geschichte sich hier die Hand reichen, um uns zu erheben, und unsern Gedanken einen höhern Schwung zu geben.

Für den Beobachter aber bietet die Umgegend von Jumièges noch andern Stoff dar. Wir haben gesehen, wie das Kloster in seinem Entstehen zu schönen Hoffnungen Anlaß gab, wie es eine Pflanzschule der Wissenschaft, Aufklärung und Glück verbreitend, zu werden versprach. Wer unter das Volk in der Umgegend des Klosters herabsteigt, muß leider gestehen, daß die Mönche ihr Versprechen nicht gehalten haben, daß sie im entgegengesetzten Sinne gewirkt haben, denn in der ganzen Normandie — und überall war die Geistlichkeit in

gleichem Sinne thätig, und fand abwärts ein Volk mit einer lebendigen Phantaſie — gibt es kaum eine Strecke Landes, wo der Unſinn und der Aberglaube größer, das Volk verdummter iſt, als hier *). Auf Schritt und Tritt begegnet man den Belegen zu dieſer Anſicht.

Die Schatzgräberei iſt hier an der Tagesordnung, und man nannte mir ein Dorf — ich habe den Namen vergeſſen — wo vor nicht langer Zeit alle Einwohner geſammter Hand ein ganzes Jahr hindurch nachtnächtlich nach Schätzen in einem Berge gruben, ehe ſie die Fruchtloſigkeit ihrer Arbeit einſahen. Das Alles war ſtets mit den gehörigen Beſchwörungen verbunden, und die Alten ſind noch jetzt feſt überzeugt, daß man nur in der Formel einen Fehler gemacht, und daß die Schätze ſicher da ſeyen, da die ſelige Gertrude, die eine ſehr ehrſame Hexe war, dieſelbe im Geiſte und in der Wahrheit geſehen habe. Bei dem Graben hielt man ſtets ein Paar alte Eſel bereit, um ſie mit den Schätzen zu beladen, denn es iſt hier eine ausgemachte Sache, daß der, der einen Schatz von dem Orte, wo er ihn findet, wegbringt, im nächſten Jahre ſterben muß, und da iſt es ganz pfiffig, eher einen alten vierbeinigen Eſel dazu bereit zu halten, als einen zweibeinigen.

Der Grund und Boden gehörte dem Kloſter, die Schätze alſo auch von Rechtswegen, wenigſtens zur Hälfte; und ſo erfand man die Gefahr, um den Finder zu zwingen, Hilfe zu holen, und hierdurch ſein Geheimniß ſelbſt zu verrathen.

Wenn das Vieh die Kolik hat, ſo braucht der Herr deſſelben nur am Tage Johannes des Täufers, vor Sonnen-Aufgang, barfuß und ohne geſehen zu werden, aus dem Felde ſeines Nachbarn zwei Handvoll Korngarben auszureißen, aus dieſer eine Art Schlinge zu machen, die er um den Leib der kranken Kuh windet, und dann das Evangelium: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott u. ſ. w.“ herzuſagen. Die Kuh macht dann einen Luftſprung, und iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer, wenn es nicht krank iſt.

Iſt aber Jemand ertrunken, und findet man nicht gleich ſeine Leiche, ſo braucht man nur eine Kerze weihen zu laſſen, ſetzt dieſe auf ein Brett, ſteckt ſie an, und überläßt Brett und Kerze dem Waſſer. Man kann ſicher ſeyn, daß das Lichtlein — ſtromauf- oder ſtromabwärts iſt einerlei — dahin ſchwimmt und ſtehen bleibt, wo die Leiche liegt.

---

*) Ich citire hier den Geſchichtſchreiber von Jumièges, Dochamps hist. de Jumièges S. 254.

An Wunder-Erzählungen iſt natürlich die ganze Gegend reich genug.

Eines der auffallendſten Wunder iſt das, welches bei Gelegenheit des Todes des zweiten Abtes, Alcadre, ſtattgehabt haben ſoll. Als dieſer fühlte, daß ſein Stündlein nahe, wurde er unruhig, nicht über ſeinen Tod, ſondern über die Zukunft ſeiner neunhundert Mönche, die er zurücklaſſen mußte.

Er befürchtete, daß die Menge der Mönche die Geſchäfte des zukünftigen Abtes zu ſehr verwirren würde, und bat daher den Herrn, daß er ihn noch eine Zeitlang leben laſſen möge. In der Nacht aber hatte er eine Erſcheinung. Der Engel Gabriel oder Michael kam zu ihm, und ſagte ihm: er habe Recht, und der Herr wolle für die zukünftige Ruhe des Kloſters ſorgen. Und der Engel ging in dem Schlafſaale der Mönche umher, und bezeichnete ihrer 460, die Frömmſten, mit einer Palme, und trat dann wieder zum Abte, und ſagte ihm: „Beruhige Dich, Alle, die ich bezeichnet habe, ſind vom Herrn würdig befunden worden, vor ihm zu erſcheinen, und werden in der dritten Nacht von heute an vor ihn treten.“

Der Abt ſtand geſtärkten Herzens auf, rief die Mönche zuſammen, und verkündigte ihnen das Urtheil ihres nahen ewigen Lebens. Alle bereiteten ſich zum Tode vor, und in der dritten Nacht, als ſie ihr Amen zum Mitternachtsgebete geſagt, ſtarb die ganze ſelige Schaar.

Daß hier ein Engel, der Würgengel der Peſt, mit im Spiele war, iſt ziemlich klar. Die Peſt iſt aber eine Geißel Gottes, und die Mönche mochten nicht gerne ſehen, daß das Volk glaube, der Herr geißle mitunter die Hirten eben ſo gut, als die Schafe. So entſtand das Wunder.

Ein weiteres Mirakel weist ebenfalls ziemlich direkt auf ſeine Quelle zurück. Nahe bei dem Mönchekloſter war ein von St. Philibert geſtiftetes Nonnenkloſter. Ob der Heilige klug gehandelt hatte, die Zellen der Nonnen ſo nahe an die der Mönche zu ſetzen, iſt eine Frage. Jedenfalls wurde, als der Heilige, nachdem er die Ungunſt ſeines heiligen Freundes St. Ouen auf ſich gezogen hatte, in's Gefängniß geworfen und dann verbannt wurde, die heilige Aebtiſſin von Pouilly, Ste. Auſtreberthe, ebenfalls aus ihrem Kloſter verwieſen. Doch wollte ich davon eigentlich gerade hier nicht ſprechen.

Die heilige Aebtiſſin und ihre Nonnen hatten unter anderen chriſtlichen Beſchäftigungen auch die, die Wäſche der Mönche rein zu waſchen,

übernommen. Ein treuer Eſel trug dieſelbe ſtets aus dem Mönchskloſter in's Nonnenkloſter und zurück. Eines Tages aber fiel ein reißender Wolf über den armen Eſel her, und zerriß ihn ohne alles Mitleiden. Als dieß die heilige Aebtiſſin hörte, wurde ſie ſehr böſe, und zwang durch ihr Gebet den Wolf, Eſelsdienſte zu verſehen. Sie lud ihm die Wäſche der heiligen Brüder auf, und der Wolf war, bis er vor Altersſchwäche ſtarb, ſo treu in ſeinem neuen Dienſte, wie ſein beſcheidener Vorgänger geweſen war.

Dem Wunder zu Ehren wurde eine Kapelle gebaut. Die Zeit und die Ereigniſſe riſſen dieſelbe nieder. Dann baute man ein Kreuz an ihre Stelle, la croix à l'âne, und ich weiß nicht, ob die Zeit dieſes bis jetzt verſchont hat. Ein Volksgebrauch aber, der nach den Gelehrten aus dieſer Wundergeſchichte hervorgegangen ſeyn ſoll, und in den wenigſtens Einiges von ihr übergegangen zu ſeyn ſcheint, beſteht noch, und wäre des Nacherzählens werth, ſelbſt wenn er nicht an dieſe Geſchichte erinnerte.

Brüderſchaften gibt es in Menge in dem Bereiche des Kloſters. Eine von dieſen hat den St. Jean Baptiſt zu ihrem Schutzpatrone gewählt und trägt ſeinen Namen. Der alljährlich neugewählte Vorſteher heißt le loup vert, und es ſcheint, als wenn er dieſen Namen dem obigen Wunder zu Ehren trage. Am Vorabende des Jahrestages (23. Juni) wird der neue grüne Wolf in ſein Amt eingeſetzt, und kein Kaiſer kann ſich rühmen, daß es bei ſeiner Krönung feierlicher hergehe.

Die ganze Brüderſchaft verſammelt ſich hierzu bei dem alten grünen Wolfe, und geht von hier aus in Prozeſſion, Kreuz und Fahne voran, und jeder mit einer Kappe geſchmückt, auf der das Bild des heiligen Johannes befeſtigt iſt, zur Kirche. Der grüne Wolf aber trägt eine weite, bis zur Erde reichende, grüne Toga, und auf dem Haupte eine hohe grüne Mütze ohne Ränder und mit Bändern geſchmückt. An der Spitze des Zuges trägt ein Knabe im Chorrocke zwei große Schellen, mit denen er beſtändig läutet, und deren Ton nur durch das Schießen der Brüder von Zeit zu Zeit unterbrochen wird. So ziehen ſie, die Hymne des heiligen Johannes ſingend, auf die Kirche zu. Nahe bei der Ruine der Abtei kommt der Pfarrer des Ortes, feſtlich geſchmückt, und von ſeinen Vicaren, dem Küſter und den Chorknaben begleitet, dem Zuge entgegen. Dieß Zuſammentreffen wird durch eine allgemeine Salve aller Schützen, die den Zug begleiten, gefeiert. So geht der Zug in die Kirche, wo der Prieſter die Vesper ſingt. Aus der

Kirche geht dann der ganze Zug wieder in feierlicher Ordnung zum alten grünen Wolfe, wo ein Essen, das nur aus Fischen und Mehlspeisen bestehen darf, die Herren Brüder erwartet. Nach dem Essen wird vor dem Hause des alten Wolfes ein großes Feuer angezündet, um das die Jungen und Mädchen, aber festlich, die letzteren mit Bändern geschmückt, herumtanzen, bis später die Brüderschaft sich wieder zur Prozession ordnet, Kreuz, Fahne und Schellen an der Spitze, um das Feuer zieht, und das ein erbauliches Lied singt. Nachdem dieser Gesang vollendet, beginnen alle Brüder, den alten grünen Wolf an ihrer Spitze, um das Feuer zu tanzen.

Der neue grüne Wolf aber nimmt eine Weidengerte, und schlägt mit dieser auf die Brüder los, die dann Hand in Hand, eine lange Kette bildend, den alten Wolf wieder an ihrer Spitze, dem neuen nachlaufen, und ihn so dreimal haschen und fangen müssen, ehe er wirklich zum grünen Wolfe wird. Beim dritten Male heben sie ihn auf ihre Schultern, eilen mit ihm auf's Feuer zu, und thun, als ob sie ihn in dasselbe hineinwerfen wollten, was dann aber glücklicher Weise für ihn nur eine Neckerei und die letzte Prüfung seines Muthes ist.

Dann beginnt einer der Anwesenden das folgende Lied:

Voici la St. Jean,
L'heureuse journée,
Que nos amoureux
Vont à l'assemblée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Que nos amoureux
Vont à l'assemblée,
Le mien y sera
J'en suis assurée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Le mien y sera
J'en suis assurée,
Il m'a apporté
Ceinture dorée,
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Il m'a apporté
Ceinture dorée,
Je voudrais ma foi
Quelle fut brûlée.
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Je voudrais ma foi
Qu'elle fût brûlée
Et moi dans mon lit
Avec lui couchée.
Marchons joli coeur
La lune et levée.

Et moi dans mon lit
Avec lui couchée,
De l'attendre ici
J'en suis ennuyée,
Marchons joli coeur
La lune est levée.

Das Lied, das unter Begleitung einer Violine geſungen wird, iſt
ıl ſo alt, als das Feſt ſelbſt, und da in demſelben von dem hei-
n Johannes im Entfernteſten nicht die Rede iſt, ſo könnte es bei-
e ſo ſcheinen, als wenn dieſer Heilige ein ſpäterer Zuſatz wäre,
das Feſt früher einen anderen Sinn gehabt habe. Nach ſo voll-
chten Ceremonien erhält der neue Wolf die Inſignien ſeiner Würde,
beiden Schellen, und zieht dann an der Spitze der Brüderſchaft in
Haus, wo ein Abendeſſen, wieder nur aus Faſtenſpeiſen zubereitet, auf-
agen wird. Bis Mitternacht herrſcht an der Feſttafel, an der nur
ider ſitzen dürfen — für andere Verwandte und Freunde werden
ne Tiſche gedeckt — eine ſehr ſtrenge Etikette.

Der grüne Wolf iſt der gewiſſenhafteſte Cenſor der Brüder, und
ıgt jeden, eine Strafe zu zahlen, dem ein unanſtändiges Wort ent-
ıpft, oder der die ceremoniellen Bezeichnungen und Ausdrücke ver-
ıläßigt hat. Glockenſchlag zwölf nehmen Alle ihre Kappen und der
ne Wolf ſeine hohe Mütze ab, und das Feſt ſchließt mit dem Ge-
ge: ut queant etc. Die Cenſur hört auf, die unbeſchränkteſte
ie- und Geſangfreiheit tritt ein, und die ganze Nacht hindurch tanzt
ıg und Alt vor der Thüre des grünen Wolfes bei dem Schalle einer
ge.

Andern Tages ein neues Feſt. Ein großes pyramidenartiges Brod, mit Bändern und Blumen geziert, wird von den Brüdern in Prozeſſion zur Kirche getragen, und dort geweiht. Mittageſſen, Abendeſſen, Tanz und Geſang erneuern ſich, und je nachdem der grüne Wolf reicher oder ärmer iſt, dauern die Schmauſereien mehre Tage.

Das Heidenthum und das Chriſtenthum gehen in dieſem Feſte Hand in Hand, und ſind ſo ziemlich gleichgut vertreten. Es iſt dieß wohl eines von den Feſten, welche die erſten chriſtlichen Prieſter umtauften, und denen ſie wohl den Namen aber nicht die alten Gewohnheiten und Eigenheiten nehmen konnten.

Doch genug von dem Kloſter. Das Schiff eilt vorwärts. Wir haben kaum die Abtei aus den Augen verloren, und ſind bereits am Mesnil, wo einſt die Schönſte der Schönen wohnte, vorbeigefahren. Duclair liegt vor uns auf dem rechten Ufer der Seine. Weiße Kalkfelſen, die den Hintergrund des Fleckens decken, geben der Ausſicht einen eigenen Reiz.

Man behauptet, daß man in der Gegend von Duclair vor Zeiten das Wirbelbein eines Rieſen gefunden habe. In wie weit dieſe Behauptung wahr iſt, mögen die Anatomen entſcheiden. Daß aber hier meiſt Rieſen gehaust haben, iſt nicht zweifelhaft für den, der ein Mährchen, eine Volksſage für eine unumſtößliche Autorität anſieht. Wenigſtens hat die Phantaſie des Volkes ſolche Rieſen geboren, und der Glaube macht ſelig, und kann Berge verſetzen, wie viel leichter Rieſen ſchaffen. Gegenüber von Duclair, bei Ambourville, iſt ein Berg, den man in der Umgegend nur den Stuhl des Gargantua nennt. Ich habe nur den Namen wiedergefunden, und bin ſicher, daß, wenn Jemand, der unter einem etwas glücklichern Sterne geboren, als ich, ſich die Mühe geben wollte, er auch der Sage über dieſen Rieſenſtuhl auf die Spur kommen würde. —

Bei Caumont, auf der linken Seite der Seine, ſind eine Menge Steinbrüche, die zu beſuchen für den Geologen intereſſant ſeyn mögen. Am Fuße des Berges liegt eine Art Sommerhaus, la Vacherie, in welchem zur Zeit Voltaire's die Sängerin Madame Duboccage wohnte. Voltaire nannte ſie die zehnte Muſe. Grimm aber erzählt eine Geſchichte, die für ihn ſelbſt für Voltaire und die arme Sängerin charakteriſtiſch genug iſt. Grimm ſagt:

„Je me trouvais à cette fête et je pourrais en donner des détails, que l'héroïne a elle même ignoré. Voltaire se tourmenta toute la journée à faire un quatrain pour elle et n'en put jamais venir à bout. Le Dieu des vers, prévoyant l'usage qu'il

voulait faire, s'était éloigné de lui. Le souper arrive, point de vers. Le chantre de Henry IV. dans son désespoir, se fit apporter du laurier, en fit une couronne, qu'il posa sur la tête de la pauvre colombine, en lui faisant des cornes de l'autre main et tirant sa langue d'une aune aux yeux de vingt personnes qui étaient à table; et moi qui crois religieusement à l'hospitalité et qui la soutiens d'institution divine, j'étais assez fâché de voir le premier poète de France la violer envers une bonne femme, qui prenait toutes ces pantalonades au pied de la lettre.“

Man kann die Frivolität nicht weiter treiben, als dieß hier von Voltaire geſchehen.

Ich lobe mir den edeln Grimm, und freue mich, daß er einen deutſchen Namen führte, und daß deutſches Blut, das ihm die ſchnöde Frivolität ſeines Freundes in die Wangen trieb, in ſeinen Adern floß. Wenn er nur dieſe Anekdote der Nachwelt überliefert, ſo hätte er genug gethan, um Voltaire für alle Ewigkeit zu charakteriſiren.

Hinter La Bouille liegt das Schloß Roberts des Teufels. Ich habe davon viel zu erzählen, und das Schiff geht zu ſchnell. In einem ruhigern Augenblicke komme ich darauf zurück.

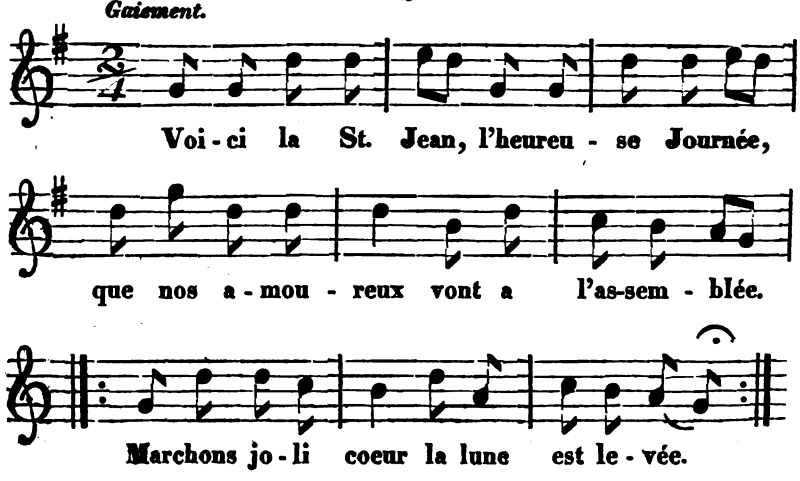
Auf der rechten Seite der Seine liegt hier der Wald Roumurd, von dem das Volk jene Geſchichte des Armbandes erzählt, das der Fürſt an einen Baum habe hängen laſſen, und das dort mehre Jahre unberührt geblieben, weil jeder unter ihm das Eigenthum zu achten gelernt hatte. Ob die Anekdote wahr oder nicht, iſt am Ende einerlei; denn das Volk, das ſolche erfindet, macht ſie nur, um die Helden derſelben zu charakteriſiren. Die Anekdote von dem Armbande iſt ein unumſtößlicher Beweis, daß das Volk einſt durch die That ſich überzeugt hat, wie die Normannen auch den einfachſten Diebſtahl zu beſtrafen, wie ſie Recht und Gerechtigkeit herzuſtellen wußten; und beweist als ſolche mehr, als alle Declamationen über die Barbarei und die nordiſchen Einwanderer.

Wir ſind dem Ziele unſerer Reiſe nahe. —

Es öffnet ſich jetzt allmählig eine Ausſicht nach Rouen, die ſo ſchön iſt, daß ſie des Malens werth, und zu ſchön, um mich zum Beſchreiben zu verleiten. Mit jedem Schritte treten die alten, ehrwürdigen Dome der Stadt näher, und es zieht uns zu denſelben mit ſolcher Macht hin, daß ſelbſt die Schnelligkeit des Dampfſchiffes uns zu langſam erſcheint. Endlich erreicht daſſelbe die Quais des Hafens, und die Maſſe der ſich um uns drängenden Garçons der Wirthshäuſer reißen

uns aus unſern Träumereien heraus, und verſetzen uns in die nackte Gegenwart einer franzöſiſchen Provinzialſtadt.

Das Lied des grünen Wolfes.



Feuilleton.

iterariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

X.

i Varnhagen's Denkwürdigkeiten.

Mit inniger Freude heißt man ein k willkommen, dem man mit geſpannr Erwartung entgegenſah und deſſen Erinen dieſe Erwartungen in jeder Rückbefriedigt. Nach Varnhagen's ganIndividualität und ſeinen früheren Leigen ſollte hier nicht der Maaßſtab Zulänglichen, ſondern der des meiaft Vollendeten und des Bedeutungsſten angelegt werden. Und dieſen aßſtab darf das Werk nicht ſcheuen; erträgt ihn nicht nur, ſondern würde n andern zurückweiſen. Unſer Decenn kann ſich wenig ſolcher Schöpfunrühmen. Fingerzeige eines jüngeren ſchwungs, aber wie wenig Nachhalti-

Ich will von der lyriſchen Dichtt abſehen, wiewohl auch hier das Beſte und Neueſte früheren Jahren angehört, ich will auch das nicht erwähnen, was die Geſchichtſchreibung erreicht hat, da, etwa Ranke ausgenommen, ſelbſt das Bedeutſamſte noch in wiſſenſchaftlichen Banden liegt oder mit der Darſtellung ringt. Man nenne die Werke des letzten Jahrzehends, die der eigentlichen Literatur gehören und Dauer in Werth und Wirkung verſprechen. Einige Novellen von Tieck, — Früheres von Heine, Neues von Rückert und Stägemann, die Anfänge von Schefer, die Briefe der Rahel, die Briefe des Verſtorbenen, die auferſtandenen Liebesbriefe Bettina's, die kleinen Kunſtarbeiten Varnhagen's, Einiges von Gans, Immermann und Roſenkranz — und dieſe Denkwürdigkeiten! Das iſt faſt Alles. Im Uebrigen nur Anregungen und Verſprechungen oder geiſtreiche Kritik oder Gäng und Gäbes, oder Gemachtes oder Unbedeutendes; Anlagen, denen man Cultur oder Reife wünſcht und die leider ſolche Ausbildung entweder nicht wollen oder nicht vertragen. Freuen wir uns daher des Wenigen, das wirklich vollendet iſt und die wirklich Strebenden leitet und ermuthigt, — und laſſen wir uns

nicht täuschen von denen, die den mangelnden Genius mit einigem Raketengeprassel ersetzen wollen oder die Unlauterkeit des Strebens in den kalten Schlägen einer wüst um sich schlagenden, leidenschaftlichen, schlangenhaften Gemeinheit bezeigen, wie vor Kurzem einer der Verkünder eines neuen Weltalters, Herr Kühne in Leipzig.

Doch wie armselig es auch in dem Treiben dieser Heroen deutscher Literatur aussieht, ist doch noch immer Hoffnung auf das Gedeihen der einmal unvermeidlichen Literaturbewegung zu setzen, so lange noch ein Geist voranschreitet, der, seit Göthe's weitreichende und so viele verknüpfende Centralmacht nicht mehr zusammenhält, der einzige Mittelpunkt vielseitiger, lebensvollster Bestrebungen geworden ist. So viel mir gegeben ist, suche ich an diesen Bestrebungen Theil zu nehmen. Ich weiß, daß eine gemessenere, rückhaltsfestere und dennoch duldsamere Tendenz des Fortschritts existirt, als diejenige ist, welche von einigen ziel- und rücksichtlos fortschlendernden Talenten verfolgt wird. Diese Herren ertragen auch in keiner Hinsicht Abweichungen oder Widerspruch. Sie wollen eigentlich nur sich. In meinen „Oberdeutsche Staaten und Stämmen," einem politischen Werke hatte ich gewiß nicht die Repräsentation, wohl aber das neuerdings auch in Deutschland mächtig gewordene constitutionelle System und die darauf gestützte Widerspruchspartei angegriffen. Habe ich damit die Freiheit des Geistes, oder gar die literarische Jugend gehindert? Keineswegs! Man könnte mir eher vorwerfen, daß ich ihr das Wort, ja in diesem Buche das Wort geredet habe. Die Schrankenlosigkeit wirkt überall verderblich. Nirgends kann sie aber weniger geduldet werden, als in der Lehre vom Staate. Damit sind selbst meine politischen Gegner einverstanden; nur daß sie von vornherein andere Principien aufstellen und anders gestellte Schranken fordern. Meine politischen Ansichten werden mich nie und niemals von der geistigen Jugend scheiden. So gering ich sey, ich darf mich hier auf das Beispiel von Männern wie Spinoza, Lessing und Göthe berufen. Da kommt nun einer der Guerillas unter dieser Jugend und schüttet seinen Geifer nicht blos über mein vielfach ringendes Buch, nein, über meinen ganzen schriftstellerischen Charakter solcher Maßen aus, daß es eine wahre Infamie ist. Diese Gemeinheit beging Herr F. G. Kühne in der Zeitung für die elegante Welt. Nicht blos daß derselbe, trotz alles um sich schlagenden, vaterländischen Enthusiasmus, von Politik nichts, gar nichts versteht und in seinem Schmähartikel die unsauberen Quellen, die ihm zu Dienst waren, höchst ungeschickt verräth, er gibt es sogar deutlich zu verstehen, daß er mein Buch nur deshalb mit den niedrigsten Invectiven regalirt, weil ihm der Mensch, der es schrieb, zuwider ist, weil es ein selbstständiger Mensch ist und der noch dazu Kritiken schreibt, oder eigentlich, weil dieser Mensch in seinen Kritiken sich unterstanden hat, zwei große Männer des neunzehnten Jahrhunderts, ihn selbst, Herrn Kühne, und seinen Freund, Herrn Mundt zu tadeln, nicht einmal ihre Tendenzen, die ganz außer dem Spiele blieben, sondern nur ihre literärischen Eigenschaften und Productionen. Das war das ganze Verbrechen, dessen ich schuldig bin, und um dessentwillen ich plötzlich eine Sünde am deutschen Volk, und, ich glaube gar, am Weltgeist begangen haben sollte! Irren konnte ich da und dort, wie wir Alle. Was aber das deutsche Volk anlangt, so habe ich zum Trost ein reines Gewissen, denn ich lebe und sinne nur für dies Volk. Es kann nur einem so eiteln Männchen wie Kühne in den Sinn kommen, mich nach dieser Seite hin zu verläumden. Da er nichts Besseres wußte, ward er, nach dem ignoblen Beispiel Anderer, ein Denunziant.

Wenn mich eine Koterie von excentri-

schen Köpfen für unwürdig erklärt, als einer der Ihrigen betrachtet zu werden, so wünsche ich mir Glück dazu. Zwar bin ich überzeugt, daß ihre besseren Kräfte Tüchtiges schaffen können, wie sie es theilweise schon gethan. An jenen Ungereimtheiten aber, die das Streben der Jüngeren in so übeln Ruf gebracht haben, bin ich mir bewußt, zu keiner Zeit mitgewirkt zu haben. Zu meinem Glück, denn nur dies Treiben der Jugend ist von der Stimme der ganzen Nation verurtheilt. In dieser Richtung war ich nie euer Kumpan, mag auch eine Kühne sagen: zu deinem Unglück. Immerhin schelte er mich deshalb einen jungen Greis von mittelmäßiger Weisheit, ihn beneide ich weder um seine Jugend, noch um sein Genie, und am wenigsten um seinen Charakter. Wahrhaftig, es wäre eine Jämmerlichkeit, jemals um die Gunst betteln zu sollen, als ein Vasall Heine's zu gelten. Wenn Kühne's Ingrimm das Organ aller derjenigen seyn sollte, welche **par excellence** die deutsche Jugend repräsentiren wollen, so gäbe dies ein Zeugniß ab, wie schlecht es um ihre Sache steht, und daß, sobald eine Koterie beisammen ist, eher der Erzfeind, als der Widerspruch desjenigen ertragen wird, den die Welt für ein gehorsames Glied ihrer Genossenschaft halten sollte. Ihr machet es nicht besser, als einst die Schüler Loyola's, die um die Römische Curie gelagert waren. Nicht auf Luther, nicht auf die andern Reformatoren richteten sie jene erbitterte Wuth, mit der sie den aufgeklärten Theologen Venedigs, Paul Sarpi, verfolgten.

Es existirt aber dennoch in unserer deutschen Literatur ein breiteres und gemesseneres Fortschreiten, das auch von denen nicht vereitelt wird, die es mit allerlei Unrath zu überbieten meinten, und die, wie Jedermann weiß, jenem Fortschritt leider unberechenbar geschadet haben. Zu diesen Bestrebungen darf man, ich wiederhole es, das schönste Vertrauen hegen, so lange noch ein Leitstern, wie Varnhagen von Ense, voranleuchtet, und so lange wir uns noch auf solche Anhaltpunkte, als dessen früher gesammelte Kritiken zur Literatur und Geschichtschreibung sind, und auf die jetzt erschienenen Denkwürdigkeiten stützen können. Nicht durch überwiegende und vielseitige Productivität ist Varnhagen ein solcher Mittelpunkt für unsere gegenwärtig strebende Literatur geworden. Auch nicht dadurch, daß seine Thätigkeit als eine Art Typus derjenigen Kräfte gelten kann, die in diesen Regionen jetzt vorzugsweise regsam und lebendig sind. Ein solcher Centralpunkt des Modernsten ward er lediglich durch seine Bildungshöhe, durch seine äußerst besonnene Haltung, durch seine Aufmerksamkeit für alle Strebenden, durch die Musterhaftigkeit seiner Kritik, durch seine Toleranz und durch die diplomatische Feinheit, mit der er das Alte und das Neue zu vermitteln und zu versöhnen weiß. Mit seinen Wurzeln ruht er in der Vergangenheit unserer classischen Literaturepoche; sein Geist strebt hinaus in die Bahnen einer jüngeren Welt, sein Arm pflegt sorglich jeden Keim von Leben und Talenten. Er ist ein würdiger Nachfolger Göthe's, dessen spätere Wirksamkeit er mit größerer Jugendkraft erneuert und dem er bei viel geringerer Naturanlage so vielfach gleicht. Wie Göthe's Selbstbiographie, wie seine Stimme in Kunst und Alterthum die besten Zeugnisse an die Hand gibt, sich über unser Wollen und Wirken im Göthe'schen Jahrhundert zu orientiren, und den meisten, den besten Zeitgenossen als wirksamstes Vereinigungsband diente, so sind Varnhagen's Denkwürdigkeiten mit den daran gefügten Kritiken und Erinnerungen ein Sammelplatz des sich in unserer Zeit regenden Geistes und ein Licht zugleich, das uns nicht blos in die Bewegung leitet, sondern uns auch Wege, Formen und Maaß aufhellt, ohne welche unsere jetzige Literatur in chaotische Nacht und in eine unserer

großen Vorgänger unwürdigste Barbarei zu versinken droht. In jenen Werken Varnhagen's liegt keine Norm, aber ein ganzer Mensch, ein volles Geistesleben, ein Charakter, der die edleren, strebenden, vielfach zersplitterten Zeitgenossen unwiderstehlich an sich, und auf seine Bahnen zieht. Das ist ein herrlicher, ein großer Beruf in unserer so grauenhaft zerrissenen Literatur; ein solcher Mann und solche Denkwürdigkeiten sind jetzt ihre größten Schätze.

Mein nächster Artikel soll dieser neuen trefflichen Gabe Varnhagen's und ihrem Inhalt ungetheilt gewidmet seyn!

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

X.

Zum Geburtstage Sr. M. des Königs von Preußen wurde in Breslau zum ersten Male „die Vormundschaft" gegeben. Die dortige Zeitung berichtet darüber: Der beste Probirstein der Preiswürdigkeit eines dramatischen Werkes ist die ungetheilt günstige Aufnahme desselben von dem gebildeten Publikum der größeren Bühnen und das häufige Wiedererscheinen auf dem Repertoire. Wenn den Verfassern der Vormudschaft mit Recht der Preis unter ihren Mitbewerbern ertheilt werden mußte, so ist dies ein neuer Beweis für die gegenwärtige Unfruchtbarkeit des deutschen Lustspielbodens. Das Stück ist elegant geschrieben, hat einen gewandten Dialog und würde, als gewöhnliche dramatische Ephemere angesehen, unterhalten. Es entbehrt aber aller Originalität, sowohl der Anlage wie der handelnden Personen. Wir begegnen in demselben einem Herrn von Zierl und Carl Ruf und zwei alten, verbrauchten Kotzebue'schen Perückenstöcken, von denen der Eine nur von seinen Aeckern, der Andere nur von seinen Insekten zu reden versteht. Bei der immer größer werdenden Verbreitung allgemeiner Bildung sind solche Figuren kein Gegenstand mehr für das moderne Lustspiel. Schlagende Wortwitze sind in die Handlung reichlich eingeflochten, die aber des Sachwitzes, der die Situationen schaffen und beleben muß, gänzlich entbehrt. Einige Geiselstreiche auf Homöopathie und diplomatische Studien verfehlen ihre Wirkung nicht. Herr v. Perglaß (Georg) und Herr Reder der Sohn (Julius) spielten ihre dankbaren Rollen gewandt. Letzterer beweist in den heterogensten Partien, die ihm zugetheilt werden, sich immer bühnensicher. Die phlegmatische Haltung des von ihm darzustellenden Gecken, war so neu als bezeichnend.

— In Berlin ist ein neues Schauspiel in 5 Akten von der Verfasserin von Lüge und Wahrheit, unter dem Titel: Vetter Heinrich, gegeben worden.

Renaissance – Rocaille-Rococo.

Ich lese in einem Journale, das den Zeitgeschmack tadeln will, die jetzt herrschende Mode der **renaissance**, eine Copie des Geschmacks unter Ludwig XV. nennen. Der **Goût de la renaissance** ist aber etwas älter; er stammt wirklich aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste: **la renaissance des arts**, wie die Regierung Franz I. schon lange genannt wurde, ehe es unserer Zeit einfiel, sich darnach eine Mode zu bilden. Wer nicht blos über solche Erscheinungen der Zeit von Hörensagen, oder nach einseitigen Vorurtheilen absprechen will, sondern Gelegenheit hat, sie näher kennen zu lernen, weiß, daß Leonardo da Vinci hauptsächlich auf jenen Geschmack einwirkte, und daß Alles darin großartig und wahrhaft künstlerisch erscheint. Die herrlich getäfelten Wände, die oft ein Bild in der Mitte einschließen, reich sculptirte Thüren und Fenstergesimse,

kunſtreich gewobene Teppiche, Möbel aus koſtbarem Erz gegoſſen, mit verſchlungenen ſchönen Pflanzen, aus denen zarte Engelköpfchen hervorblicken, das zeigt uns der Geſchmack jener Zeit, und es iſt wohl nicht zu leugnen, daß dies mindeſtens eben ſo ſchön iſt, als ein Seſſel von Nußbaum und eine Lithographie an der Wand auf eingeräucherter Tapete.

Doch über den Geſchmack iſt nicht zu ſtreiten!

Etwas Anderes iſt es mit dem **Pompadour** oder ſogenannten **Rococo-Geſchmack**; der ſtammt aus der Regierung des fünfzehnten Ludwig. Eine weichliche Eleganz zeichnet ihn aus; Vergoldungen überall, ein phantaſtiſches Schnitzwerk, das nur der Laune des Schreiners oder Bildhauers überlaſſen war, und ſo eigentlich nichts darſtellt, als Schnörkel, ſehr weiche Polſter, viele Spiegel und feine Gemälde, aber Alles klein und ſehr bequem. Man betrachte nur dieſe **Chaises longues**; kann es etwas Herrlicheres gegeben, um zuzuhören, und jene **Causeuses**, wie vortrefflich, um unter Zweien ein trauliches Wort zu ſchwatzen; wie nahe iſt man ſich, wie kann man die Köpfe zuſammenſtecken, mit einem Worte: wie lieblich ſind ſie zum Koſen.

Die Benennung **Rococo** kommt vielleicht von **Rocaille** her, welches den Grotten- oder Muſchel-Geſchmack bezeichnet, der auch wieder hervorgeſucht, namentlich an Uhren, Vaſen und Leuchtern geſehen wird. **Rococo** iſt nur dem Tone nach bezeichnend, und bedeutete noch vor wenigen Jahren blos ſpottweiſe alles alte, übertragene Weſen; ein **Bonmot** von Vorgeſtern; alles Steife, Philiſtröſe. Die Franzoſen haben mehre ſolche Worte, welche die Laune erfunden. Als man der Frau von Montespan den erſten Flatterbeſatz oder Volant zeigte, bat man ſie aus Höflichkeit, ſie ſolle dem Dinge einen Namen geben. Es war ihre Art nicht, ſich lange zu beſinnen, und ſie ſprach das Wort **Falbala** aus, wahrſcheinlich, ohne ſich dabei etwas Beſonderes zu denken. Das war auch gar nicht nöthig, und nun hieß ſolch ein Beſatz ſehr lange **Falbala**, und wir überſetzten es ſogar, und nannten es Falbel. Hie und da machte man auch Fallblatt daraus, welches allerdings bezeichnender für die Sache war.

Eben ſo haben die Franzoſen **bric-à-brac** mit unſerem Schurri-Murri gleichbedeutend; dann **patati-patata** wie bei uns holter dipolter u. ſ. w.

Es iſt nichts leichter, als über gewiſſe Dinge zu ſchimpfen und zu raiſonniren, allein es iſt auch nichts trivialer, als dies ſo in den Tag hinein zu thun. Wie viele haben ſich nicht ſchon darin verſucht, es mit den Juden, den Mönchen, ja ſelbſt den Päpſten ſo zu machen; die Mode, und ſtets die Mode des Tages wird auch häufig dazu erkoren, eben ſo der Luxus u. ſ. w.

Das iſt bereits als ſo lächerlich und abgeſchmackt befunden, daß ein Mann von Geiſt die Feder weglegen ſollte, wenn ihn die Luſt anwandelte, es zu thun. Ich begreife nicht, wie es möglich iſt, noch ſolche Gemeinplätze niederzuſchreiben.

Auch die Mode ſteht in einem großen Zuſammenhange mit den Weltereigniſſen, und es iſt intereſſant, ihre Erſcheinungen zu verfolgen. Ihr Wechſel und die Rückkehr zum Früheren wird durch den Lauf der Zeit bedingt. So könnten jetzt Beſtellungen auf Seidenſtoff im **Rococo**-Geſchmacke den Lyoner Fabriken zum Glücke werden, und ſollte der Luxus aus unſerem Leben mit einem Male verbannt ſeyn, ſo nähme das Meiſte in unſerer Welt ein trübſeliges Ende.

Der alte Koch.

In Bordeaux lebt heut zu Tage noch ein Greis, der über die Philoſophie der Küche noch weit intereſſantere Memoiren zu ſchreiben im Stande wäre, als die Herren D'aigrefeuille, Carême, Grimond de la Regnière und Cuſſy.

Es mögen nun einige dreißig Jahre verflossen seyn, daß sich ein Provençale auf einem Schiffe in Marseille in der Eigenschaft eines Arztes einschiffte. Es war dieß Monsieur Lamoureux, ein Mann von Geist, der jenem berühmten Römer nachahmte, welcher, kaum als einfacher Consulatsbeamter von dem Capitol entlassen, kurze Zeit nachher in Capadocien sich als ein Feldherr ersten Ranges erprobte. Dieser studirte die Kriegswissenschaft auf der Ueberfahrt, und mit nicht geringerem Glücke wußte sich Lamoureux, während er den indischen Ocean durchschiffte, die Kochkunst so zu eigen zu machen, daß er als vortrefflicher Küchenmeister an den Ufern des Ganges an's Land stieg. Er wurde sofort Oberküchenmeister der ostindischen Compagnie in Calcutta. Ja, man sagt sogar, daß er es durch seine Verbindungen, die er sich mittelst seiner Kunst erwarb, dahin gebracht habe, über eine hindostanische Monarchie im Innern des Landes eine ungefähr eben so despotische Gewalt auszuüben, wie General Allard durch die Kunst der Strategie über das Volk von Lahore.

Jetzt hat sich M. Lamoureux aus dem Treiben der Menschen und der Politik zurückgezogen, und verlebt den Rest seiner Tage voll Erfahrung und voll succulenter Erinnerungen an die Vergangenheit, in einem von Hiacinthen umdufteten Häuschen an den Ufern der Garonne.

Wen der Zufall in jenen warmen und kräftigen Herbsttagen, wie sie diese südlichen Gegenden während des Septembers, wo die Trauben des Medocs sich zu vergolden beginnen, auszeichnen, mit Tages Anbruch in die, dem Fort Ha nahegelegenen Straßen führt, dem kann eine Sanchosigur, die in schwingender Bewegung über das holperige Pflaster der Vorstadt hinkugelt, nicht entgehen. Bei frischer Morgenluft endlich, zur Zeit der Weinlese erinnert M. Lamoureux vollkommen an Sillen und seine Umzüge.

Sein Gesicht erscheint voll und jovial, die Weste, von gewöhnlichem Tuche ist zugeknöpft, aber stets ausnehmend reinlich, von dem nicht sehr feinen, selbst rohen Leinwandhemde steht ein ungeheurer Halskragen in die Höhe, der Rock ist von einem ganz ungewöhnlichen Zuschnitte, die Beinkleider sind von schwarzbrauner Farbe und wurden nie von einem Hosenträger incommodirt; die Schuhe, nach der Form gewöhnlicher Bauernschuhe, sind mit dicken, viereckigen Schnallen von massivem Silber belegt, die Tabaksdose ist mit wohlriechendem Spaniol angefüllt, am Ringfinger der linken Hand glänzt der schönste Topas, das gräuliche Haar ist mit aller Sorgfalt ausgebürstet, gepudert und in einen, mit schwarzem Taffetband umwundenen, kleinen Zopf gewickelt, auf dem Rockkragen liegt eine permanente Puderkruste, die Ohren sind mit einem Paar chinesischer Ohrringe geziert, um den Mund schwebt ein fortwährendes, leichtes Lächeln, die Zähne sind gesund, die Hände quatschelig und der Bauch herabhängend. So gestaltet sich die Physiognomie M. Lamoureux's Morgens um fünf Uhr in der dumpfen Luft Bordeaux's. Dieß ist der entscheidendste Augenblick für den Küchenmeister.

Später kann man das Ergebniß der Weinernte auf seinem Gesichte lesen. Wenn die ausgetretenen Trauben einen sehr dunkelrothen, reichhaltigen und aromatischen Saft ergeben haben, so glänzen die vollen Wangen M. Lamoureux's von Hoffnung; wenn ein Ungewitter den Château-Margaux vernichtet, oder die Beeren verhagelt hat, so verlängert sich sein Kinn und sucht mit der Nase in Verbindung zu kommen. Er ist dann ein lebendiger Barometer, ein sicherer und wohlfeiler Kalender.

Der Küchenmeister hat einen langsamen Gang, er blinzelt mit den Augen und bläst die Nasenlöcher auf, als ob er alle Tagesneuigkeiten der Stadt durch

den Geruchsnerven allein wittern wollte. Von Straßenecke zu Straßenecke macht er Halt, um die Klagen der Köchinnen zu vernehmen und die renommirteſten Gourmands von Bordeaux, deren es dort keinen Mangel hat, zu prüfen. Zuverläſſig hat Plato, wenn er ſeinen Schülern auf dem Cap Sunium, im Angeſicht des Parthenons oder über dem ägeiſchen Meere Vorleſungen hielt, nicht mehr Beredſamkeit entwickelt und gewiß nicht mehr Anſehen genoſſen, als wenn M. Lancoureux unter den Kaufläden der Straße Mauconbinas den Maulaffen der Stadt Vorſchriften über die Bereitung von Saucen ertheilt. Die Benennung der Straße will nach dem provençaliſchen Patois ſo viel heißen als **mauvaise cuisine**, und ſcheint ein locales Epigramm zu ſeyn, durch das ſich aber M. Lamoureux, als ein Mann von Charakter, keineswegs abſchrecken läßt.

Der Tiſch des ehrwürdigen Erzbiſchofs de Cheverus war faſt eines Janſeniſten würdig; daher verſäumte M. Lamoureux nie, über die ſchlechte Küche des nüchternen und toleranten Prälaten zu läſtern; und als Herr von Cheverus ſtarb, war nur ein einziger Mann in Bordeaux, der ihm keine Thräne weihte. Das nenn' ich einen ſtandhaften Groll! M. Lamoureux nahm nie eine Caſſerole in die Hand, ohne vor Freude zu zittern, und wenn er einen Bratſpieß wenden ſieht, röthen ſich ſeine Ohren vor Vergnügen; daran erkennt man den wahren Künſtler.

Ehemals beſaß er, einige Stunden von dem Fluſſe entfernt, ein allerliebſtes Landhaus. Hier war es ſein größtes Vergnügen, ein Paar Dutzend Feinſchmecker aus Bordeaux bei ſich zu ſehen, aber ſeine Stelle bei Tiſche blieb leer. Mit aufgeſchürzten Hemdärmeln richtete er die Platten zurecht, koſtete die Saucen, und genoß ſchon zum Voraus das gaſtronomiſche Staunen ſeiner Gäſte. Beim zweiten Gange ſah man ihn endlich erſcheinen, er verließ die Küche, ſetzte ſeine Productionen aus einander und ruhte auf ſeinen Lorbeeren. Auf dieſe Weiſe hatte man an ſeiner Tafel doppelten Genuß, den der Theorie und den der Praxis. Dank dieſer Neuerung! So hatten Magen und Geiſt zu gleicher Zeit Beſchäftigung. Auch wurden die Indigeſtionen in Bordeaux dadurch blos verdoppelt.

M. Lamoureux iſt auch ein Damenfreund, und trotz der Gewohnheiten ſeines ſo ſehr materiellen Gewerbes weiß er ſich mit der, dem Provençalen ſo eigenthümlichen Gefälligkeit bei Jungen und Alten zu inſinuiren.

Die Weinhändler von Epernay klaſſificiren die verſchiedenen Qualitäten ihres Champagners nach den Temperamenten der Völker Europa's, und ihre Keller ſind numerirt, wie die Grabgewölbe von Saint-Denis.

Die ſchweren Flaſchen werden klugerweiſe für die phlegmatiſchen Konſtitutionen von Irland, Kurland und Finnland in Reſerve gehalten. Das ſanguiniſche Frankreich und Italien erhalten die flüchtigeren Sorten, die Tiſane, die milderen und zuckerigen Säfte.

Derſelbe Fall war es bei den Büffets und den Conſerven unſers Künſtlers. Die Büffets wurden nach der Altersklaſſe und die Conſerven nach den Sympathieen des Geſchmacks vertheilt. Hatte er Beſuch von jungen Damen, ſo bot er ihnen, wenn ſie Brünetten waren, eine Taſſe Ingwerſyrup und ein Glas Madera an, und war ſicher, damit nicht zurückgewieſen zu werden; waren ſie Blondinen, ſo ſubſtituirte er für den Ingwer eine Brochette Krametsvögel, und ſtatt des Madera einen Kelch Barſac, und ein ausdrucksvolles Lächeln belohnte ſeine Aufmerkſamkeit. **Suum cuique.** Für ältere Damen hatte er eingemachte Früchte, Perlés und alle mögliche Compotes in Bereitſchaft. Alle dieſe Erfriſchungen waren auf einer langen, rechtwinkligen

Tafel aufgeſtellt, und boten, vermiſcht mit den Töpfchen, Krügchen, Flaſchen, Terrinen, Auſternkörben, den Körben des Federwilds und den Küchengeräthſchaften des Künſtlers, ein wunderliebliches Chaos dar.

Er wußte ſich mit allen Nationen zurecht zu finden. Den Kreolen von Pondichéri und Bourbon bereitete er ihren Calelu, den brennend heißen indiſchen Cori und die Pimentſaucen; die Deutſchen bewirthete er mit Sauerkraut, die Spanierinnen mit Chocolade, die Engländerinnen mit Pudding; für die Damen hatte er eine Auswahl aller Theegattungen, und Rhum für den beſten Kenner; man roch im ganzen Hauſe nichts, als Vanille, Gewürznelken und Bratpfannen; und was das Sonderbarſte war, es roch Alles gut. Wenn ein chineſiſcher Touriſt M. Lamoureux einen Beſuch gemacht hätte, ſo wäre dieſer dadurch nicht in die geringſte Verlegenheit gekommen, er würde ihn ſogleich mit einem Schwalbenneſte auf einer Platte von japaniſchem Porcellain bedient haben.

Im achtzehnten Jahrhundert gab es auf der italieniſchen Bühne einen Carlin, der durch die Wiederholung der einzigen Phraſe mit blos verändertem Tone: „der König ſprach zur Königin. — Die Königin ſprach zum König," jedes Mal das ganze Haus faſt vor Lachen berſten machte*), und ſo fand M. Lamoureux Mittel, Jedermann, und nicht ſelten ſogar dieſelben Perſonen wieder, dadurch zu amüſiren, daß er erzählte, wie er, bei einer gewiſſen Gala der oſtindiſchen Compagnie, aus ſechs Hühnern zuerſt ein Dutzend Enten, dann ſechs Spanferkel, blos durch eine erfinderiſche Veränderung der Abſchnitte zuſammengeſetzt habe. Dieß iſt die einzige Erinnerung an Calcutta, die ich ihn erzählen hörte; aber nie hörte ich ihn dieſen Genieſtreich auf dieſelbe Weiſe wieder erzählen, und das iſt es gerade, was mir am meiſten Vergnügen machte.

Leider hat inzwiſchen M. Lamoureux ſein Vermögen verloren, und beſitzt ſein Landhaus nicht mehr. Seine Freunde und die Damen haben ihn nun verlaſſen. So geht es in der Welt! Der arme Küchenmeiſter hat ſich in eine Strohhütte zurückgezogen und pflegt der Hiacinthen, ſtatt über Saucen zu meditiren. Er hat von ſeinem alten Glanze nichts erhalten als ſeinen Stößer und ſeinen Mörſer. Mit dieſen Inſtrumenten bereitet er jeden Morgen jene Miſchung von Oel und Knoblauch, welche in der Provence die Butter erſetzt. Wenn dies geſchehen iſt, ſo ruft er ſeine Schweſter, eine achtungswerthe Jungfrau, die den Süßigkeiten und Geheimniſſen der Gaſtronomie auch nicht fremd iſt. Dieſe hat inzwiſchen mit ihren zitternden, aber der Sache gewohnten Fingern unter dem Nebengeländer der Wohnung einen ganzen Teller voll gedeckelte Schnecken zuſammengeleſen, und nun ſetzen ſich die beiden Alten einander gegenüber, beſtreichen ihre klebrigen Schalthiere mit der provençaliſchen Butter, lächeln einander zu, und verzehren unter Erinnerung an die längſt vergangenen Freuden in Zufriedenheit ihr ſpärliches Mahl.

*) Etwas Aehnliches bewirkte einſt Carl in München mit den Worten: „Freund, du biſt der Retter meines Lebens!"

Das Todtenfeld.

Das Unglück der Zeit hat es gewollt; wir ſind verbunden, uns zum Voraus ſchon mit der Peſt zu beſchäftigen. Die Seuchen machen einen Theil der Gegenwart aus. Die Peſt iſt nur noch einige Meilen von Marſeille entfernt, wo man mit Lawendel, verkalktem Thymian und andern Medikamenten gegen ſie kämpft; die Cholera iſt in Neapel, in Palermo; ſie nähert ſich Rom. Es ſey uns daher erlaubt, etwas von der Peſt zu ſprechen, ehe uns dieſer ungeladene Gaſt einen Beſuch abſtatten wird. Glücklicherweiſe wollen wir dieſes Mal nur jenes Beſuchs erwähnen, wel-

chen ſie vor einigen Jahren zu Bucharest gemacht hat. Ein Reiſender, dem wir dieſe Nachrichten zu verdanken haben, ſpricht ſich hierüber folgender Maßen aus: Ich kann das Kapitel über Bucharest nicht ſchließen, ohne von einem ſonderbaren Spaziergange zu ſprechen, den ich, begleitet von einem Einwohner, auf das Land, nicht weit von den Thoren der Stadt, machte. Ich war meinem Führer nur einige Schritte vorausgeeilt, als ich vor einer zirkelrunden, von Schnee und Wind halbzerſtörten Barriere ſtill ſtand. Sie konnte ungefähr hundert Schritte im Umfange haben, und enthielt im Innern einen unbebauten Boden, der nach allen Richtungen eingeſenkt war; er war mit zerbrochenen Wagen, wie bei einer Flucht, bedeckt, die unordentlich auf einander herumlagen, mit alten Lumpen und auch mit vermoderten Knochen, die ich mit einer neugierigen Aufmerkſamkeit betrachtete, um zu unterſuchen, ob ſie von Menſchen oder Thieren herkämen. Ich konnte mir die Urſache dieſer Zerſtörung nicht erklären; auch wußte ich nicht, was die ſonderbaren Vorſichtsmaßregeln bedeuten ſollten, die in der Umgebung angebracht waren; ſie ſchienen, den Vorübergehenden verbieten zu wollen, ſich jenen ſchauerlichen Ueberreſten zu nähern. Man fühlte wohl, daß dort Scenen des Schreckens und der Zerſtörung Statt gehabt hätten. Ich wollte gerade über die Einfaſſung ſteigen, um Alles näher zu betrachten, als ich mich von einer ſtarken Hand an dem Zipfel meines Rockes zurückgehalten fühlte. „Haltet um Gottes Willen" ſchrie mir Jemand zu. Ich ſah um, und erblickte meinen Führer, deſſen fürchterlich entſtellte Züge mich zum Lachen gebracht, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit auch Unruhe und Schrecken ausgedrückt hätten. Was habt Ihr denn? fragte ich ihn. — Steigen Sie ja nicht über dieſen Zaun, oder Sie ſind des Todes. — Was bedeutet denn dieſe Umzäunung? fragte ich ihn neugierig. — Sie wiſſen es nicht! erwiederte der Führer, indem er leiſer ſprach; dieſes iſt das Peſtfeld!

Er erzählte mir hernach ausführlich die ſchreckliche Geſchichte der Peſt, welche die Stadt im Verlaufe der vergangenen Jahre zerſtört hatte, nachdem die ruſſiſche Armee aus der Türkei zurückgekommen war. Die Truppen und die Bevölkerung wurden von der verheerenden Seuche hinweggerafft, welche ſeit Menſchengedenken noch nie ſo furchtbar gewüthet hatte.

Um dieſer mörderiſchen Seuche, welche die Einwohner mit einer gänzlichen Ausrottung ihrer Geſchlechter bedrohte, ein Ende zu machen, befahl die Regierung die Einrichtung dieſes Platzes, damit Jeder, an dem der geringſte Anfall von jener Krankheit bemerkt werde, in dieſes Spital unter freiem Himmel gebracht werde.

Denken Sie ſich, mein Herr, fuhr mein Führer fort, ganz ergriffen von ſeinen Rückerinnerungen; denken Sie ſich das Schauſpiel, wenn jeden Morgen mit Tagesanbruch wir von Stimmen aufgeweckt wurden, welche vor unſern Häuſern ſchrien: „Senatos?" das heißt, ſeyd ihr geſund? Jeder Hauseigenthümer mußte hernach die Thüre öffnen, und ein Geſundheitsbulletin von allen den Perſonen übergeben, welche unter ſeinem Dache wohnten. Wurde Jemand als krank angezeigt, oder fühlte man ſich nur ein wenig unwohl, ſo unterſuchten ihn die Aerzte, und alle diejenigen, die peſtkrank befunden, wurden den Armen ihrer Familie und Freunde entriſſen und den Polizeidienern übergeben, welche hierauf einen Wagen brachten und ſie auf das Peſtfeld führten. Dieſe Polizeidiener, mein Herr, ſind jene Albaneſer mit rothen Turbans und Mänteln, deren wildes, allen zarten Gefühlen verſchloſſenes Geſicht Ihnen auf der Straße mehr als ein Mal auffiel. Dieſe Barbaren, welche die Peſt eben ſo wenig als die ewige Verdammniß fürchten, beraubten ihre Schlachtopfer ihrer Kleidung, welche nun halbnackt an dem Orte ihrer Beſtimmung ankamen. Dort,

wo lebendige Todte bunt unter einander herumlagen, aller Hülfe entblößt und einem sichern Tode Preis gegeben, stießen die Unglücklichen Seufzer aus, daß die ganze Luft davon wiederhallte, und nur die bewaffnete Macht, welche an dem Platze aufgestellt war, zwang sie, an dem Orte des Gräuels zu verweilen, bis sie endlich, heulend und seufzend wie Verdammte, ihren letzten Seufzer ausstießen. Hier, mein Herr, auf diesem verwünschten Platze sind alle gestorben; Sie sehen ihre Knochen und Kleidungsstücke, welche die Erde, die darauf geworfen wurde, nicht ganz bedecken konnte. Ich bitte Sie dringend, nähern Sie sich nicht zu sehr, denn vielleicht hat die Luft noch nicht alle ansteckenden Dünste zerstreut."

Die Warnung des Führers war unnütz, denn außer einem Gesundheitsbeamten, der vom Staate gesendet wäre, würden sich wenige Leute finden, die Neigung zeigten, dieses Denkmal des Todes, dieses Knochenfeld einer so entsetzlichen Seuche, zu besuchen.

Die Kunstausstellung in Antwerpen.

Immer noch herrscht ein reges Kunstleben in Antwerpen. Die Ausstellung, welche man seit den letzten Tagen eröffnet hat, ist wieder ein augenscheinlicher Beweis, daß die Kunst hier auf einer Stufe steht, deren sich keine andere Stadt in Belgien rühmen darf. Der zur Ausstellung bestimmte Saal ist geräumig und von oben gut erleuchtet. Der Bau gleicht dem des Museums zu Brüssel. Mehr als 600 Gemälde sind der öffentlichen Beschauung und Beurtheilung übergeben. Man bemerkt unter anderen die Werke von Gudin, Flandin, Lepoitevin, von Paris; Wangsendyk von Antwerpen, in Paris wohnhaft; de Looze, Saint-Nicolas; van Regemorter, Jacobs-Jacobs, le Brakeleer, Leys, Wouters-Block, Verreyt, Kockoek, Saumers, Schelfout von Antwerpen; J. Gernaert von Gent u. s. w.

In der Mitte des Saales rechts gewahrt man die Königin der Belgier, eine vollkommen ähnliche Büste in Marmor, die Büste eines Bischofs und die Statue von la Prière, Alles von Wilhelm Geefs.

In einem andern Saale befinden sich mehr als vierzig Sculptur- und Architectur-Stücke, der Jesusknabe, die H. Jucunda von Wilhelm Geefs; ein Medaillon der Königin der Belgier, von Paris übersandt und von Joseph Gees ausgeführt; sieben Büsten verschiedener Größe von Louis Geefs; neunzehn Gypsfiguren, von den Schülern Wilhelm Geefs ausgeführt; sechs Figuren zur Bewerbung um den Sculptur-Preis, den zum Tode verwundeten Epaminondas darstellend, und mehre andere von Charles Geerts von Löwen.

Vermischtes.

Athen. Der Bau des Königl. Schlosses schreitet rasch vorwärts und der penteliſche Marmor prangt bereits in seiner ganzen Schönheit an der Haupt-Façade. Der Pallast wird in vier Jahren vollendet seyn, vorläufig aber wird ein Flügel ganz ausgebaut und bewohnbar gemacht. Unter den neuern Gebäuden in Athen ist die jetzt vollendete Villa des K. Österreichischen Gesandten Prokesch von Osten eine Zierde der Stadt. Ueberhaupt verschwinden die Trümmer allmählig immer mehr und machen schönen Bauwerken Platz. — Hr. Dr. Roos, ehemaliger Conservator auf der Akropolis, dessen erfolgreiche Bemühungen bei den dortigen Aufgrabungen und den neuern Untersuchungen der Alterthümer Griechenlands allgemein bekannt sind, ist zum Professor an der Universität zu Athen ernannt. (Museum.)

Am 4. August traf der Erzbischof von Erlau, Ladislas Pyrker, von Carlsbad

in Gotha ein und folgte einer Einladung S. D. des Herzogs nach Coburg.

— Der Stand der Kur in den Taunusbädern iſt nach den letzten Fremdenliſten:

	Kurgäſte		und Durchreiſende
Wiesbaden.....	6363	—	5385
Ems	2714	—	1290
Schwalbach	1444	—	1033
Schlangenbad..	405	—	236
Weilbach	155	—	—

Nekrolog.

Am 9. Auguſt verſchied in Berlin der wirkliche Geheime-Rath, General-Intendant der K. Muſeen und Kammerherr, Graf Carl v. Brühl. Selten iſt wohl ein berühmter Name auf eine ſo würdige Art vertreten worden, wie es durch den Verewigten geſchah. Gleich ausgezeichnet durch vielſeitige, geiſtige Bildung, durch künſtleriſches Talent, durch einen feinen, von Erfahrung und eigenem Urtheil geläuterten Kunſtſinn, wie durch die ſchönſten Eigenſchaften des Herzens, durch Milde und chriſtliches Wohlwollen, gewann der Verſtorbene alsbald einen Jeden, den Verhältniſſe oder Zufall mit ihm in nähere oder entferntere Berührung brachten, und es wird nicht leicht einen Verluſt geben, der von Allen auf eine ſo allgemeine und tiefe Weiſe gefühlt worden, als der Hingang dieſes wahrhaften Ehrenmannes.

Telegraph von Deutſchland.

Neuere Dichter.

In Berlin ſind Gedichte unter dem Titel „Marienkranz" von E. A. W. erſchienen. Hier einige Proben daraus.

I.

Milder Sinn beherrſche Dich,
Augen habe auch für mich,
Räthſelhaftes Weſen haſſe,
In Dein Herze mich nur faſſe,
Ewig ich nicht von Dir laſſe.

II.

Marie.

Du biſt der Engel worden,
Den mir ein Gott geſandt;
Im Süden wie im Norden
Haſt Du mein Herz gebannt.

Du biſt mein Sinnen, Denken
Bei Tage und bei Nacht;
Ich kann nur Liebe ſchenken,
Die Du ſelbſt angefacht.

Nichts wünſch' ich mehr auf Erden,
Als Dich, nur Dich allein;
Bei Triften und bei Heerden
Könnt' ich ſchon glücklich ſeyn:

Wärſt Du mir nur verbunden
Für Zeit und Ewigkeit;
Und hätten wir gefunden
Der Liebe Seligkeit.

Doch ſag' mir frei und offen,
Was Dir bewegt den Sinn.
Darf ich wohl Liebe hoffen
Wenn gleich ich häßlich bin?

Ein Kuß von Deinem Munde
Verkünde mir mein Glück,
Und bringe mir die Kunde:
„Es gelte mir Dein Blick."

III.

Schnur und Herz.

Mein Herz iſt zerriſſen,
Mein' Schnur iſt entzwei;
Doch ſollſt du es wiſſen
Und geben Arznei.
Ich ſchenke Dir Liebe,
Du machſt mir die Schnur,
So ſchleichet nicht trübe
Der Zeiger der Uhr.
Es winket nur Freude
Der liebenden Bruſt,
Und gibt ſelbſt im Leide
Noch höchliche Luſt.
Die Hand zwar verbindet
Das lockere Band;
Die Lieb' aber findet
Ein ſeliges Land.
Doch willſt Du nichts wiſſen
Von Lieb und von Glück,
So muß ich vermiſſen
Den zärtlichen Blick.
Dann nimmermehr hoff' ich
Ein freundlich Geſchick;
Denn immer ja denk' ich:
„Du raubteſt mein Glück.“

Artiſtiſches.

Man ſchreibt aus Hamburg: Der 5. Aug. bereitete den Beſuchern des Stadt-Theaters eine ſeltene Freude. Ein Veteran der deutſchen Bühne, Herr Coſtenoble, trat nach einer zwanzigjährigen Entfernung wieder vor einem Publicum auf, deſſen Liebling er, wenn wir nicht irren, faſt zwei Decennien geweſen war. Der ihn begrüßende Empfang galt nicht allein dem hochgeehrten Künſtler, manche Hand begrüßte in dem Erſcheinenden den lang entfernten Freund, und manche wohl den früheren ſtillen Wohlthäter in drückenden Verhältniſſen. Dem an Jahren Hochbetagten ſchlägt noch — das bewies ſeine ſpätere Darſtellung — mit jugendlicher Wärme das leicht bewegte Herz; kein Wunder, wenn er die Beweggründe dieſes lauten, jubelnden Empfanges erkannte, und eine Spanne Zeit bedurfte, dem Künſtler die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder zu erwerben, die das Gefühl ihm entwunden hatte. Referent ſah Herrn Coſtenoble zum erſten Male, ſein Urtheil kann nicht durch frühere Leiſtungen geleitet werden. Er geſteht, daß er mit nicht geringer Erwartung den Saal betrat, aber auch, daß ſeine Erwartungen bei weitem übertroffen wurden. Herr Coſtenoble iſt einer jener gebildeten Künſtler, die ihre Charaktere aus dem wirklichen Leben aufgefaßt zu haben ſcheinen, aber auch nur ſcheinen. Dem aufmerkſamen Beobachter kann es nicht lange verborgen bleiben, daß das vorgeſtellte Bild ein Ideal iſt, das nur durch die ihm verliehene poetiſche Wahrheit jene Lebensfriſche erhält, die uns einen Augenblick glauben läßt, wir ſeyen einer ſolchen inneren und äußeren Geſtaltung irgend wo in unſerem Leben einmal begegnet. Mit dem regſten Intereſſe ſehen wir den ferneren Gaſtrollen des Künſtlers entgegen, deſſen Werth die Kritiker aller Farben anerkennen werden, denn das wahre Gute hat ſich, wie überall, ſo ſtets auch in Hamburg allgemeine Anerkennung erworben.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Porträt J. M. der Königin von England, Victoria I., nebſt fac simile. Dieſes Blatt iſt nach dem Bilde verfertigt, welches der jetzigen Königin an dem Tage, da ſie die Großjährigkeit erlangte, überreicht wurde.

2) Ständchen, componirt von Gackſtatter.

3) Zum Album der Boudoirs: Zweites Blatt aus Finden's Tableaux: Griechenland.

Anmerkung. Der mit der letzten Lieferung ausgegebenen Lithographie: La conquête d'Afrique, iſt die kurze Notiz beizufügen vergeſſen worden, daß ſolche einem kürzlich in Paris erſchienenen Apropos auf die Coloniſation Algiers nachgebildet iſt.

Auguſt Lewald.

Victoria

UNIV. OF
CALIFORNIA

Griechenland.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Giulia Fanarotti.

Novelletto.

Wir ſind in Venedig, dem meerentſtiegenen, der Stadt der bunten Maskenfeſte, aber auch der Stadt der Thränen und Seufzer, der Rache und des Bluts.

Es iſt Mitternacht, der Mond beleuchtet den weiten Halbkreis der ſtolzen Kuppeln und Thürme. San Marco und della Salute ſcheinen aus Silber gegoſſen; mauriſche Minarets, Statuen, Säulen, werfen ſcharf gezeichnete Schatten auf das Moſaik-Pflaſter des Marcusplatzes. Alles ſtill; ein Todesſchweigen herrſcht; Alles ſchläft, vom Dogen bis zum ärmſten Gondolier. Nur das Meer bebt und braust, und ſcheucht ſeine Wellen in die tauſend Kanäle, welche die Stadt durchſchneiden, und eintönig an ihre Bollwerke von Granit ſchlagen.

Alles ſchläft — doch nein! dort hinter dem prächtigen Palaſte Fanarotti öffnet ſich eine kleine Thür; ein ſchwarzer Domino, von zartem Wuchſe tritt mit leichtem Schritte heraus; er ſcheint eine Entdeckung zu beſorgen. Wie ſein Herz ſchlagen muß! Er athmet ſchwer — und, ſchnell um die Ecke der Straße San Angelo biegend, huſcht er längs des Marcusplatzes, im Schatten ſeiner immenſen Colonnade, geheimnißvoll wie ein Geſpenſt von dannen.

Jetzt hat der Domino den Dogenpalaſt erreicht, und bleibt ſtehen; man ſieht den heftigſten Kampf in ſeinem Innern — er zittert, und muß ſich an eine Säule des alten Baues lehnen; doch plötzlich ermannt die Maske ſich, ſchreitet vor, mit einer Kühnheit, die ſich in allen ihren Geberden ausdrückt — jetzt ſteht ſie vor dem verhängnißvollen Rachen des Löwen, der über Venedig herrſcht... vor jenem Rachen, der die Denunciationen aufnimmt und dafür Folter und Tod wiedergibt.

Noch ein Moment der Unentſchloſſenheit — der Angſt, und der Zettel ſinkt hinab, und der erzene Leib des Löwen tönt davon in ſeinem Innern gleichſam ächzend nach. Bei ſeinem Tone bebt die Maske wieder an allen Gliedern, maſchinenmäßig will ihre Hand das Papier zurückholen... allein zu ſpät! der Löwe hält ſeine Beute feſt, und der ſchwarze Domino ſchleicht fort, den Tod im Herzen — denn was er hineingeworfen, war die Anklage, und dieſe ſollte unmittelbar den Tod über den Angeklagten verhängen.

Dieſe Maske war ein junges Weib; Giulia Fanarotti; der durch ſie Angeklagte: Benvenuto Orſini, Senator, ſechzig Jahre alt; Venedigs Ruhm und Stolz.

Warum aber auch hatte er ſich mit ihr vermählt, der alte Herr? Warum verliebte er ſich in dieſe italiäniſche Schönheit von zwanzig Jahren? Warum traute er der Unſchuld dieſer himmliſchen Züge? Warum endlich empfing er in ſeinem Palaſte mit väterlicher Liebe den Sohn ſeines Jugendfreundes Ceſario Tadolini aus Piemont?...

Giulia war ſo ſchön... Ceſario war es nicht minder; ſie mußten ſich lieben, und in ihrem italiäniſchen Herzen tobte dieſe Liebe wie ein Vulkan, deſſen Ausbruch Verbrechen und Rache gebar.

Verbrechen! — war denn aber Giulia nicht gut? Sie war die Luſt und der Stolz ihres alten Gatten geweſen, ehe ſie den Piemonteſer gekannt hatte. Allein dieſer Moment entſchied ihr Schickſal. Und welches Schickſal! Großer Gott! die Lagunen haben es in ihrem Schooße begraben!

„Welch' fürchterlicher Zwang — welche Qual! Giulia! Göttin! nie ſind wir unbelauſcht, und ich wollte Dir doch ſo gern ſagen, wie ich Dich liebe. Mein Herz iſt berauſcht von der ſeligſten Trunkenheit. Dieſen Abend müſſen wir uns ſehen! Höre mich! Bene mio!... dieſen Abend iſt Ball bei dem Senator Carulli...“

„Giesù Maria! ecco marito mio!...“

„Addio, anima mia!“

„Addio, cor mio! speranza mia!...“

Und ihre Stimmen verhallten in dem Marmorgewölbe... die Thür der geheimen Treppe ſchloß ſich ſchnell, denn Benvenuto Orſini trat in das Gemach der Gattin. Eine vertraute Kammerfrau hatte Wache gehalten, und benachrichtigte Giulia zur rechten Zeit durch ein verabredetes Zeichen.

* * *

Es war eine jener italiäniſchen Nächte, wie ſie Dichter und Maler oft ſchon als Vorwurf ihrer Kunſt ſich wählten.

In einem zauberhaft erleuchteten Palaſt, deſſen Mauern mit den koſtbarſten Tapeten behängt waren, tanzten bei dem Schalle der lieblichſten Muſik die edelſten Venetianer, in heitere und ernſte Domino's gehüllt.

Dort in einer Fenſtervertiefung, hinter reichen Sammtvorhängen, koſten zwei Stimmen leiſe mit einander.

Eine zarte Frauenſtimme flüſterte:

„Morgen, Geliebter, wird der Rath der Zehn uns frei machen, Morgen iſt er unter den Bleidächern!“

„Endlich!“ hauchte eine tiefere Stimme — „O povera mia!“

Und — „Caro mio!“ erwiderte die Andere — und ihre unkeuſchen Lippen, die ſo eben gefrevelt hatten, tauſchten verbrecheriſche Küſſe.

Allein trotz des hundertſtimmigen Orcheſters, trotz des Jubels der berauſchten Menge, trotz der Heimlichkeit der Beiden, wiederhallten dieſe ſo leiſe gehauchten Worte in dem Ohre eines andern ſchwarzen Domino's, der finſter und in ſich gekehrt neben dem Vorhange geſtanden. Sein Herz erbebte, ſeine Augen ſchoſſen Blitze durch die Larve, er griff ſchon nach dem Dolche, allein, wie plötzliche Beſinnung kam es über ihn, und ſein Arm ſank von der Waffe zurück; er lächelte bitter, und eilte davon.

Der unglückliche Greis im ſchwarzen Domino hatte die Wahnſinnigen belauſcht, die in einem unglückſeligen Momente ſein Glück zerſtört, das Silber ſeines Hauptes beſchmutzt hatten. Der Arme verlangte ja nichts mehr von ihnen, als etwas Zärtlichkeit und Ruhe, um ſeine wenigen Tage verleben zu können. Guter Greis! Du hatteſt deine Frau in der Abſicht belauſcht, um einen ſtillen Triumph zu feiern;

du glaubteſt, ſie werde von dir liebevoll ſprechen — allein welche grauſe Enttäuſchung!...

Mit zerriſſenem Herzen, gefoltert von der Entdeckung, die er ſo eben gemacht, mit brennendem, von Schwindel ergriffenem Kopf wirft er ſich in ſeine Gondel, die unten am Palaſt auf ihn wartet. Aber er läßt die Lampen auslöſchen, und die glänzenden Draperien zuſammenrollen. Er befiehlt, den Kanal zu verlaſſen, den reichpavoiſirte Gondeln nach allen Richtungen durchkreuzen, und gewinnt die finſtern Lagunen; der Greis bedarf in ſeiner Stimmung der Einſamkeit und friſcher Winde, die ihm ſein ſiedendes Blut abkühlen ſollen.

Der Gondolier gehorcht, wenn gleich verwundert über den Befehl. Die leichte Barke gleitet über die Wellen hin; ſchon ſchaukelt ſie mächtiger der blaue Golf; der Mond ſteht wolkenlos am Himmel, und ſchaut auf das ſtolze Venedig herab, deſſen tauſendfältige Lichter ſich in dem feſten Auge des Greiſes wiederſpiegeln; aus der Ferne ſchallen Freudentöne und bezaubernde Muſik — aber ſeine Ohren hören ſie nicht.

Lange ſtand der arme Greis unbeweglich, wie leblos da; als aber die eherne Hand des Mohren von San Marco die zweite Stunde der Nacht anſchlug; da berührte es ihn wie ein elektriſcher Schlag. Auf ſeine ſtumme Bewegung lenkte die Gondel eilig um; nicht fern von ſeinem Palaſte ließ er halten, und in den weiten Mantel gehüllt ſtieg er aus, ſein Unglück überdenkend. Vielleicht erfaßte ihn jetzt eben ein ſchrecklicher Gedanke. —

Zu dieſer Stunde zog ein finſteres Gewölke vor den Mond; dumpf brüllte das adriatiſche Meer; Blitze zuckten; ein fürchterliches Wetter brach über Venedig und ſeine Lotterfeſte los; allein fürchterlicher tobte es im Herzen eines Greiſes....

* * *

Hoch oben auf den Stufen ſeines Palaſtes ſtand der Greis, verwundert darüber, daß die Familiaren der Inquiſition ihn noch nicht ergriffen, denn die troſtloſen Worte Giulietta's tönten ihm noch immer in den Ohren: „Morgen iſt er unter den Bleidächern!“ —

Da zog es kalt wie Eis ihm durch's Herz; er athmete leichter auf; ein feſter Entſchluß der Rache hatte ihn ergriffen. Er war mit ſich einig. Marco, den jungen Neger, rief er, der bereits als Knabe ſein

Sklave geweſen war. Nur wenige Worte waren es, die er ihm in's Ohr ſagte, und Marco — mit Augen, die wie die Hölle leuchteten, vor denen ſelbſt der Gebieter zurückſchauderte — Marco flog in den Palaſt der Carulli.

* * *

Das Feſt währte noch fort; nur war es ruhiger geworden; die Tänze hatten aufgehört. Das ſchreckliche Unwetter draußen ſtörte die Freude; vieler Gemüther hatte ſich die Angſt bemächtigt. Giulia und Ceſario hatten zwanzigmal ihre geheimnißvolle Unterhaltung begonnen, und eben ſo oft mußten ſie, geſtört, wieder abbrechen. Jetzt entfernten ſie ſich. Er führte ſie zur Gondel.

Giulia ſetzte ſich zuerſt hinein, und reichte Ceſario die weiße Hand, der mit glühender Leidenſchaft ſeinen Blick auf ſie heftete, und die Stufen am Kanale hinabſtieg — da plötzlich! ... ein ächzender Ton ... Giulia bebt ... ein dumpfes Geräuſch, wie ein fallender Körper ... Waſſer mit Blut vermiſcht ziſcht auf, und ſpritzt in die elegante Gondel ... Giulia's weißer Atlas zeigt die Spur davon, und der fallende Körper war Ceſarios, den eine unbekannte Hand getroffen hatte. Niemand wurde neben ihm in dem Augenblick geſehen, als er fiel.

Sechs ſtarke Ruderer kämpften dem vom Gewitter aufgewühlten Gewäſſer mit Glück entgegen, und bald hatte die Gondel die heulenden Lagunen erreicht. Giulia rief verzweifelnd, im halben Wahnſinn, ihren Geliebten, ihren Ceſario ... aber die Ruderer blieben ſtumme Zeugen ihres Schmerzes, ihrer Verzweiflung.

Auf einige leiſe geſprochene Worte hielt endlich die Gondel. Und am Vordertheile erhob ſich Etwas, das bei dem Scheine der Blitze einen Rieſenſchatten auf das Meer warf. Ein furchtbarer Schrei, ein Schrei, der nichts Menſchliches mehr hatte, drang aus Giulietta's Bruſt; ſie wand ſich in Verzweiflung, und verſuchte es umſonſt, ſich in die Wellen zu ſtürzen.

Sie hatte den Greis erkannt; jenen zärtlichen, liebevollen, guten Greis, den ſo tief gekränkten, deſſen weißes Haupt ſie noch vor wenigen Minuten ihrem Geliebten zum Opfer verſprochen hatte.

* * *

Noch einige Minuten, und auf den Wink dieſes Greiſes verſchlangen die Gewäſſer der Lagunen einen ſchweren Sack, deſſen ſtark zuſammen-

geſchnürte Conturen die Formen eines Menſchenkörpers verriethen. ... Ueber dem Waſſer ſchwebte ein leiſes Stöhnen, wie ein unverſtändlicher Name; dann wurden die Lagunen ruhig, denn wie durch Zauberei hatte das Wetter mit einem Male aufgehört. Nur dann und wann bezeichnete noch weißer Schaum die heftigere Bewegung.

* * *

Und am Morgen nach dieſem Balle ſtand der Senator Benvenuto Orſini noch aufrecht unter den Säulen ſeines Palaſtes.

Er ließ ſich ohne Widerſtand von den Trabanten des Raths der Zehn verhaften.

Niemand wußte etwas von dem weitern Schickſale des unglücklichen Greiſes zu berichten; allein man hat ihn nie wiedergeſehen.

Beſteigung des Aetna.

Bruchſtück aus dem trefflichen Werke: Voyage en Sicile von Théodore Renouard de Bussière.

Unſtreitig iſt der Aetna das Merkwürdigſte, was Sicilien zu bieten hat. Ein Theil dieſes wunderbaren Berges mag ſchon in ſeiner vulkaniſchen Beſchaffenheit vor dem letzten Rücktritte des Meergewäſſers beſtanden haben, denn beſonders auf der nördlichen Seite findet man Lavaſtröme unter zwei- bis dreihundert Toiſen dicken Muſchelkalk-Lagen.

Der Name Aetna ſoll von einem phöniciſchen Worte abſtammen, welches Berg des Ofens bedeutet; gegenwärtig iſt der türkiſche Name „Ghebel“ *) der einzige, womit man in Sicilien den Vulkan bezeichnet.

Der früheſte unter den Schriftſtellern, welche Siciliens erwähnen, Homer, führt den Aetna nicht beſonders an, während Ulyß doch durch die Meerenge von Meſſina kommt. Ohne Zweifel ſpie der Berg zu Homers Zeiten noch keine Flammen aus, denn ſonſt würde dieſer Dichter einen, durch ſeine ſeltſamen Erſcheinungen ſo reichen Stoff nicht unbenutzt gelaſſen haben.

Viele andere Schriftſteller des Alterthums ſprechen vom Aetna, ſo Thucydides, Strabo, Lucrez, Pindar, Virgil, Titus Livius, Lucan und Andere. Zu den Zeiten Pindars, wie man aus deſſen Schriften erſieht, war der Berg ſehr hoch, denn der Dichter ſtellt ihn mit ewigem

---

*) Monte Gibello, Mongibello, Mont-Gibel.

Schnee bedeckt, als die Himmelsſäule dar, wo er die Fabel der von Jupiter begrabenen Titanen erzählt. Mehre ältere Dichter bezeichnen den Vulkan als Zufluchtsort für Deucalion und Pyrrha während der allgemeinen Flut.

Diodorus Siculus ſpricht an vielen Stellen über einzelne Erſcheinungen bei den Ausbrüchen des Aetna; er erzählt, ſie ſeyen zur Zeit der Sicanier ſo heftig geweſen, daß ſich die Bewohner des öſtlichen Theiles der Inſel haben nach dem weſtlichen flüchten müſſen.

Später ſiedelten ſich die Griechen auf dieſem entvölkerten Geſtade an. Nach Thucydides ſollen ſeit der Ankunft der helleniſchen Colonien bis zur Epoche, der er angehörte, drei große Ausbrüche ſtattgefunden haben; man kennt drei andere während des Zeitalters der Dionyſe. Die Cataneer ſandten eine Einladung an Plato, um ihn zu bewegen, Syrakus zu verlaſſen, und die Arbeit des Vulkan von nahem zu betrachten.

Viele Ausbrüche verheerten das Land während der Römer-Herrſchaft; man führt dabei beſonders den Ausbruch im Jahre 662 (ab urbe cond.) an, wobei der Boden bis Meſſina erbebte, und ſelbſt Schiffe im Meere verbrannten.

Seit jener Zeit fanden in jedem Jahrhundert mehr oder minder gewaltige Ausbrüche ſtatt, welche ſich beinahe alle aus den Seiten des Berges hervorarbeiteten.

An ſeiner Baſis hat der Aetna 50 bis 60 Lieues im Umfange. Man hat ſeine Höhe wohl gemeſſen, die Berechnungen der Gelehrten ſtimmen indeſſen nicht vollkommen überein; ſie ſchwanken zwiſchen 10,000 und 10,600 Pariſer Fuß.

Die Bevölkerung von Catanea mit eingerechnet, zählt man 170,000 Bewohner auf der Baſis des Vulkan.

Der Berg wird in drei Regionen abgetheilt; die erſte, die regione Piedimonta, iſt die bewohnte und angebaute; die zweite, regione Nemorosa, iſt die waldbewachſene; die dritte, regione Scoperta, iſt Schnee- und Feuer-Region. Durch den Wechſel des Colorits der verſchiedenen Zonen ſcheiden ſich dem Auge die Gränzen ſelbſt auf beträchtliche Entfernungen ganz genau ab, und der Reiſende erſchaut auf dem unermeßlichen Kegel in demſelben Augenblicke alle Climate und Jahreszeiten.

Wir hatten bereits ſeit vier Tagen unſern Plan, die Spitze des Ghebel zu beſteigen, kundgegeben; die Landleute nannten ein ſolches Unternehmen eine große Vermeſſenheit, und ſuchten uns auf jede Weiſe

zu überzeugen, daß bei der gegenwärtigen Jahreszeit, der aufgehäuften Schneemaſſen wegen, die Beſteigung rein unmöglich ſey. Wirklich ſchien es, als hätte ſich das Wetter gegen uns verſchworen, denn jeden Morgen war der große Krater in einen dicken Wolkenmantel eingehüllt. Am 30. Mai endlich trat Salvador vor Sonnenaufgang in unſer Zimmer, um uns zu melden, daß ſich der Himmel ganz klar und unbewölkt zeige; eilig verließen wir das Lager, und vor fünf Uhr befand ſich die Geſellſchaft, beſtehend aus einem jungen Engländer, zwei Deutſchen, einem ſicilianiſchen Künſtler, meinem Bruder und mir, auf dem Marſche. In den Straßen von Catanea herrſchte bereits reges Leben; die Arbeiter hatten ihr Tagewerk begonnen; die Landleute kamen mit belaſteten Eſeln und Maulthieren zu Markte; von Kopf bis zu Fuß in ihren langen, ſchwarzen Schleier gehüllt, verließen die Weiber ihre Wohnungen. Den rieſenhaften Kegel mit der Schneekrone vor dem Auge, aus der, eine beinahe ſenkrechte, lange, weiße Linie am Himmel abzeichnend, eine dichte Rauchmaſſe emporqualmte, zogen wir durch die Aetna-Straße.

Unmerklich beginnt die Steigung, wenn man Catanea im Rücken hat; man klettert den ungleichförmigen Abhang der vulkaniſchen Hügel hinan, welche die Baſis des Aetna bilden; ſie ſind mit Getreide, Weinreben, Maulbeerbäumen, Oliven und Feigenbäumen bepflanzt; nahe bei der Gränzſcheide der Vegetation erſcheint die Natur noch in ihrem ſchönſten, reichſten Gewande. Mitten auf dieſen fruchtbaren Feldern gewahrt man breite, in winkeligen Erhöhungen fortlaufende Lavaſtreifen. Die ganze Landſchaft bietet einen reizenden Anblick, was noch mehr ohne die geſchwärzten Steinmaſſen der Fall ſeyn möchte, welche ſtets den Grund des Gemäldes verdüſtern, und äußerſt charakteriſtiſche Contraſte mit dem ſaftigen Grün der Umgebung bilden; denn dicht neben einander erblickt man die Schönheiten eines wohlbebauten Landes und die Schreckniſſe einer Wüſte.

Dieſe erſte Region iſt der reichſte und fruchtbarſte Theil des Königreichs Sicilien; die vulkaniſchen Stoffe und das unterirdiſche Feuer erhalten die Vegetation in ſegenbringender Thätigkeit. Mit Hilfe von Jahrhunderten und fleißigen Menſchenhänden iſt ein Paradies aus dieſer Gegend geworden.

Im höchſten Maße intereſſant muß es dem Fremden erſcheinen, wie, von einer begütigenden Natur unterſtützt, die menſchliche Induſtrie nach und nach die Spuren der vom Feuer angerichteten Verheerungen

tigt, und Reichthum über einen, ſcheinbar zu immerwährender Unfruchtbarkeit verdammten Boden bringt.

Die Bauern brechen zuerſt die Felſen, füllen die Klüfte aus, und ſtellen ſo das Niveau der von der Lava überſtrömten Räume her; dann ſammeln ſie die Aſche und bauen, je nach der Lage des Ortes, unzählige Terraſſen von verſchiedener Geſtalt, welche ſie durch Mauern ſtützen, die man aus übereinander gelegten Lavatrümmern formt. Hier, wo noch keine andere Vegetation gedeihen würde, pflanzt man die Opuntia (indiſcher Feigenbaum); iſt aber die Erde ſtufenweiſe ſo aufgehäuft, daß Bäume Wurzel ſchlagen können, ſo entwickeln ſich dieſe auf das kräftigſte, und bedecken die ſchönſten, wechſelreichſten Culturen mit ihrem ſchirmenden Schatten.

Achtzig auf den niederen Theilen des Aetna zerſtreut liegende Dörfer zeugen hinreichend für die Fruchtbarkeit des Bodens; das Precäre des Beſtandes verleiht dieſer Gegend noch einen beſonderen Reiz; denn man darf beim Durchwandern nie vergeſſen, daß vielleicht ein einziger von den fürchterlichen Ausbrüchen des Berges hinreicht, um dieſe Landſchaften, dieſe lachenden Gärten und maleriſchen Wohnungen unter ſeinen Strömen zu begraben, und man kann ſich eines beinahe ſchmerzlichen Staunens nicht erwehren, ſieht man an einem Orte, wo man nie mit Sicherheit auf den nächſten Morgen rechnen darf, Wohlſtand und Thätigkeit, wie man ſie vergebens im übrigen Sicilien ſuchen würde.

Von Lava gebaut, ruhen die Dörfer auch auf Lava. Zuerſt gelangten wir zu dem Dorfe Plaghe; man hat fortwährend zu ſteigen, ohne daß ſich die Geſtalt des Landes verändert: man erblickt mehre ſchöne Flecken, in denen eine thätige, arbeitſame, gut gekleidete, wohlgenährte und geſund ausſehende Bevölkerung lebt. Die Nähe der Gefahr, der man Trotz zu bieten längſt ſich gewöhnt hat, der ewige Kampf, den dieſe Leute mit der Natur beſtehen müſſen, hat eines Theils beſſere Sitten unter ihnen einheimiſch gemacht, als man im übrigen Lande trifft, anderen Theils aber die Anwohner mit Luſt zur Arbeit und einer Beharrlichkeit ausgerüſtet, die ihren Lohn von der außerordentlichen Fruchtbarkeit eines, in gewiſſer Beziehung von ihnen ſelbſt geſchaffenen Bodens empfängt.

Nicht ohne Beſchwerlichkeit legt man den Weg zurück. Wir kamen an mehren Lavaſtrömen vorüber, von denen die einen, in ſchmale Schlünde eingeſchloſſen, noch ſich in rieſigen Wellen zu heben ſcheinen, während die anderen beinahe platt, wie weiße Tücher als ungetrennte

Maſſen über die jähen Abhänge abliefen. Wo der Boden nicht von vulkaniſchen Stoffen bedeckt iſt, da findet man auch ſtets wieder eine unglaubliche Fruchtbarkeit.

Um zu zeichnen, hielt ich einen Augenblick in Mascalaccia an. Ueber dieſem Flecken liegt ein vom Jahr 1669 herrührendes, unfruchtbares Plateau, auf dem die Vegetation bis jetzt noch keinen feſten Fuß gewinnen konnte; auf dem gleichförmigen Raum ſtand der Ausbreitung des Lavaſtromes kein Hinderniß entgegen; von dieſem Punkte aus gewinnt man den Ueberblick über den oberen Theil des Aetna, und ſieht nun, daß er nicht ein Berg von unermeßlicher Höhe und Ausdehnung iſt, ſondern daß er aus einer Vereinigung vom großen Krater beherrſchter Berge, Ebenen und Thäler beſteht. Mehr als hundert kleinere, kegelförmige, jetzt erloſchene Krater erheben ſich auf der Seitenfläche des größeren; ſie alle rühren von ſucceſſiven Ausbrüchen her; ſucht das innere Feuer einen Ausweg, und vermag ſich nicht bis zur Höhe des Hauptkraters zu erheben, ſo erſchüttert es den Vulkan und die Gegend umher, und bricht endlich auf der Seite aus; dann beginnt der Regen mit Feuer, Aſche und glühenden Steinen, woraus ein nach Maßgabe der Dauer des Ausbruches mehr oder minder beträchtlicher Hügel entſteht; und endlich ſtürzt der Lavaſtrom hervor, Alles verheerend, was ſich ſeinem Laufe widerſetzt. Bei einigen dieſer Krater hat ſich die traurige Geſtalt nicht verwiſcht; andere dagegen haben ſich zum Wein- und Fruchtbau geeignet. *)

Während ich zeichnete, umgab mich eine Menge Neugieriger, die mich lautlos ganz erſtaunt anſtarrten, als hätten ſie nie Fremde geſehen; ihr Schweigen nahm mich um ſo mehr Wunder, als ich die Sicilianer ſtets ſehr heiter und mittheilend gefunden hatte.

Wenn auch immer noch großartig, erhält die Natur doch nach und nach ein weniger tröſtliches Ausſehen; man gelangt zu dem am

*) Oft vergehen Jahrhunderte, ehe man die Lava hinreichend mit Erde bedecken kann, um ſie culturfähig zu machen. Es gibt nach authentiſchen Ueberlieferungen, zweitauſend Jahre alte Streifen, die ſich noch immer beinahe in ihrer gänzlichen Nacktheit zeigen. Dieſe Thatſache mag als Beweis für das hohe Alter der Aetna-Ausbrüche dienen; denn es gibt Stellen, wo man beim Ausgraben mehre Lavalagen gefunden hat, die unter ſich durch eben ſo viele Lagen vegetabiliſcher Erde getrennt waren, deren Formation je eine Reihe von Jahrtauſenden bedurfte.

Fuße der Montirossi, inmitten schöner Pflanzungen, unterhalb eines mit Weinreben bedeckten Berges liegenden Städtchen Niccolosi, dem letzten bewohnten Orte der unteren Region des Aetna. Häufige Ausbrüche und Erdbeben haben wiederholt diesen Flecken zerstört, an dessen Seiten, obgleich er schon sehr hoch gelegen ist, man Feigenbäume, Oliven und Opuntien erblickt, die sich an den unfruchtbarsten Stellen anklammern.

Die Montirossi, oder rothen Berge, beherrschen Niccolosi; sie werden von zwei Kegeln von ungefähr hundert und zwanzig Toisen senkrechter Höhe gebildet. Ihr Name rührt von der rothen Farbe der erdigen Schlacken her, aus denen sie bestehen. Beide sind bei dem Ausbruche von 1669 entstanden, welcher vier Monate anhaltend dauerte. *)

Unfern von diesem Orte findet man mehre Aushöhlungen vulkanischer Beschaffenheit, die man nicht Krater nennen kann. Die merkwürdigste darunter ist die fossa della Palomba; sie hat wenigstens zwei hundert Fuß Tiefe und siebenzig Fuß im Durchmesser.

Unser Frühstück nahmen wir in Niccolosi ein. Von den Fenstern unseres kleinen Gasthauses überschaut man das sicilische Gestade bis Syrakus, das Thal von Symetha, und die untere Region des Aetna.

Wir nahmen hier frische Maulthiere, einen Führer und Mundvorrath, um zu der neun Meilen höher gelegenen, unter dem Namen Casa del Bosco bekannten Hütte zu gelangen, wo man gewöhnlich ruht, ehe man die Besteigung des nächtlichen Kraters beginnt.

Die Umgebungen von Niccolosi haben auf der Nordseite ein sonderbares Aussehen; der Ausbruch von 1669 hat diese Gegend acht bis zehn Fuß hoch mit schwarzem, glänzendem Sande bedeckt; Feigenbäume, Ginster, und drei bis vier Weinreben-Pflanzungen, welche ziemlich guten Wein liefern, unterbrechen einigermaßen die Monotonie; aber auf dem lockeren Erdreich gewahrt man weder Moose noch Kräuter. In geringer Entfernung von einander erheben sich Hügel, erloschene Krater; im Aeußeren sehen sie aus wie Zuckerhüte; innen sind sie mehr oder minder tief, trichterförmig ausgehöhlt.

Mitten in dieser traurigen Einöde, 2500 Fuß über der Meeresfläche, liegt das verlassene Kloster San Nicolo dell' Arena, ein in schlimmem Zustande befindliches Gebäude, nach der Behauptung einiger

*) Die vom Aetna während dieses merkwürdigen Ausbruches ausgespiene Masse schätzt man auf 17 Milliarden, 759 Millionen Kubikfuß.

Reisenden auf der Stelle der alten Inessa gebaut, welche Stadt indessen von Andern auf die entgegengesetzte Seite des Aetna, auf den Ort versetzt wird, wo jetzt Paterno steht.

Nach dem Willen des frommen Stifters sollten die Benedictiner von Catanea in diesem Kloster*) wohnen. Die Lage war für ein beschauliches Leben gut gewählt; die schöne, weit ausgedehnte Landschaft, die reine Luft, die Aufregung, welche die Nähe der Krater veranlaßte, mußte die Seele in einen Zustand der Zerknirschung und religiösen Aengstigung versetzen.

Der Weg zieht sich auf einem Lavastrome fort, und steigt, nachdem man neben einer kleinen, zu dem Kloster gehörigen Kapelle vorübergekommen, zu einem zweiten Plateau an, welches ganz mit schwarzen Massen bedeckt ist, die abwechselnd gegen den Berg angehäuft oder von tiefen Schlünden durchrissen sind. Der böse Dämon scheint bei diesem gräßlichen Umsturze der Natur seine Gewalt ausgeübt zu haben. Noch ist dieser Ort von einem Amphitheater erloschener, ziemlich hoher Krater umgeben.

Hier fängt die zweite Region des Aetna, die waldige, an; sie hat an ihrer Basis fünfzehn bis zwanzig Lieues im Umfang, und ungefähr drei Lieues ansteigender Breite. Nach den Spalten zu schließen, die hier vom Wasser geöffnet werden, ist der Boden, der völlig mit Dünger und Moos bedeckt erscheint, von Lava gebildet.

Der Wald besteht aus Eichen, Buchen und Gebüschen, unter denen Kräuter wachsen, welche den Ziegenheerden zur Nahrung dienen; die Bäume sind dünn gesät, wenn auch im Einzelnen dick, doch nicht sehr hoch; das Laubwerk ist sehr mager; man sieht keine schönen Zweige, keinen jungen Schößling; ohne an eine Zukunft zu denken, schneidet man nach Willkür ab, um Kohle zu gewinnen; unmerklich werden die Seiten des Aetna ihrer Vegetation beraubt seyn, und die Erben von Paterno, die Eigenthümer dieses Waldes, werden am Ende ein nacktes, unfruchtbares Land besitzen.

In dieser Region trifft man viele Grotten, die theils den Hirten zum Aufenthalte und Zufluchtsorte dienen, theils zum Aufbewahren des Schnees benützt werden, den man im Sommer in den Städten Siciliens braucht; in den Grotten letzterer Art ist die Luft so kalt, daß man kaum eintreten kann.

*) Dieses Convent ist vom Grafen Simon, dem Enkel des Grafen Roger, erbaut worden.

Je höher wir ſtiegen, deſto mehr nahm der Wald ein winterliches Ausſehen an. Endlich erblickten wir Bäume, aus denen kaum die Knoſpen hervorzubrechen ſchienen, obgleich die Jahreszeit ſchon ziemlich weit vorgerückt war. Hier, auf einer natürlichen Terraſſe, liegt die halb zertrümmerte Hütte, die man Casa del Bosco nennt; ihr elendes, überall durchbrochenes Dach vermöchte keineswegs vor dem Ungeſtüm der Witterung zu ſchützen. Von dieſer Hütte aus genießt man eine Ausſicht von unermeßlicher Ausdehnung. Die hohe See und die verſchiedenen Pläne der Gebirge im ſüdlichen Sicilien begränzen den Horizont; dann folgt Catanea mit ſeinen Ebenen, und endlich der Theil des Aetna, den wir bereits durchwandert hatten. Hinter der Casa del Bosco erſcheint die dritte und letzte Region mit ihrem ewigen Schnee.

Wir richteten uns ſo gut als möglich ein, um zwei oder drei Stunden zu ruhen, ehe wir den Krater erkletterten; einer von unſern Führern hatte ein Beil mitgebracht, mit dem wir Holz im Walde fällten, das bald in luſtiger Flamme aufloderte. Bei der ſchneidenden Kälte der Abendluft lagerten wir uns mit ausnehmendem Behagen um das Feuer.

Als ſich Alle niedergelaſſen hatten, theilte man die Lebensmittel aus; dann legten wir uns auf unſere Betten; unſere Mäntel dienten als Unterlagen, und ein wurmſtichiger Balken als Kopfkiſſen; nach und nach wurde es ſtiller, die Geſpräche verſtummten; die Maulthiere legten ſich neben unſern Führer, und ein tiefes Schweigen herrſchte in der Hütte.

Gegen Mitternacht weckte man uns; wir hatten uns zu beeilen, um den Gipfel zu erreichen, da man nur vier Stunden weit reiten konnte, und fünf zu Fuß gehen mußte, während man im Juli oder Auguſt fünf Stunden reitet und nur eine zu Fuß geht.

Die Beſteigung des Aetna iſt in gegenwärtiger Jahreszeit äußerſt beſchwerlich und ermüdend; trotz der außerordentlichen Geſchicklichkeit, mit der die Maulthiere, bei Auswahl ihres Weges durch die Lava, zu Werke gehen, fühlt man ſich ſchon in den erſten Stunden auf eine peinliche Weiſe angeſtrengt; man hat tiefe Schluchten, und eine Menge einſt brennender Ströme zu überſchreiten, von denen man ſich nur einen Begriff machen kann, wenn man ſie mit Flüſſen vergleicht, die mitten im ſtürmiſchen Laufe regungslos geworden ſind. Auf dem lockern, nur aus zerbröckelten Schlacken beſtehenden Boden kann man nur mit der größten Vorſicht fortſchreiten.

Die letzten Bäume der zweiten Region des Aetna ſtehen vierhun-

dert Schritte vom Hauſe del Bosco; grünes Laub geht ihnen gegenwärtig eben ſo ſehr ab, als den Bäumen im Monat Januar in Sibirien. Die ganze Vegetation beſchränkt ſich auf Veilchen und ausgetrocknete Kräuter; bald hört ſie dann völlig auf, und man gelangt auf unfruchtbares Land, wo ſich Sonnenhitze und Reiſe ohne Unterlaß bekämpfen, wo Moos noch das einzige Gewächs iſt, das man im Schnee gewahr wird.

Nun hatten wir den Ort erreicht, wo wir unſere Thiere zurücklaſſen mußten; die furchtbaren Stunden begannen, in denen wir über Lavahöhen, oder über weite, jäh anſteigende Flächen zu Fuß zu marſchiren hatten, die mit einem Schnee bedeckt ſind, der entweder ſo locker iſt, daß man bis zum Knie einſinkt, oder, was häufiger vorkömmt, mit einer ſo ſchlüpfrigen Eisrinde überzogen, daß man nicht vorwärts ſchreiten kann, ohne zu gleicher Zeit rückwärts zu gleiten. In den vier Stunden von dem Augenblicke, wo man die Maulthiere zurückläßt, bis zur Zeit, da man bei der elenden, am Fuße des großen Kraters erbauten, gegenwärtig völlig mit Schnee bedeckten, unter dem Namen Casa degli Inglesi bekannten Hütte anlangt, hat der Reiſende alle Qualen der Kälte, der Anſtrengung durch einen beſchwerlichen Marſch und Leiden jeder Art auszuſtehen; man glaubt ſich in die unwirthbaren Gegenden von Lappland oder Grönland mit allen ihren Schreckniſſen verſetzt.

Als ich im Mondſcheine unſere kleine Truppe mit ſo unſäglicher Mühe auf den langen Eisplänen emporklettern ſah, von denen aus der große Krater gänzlich unzugänglich erſchien, zweifelte ich, ob ich wirklich am Morgen Aloen und Orangenbäume im freien Felde geſehen hatte, denn mit Rennthieren oder Hunden beſpannte Schlitten traten mir im Geiſte viel näher.

Während dieſes furchtbaren Anſteigens vermochte ich kaum zu athmen; es plagte mich ein qualvoller Durſt, und in meinen Ohren machte ſich ein heftiges Summen fühlbar. Einer meiner Reiſegefährten mußte Blut ſpeien.

An der Engländerhütte *) beginnt eine Schneefläche, ungefähr von einer Lieue im Durchmeſſer, bekannt unter dem Namen Pianura del Frumento, obgleich hier noch kein ſterbliches Auge Keime eines Saa-

*) Einige Engländer ließen dieſes Haus auf ihre Koſten erbauen, um die Erſteigung des Kraters zu erleichtern.

menkornes erblickt hat. Mitten auf dieſer Fläche erhebt ſich der Kegel des großen Kraters; ſie ſenkt ſich auf einer Seite gegen das Thal von Trifoglietto hinab, wo ſich der iſolirte Fels von Muſara befindet. Auf eben dieſer Pianura del Frumento liegt eine kleine, unſcheinbare Ruine, bekannt unter dem Namen der Philoſophenthurm, aus dem, der gemeinen Sage nach, Empedokles von Agrigent vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung hervorgegangen ſeyn ſoll, um ſich in den Krater zu ſtürzen, deſſen Geheimniſſe zu erforſchen er nicht im Stande geweſen war. Man hat viel über den Urſprung des kleinen Gebäudes geſtritten; die Einen ſehen darin ein dem ätnaiſchen Jupiter oder dem Saturn geweihtes Heiligthum; Andere betrachten es als ein vom Kaiſer Adrian in der Abſicht, den Sonnenaufgang zu beobachten, hier errichtetes Gebäude; wieder Andere halten es für den alten Vulkanstempel; aber nach den Ueberlieferungen älterer Schriftſteller, war dieſer Tempel mit einem geheiligten Walde umgeben, der nie in einer ſolchen, zum ewigen Schnee verdammten, Region wachſen konnte.

Der Philoſophenthurm beſteht aus vier von Backſteinen und geſchnittener Lava erbauten, etwa drei Fuß hohen Mauern *); er beherrſcht das ſogenannte Ochſen-Thal, einen tiefen, mit Lavablöcken angefüllten Schlund, wo man einen ſehr merkwürdigen, vom Ausbruche im Jahre 1819 herrührenden Kegel erblickt.

Unbeſchreiblich war der Eindruck, den an dieſer Stelle die Schönheit des Firmaments auf mich machte, deſſen unermeßliches Gewölbe ſich in ſeinem größten Glanze vor meinen Augen ausbreitete; in den niederen Regionen, wo die Lichtſtrahlen durch die Dünſte ſich vermengen und verſchwimmen, hatte ich es nie in ſolcher Majeſtät erſchaut; die Sterne ſchienen mir zahlreicher, glänzender; die Milchſtraße ſchimmerte als eine breite Flammenfurche am Himmelszelte.

Nachdem wir die Fläche del Frumento zurückgelegt hatten, fingen wir an, am großen Kegel des Kraters emporzuklettern. Hier wird die Reiſe am beſchwerlichſten, denn die Fläche iſt beinahe ſenkrecht abgeſchnitten, und der Boden beſteht aus Schlacken, Aſche und Schnee. Die Höhe des Kegels beträgt dreizehnhundert Fuß, aber wegen der un-

*) Die Exiſtenz dieſer Ruinen, welche ſeit vielen Jahrhunderten, ſo nahe dem Gipfel des Aetna, unerſchüttert geblieben ſind, iſt ein Beweis, daß die Ausbrüche in dieſer Höhe ſtets unendlich viel ſeltener waren, als tiefer unten.

gemeinen Abschüssigkeit und des lockern Bodens, der gleichsam unter den Füßen entflieht, erscheint die Entfernung viel beträchtlicher. Ein Theil von den Seiten dieser Krone des Aetna, wie sie Hamilton nennt, raucht fortwährend, und man steigt hier auf einer ununterbrochenen Reihe von kleinen Kratern hinan; über den einen ragt eine Feuer-Glorie empor, andere schleudern Rauch- und Steinmassen mit einem Lärm in die Höhe, ähnlich bald dem Donner der Kanonen, bald dem zischenden Getöse einer blitzschnell die Luft durchschneidenden Rackete. Das Wildfeierliche der Scene gewinnt noch durch das gewaltige Toben im Innern. Einen Lavablock, den wir in einen der Krater warfen, sahen wir alsbald, in unzählige Stückchen zerrissen, wieder zurückgeschleudert werden.

Die Athmosphäre war von einem starken Schwefelgeruche geschwängert, der uns den Hals zuschnürte, und von der großen Steigung fühlten wir uns zugleich im höchsten Grade beschwert; meine Glieder waren wie gelähmt, und am Herzen stellte sich eine schmerzliche Empfindung ein; ich schien mir, das Element verlassen zu haben, in welchem der Mensch zu leben bestimmt ist, und bin überzeugt, hätten wir uns bei der Abreise nicht gegenseitig das Versprechen gegeben, bis zur Spitze des Kraters zu steigen, jeder von uns würde für seinen Theil auf das Unternehmen Verzicht geleistet haben. Der Boden zunächst an der Reihe von Kratern, von denen ich vorhin gesprochen, ist brennend heiß; eine Menge Dünste sieht man in Gestalt weißer Säulen daraus hervordringen. Es war uns die höchste Wonne, auf die Erde zu liegen, und so zu fühlen, wie unsere Glieder, die trotz dem angestrengten Marsche kalt und steif geworden waren, sich durch die Wärme auf diesem glühenden Ofen wiederbelebten. Zwei unerträgliche Elemente sahen wir im seltsamsten Contraste um uns vereinigt; wir konnten mit den Händen die Schneehausen greifen, welche ein unermeßliches Feuer nicht zu löschen vermögen, und standen vor entzündeten Schlünden, die den ewigen Schnee nicht zu schmelzen im Stande sind. Auf der Hälfte des Weges von dem Krater erwarteten wir den Sonnenaufgang.

Der Morgenröthe erster Schimmer bildete einen magischen Contrast mit dem düstern Feuer des Vulkans. Himmel und Hölle können sich nicht schroffer gegenüberstehen; je mehr die Tageshelle zunimmt, desto kahler erscheinen die Flammen des Aetna, desto grauer und undurchsichtiger wird sein zuvor röthlicher und durchsichtiger Rauch. Erde und Meer verschwimmen in einem Chaos, bis endlich die Sonne erscheint, und ihre Trennung bewerkstelligt; majestätisch taucht sie aus einem Ocean zu unseren Füßen angehäufter Wolken auf, während sich

zu unſeren Häuptern die Luft im Gegentheile völlig klar zeigt. Wir ſehen die Sonne, die düſteren Dünſte zerſtreuend, auf einer entfernten Küſte erſcheinen, welche den Anblick eines Purpurſtreifens am Horizonte gewährt, und dem Auge nach und nach ſich entzieht, je mehr die Strahlenſcheibe ſich hebt. Allmählig vergolden ſich die Berge Calabriens; die Schatten verſchwinden; die Gegenſtände, auf welche das Licht fällt, ſcheinen zum erſten Male aus dem Nichts hervorzutreten; der Eingang des adriatiſchen und des joniſchen Meeres leuchten auf; immer mehr dehnt ſich die Scene aus, immer mehr erweitert ſich der Horizont; nach allen Seiten verbreitet die Sonne Klarheit und Leben. Das Auge überſchaut ganz Sicilien, nur die Nordküſte iſt vom Aetna bedeckt; im Augenblicke, da der Tag ihn erhellt, wirft der Vulkan einen äußerſt effectvollen, pyramidenförmigen, durchſichtigen Schatten auf die Dünſte, die ſich gegen Weſten in der Athmoſphäre aufgeſchichtet haben; dieſer Schatten hebt ſich zum Himmel empor, und zeichnet daran die Silhouette des Berges — eine Erſcheinung, welche vor mir mehre Reiſende beobachtet haben. Von langen, goldenen Bändern durchſchnitten, gewahrt man die Meere bis in die weite Ferne, und könnte wohl den Felſen von Malta erblicken, wäre die Luft auf ſeiner Küſte nicht von düſteren Nebeln beherrſcht.

Nachdem wir noch eine halbe Stunde marſchirt waren, gelangten wir zu der erſten Oeffnung des großen Kraters, zu einem ungeheuern Trichter von ſpitzig zulaufenden Felſen, von mehr als tauſend Fuß Tiefe, und zwei bis dreitauſend Fuß im Umfange, ganz rings bekleidet mit gelben, weißlichen und röthlichen Schlacken, welche durch Säuren, Oxyde und ſalzſaures Eiſen andere Farben erhalten hatten; auch die kühnſte Einbildungskraft wäre nicht im Stande, ſich eine furchtbarere Hölle vorzuſtellen, als dieſen majeſtätiſch düſtern Ort.

Das Verſchwinden des Rauches geſtattete uns zuweilen einen Blick in die Tiefe des Schlundes; in anderen Momenten dagegen ſtiegen die Dünſte in dichten, blendend weißen Säulen empor. Auf dem oberen Theile des Kraters herrſcht eine außerordentliche Hitze, welche ſtets von den Gaſen erhalten wird, die ſich fortwährend in großer Menge entwickeln; der Erdboden iſt hier ſo locker, daß man beim langſamen Marſchiren leicht einſinkt. Als mein Bruder und unſer engliſcher Reiſegefährte am Rande ſtehen blieben, ſah ich den Boden hinter ihnen ſo plötzlich aufſpringen, daß ich kaum noch Zeit gewann, ſie fortzuziehen, und ſogleich ſtürzte der Ort, den ſie verlaſſen, in den Abgrund! Ueber dieſer Mündung des großen Kraters befindet ſich eine zweite, welche die oberſte Höhe des Berges einnimmt. Ihr Trichter

iſt unendlich viel weiter, aber weniger tief, als der vorhergehende; ein gräßliches Chaos herrſcht hier, wo Alles das Gepräge einer unwiderſtehlichen Kraft an ſich trägt. Hügel von grellgelbem, rothem und grünem Colorit, Felſen und Lavaſtröme, Aſchenhaufen und Schlacken ſind in impoſanter Unordnung um die Schneeplateaux angehäuft, welche die ungeheuern Rauchſchlünde umgürten. Geſtalt und Lage dieſer Producte unterirdiſchen Feuers ſind in unaufhörlichem Wechſel begriffen; oft ſtürzt der ganze Krater in die Eingeweide des Berges, und hebt ſich dann wieder durch die Stoffe, welche der Vulkan ausſpeit.*) Meine Beobachtungen ſtimmen auch gar nicht mit den Beſchreibungen von Reiſenden überein, welche vor mir den Aetna beſtiegen haben, und Perſonen, welche nach mir die beſchwerliche Beſteigung unternehmen, möchten meine Bemerkungen eben ſo ungenau finden.

Gerne wendet man das Auge von den Schreckniſſen des Kraters ab, und läßt es nach der entgegengeſetzten Richtung ſchweifen; doch der Anblick iſt auch hier mehr Staunen erregend, als ſchön. Ganz Sicilien erſcheint als Grundfläche des Aetna, und bei der außerordentlichen Höhe zeigen ſich die Gegenſtände wie auf einem Plane in Relief. Man gewahrt den Vulkan, einen abgeſonderten und beinahe regelmäßigen Kegel, in ſeiner größten Ausdehnung, ferner die Küſte von Meſſina bis Palermo, Stromboli und die Coliſchen Inſeln; wendet man ſich gegen Süden, ſo erblickt man den übrigen Theil der Inſel Calabrien, den Golf von Tarent und das Meer, welches den Rahmen des Gemäldes bildet.

Ich fühle mich zu ſchwach, auch nur einen Begriff von dieſer Scene zu geben, an die ſich kein Maaßſtab mehr legen läßt; ſie iſt ohne Gränzen in jeder Richtung, und verliert ſich im Unermeßlichen, denn unſere Sinne ſind zu unvollkommen, um den weiten Horizont zu umfaſſen, der die Spitze des Aetna umgibt; das Meer vermiſcht ſich mit dem Himmel; man könnte glauben, Sicilien ſchwimme in der Luft, ſein Geſtade, mit der wellenförmigen Bewegung, ſeinen Vorgebirgen und Einſchnitten heben ſich hervor. Ich zählte die Ortſchaften auf fünfzig bis ſechzig Meilen in der Runde.

Catanea lag wie ein beſcheidenes Dorf zu unſern Füßen; andere bewohnte Orte erſchienen in demſelben Verhältniſſe; Entfernungen von mehren Tagmärſchen meinte man in wenigen Stunden zurücklegen zu

*) Dieſes Phänomen fand in den Jahren 1157, 1329, 1444, 1536 und 1666 ſtatt.

können. Der Symetha läuft im Halbkreiſe an der Grundfläche des Aetna hin, wendet ſich dann plötzlich ab, und ſtürzt ſich drei bis vier Meilen von Catanea in das Meer.

Etwas entfernter, inmitten der Leontiniſchen Felder, liegt der See von Centini. Blickt man nach Nord-Oſt, ſo gewahrt man ein viel weniger ebenes Land, rauhere Berge und abſchüſſigere Felſen. Taormina zeigt ſich, die See beherrſchend, am Ende einer Bergkette. Unterhalb dieſer Stadt ſtrömt der Alcantara, ein Fluß, der ſich in mancherlei Krümmungen durch tiefe Thäler hinzieht, dann die nördliche Grundfläche des Aetna durchläuft, und ſofort, ehe er ausmündet, ſich der Oſtſeite zukehrt. Der Symetha und der Alcantara laſſen in ihrem Laufe nur wenig Zwiſchenräume zwiſchen ſich; ſammt dem Meere machen ſie eine Halbinſel aus dem Aetna. Die untere Region des Vulkans und der Lauf der Flüſſe hatten ohne Zweifel nicht immer dieſelbe Abgränzung und Geſtalt; Erderſchütterungen und Ausbrüche mußten oft gewaltige Umwälzungen in der Phyſiognomie des Landes veranlaſſen.

Viele Bäche entfließen dem Aetna, deſſen Oberfläche eben ſo ausgehöhlt iſt, wie ſein Inneres. Die Grotten auf der Oberfläche ſind ſehr geräumig; ſie dienen dem Waſſer als Behälter, das, von geſchmolzenem Schnee herrührend, entweder auf der Erde zuſtrömt, oder durch die vulkaniſchen Stoffe ſich einzieht. Daher kommen dieſe zahlreichen Quellen, dieſe oft ſiedenden Waſſerausbrüche, die häufig fürchterliche Verheerungen verurſachten; ſie ließen ſich wohl dadurch erklären, daß man annehmen würde, die inneren Höhlungen füllen ſich allmählig mit einer Waſſermaſſe, die, das Verhältniß ihrer Capacität überſchreitend, den Berg zerſprengt, und ſich in Strömen entleert, die mit Erdtheilen und gefährlichen Miasmen belaſtet ſind.*)

Die ſchreckenvollen Erſcheinungen des Aetna haben zu nicht minder ſchreckenvollen Erklärungen Anlaß gegeben. Das dumpfe Getöſe, die Stürze und Stöße, die tödtlichen Dünſte und Feuerſtröme mußten in des Volkes Meinung der Thätigkeit furchtbarer und grauſamer Weſen beigelegt werden, die ſich kaum durch noch mächtigere Weſen im Zaume halten ließen. Zur Zeit der alten Fabellehre waren es die unter dem Berge zerſchmettert liegenden Titanen; das Volk in unſeren Tagen ſetzt an ihre Stelle Dämonen und Teufel.

*) Es gibt auf dem Aetna mehre Wechſelquellen, welche den Tag über laufen; ſie rühren vom Schmelzen des in der Nacht gefrorenen Schnees her.

Von der Spitze des Aetna vermag das Auge die Spuren der Ausbrüche zu verfolgen, die nach und nach das Land verwüstet haben; sie beherrscht eine gigantische Scene von Verheerung, und bietet den Ueberblick über die Lavaströme, von denen manche bis zum Meere vorgedrungen sind, und, die Wellen zurücktreibend, eigene Vorgebirge gebildet haben. Die verschiedenen Krater, welche wir während unseres Aufsteigens gesehen hatten, erscheinen niedriger von dieser Stelle aus, und geben dem ungeheuren Abhang des Hauptberges nur ein holperiges Aussehen. Die meisten Krater finden sich über oder in der Mitte der bebauten Region; ihre Umgebung war zu Zeiten bevölkert, zu Zeiten verödet, fruchtbar oder uncultivirt, reizend oder häßlich, und der Aetna hat voraussichtlich noch manche Veränderung zu erleiden.

Unsere Stellung am Rande des Kraters war äußerst unangenehm; ein Nordwind wehte oft mit unglaublicher Wuth, und schleuderte uns Asche und Steine in das Gesicht, dann entzündete sich plötzlich die Athmosphäre, und eine erstickende Hitze erschwerte uns den Athem. Endlich entschlossen wir uns, von der traurigen Höhe herabzusteigen, was in kurzer Zeit bewerkstelligt war; wir setzten uns auf den Schnee, um hinabzugleiten, wobei unsere Stöcke als Ruder dienten. In der Casa del Bosco fanden wir unsere Maulthiere wieder, und langten äußerst ermattet in Niccolosi an, wo ich den übrigen Theil des Tages zubrachte.

Unterwegs stieß ich auf Karavanen mit Maulthieren, welche Eis nach Catanea trugen; man treibt damit einen beträchtlichen Handel, und der Schnee vom Gipfel des Aetna ist für die Bewohner ein eben so köstliches Gut, als der Wein, der an seiner Seite wächst; man betrachtet ihn als ein Bedürfniß für den Armen wie für den Reichen, und meint ihm Leben und Gesundheit zu verdanken.

Das Gutenbergsfest zu Mainz.

Ein eigentliches Volksfest ist in unseren, von kaltem Egoismus beherrschten Tagen eine seltene Erscheinung, so viel man auch von Volksfesten reden und schreiben mag. Ich hatte mich schon häufig von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, und entschloß mich nur nach langem Zögern zu dem Besuche des schon im vorigen Jahre verheißenen, und endlich auf den 14., 15. und 16. August festgestellten Gutenbergsfestes zu Mainz.

Die Aufforderung zur Theilnahme am Feste, welche mir kurz vorher zugekommen war, hätte mich freilich durch ihren geschraubten, bombastischen Styl nicht zu verlocken vermocht; das einfache Programm versprach aber vielerlei Unterhaltung, und eine Reise nach der guten alten Stadt Mainz, in der ich schon manchen fröhlichen Tag verlebt hatte, schien mir, auch wenn das Fest meine Erwartungen täuschen sollte, die angenehmste Erholung, die ich mir in diesem Sommer zu verschaffen wußte.

Ich schob also flugs meine Arbeiten bei Seite, schwamm wohlgemuth und mit Vogelschnelle auf dem bis zum Erdrücken überfüllten Dampfboote den Rhein hinunter, und landete am Vorabend des Festes im Hafen zu Mainz. Wie mir da geschah, weiß ich in Wahrheit nicht zu schildern, denn ich war, noch ehe ich an irgend eine Festlichkeit dachte, schon mitten in das Fest hineingefallen. Die Ufer des Rheines wogten von frohen, jubelnden Menschen, und die Kanonen donnerten von allen Seiten zur Bewillkommnung der Gäste, welche sich überrascht in die Volksmenge mischten, und allenthalben mit offenen Armen empfangen wurden.

Ich wußte nicht, wohin ich zuerſt meine Augen wenden ſollte; die ſchlanken Geſtalten der Mainzerinnen, mit ihren allerliebſten, freundlichen Geſichtchen, ließen meine Blicke keinen Augenblick frei, und dort, eine kleine Strecke von mir, landeten in feſtlich geſchmückten Schiffen die fremden Genoſſen der edeln Kunſt, deren Erfinder in dieſen Tagen ſeinen Triumph feierte. Faſt rührend wogten die Töne ihres Begrüßungs-Geſanges: „Heil dir, Moguntia!“ zu meinen Ohren, und gleichen Eindruck bemerkte ich auf dem Antlitze der Tauſende, welche die Angekommenen mit Herz und Hand empfingen, und in die Stadt geleiteten.

In den Straßen drängte ſich Kopf an Kopf, und ich ſah mich unwillkürlich, aber nicht ungern, immer weiter mit fortgeſchoben, bis ich endlich in einem lichten Zwiſchenraume meiner enthuſiaſtiſchen Verwirrung an die Unterbringung meines müden und hungernden körperlichen Ichs dachte, was mir denn auch nach nicht geringer Mühe gelang.

Glücklich der, welcher bei dieſem Zudrange von Fremden aus allen Gegenden eine leidliche Herberge fand! Die Eingänge der Gaſthöfe waren durch lange Züge der verſchiedenartigſten Fuhrwerke, deren Zahl mit jedem Augenblicke immer mehr anwuchs, geſperrt; hier fluchte ein Engländer von ſeinem, mit einem vollſtändigen Hausgeräthe bepackten Reiſewagen herunter; dort blickte ein neugieriger Dorfpfarrer von ſeinem, mit einer zahlreichen Nachkommenſchaft beladenen Korbwägelchen, wie von einem Predigerſtuhle, ängſtlich in das lärmende Getrieb der Weltkinder; dort jubelten Andere aus einem vollgepfropften Wagen über die allgemeine Noth. Alle baten um Obdach, aber Keiner durfte auf die Erfüllung des billigſten und beſcheidenſten Wunſches hoffen, denn ſchon waren alle Räume bis in das höchſte Dachſtübchen vergeben, und es blieb kein anderer Ausweg übrig, als ſich in Privat-Wohnungen einzumiethen, oder ſein Lager unter freiem Himmel aufzuſchlagen, was bei der glühenden Hitze nicht nur möglich, ſondern auch angenehm war.

Ich bedauerte nichts mehr, als daß ich mich nicht einen Tag früher auf die Beine gemacht hatte, denn ſchon am Morgen des 13. Auguſt waren die Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler von der Nachbarſtadt Frankfurt den Main heruntergekommen, und von den Feſtordnern an der Mündung dieſes Fluſſes in den Rhein feierlich empfangen und in den Hafen von Mainz begleitet worden, von wo ſie, die öſterreichiſche Militärmuſik an der Spitze, ihre Fahne in die Wohnung ihres Anführers trugen. Auch die Fremden vom Niederrhein, welche zu gleicher Zeit mit den Feſtzügen von Darmſtadt, Mannheim und Karlsruhe eintrafen, ſah ich nicht landen. Wer könnte bei einem ſo großartig beginnenden Feſte Alles beobachten? Auch feſſelte jeder Punkt, den man ſich

gewählt hatte, die Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade, daß man ſich nicht leicht und ſchnell zu einem anderen hinzuwenden vermochte.

Vor Allem konnte ich mich glücklich preiſen, daß mich ein günſtiger Zufall eine, alle meine Erwartungen übertreffende Wohnung finden ließ. Bald ſaß ich behaglich in einem eleganten Zimmer des mit vollem Rechte weltberühmten rheiniſchen Hofes, eines am Rheinufer herrlich gelegenen Gaſthauſes, welches ſowohl, was die aufmerkſame Pflege und Erquickung der Fremden durch feine Speiſe und feurigen Trank, als auch was die Alles würzende Freundlichkeit der regſamen Wirthin betrifft, in allen Ländern ſeines Gleichen ſucht. Schon traf ich Vorbereitungen, meine müden Glieder durch einen tüchtigen Schlaf auf das am andern Morgen beginnende Feſt zu ſtärken, als der ſchmucke Kellner hereintrat und mein Treiben bedenklich anſah.

„Lieber Herr,“ begann er endlich nach einigem Zögern, „wollen Sie denn nicht die Vorfeier mit anſehen?“

„Eine Vorfeier des Gutenbergsfeſtes?“ fragte ich freudig überraſcht.

„Ja freilich! Sogleich wird die große transparente Gutenbergs-Statue den Rhein herunterſchwimmen; ſie iſt noch weit größer, als die wirkliche auf dem Gutenbergsplatze.“

Ich kleidete mich haſtig wieder an, ſtürzte die Treppen herunter, und eilte an den Rhein. Hilf Himmel, welch' ein Gedränge! Unüberſehbare Reihen von bald durch ein einzelnes Licht erleuchteten, bald wieder im Dunkel verſchwindenden Geſtalten, bewegten ſich mit dumpfem Getöſe die Ufer auf und ab, und harrten ungeduldig der Dinge, die da kommen ſollten. Ueber das Meer der Köpfe ragten die Maſte und das Tauwerk der längs des Hafens liegenden Schiffe, und jenſeits dieſer ſchimmerte das liebliche Blau der Wogen des Rheines, welches durch den heitern, mit Sternen beſäeten Himmel noch mehr gehoben wurde. Ich ſtand regungslos in dieſen ſelten zu genießenden Anblick verſunken, als das Krachen der Böller, die aufpraſſelnden Raketen, eine rauſchende Militärmuſik und vielſtimmiger Geſang das Herannahen des Feſtſchiffes verkündeten.

Es ſchwamm endlich, begleitet von einer Menge erleuchteter Gondeln, an mir vorüber. Feierlich und ernſt war die mit paſſenden Sinnbildern verzierte, transparente Statue Gutenbergs dem Ufer zugekehrt, und ſchien die Stadt zu ſegnen, in der er ſo viel gelitten und gerungen, in der ihm aber auch die Erfindung der göttlichen Kunſt gelungen war. Tauſendſtimmiger Jubel begrüßte den Beglücker der Menſchheit an jeder Stelle, wo er vorüberkam; die herrliche Muſik auf den Schiffen erwiderte die Begrüßungen der Volksmaſſe, welche ſich den Rhein entlang

dem Transparente nachdrängte. Er steuerte maſeſtätiſch durch die Brücke, und landete unterhalb derſelben. Erſt nach dem Erlöſchen des letzten Lichtes verloren ſich allmählig die fröhlichen und herzlich zufriedenen Zuſchauer, und ich mit ihnen.

Ich ſchlenderte gemächlich nach meinem Gaſthauſe zurück, das noch von lärmenden Zechern wimmelte, und wo noch manches Glas geleert, noch manche Freundſchaft geſchloſſen wurde. Man ſprach auch Manches über die Aufführung des Drama „Johannes Gutenberg“ im Mainzer Stadttheater an dieſem Abend. Ich hatte ſchon früher dieſe, der geſchichtlichen Wahrheit durchaus widerſprechende Arbeit geſehen, ihr aber nie Geſchmack abgewinnen können; nur künſtleriſche Talente, wie Herr Becker und Mad. Wittmann, eine Mainzerin, vermögen es genießbar zu machen.

Die Hitze war den ganzen Tag über drückend geweſen, und ich gab mich ſogleich der Ruhe hin, jedoch nicht ohne zuvor noch einmal den glücklichen Entſchluß, der mich nach Mainz geführt hatte, geſegnet zu haben; denn Alles, was ich bis jetzt geſehen hatte, verſprach ein Volksfeſt im vollen Sinne des Wortes.

* * *

Die mir angeborene Begierde, bei jeder Gelegenheit ſo viel als nur immer möglich, zu ſehen und zu hören, trieb mich frühe von meinem Lager auf und an das Fenſter. Die Sonne war von dünnen Wölkchen bedeckt, aus welchen ſie bald glühend hervorbrach, wie der langgefeſſelte Geiſt aus dem Dunkel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens, als durch Gutenbergs Erfindung der Welt eine neue Sonne aufging. Die Straßen waren ſchon ſehr belebt, und noch immer ſtrömten zu allen Thoren ſchauluſtige Fremden herein, unter welchen mich beſonders die kräftigen Geſtalten der Landleute aus der unmittelbaren Umgebung von Mainz, deren Aeußeres in Allem Wohlſtand und Behaglichkeit bewies, anſprachen.

Nachdem ich mich feſtlich aufgeputzt hatte, nahm ich meinen Weg nach dem Stadthauſe, wo ich bereits die ſtädtiſche Behörde und die Buchdrucker und Buchhändler verſammelt fand. Die Deputationen der fremden Kunſtgenoſſen trafen hier allmählig ein, gaben ihre Weihgeſchenke (zum Theil Meiſterſtücke der Typographie) ab, und wurden förmlich bewillkommnet.

Auf diese einfache Scene folgte eine bewegtere und geräuschvollere. Die Buchsetzer, Buchdrucker, Buchhändler, und Alles was sich mit dem „Werke der Bücher“ (um mich eines Ausdruckes des Erfinders zu bedienen) beschäftigt, hatte sich in dem Stammhause Gutenbergs versammelt, und ordnete sich unter der Leitung der emsig umherlaufenden Festordner zum feierlichen Umzuge. Die vielfarbigen, flatternden Fahnen der verschiedenen Korporationen gewährten eine herrliche Augenweide. Der stille, ganz der großartigen Feier entsprechende Ernst der zahllosen Zuschauer aus allen Ständen war gewiß für jeden Fremden überraschend, und gab ihm eine bessere Meinung von dem als frivol verschrienen Charakter der Mainzer Bevölkerung.

Mit Rührung betrat ich die Geburtsstätte des großen Mannes, und sah das Haus, aus welchem die ersten Erzeugnisse der göttlichen Kunst hervorgingen.

Der Zug hatte sich allmählig geordnet, und setzte sich jetzt in Bewegung. Voraus ging als Anführer eine Reihe Festordner, welcher das mit Recht oft gepriesene österreichische Musikchor folgte; an dieses schloß sich die zahlreiche Schuljugend mit ihren Fahnen. Andere Musikbanden waren in bestimmten Zwischenräumen eingeschoben, und führten die einzelnen Abtheilungen. Unter den Korporationen, welche unter ihren Fahnen die Kunstgenossen aus den bei dem Feste repräsentirten Städten vereinigten, schritt die Leipziger Deputation besonders stattlich einher. Hinter den Buchdruckern wurde auf einem, mit drei schönaufgeputzten weißen Pferden bespannten Wagen eine Buchdruckerpresse mitgeführt. Auf der Presse lag eines der ältesten Werke Gutenbergs; diesem folgte ein ehrwürdiger Greis, der älteste Drucker in Mainz, die zitternde Rechte auf das Buch legend. Den Schluß des Zuges bildeten die städtische Behörde und die Angestellten bei den verschiedenen Verwaltungszweigen.

Ich hatte mich, wie gesagt, in festlichen Anzug geworfen, und schob mich, um Alles genau zu beobachten, mitten in den Zug, der sich langsam und feierlich durch die auf beiden Seiten der Straßen eng zusammengedrängten Zuschauer bewegte. So ernst meine Stimmung war, so konnte ich nicht umhin, mein Antlitz zu den Fenstern zu erheben, an welchen sich die schöne Welt zusammengedrängt hatte, und durch das bunte Farbenspiel ihres Anzugs mit der einfachen, dunkeln Kleidung der an dem Zuge Theilnehmenden auffallend contrastirte.

Man bemerkte wenig oder gar keine polizeiliche Anstalten, und doch ward der Zug auf keine Weise gestört, denn Jeder begriff den Ernst und die Wichtigkeit der Handlung. Und doch hatte ich dasselbe Volk bei Ge-

legenheit der großen Frohnleichnams-Prozeſſion in dieſem Jahre bei weitem ungeſtümer und unruhiger geſehen. Die Erklärung dieſer Erſcheinung bei einer, noch vor einigen Jahrzehnten höchſt bigotten Volksmaſſe liegt ſo nahe, daß ſie jeder Verſtändige ſogleich fertig haben wird.

Während ich dieſen und ähnlichen Betrachtungen nachhing, waren wir an die Kathedrale gekommen, und zogen bei klingendem Spiel in dieſelbe ein. Nach dem Pontifikal-Amte bewegte ſich der Zug wieder unter freiem Himmel. Er nahm zwiſchen einem von der Garniſon gebildeten Spaliere ſeine Richtung nach dem Gutenbergsplatze, wo die Statue noch unter ihrer von dem Winde ungeduldig bewegten Hülle ſtand.

Ich fühle mich gänzlich unvermögend, den erhabenen Anblick, der mich bei dem Eintritte in den Platz überraſchte, zu beſchreiben. Auf der Vorderſeite des Monumentes, vor der Façade des Theaters, ſtieg ein Halbkreis von Sitzen allmählig zu einer bedeutenden Höhe; über denſelben waren die Wappen und Fahnen der Städte Mainz, Eltvill, Gernsheim, Bamberg, Köln, Straßburg, Rom, Baſel, Wittenberg, Paris, Leipzig, Utrecht, Brüſſel, Frankfurt, Heidelberg, Göttingen, München, Ofen, Stuttgart, Prag, London, Deſſau, Oldenburg, Breslau und Wien, in welchen entweder die Buchdruckerkunſt am früheſten ausgeübt wurde, oder welche eine größere Beiſteuer zur Fertigung des Monumentes gegeben hatten, aufgeſteckt, und unter ſich durch Gewinde aus Laubwerk verbunden. Aus den Fenſtern des Theaters ragten drei ungeheuere Fahnen, die mainzer zwiſchen der öſterreichiſchen und preußiſchen. Man denke ſich dieſen ganzen Raum eng mit Menſchen beſetzt, und man wird unwillkürlich an die Feſtſpiele der Griechen und Römer erinnert werden. Die Dächer der Häuſer um den Schauplatz waren zum Theil abgetragen, mit flatternden Fahnen verziert, und mit Schauluſtigen bis zum Erdrücken angefüllt. Keine Mauer, war ſie auch noch ſo hoch, kein hervorſpringender Stein blieb von der kecken Mainzer Jugend unerklettert.

Unter dem großen Halbkreiſe dehnte ſich ein kleinerer aus zur Aufnahme der hohen Herrſchaften und der fremden Deputationen. Hinter dem Monumente erhob ſich eine andere, allmählig aufſteigende Bühne, auf welcher zwölfhundert Sänger mit ihrer Muſik Platz genommen hatten.

Dieſer coloſſale Sängerchor begann die Enthüllungs-Feierlichkeit mit dem eigens zu dieſem Zwecke componirten Tedeum von Ritter Sigismund Neukomm, unter deſſen eigener Leitung. Die Töne des Geſanges brausten wie Meereswogen in die Lüfte, und wuchſen, als bei dem „Sanctus“ Trommel-Gewirbel und Kanonendonner einfielen, zum raſenden Sturme.

Meine Begeiſterung war auf's Höchſte geſtiegen, und noch hing mein Blick an dem mit Bäumen und Laubwerk verzierten Raume, aus welchem die erhebenden Töne quollen, als die auf das Tedeum folgende Rede bereits beendigt war, und die Enthüllung der Statue unter dem Donner der Kanonen und dem Schalle der Pauken und Trompeten erfolgte.

Die Hülle fiel, aber die Stricke, mit welchen ſie befeſtigt war, zogen ſich um Gutenberg, wie die Schlangen um Laokoon.

„Nichts fehlt bei dem Feſte," äußerte eine Dame in meiner Nähe, „auch die Cenſur iſt repräſentirt." Derſelbe Gedanke mußte ſich augenblicklich der größeren Zahl der Zuſchauer mitgetheilt haben, denn dieſer Zufall erregte nirgends Gelächter.

Nach einer augenblicklichen Stille ſtimmte die Mainzer Liedertafel, welche ſich durch ihre ſinnreichen Anordnungen bei dieſem Feſte unſterbliches Verdienſt erwarb, das Volkslied: „Heil dir, Moguntia!" an, deſſen Refrain von den Tauſenden der Zuſchauer wiederholt wurde.

Während dieſes Geſanges wurde das Verfahren bei dem Bücherdruck am Fuße des Monumentes verſinnlicht; man goß Lettern, ſetzte ſie zuſammen, druckte damit das Volkslied, und warf es unter die verſammelte Menge. Jeder Fremde drängte ſich herbei, um einen an dieſer Stelle gegoſſenen Buchſtaben zu erhaſchen, und als Andenken an dieſen Tag mit in die Heimath zu nehmen. Auch ich war ſo glücklich, nach manchem muthvoll beſtandenen Rippenſtoß einen Buchſtaben zu erhalten.

Die Sonne warf ſengende Strahlen auf die Scheitel der lechzenden Zuſchauer, die ſich allmälig unter kühlendes Obdach zurückzogen, und ihren Enthuſiasmus weislich durch Speiſe und Trank zu verlängern und zu erhöhen ſuchten; ich aber hielt tapfer aus, bis der Platz frei geworden war, um das vielbeſprochene Monument ganz in der Nähe und nach Muße zu beſchauen.

Die Statue, bekanntlich ein Werk des großen Bildners Thorwaldſen, iſt über jeden Tadel erhaben; der Ausdruck des tiefſinnenden Antlitzes iſt unübertrefflich; in der rechten Hand hält Gutenberg einen Bund beweglicher Lettern, in der linken die Bibel, das erſte größere Werk, welches aus ſeiner Preſſe hervorging. Das Coſtüm iſt das damals übliche Hauskleid.

An der Vorderſeite des Fußgeſtelles ſteht die lateiniſche Dedicationsſchrift *), welche in wörtlicher deutſcher Ueberſetzung lautet, wie folgt:

*) Joannem Gensfleisch de Gutenberg Patricium Moguntinum aere per totam Europam collato posuerunt cives MDCCCXXXVII.

Johannes Gensfleiſch, genannt Gutenberg, dem Mainzer Patrizier, wurde von aus ganz Europa zuſammengebrachtem Gelde durch die Bürger errichtet 1837.

Die auf den beiden Nebenſeiten des Piedeſtals angebrachten kunſtreichen Basreliefs verſinnlichen die Geſchichte der Erfindung. Auf dem einen erklärt Gutenberg dem erſtaunten Fuſt den Vortheil der beweglichen Buchſtaben; die Tafel, auf welche ſich Fuſt ſtützt, und in welche die Buchſtaben eingeſchnitten ſind, zeigt die frühere Druckweiſe im Gegenſatze zu der neuen Erfindung. Das andere Basrelief ſtellt bereits eine Druckwerkſtätte dar, in welcher Gutenberg mit der Durchſicht der aus der Preſſe hervorgehenden Bogen beſchäftigt iſt.

Auf der Rückſeite des Fußgeſtelles befindet ſich eine zweite Inſchrift in lateiniſchen Verſen *), die ich mir in der Eile in folgende deutſche übertrug:

Siehe, die Kunſt, die den Griechen verhüllt und den Römern verhüllt war,
Brachte des deutſchen Genies emſige Forſchung zu Tag.
Was die Alten gewußt, und was nun wiſſen die Neuern,
Wiſſen ſie nicht ſich allein, ſondern auch jeglichem Volk.

So wenig ich in dieſem Augenblicke zu bekrittelnden Bemerkungen aufgelegt war, ſo fand ich doch bei dem erſten Anblicke Einiges, was mir nicht angenehm auffiel. Das Fußgeſtell dünkt mir etwas zu ſchlank, und die ſtarkrothe Farbe des von dicken Adern durchzogenen Marmors gegen die Bronzefarbe der Statue und der Basreliefs allzugrell abſtechend. Auch iſt es mir, trotz vielem Nachdenken, noch nicht begreiflich geworden, warum man Peter Schöffer, dem Erfinder der Schriftgießerei, keine Stelle auf einem der Basreliefs gegönnt hat.

Vielleicht hätte ſich meine bitterböſe Neigung zur Kritik noch in weitere Unterſuchungen eingelaſſen, wenn nicht die Uhr des Domthurmes mich an die Stunde des Schmauſes auf dem Caſino gemahnt hätte. Ich hatte mir einen Platz beſtellt, und eilte über Hals und Kopf dem ziemlich entfernten Hauſe zu. Aber leider kam ich noch viel zu früh; ich betrachtete gemächlich die geſchmackvollen Verzierungen von Laubwerk und Blumen, und war ſchon lange mit der Muſterung zu Ende, als mir

*) Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi sed populis omnibus id sapiunt.“

endlich das Glück wurde, meine vor Hunger ganz ſentimental geſtimmten Eingeweide durch eine dünne Suppe vorläufig zu beſänftigen.

Als eine wieder zu lange Pauſe eintrat, in der man wenigſtens durch vortreffliche Muſik den Ohren einen köſtlichen Genuß zu bereiten ſuchte, griff ich in der Verzweiflung zu der vollen Flaſche, und, durch den keineswegs zu verachtenden Inhalt muthig gemacht, zu allen Schüſſeln, die in den Bereich meiner Arme gelangten. Auch ſah ich ein in Haut und Haaren bereitetes Reh in der Ferne vorübertragen, konnte aber trotz aller Bemühungen kein Stückchen deſſelben mit meinem nach dieſem Braten verlangenden Leckermaule in nähere Berührung bringen. Dagegen ſtürmten von allen Seiten ganze Trachten Krebſe auf mich ein, denn die Herrn Buchhändler ſchienen eine angeborene Antipathie zu hegen, und ſchafften ſie ſo ſchnell als möglich aus ihrer Nähe. Toaſte wurden in Menge ausgebracht, deutſche und franzöſiſche, ſervile und liberale; ich ließ Alles leben, und folgte dem Beiſpiel meines Nachbarn, der ſchon ſein Glas erhob, und „Hoch“ und „Abermals hoch“ rief, ehe noch der Toaſtausbringer den Gegenſtand ſeiner Affection hatte laut werden laſſen.

Die Freude wurde mit jedem Augenblicke lebhafter und lärmender, bis ſich die Schmauſer gegen Abend allmählig verloren, und entweder auf einem Spaziergang im Freien den Champagnergeiſt verrauſchen ließen oder zum Beſuche des Oratoriums „Gutenberg“ in das Schauſpielhaus eilten. Auch mich zog die Luſt, das von Gieſebrecht gedichtete und von Dr. Löwe in Stettin componirte Tonwerk anzuhören, in dem weiten, aber bis zum Erſticken angefüllten Raum des geſchmackvollen Theaters. Die Bühne gewährte einen impoſanten Anblick. Viele hundert Sänger und Sängerinnen ſaßen auf einem allmählig aufſteigenden Gerüſte, auf beiden Seiten die Herren in ſchwarzer, in der Mitte die Damen in weißer Kleidung. Ich verglich unwillkürlich das Ganze einem ſilberklaren Strome, der ſich zwiſchen dunkeln Felſen hinwiegt, und deſſen ſanftes Gemurmel durch das Echo der Felſenufer zum donnernden Gebrauſe wird. Die meiſten Mitwirkenden waren Dilettanten aus Mainz und der Umgegend, aber ihre Leiſtungen waren über alle Erwartung trefflich, was Niemand überraſchen wird, der das Talent und die Liebe der Mainzer zu Muſik und Geſang zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ich verließ das Theater, von der unerträglichen Hitze faſt gänzlich zu Boden gedrückt, und eilte dem Gaſthofe, den ich am frühen Morgen verlaſſen hatte, wieder zu. So ſehr ich mich aber nach Ruhe ſehnte, ſo wurde ich doch auf meinem Wege jeden Augenblick durch Trans-

parente und Sinnsprüche an vielen Häusern aufgehalten. Besonders gefiel mir die freundliche Rührigkeit des Holzhändlers Siebeneck am Rheinufer. Er hatte in seinem Garten die Büste Gutenbergs aufgestellt, und mit vielen Fahnen verziert. Bei dem Scheine der transparenten Beleuchtung verlängerte er mit seinen bereitwillig aufgenommenen Gästen und Besuchern, die er zum Theil nicht einmal dem Namen nach kannte, den festlichen Tag; und bis in die späte Nacht hörte ich den Gesang der fröhlichen Leute, das Klirren der Gläser und das fortwährende Krachen der von ihm herbeigeschafften, und vor seinem Hause aufgestellten Böller.

Gleiche Heiterkeit schallte fast aus allen Häusern, denn es war wohl keines, welches nicht wenigstens einen lieben Gast bewirthete. Ist Gastfreiheit eine der ersten Tugenden des deutschen Volkes, so besitzen sie die Mainzer im vorzüglichsten Grade, denn sie verstehen sie durch frohe Laune und rückhaltslose Herzlichkeit zu würzen.

* * *

Der Morgen des zweiten Festtages war frei gegeben, um sich von der Anstrengung des ersten zu erholen. Die meisten Fremden durchstreiften die Stadt und besahen die Merkwürdigkeiten, an welchen sie ungewöhnlich reich ist. Ich folgte dem größten Haufen, und gelangte so zu der Stadtbibliothek, einem alten, unansehnlichen Hause, das der Größe der Stadt eben so wenig entspricht, als die bedeutenden Kunstschätze, welche es umschließt. Ich wollte die ältesten Producte der Buchdruckerkunst sehen, aber der Bibliothekar machte mir in kurzem klar, daß ich sie eher an jedem anderen Orte als in Mainz finden würde. Er bedauerte sehr, daß man sich so wenig des ihm anvertrauten Instituts annehme, und an eine Reclamation der während der Zeit der französischen Occupation durch die allzu große Bereitwilligkeit der Bibliothekare in die Pariser Central-Bibliothek entführten kostbaren Druckwerke bis jetzt noch nicht gedacht habe. Ich konnte ihm nur beistimmen, und von ganzem Herzen eine vollständige Sammlung der Druckerstlinge der guten Stadt Mainz, in welcher sie gewiß jeder Fremde zuerst sucht, wünschen.

Ich ließ mir den einzigen Druck Gutenbergs, welcher noch vorhanden ist, zeigen, und stärkte mich dann, durch einen tüchtigen Mittagsschmauß, zu dem großen Schifferstechen auf dem Rhein.

Trotz der glühenden Sonnenhitze hatte sich bereits um die Mittagszeit die ganze Bevölkerung in Bewegung gesetzt; es war eine nicht

leichte Aufgabe, ſich durch die beiden Thore und über die beiden Brücken, die zu der Anlage, vor welcher der Kampfplatz abgeſchloſſen war, führten, vorwärts zu arbeiten. Die ganze Maſſe bewegte ſich ſo langſam, daß man den Weg gemächlich nach Fußen hätte abmeſſen können. Freier athmete ich wieder, als ich auf der paradieſiſchen Anhöhe des Gartens ſtand.

Ich hatte mich ſchon manchmal an dieſer Ausſicht, die gewiß von keiner anderen in Deutſchland übertroffen wird, ergötzt, aber je öfter ich ſie genoß, deſto wonnigere Gefühle regten ſich in meiner Bruſt. Zu meinen Füßen die blauen Wogen des ſchönſten Stromes in Deutſchland, bedeckt mit einem ſich weithin dehnenden Walde von Maſten und Takelwerk, überragt von den Flaggen verſchiedener Länder und Völker, mir gegenüber der ſich gleich einer Schlange herabwindende Main, der hier dem Vater Rhein ſanft in die Arme gleitet; um mich her ein mit der üppigſten Vegetation bedecktes Land, begränzt von blauen Bergen, und die beiden Theile des Gemäldes durch die Brücke, welche ſich wie ein Gürtel über den Rhein zieht, verbunden!

Ja, wunderſchön iſt Vater Rhein,
Und werth bei ihm vergnügt zu ſeyn!

Nach meiner übeln Gewohnheit war ich wieder einmal ganz in die Beſchauung der Natur verſunken, und achtete nicht der zahlreichen Stöße, die mich ziemlich unſanft von einer Stelle zur anderen ſchoben. Erſt der Donner der Kanonen, welche die Ankunft des Gouverneurs von Mainz, des Prinzen Wilhelm von Preußen, und anderer fürſtlichen Gäſte verkündete, ſchreckte mich aus meinen Träumereien auf, und erinnerte mich an den Zweck meines Hierſeyns. Ich nahm nun auf den amphitheatraliſch aufgeſtellten Bänken Platz, und hatte den Kampfplatz dicht unter meinen Füßen.

Der Raum, in welchem die Spiele ſtattfinden ſollten, war durch feſtlich geſchmückte Schiffe, auf denen unzählige Fahnen flatterten, abgeſperrt, um die zahlreichen Fahrzeuge, welche mit vollen Ladungen von Neugierigen ſich allenthalben herbeidrängten, zurückzuhalten. Kaum hatte ich mich unter der unüberſehbaren Menge von ſchauluſtigen Herren und Damen niedergelaſſen, als das Signal zum Beginne der Spiele ertönte.

Wie Pfeile ſchoſſen die Kähne, welche an der Mainſpitze aufgeſtellt waren, über den Rhein, um ſich der Lanzen, die an einem über das Waſſer gezogenen Seile hingen, zu bemächtigen. Der Kämpfer ſtand in rother, anliegender Kleidung aufrecht in jedem Kahne, der von andern

Schiffern geleitet wurde. Nach dem früheren oder späteren Erhaſchen der Lanzen wurde die Reihenfolge der Preisbewerber beſtimmt.

Nach einem zweiten Signale begann das Erklimmen des Hauptmaſtes der „Agrippina“ mittelſt freihängender Taue. Wer die Gewandtheit der Rheinſchiffer kennt, wird ſich nicht wundern, daß der Preis in wenigen Minuten errungen war. Der Sieger ſtand kühn auf dem Maſte, und ſchwang zum Donner der Kanonen und dem Tuſche der öſtreichiſchen Militärmuſik, welche während des ganzen Feſtes nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Freude beitrug, die erbeutete Flagge.

Eine weit ſchwierigere, aber für die Zuſchauer höchſt beluſtigende Aufgabe war das aufrechte Gehen auf einem, vierzig Fuß über das Schiff hinausragenden, ſchwankenden Bogſpriete. Der erſte Kämpfer erreichte kaum die Hälfte des Sprietes, als er das Gleichgewicht verlor, und unter allgemeinem Gelächter kopfüber in die Tiefe ſchoß. Seinem unmittelbaren Nachfolger gelang das Wagſtück nicht beſſer, bis endlich ein Klügerer langſam voranſchritt, auf der Mitte des Bogſprietes einen Zulauf nahm, und die Fahne am äußerſten Ende im Fallen mit herunter riß, und jubelnd im Waſſer ſchwenkte. Nach ihm wagten noch Viele den Verſuch, und das Herunterpurzeln in das kühlende Waſſer ſchien Allen eine recht angenehme Ergötzung.

Noch ſpaßhafter war der Sprung nach einem über dem Waſſer hängenden Aale; die Kähne ſchoßen im Fluge unter ihm hin, während der Kämpfer nach dem Aale ſprang, und in demſelben Augenblicke, von dieſem herabgleitend, unter dem Waſſerſpiegel verſchwand. Die Geſchicklichkeit der Schiffer ließ aber dem Lachen nicht lange Raum, denn bald wagte Einer einen gewaltigen Sprung, und zog den Aal ſammt dem Faden, an welchem er befeſtigt war, mit in die Tiefe.

Der höchſte Preis war im Schifferſtechen zu erringen, und ſollte dem werden, welcher den Kampf dreimal nacheinander ſiegreich beſtehen würde. Die Kähne ſteuerten nach feſtgeſetzter Reihenfolge je zwei und zwei gegeneinander; auf dem Hintertheile eines jeden ſtand der Kämpfer mit eingelegter Lanze. Nicht immer gelang es dem Einen, den Andern durch einen Stoß aus dem Kahne zu ſchleudern, nicht ſelten blieben die kräftigen Geſtalten beide aufrecht ſtehen oder ſtürzten gleichzeitig in die Wogen. Nur einer blieb unbeſiegt, und wurde als Sieger ausgerufen.

Den Beſchluß der Spiele machte der Entenfang, der beinahe unglücklich geendigt hätte, denn die kleinen Kähne geriethen in ihrem ſchnellen Laufe nach den allenthalben ſich verkriechenden Enten unter die

größeren Schiffe, wodurch noch Mancher ohne seinen Willen in die Fluthen getaucht wurde.

Nach der Vertheilung der Preise bei klingendem Spiel und rasch aufeinander folgenden Salven der Geschütze machte das neue Dampfschiff, an dessen Bord sich die angesehensten Fremden und die Deputationen befanden, eine Spazierfahrt durch den Rheingau, und landete nach kurzer Frist wieder im Mainzer Hafen.

Unterdessen zogen die Schiffer, die Militärmusik an ihrer Spitze, in die Stadt, und hielten mit den erkämpften Preisen einen Umgang um das Gutenbergs-Monument, wobei sich ihre innere Zufriedenheit auf ihren von der Sonne gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern unverkennbar spiegelte.

Bereits war es während dieser Festlichkeiten Nacht geworden, und der große Fackelzug der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler setzte sich langsam in Bewegung; er zog durch mehre Straßen der Stadt an das Monument, wo Lieder angestimmt und Reden gehalten wurden. Die Menschenmasse war so dicht und der Tumult so groß, daß ich es als Fremder nicht wagte, mich auf den Gutenbergsplatz zu drängen; auch büßte ein junges Mädchen seine voreilige Neugierde mit dem Leben; es wurde an der Einmündung der Straße in den Platz erdrückt.

Ich hätte mich gern einige Stunden der Ruhe hingegeben, aber schon strömten unübersehbare Reihen von Herren und geschmückten Damen in das Schauspielhaus zum Festballe, und ich eilte mit Riesenschritten zu meiner Wohnung, um das mitgebrachte Gallakleid ebenfalls anzulegen.

Als ich die Stufen im Theater in dichtem Gedränge hinaufstieg, rauschte mir schon ein Walzer von Strauß entgegen, und brachte meine müden Beine unwillkürlich in schnellere Bewegung. Ehe ich es vermuthete stand ich in dem blendend erleuchteten Saale, und war von Tänzern und Tänzerinnen umschwärmt. Das Lichtmeer der Lüstres und die bezaubernde Gallerie weiblicher Schönheiten in den Logenreihen wurden durch die Blumen- und Laubgewinde, welche Alles umschlangen, noch mehr gehoben. Der Tanz dauerte ununterbrochen fort, denn wenn die eine Musikbande aufhörte zu spielen, fiel sogleich die andere fast im Takte ein. Die Hitze war an diesem Abend unerträglich, und ich konnte mich nicht entschließen zu tanzen. Nachdem ich einige Zeit hindurch den Tanzeifer mancher fremden Buchhändler bewundert, und allen ihren Verlagsartikeln eine eben so rasche Bewegung von ganzem Herzen gewünscht hatte, begab ich mich in die Restaurations-Zimmer, wo

ich den bequemeren Theil der Ballgänger behaglich hinter die langen Tische gelagert fand. Fröhlich lief das Gespräch von Mund zu Mund, und wurde nur von Zeit zu Zeit, wenn der über die Verlängerung des Tages unwillige Leib gebieterisch sein Recht verlangte, unterbrochen. Mißmuthig hörte ich in den Gruppen der reichen Druckerherren und Verleger die Pfropfe der Champagnerflaschen springen, und gedachte der armen wassertrinkenden Autoren (beiläufig auch meiner selbst), welche im Schweiße ihres Angesichtes ihr Scherflein zu dem Wohlbehagen ihrer undankbaren Geburtshelfer beigetragen hatten.

Während ich solchen melancholischen Gedanken nachhing, war bereits die Mehrzahl der Damen, die ich einer aufmerksamen Musterung zu unterwerfen fest beschlossen hatte, verschwunden, und ihnen folgten die meisten Schwärmer. Auch ich witterte Morgenluft, und beflügelte meine Schritte nach dem rheinischen Hofe. Noch lange tönten die markirten Walzer von Strauß und Lanner in meinen Ohren; und schon stand die Sonne ziemlich hoch, als ich endlich dem ersehnten Schlaf in die Arme sank.

* * *

Der dritte Tag des Festes verlief eben so heiter, als die beiden ersten; doch wurde die Menge der Gäste allmählig dünner, da die eigentlichen Festbelustigungen ihr Ende erreicht hatten. Lange lag ich am Morgen unschlüssig auf meinem Sopha, auf welchem ich der Hitze wegen die Nacht zugebracht hatte, und überlegte, ob ich mich zu der Versammlung der Gelehrten, Buchdrucker und Buchhändler in dem Hofe zum Gutenberg, welche über die Festsetzung des Tages der nächsten Säkularfeier beriethen, begeben sollte, denn ich war mit jedem Resultate zufrieden. Die Aussicht, einige liebe Freunde daselbst zu finden, führte mich endlich hin; aber bereits war die Sache abgemacht, und ich hörte nur noch, was ich übrigens auch nur zu hören verlangte, daß das vierte Jubiläum am Johannistage (24. Juni) 1840 von der ganzen Welt gefeiert werden sollte.

Das größte Vergnügen während des ganzen dritten Tages gewährten mir die Aeußerungen der fremden Festbesucher, welche einstimmig diese Feiertage als die schönsten, die sie erlebt hatten, priesen. Ja wahrlich, eine seltene und des tiefsten Nachdenkens würdige Erscheinung ist der Verlauf dieses Volkfestes! Nirgends Unordnung, nirgends ungebührlicher Lärm, nirgends Zank und Streit! Und doch überließ sich die ganze Bevölkerung von dem Angesehensten bis zum Geringsten völlig rückhaltslos der Freude. Ein angesehener Policei-Beamter gab

mir die wohlthuende Verſicherung, daß während dieſer drei Tage nicht nur Niemand wegen Uebertretung der durch das Geſetz gezogenen Schranken beſtraft, ſondern daß auch nicht einmal irgend eine Mahnung nöthig befunden worden ſey.

Als einen allgemeinen Abſchied der Bevölkerung von den fremden Feſtbeſuchern konnte man das große Militär-Concert in der Anlage betrachten. Traurig ſah faſt jeder Einwohner einen lieben Freund ſcheiden, und gewiß kein einziger Freund verließ unbefriedigt die gaſtliche Stadt.

Den harmloſen Schluß des Feſtes machte Weber's „Oberon". Mad. Pirſcher und Herr Haitzinger, welche redlich das Ihrige zur Verherrlichung des dritten Tages beitrugen, erndteten eben ſo verdienten als rauſchenden Beifall.

Mögen Paris und London lärmendere Volksfeſte feiern, mag man ſich auf dem Marsfelde zu Hunderten erdrücken, mag man ſich in London bei Pferderennen und Boxen arm wetten, Alles das kömmt nicht im entfernteſten einem Feſte gleich, welches die Civiliſation ſelbſt zum Danke deſſen feiert, der ſie durch ſeine göttliche Erfindung heraufbeſchwur.

Die Erwartungen, welche ich bei meiner Ankunft in Mainz gehegt hatte, ſind himmelweit übertroffen, und ich fühle mich durch dieſes für das geſammte deutſche Vaterland ruhmvolle Ereigniß auf lange Zeit erheitert.

Als ich mich am Morgen des vierten Tages zur Abreiſe bereitete, beſtiegen auch die Buchdrucker, welche vom Niederrhein gekommen waren, das Dampfſchiff. Sie waren noch einmal bei Sonnenaufgang mit klingendem Spiele vor das Monument gezogen, und hatten von ihrem Herrn und Meiſter Abſchied genommen. Ihr „Lebehoch" und „Lebewohl" erfüllten die Lüfte, bis das Dampfboot in der Ferne verſchwand.

Meine Reiſe ging rheinaufwärts, und ich verbrachte noch einen fröhlichen Tag auf dem Dampfboote im Kreiſe lieber Freunde und neuer Bekannten. Vor der Trennung gelobten wir mit feierlichem Handſchlag, Jeder von uns, dem der Lebensfaden nicht früher durch das unerbittliche Schickſal zerriſſen würde, wolle wieder in dem freundlichen Mainz erſcheinen am Johannistage des Jahres achtzehnhundert vierzig.

Feuilleton.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

XI. XII.

Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. Mannheim bei Hoff, 1837. Zwei Bände. — Ich knüpfe die ausführlichere Anzeige dieſes Werkes an die ſchon in dem jüngſt Vorausgeſchickten aufgeſtellte Behauptung, daß ſich in Varnhagen ein umfaſſendes Charakterbild unſeres gegenwärtigen Strebens präſentire. Nun iſt es in unſerem Zeitalter ganz abgeſehen von anderer Begabung, die Eigenart ſolcher Repräſentanten, ihr eigenes Leben, Wirken und Wollen zum Gegenſtand der Darſtellung zu machen. Sie lieben, ſich ſelbſt zu beſchreiben, ſie ſchildern die Perſonen und Vorfälle, mit denen ſie in vertrautere Berührung kommen, und am liebſten verweilen ſie bei ihrem eigenen Bildungsgange, wobei ihnen heller oder dunkler das Bewußtſeyn zu Grunde liegt, daß ihre perſönliche Anlage und Bildung gleichſam ein Symbol deſſen iſt, was ein moderner Charakter erreichen kann. Das iſt's, was Varnhagen's Stellung in unſerer gegenwärtigen Literatur erklärt: er hat die zeitgemäßeſte Bildung und die wünſchenswertheſten Talente.

Solcher Maaßen iſt ebenſo ſeine Geſinnung als ſein Geiſt gebildet. Es iſt ein Grundzug alles Neueren, daß an dem, was man thut, im Handeln und im Urtheil der Ausdruck reiner, ächter Menſchlichkeit offenbart werden ſolle. Wir ſtreben, das urſprüngliche oder poſitive Geſetz ſeiner exorbitanten Härte zu entkleiden. Wir verlangen nicht blos die ſittliche That, ſondern wir nehmen gleichzeitig die Eigenſchaften und Verhältniſſe in Obacht, welche die Ausübung erſchwerten. Wir entbinden nicht vom Geſetze, wir handhaben es zuletzt mit unvermeidlicher Strenge, wir richten auch unſer Urtheil darnach, aber mir machen zugleich den Advokaten der Schwäche oder des Fehltritts, den wir beurtheilen ſollen. Nur die Gemeinheit findet keine Gnade. In ſolcher Milde und Abwägung iſt

Varnhagen ein Vorbild; deshalb ruht auf seinen Lebensbeschreibungen und Kritiken bei aller Kraft und Entschiedenheit so viel wohlthuende Zartheit.

Nicht minder ist seine Geistesart und Bildung von dem Schlage, der für die Entwicklung deutscher Nationalität nächstes, dringendes Bedürfniß geworden ist. Wo findet sich unter den Zeitgenossen eine so hohe, wahrhaft vornehme Geistesbildung, verbunden mit einem solchen Weltsinn und solcher Lebensgeschicklichkeit, als wie wir dies in Varnhagen's Darstellungen vereinigt finden? Was bei einem Dichter wie Göthe, in einer überwiegend idealistischen Bildungsepoche der Deutschen, poetische Intuition und natürlicher Instinkt, für die Nation mehr ein unerwartetes Glück war, das stellt sich bei Varnhagen schon als reine Anlage, als bewußtes Streben, als Einsicht und Uebung dar. Und dies ist auch die Aufgabe der Nation. Eben so bedeutungsvoll als die geistig-sociale Krisis, in welcher sich gegenwärtig alle civilisirten Nationen befinden, erscheint dem ächten Vaterlandsfreunde das Streben des Deutschen wirkliche Welt- und Lebensbildung zu erringen, und damit dem Volke eine wahrhafte Nationalbildung. Von meinen ersten schriftstellerischen Versuchen an habe ich dieses Nationalprincip als das höchste und entscheidenste Moment deutscher Entwicklung dargestellt, in diesem Sinne habe ich auch meine literarischen Uebersichten begonnen und mehr als auf jedwede andere Umwandlung gründete ich auf das Geltendmachen obigen Princips meine Erwartungen von unserer werdenden Literatur. Vor allen Dingen laßt uns aus dem Reiche des Idealismus in die Kreise des wirklich Lebendigen hinaustreten. Alles, was uns dazu fördert und dienlich ist, erscheint fast nothwendiger als selbst eine tiefere geistige Eroberung. Nicht daß wir den idealen Kern unserer Bildung abwerfen sollen, nein, werkthätig sollen wir ihn machen und mit dem Geiste eines weltlichen und practischen Wesens in Verbindung setzen. Das ist unser Realismus, das ist unsere Entwicklung. Wir müssen das Leben, wo es sich bietet, ergreifen, und, wo es nur möglich ist, uns davon aneignen und in Ausübung bringen, ohne deshalb gegen die tiefere Eigenthümlichkeit deutscher Art und Bildung gleichgültig oder ihrer verlustig zu werden. Varnhagen nun ist ein solcher, der ächte Lebenskraft besitzt, und dem das Glück die Gelegenheit gab, diese Anlagen in den verschiedensten Berufsarten zu entwickeln, und der in solcher Weise auch als Schriftsteller diesen Weltsinn zu erfassen und zu bekunden versteht. Ich wüßte, um es gerade zu sagen, nicht einen lebenden Deutschen, der bei einer solchen Tiefe und Bildung, wie sie bei Varnhagen thätig ist, einen solchen Welt- und Lebenssinn mitzubringen hätte, und damit ausgerüstet, ein Gemälde wie die Schlacht bei Wagram, wie den Brand beim Feste des Fürsten von Schwarzenberg und wieder so tief geistige Kritiken, als z. B. die über den vierten Band von Göthe's Wahrheit und Dichtung schreiben könnte. Auch mußte es vielleicht ein mehr beobachtender Geist und ein Diplomat seyn, der eine solche Stellung in unserer Literatur einnehmen sollte. Die geistige Gährung treibt uns überallhin wieder in idealistische oder in nihilistische Abwege, der Realismus bedroht uns mit Verflachung. Da war ein so vielseitig bildsamer, erfahrener, vorwiegend kritischer und vorzüglich ein äußerst besonnener Mann Noth, um auf diesen Bahnen voranzustreben, in einer wenig productiven Literaturperiode ein beobachtender und abwägender Geist, in einer Zeit des schwierigsten Uebergangs und der gefahrvollsten Gährung, ein Diplomat, in einer Welt, die kopfüber in Neuerungen hinausstürzt, ein Geist, der durch Erziehung und allseitige Berührung dem älteren Sinn und Streben gleich nahe steht als dem heutigen. Varnhagens Bildung ist der leben-

dige Uebergang von einer früheren Stufe unserer Literatur auf eine neue. So besitzen wir denn keinen König von übermächtig schaffender Kraft in dieser Literatur-Bewegung, wohl aber einen Heerführer.

Zu dieser Geistesart gesellten sich nun wirklich auch die erforderlichen Naturgaben, um einen solcher Maaßen befähigten Autor hervorzubringen. Hier fällt sogleich der Mittelpunkt dieses Talentes ins Auge, nämlich bei solchem Sinn für das Wirkliche, Lebenswahre und Mannigfaltige eine außergewöhnliche Kraft, dieses aufgeregte Meer von Thatsachen, Erlebnissen und Individualitäten in den feinsten, beruhigendsten und wahrhaft vermittelnden Zügen und Formen zur Darstellung zu bringen. Sein eigentlichster Beruf ist der des Memoirenschreibers. Die Kunst des Kritikers und des Biographen liegt daneben. Der Gedanke geht bei ihm immer erst von Thatsachen aus, die sich ihm aufdrangen. Jetzt, da er seine Denkwürdigkeiten herausgibt, legt er den Kern seines Lebens und Wollens nieder, und indem er den Zeitgenossen diesen Spiegel vorhält, befestigt er, was sie errungen haben, und drängt sie zu dem, was sie erreichen müssen.

Der erste Band dieser Denkwürdigkeiten enthält zunächst die trefflichsten Lebens-Skizzen, meist von Zeitgenossen. Sie waren großentheils schon früher da und dort mitgetheilt. Aber mit seinem Leben zieht der Verfasser sogleich die Summe seiner einzelnen es ergänzenden Bildnisse zusammen. Da begegnen wir denn den Schilderungen Bollmann's, einer Erinnerung an Fried. Aug. Wolf und an den Kaiser Alexander, ferner dem Grafen Schlabrendorf, dem Arzt Erhard, dann Meyern, Arnim, dem Oberkonsistorialrath Nolte, Ludwig Robert, Wilhelm Neumann, dem preußischen Staatsminister, Grafen Bernstorff und außerdem dem Silesius und St. Martin. Lauter größere oder kleinere biographische Skizzen, die mit jener Virtuosität entworfen sind, von der neulich hinlänglich gesagt ist, als ich von seiner biographischen Kunst überhaupt zu sprechen veranlaßt war. An dem Bilde des Vorgängers von Ancillon und Nachfolgers von Hardenberg vermißt man, wie es bei den meisten Darstellungen solcher Zeitgenossen fast durchgehends der Fall ist, eine mehr individualisirende Zeichnung der eigentlichen Wirksamkeit eines solchen Staatsmanns. Entweder stehen die Quellen nicht vollständig zu Gebote oder die Gegenstände, um die es sich handeln würde, ertragen gerade jetzt eine solche Berührung noch nicht. Der Schilderung thut dies jedenfalls viel Eintrag. Denn es bleibt eine gewisse, blos abstracte Andeutung der Berufsthätigkeit und Amtstreue daran. Man sucht, was man am Ende nicht findet. Dagegen sind besonders die Schilderungen des wunderlichen, aber so groß gearteten Schlabrendorf und die des einfacheren Erhard mit größter Vollendung entworfen. Das sind Stücke, die mit unserer Literatur leben und sterben. Nehmen wir noch die Schilderung Gentzen's und eigene kleinere Skizzen in der Bildnißgallerie zu Rahel hinzu, so haben wir das Beste zusammen, was Varnhagen in diesem Genre geliefert hat und was der Art in unserer Literatur existirt. Um diese Skizzen reiht sich in dem nämlichen Bande eine Folge von äußerst werthvollen Artikeln, die sämmtlich auf Göthe, sein Leben, seine Denkart, Schriften und Umgebungen Bezug haben und gerade eine der engsten und wichtigsten Verkettungen ausdrücken, in welchen wir Varnhagen durch sein ganzes Leben und Denken begegnen. Es ist äußerst bedeutsam, daß wie für uns Strebende überhaupt, so ganz vornämlich für Varnhagen Göthe der Lebens- und Mittelpunkt war, in dessen Sinne und von dem aus er sann und wirkte. Besonders muß ich hier den Artikel über Göthe's Wanderjahre, worin wohl das Treffendste über des Dichters Verhältniß zum Zeit-

alter und über den Charakter dieser Zeit gesagt ist, und die Bemerkungen herausheben, welche sich an Eckermann's Gespräche anschließen. Von diesen werde ich Anlaß nehmen, hie und da einzeln zu sprechen; denn sie können nicht füglich zu oft in Erinnerung gebracht werden.

Den zweiten Band eröffnen sogleich die Bruchstücke aus Varnhagen's eigenen Denkwürdigkeiten, dann folgt, als dies Leben in seiner subjectiven Thätigkeit ergänzend, eine ziemliche Reihe von Kritiken neuerer Literaturerscheinungen und eine Zahl von kleinen Gedichten, die fast alle einer Lebensstimmung oder einem besonderen Ereignisse gewidmet sind. Bemerkenswerth schien mir, daß das einzige auffallende Gedicht, das um seiner selbst willen gemacht ist, mit ganz demselben Bild und Ausdruck anfängt, wie ein sehr schönes von Heine. Unter den Kritiken würde man nur wenige auch entbehren können. Die andern schließen sich würdig an die frühere Sammlung Varnhagen's und in vollendeter Form an den bleibenden Inhalt an. Keine aber von den hier zusammengestellten dürfte so musterhaft, ja das beurtheilte Werk sogar ergänzend scheinen, als die Kritik über den letzten Theil von Göthe's Leben und Dichtung.

An dieses Göthe-Leben denkt man unwillkürlich, sobald man Varnhagen's eigene Denkwürdigkeiten berührt. Wie dieser zum Dichter selbst, so stehen auch seine Denkwürdigkeiten zu den Göthe'schen in augenscheinlicher Beziehung. Sie charakterisiren zugleich die Perioden der Literatur, in denen sie sich bewegen. Bei Göthe mehr ein innerlicher, völlig privater Bildungslauf, bei Varnhagen schon eine frühere Erziehung durch die Welt der That und Geschichte. Varnhagen hat bis jetzt nur einzelne größere Bruchstücke seines Jugend- und Kriegslebens mitgetheilt, die höchst willkommen sind und nur das Eine bedauern lassen, daß bei den vier ersten Stücken der dazwischen liegende Faden oft schmerzlich vermißt wird. Möchten wenigstens diese Lücken sich bald füllen, möge es dem Verfasser gelingen, seine Denkwürdigkeiten in solcher Ausdehnung wenigstens bis zum zweiten Pariser Frieden zu führen. Ein Bericht dieses Lebensganges kann hier keine Stelle finden, und es ist ein solcher auch überflüssig, da das Buch gewiß von jedem Gebildeteren gelesen wird. Das Universitätsleben in Halle vor und nach der Jenaer Schlacht enthält die interessantesten Züge, und hier findet sich ein helleres Bewußtseyn des früheren Bildungsganges als in den sonst so anziehenden und poetischen Beschreibungen Göthe's bei seinem Aufenthalt in Leipzig. Vor Allen verdienen die schon früher bekannt gemachten Stücke aus Varnhagen's Kriegerleben die größte Bewunderung, ich meine die Schlacht bei Wagram und das Fest des Fürsten Schwarzenberg. Hier steht der Memoirenschreiber in höchster Virtuosität vor Augen und diesen Meisterstücken kann — Göthe's ganz andere Schönheiten und Begegnisse ausgenommen — nichts dieser Art in deutscher Literatur an die Seite gesetzt werden. Das größte dramatische Leben bei den bedeutendsten Ereignissen in wunderbarer Schilderung und edelster Form! Da ist nichts zu und wegzuwünschen, und was den kriegswissenschaftlichen Forderungen genug thut, entzückt zugleich den Laien. Auch findet sich in der Beschreibung der Wagramer Schlacht ein Zug, der diese Denkwürdigkeiten schlagend in ihrer objectiven Wendung und Schönheit hinstellt und den deutschen Charakter von der Eitelkeit der meisten Franzosen unterscheidet. Wenn ein solcher Memoiren schreibt, so kümmert ihn das Schlachtfeld wenig mehr, sobald er die Wunde empfangen hat, oder er wird nun so viel von sich reden, so daß man über seinen Schenkel die Schlacht vergißt. Varnhagen nimmt dies sogleich als ein Gewöhnliches, erwähnt mit ein Paar Worten, daß er einen Schuß

erhielt und bei Seite gebracht wurde, und dann erzählt er, ohne eine Phrase anzubringen, die Schlacht nach treuen Berichten zu Ende. Auch in dem Artikel: „am Hofe Napoleons" zeigt sich der Deutsche, wie er zu seyn pflegt, auch von der Größe unbestochen. In einer Weise, die noch etwas von der damals gereizten Stimmung des Tages zeugt, und den Deutschthümler und Preußenverräth, weiß er das Unschöne des Napoleonischen Charakters in höfischen Situationen treffend in Erinnerung zu bringen, und entwirft so ein Bild, bei dem man zuletzt sagen muß, daß es Recht hat und dem Helden doch Unrecht thut. Deshalb wäre zu wünschen, daß der Verfasser zu den in diesen Bänden enthaltenen Artikeln auch die Angabe des Jahres beifügte, in welchem sie geschrieben sind.

Memoiren von größerem literarischen Gewicht haben wir bis jetzt außer den Göthe'schen und nun diesen Varnhagen'schen keine. Ueberhaupt lag es nicht in unserer Bildungsweise, noch in unsern Verhältnissen, bisher glänzender in diesem Gebiete aufzutreten. Es gehört entweder bei uns ein sehr bedeutender Mann oder ein sehr bewegtes Leben dazu, der anderen Fertigkeiten gar nicht zu denken. Unsere Staatsmänner, die etwa den rechten Stoff haben konnten, schrieben selten oder nur französisch. Was wir von Dohm und Aehnlichen Werthvolles besitzen, ist doch mehr ein Beitrag zur Zeitgeschichte in biographischer Wendung und kein eigentliches Memoir. Anderes hatte nur geistige und literarische Bedeutung und die künstlerische Form und Leichtigkeit mangelte fast gänzlich. Die Franzosen, das Volk der Geselligkeit, des Erlebnisses und der Mittheilung — sie waren bisher die Memoirenschreiber **par excellence**. Allein es war vorauszusehen, daß, wenn die Deutschen sich darin den Franzosen nähern würden, etwas weit Gediegeneres, ich möchte sagen, Geschichtlicheres zu Stande kommen würde. So ist es auch. Das Wenige, was der Art unter uns bis jetzt vorliegt, wie von Göthe und jetzt namentlich von Varnhagen, wiegt in Rücksicht auf Qualität ganze Reihen französischer Denkwürdigkeiten auf. Zwar haben wir uns eines St. Simons zierlicher Leichtigkeit, eines Cardinal Retz geistvoller Erbitterung, nicht zu rühmen, aber Frankreich hat auch wieder kein so tiefhaltiges Werk dieser Art, wie sie unter uns Varnhagen und Göthe geschaffen haben. Wir dürften mehr solche Schriften wünschen, bessere jedoch auf keinen Fall. Nimmt auch der Deutsche die Sache schwerer, er thut es tüchtig.

So möge denn Varnhagen von diesen Denkwürdigkeiten noch recht viel Bände vollenden können und der Leser sich selbst die Ueberzeugung holen, daß nichts als die reinste Verehrung eines Jüngeren obige Lobeserhebung dictirt hat.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

XI.

Der Freischütz. Nicht die bekannte Oper, sondern ein in Hamburg erscheinendes und in jener Gegend weit verbreitetes Blatt enthält Theater-Kritiken, die auch in der Ferne große Beachtung verdienen. Der Verfasser derselben, dem Gerüchte nach — denn er nennt sich nie — ein ausgezeichneter, in Hamburg lebender Dramaturg, verfolgt nun schon seit Jahren mit dem unermüdlichsten Eifer und der sorglichsten Gewissenhaftigkeit die Darstellungen der Schauspieler des Hamburger Stadttheaters, und es klingt rührend, wenn er selbst, der bejahrte Mann, einem sechszigjährigen Künstler, der wahrhaftig schon längst mit sich fertig ist, wie einem Anfänger zuruft, er möge doch um Gottes Willen sich dieses oder jenes Fehlers entschlagen, um ein Vollendeter zu wer-

den. Ein altes Stück wie „der Spieler" von Iffland, macht er zum Gegenstand einer weitläufigen Analyse, und so wie er nicht müde wird, zu meistern und zu lehren, so werden die dortigen Schauspieler nicht müde, sich über den Tadel zu ärgern. Gewiß eine charakteristische Erscheinung!

In besagtem Stücke, das am 21. August in Hamburg aufgeführt wurde, nennt er die Ausführung eine theilweise vortreffliche. Oben an stellt er Herrn Schäfer, der den Kriegsminister, Graf Bildau gab. Er sagt von ihm:

„Der eigensinnigsten, spähendsten Kritik kann in dieser trefflichen Darstellung nichts zu wünschen bleiben, als höchstens eine größere, von bedeutenderer Mimik begleitete Pause vor den Worten: „Weib — Mutter — Vater — die Rinde um sein Herz ist gesprengt."

Aber Herr Schäfer ist ein Mann von sechszig Jahren, vielleicht seit vierzig Jahren Mitglied des Hamburger Stadttheaters, der, wenn er die Rolle wirklich so vortrefflich gegeben, wie der Recensent später noch weitläufig auseinander setzt, und ihn dabei den Repräsentanten der alten Schröder'schen Schule nennt, längst wissen wird, wie er jene Worte zu sprechen hat, die ihm vielleicht nur etwas zu schnell herausgefahren sind. Was soll nun hier die Rüge bezwecken? Wohl nichts anderes, als dem Künstler den Beweis der großen Aufmerksamkeit liefern, die der Recensent seinem Spiele zollte und ihm zugleich den gehörigen Respect einflößen, indem er dadurch erfährt, daß sein Recensent die Sache denn doch besser versteht.

Wenn dieser allerdings dazu tüchtige Mann aber den jüngern Schauspielern seine Bemerkungen zurufft, so sind sie in der That geeignet, von diesen mit Dank aufgenommen zu werden. In eben dieser Recension des Spielers finden sich Tadel, die auf viele Schauspieler auch anderer Theater angewendet werden können. Man kommt am Ende dahinter, daß es in Deutschland jetzt nur Eine dramatische Schule gibt. Ich meine hier nicht die Stuttgarter.

Bei dem jungen Wallenfeld werden Sprachfehler gerügt, wie z. B. „Keine bessere Zeiten habe ich nicht zu hoffen!"

Kann sich das nicht auch anderswo zutragen?

Dem Hofrath Fernau wirft unser Dramaturg vor, daß er sich einen Kranzbart gemacht, ein solcher sey jedoch nur als Karikatur auf der Bühne zu gebrauchen. Auch darin hat der Mann recht.

Dem alten Herrn Lenz, der den Lieutenant Stern gab, wird vorgerückt, daß seine Diction nicht ruhige Würde habe. Vor vierzig Jahren konnte man jedoch schon dieselbe Rüge lesen, als Herr Lenz Liebhaber spielte.

Der Rektor Berger fand an Herrn Burmeister einen ganz vortrefflichen Repräsentanten, aber einen erzschlechten Lateiner und auch eben nicht vorzüglichen Deutschen. Was die Latinität betraf, so sagte jener Rektor: Astra regant homines statt regunt, was nur ein Theater-Rektor sagen kann, aber doch nicht sagen darf. Was das Deutsche betraf, so sagte jener Rektor: „Die meiner Frau nichts angehen;" was so schlechtes Deutsch ist, daß es die Kritik angeht. Auch wurde häufig Sr. Excellenz statt Se. Excellenz gehört; ein Fehler, der auch auf andern Theatern an der Tagesordnung ist.

Nachdem unser Dramaturg diese und noch viele andere Ausstellungen den Schauspielern gemacht, schließt er mit dem Wunsche, daß das alte Iffland'sche Schauspiel nicht ad Acta gelegt werden, namentlich für die nahende Winter-Saison auf das Repertoir gebracht, und das von ihm in bester Absicht Gerügte beachtet werde. Seine Schlußworte sind:

„Herrn Schäfer nochmals unsern Dank für seine ganz ausgezeichnete Darstellung des Kriegsministers von Bildau."

Wie gut gemeint und richtig nun

auch die Ausstellungen des Hamburger Dramaturgen seyn mögen; wie artig und höflich auch der Schluß lauten mag; Herr Schäfer nebst den andern Herren kümmern sich wenig um Alles das; regant und regunt, Sr. und Se. Excellenz, Alles ist in den Wind gesprochen, sonst hätte der Mann nicht nöthig, so lange schon dasselbe zu lehren, und das Schlußkompliment an den Kriegsminister von Bildau beweist am deutlichsten, daß dort die Sachen wie hier und überall stehen, sonst müßte der Schauspieler sich viel eher, bei einem so einsichtsvollen und gewissenhaften Rezensenten als dieser, bei jenem zu bedanken haben. Deshalb aber ist es lehrreich, solche Geschichten weiter bekannt zu machen, wo man sie findet. Das Publikum — nämlich das große, unpartheiische, bezahlende, nicht die Anhängsel jeder mittelmäßigen Komödianten-Clique — weiß in der That zu wenig von diesen Verhältnissen, und es ist Noth, es darüber aufzuklären.

Gastspiele der Dem. Agnese und Nina Schebest in Breslau.

Eine neue Bahn des Operngesanges ist siegreich gebrochen, das Reich der Unnatur gestürzt. Die abgöttische Verehrung, welche geistlose Theoretiker den Mitteln zum Zwecke, der blendenden Kehlfertigkeit und dem starren Bravourgesange in philiströser Pedanterie zollten, vor der Genialität neu erstandener Gesangsheroen in ein klangloses Nichts zerfallen. Im warmen Süden loderte dieses edlere Feuer empor und wir lauschten der Kunde, die von den Thaten der in Unsterblichkeit ruhenden Malibran zu uns drang, wie einer fernen, unbegreiflichen Sage. Da regte es sich in Deutschland auch und eine deutsche Frau erstand, schlang sich mit kräftigen Jugendarmen um die Natur und die Werke der Sangsmeister und ließ sie zu niegeahnetem Leben erwarmen. Sie ging über den Rhein und ihre leidenschaftliche Glut, gepaart mit der Tiefe eines deutschen Gemüths, sammelte Frankreichs kunstempfängliche Söhne in dichten Reihen um sie und ließ sie die Frivolität ihrer Vaudeville-Theater und die blutigen Greuel ihrer neu romantischen Schule vergessen. Eine Ahnung von der Heiligkeit deutscher Kunst ging in Frankreich auf. Günstige Winde trugen die Deutsche über den Kanal. Gleiche Erfolge, gleicher Sieg. Die schwerfälligen Britten, verdöchert in der Politik der Elle, vandalisirt durch die Faust-Demonstrationen boxender Wahl-Demagogen, horchten hoch auf und näselten „Gott segne uns Deutschland!" — Dieß deutsche Weib ist Wilhelmine Schröder-Devrient. Sie hat den Impuls gegeben, daß die undefinirbarste und darum göttlichste der Künste, die Sangeskunst, sich dem Zwange schulmeisterlicher Regeln entrafft und zu ihrer gottbestimmten Würde erhoben hat. Sie hat die Bande gesprengt, in die Hunderte von berufenen Landsmännnen, gleich einem in der Form schlummernden Erzbilde, eingepanzert geblieben sind. Wie der Jüngling in der Arena den Discus nicht nur darum werfen lernte, um vor der schaulustigen Menge durch seine Gliedergewandtheit zu glänzen, sondern wenn es galt, zum Kampfe gerüstet zu seyn, so hat die Schröder-Devrient die Vorstudien der Kunst, die Hebel des Genies, sorglich durchlaufen, aber dann den Gott im Busen walten lassen, wie der Augenblick es gebot und so in ihrem Gesange Bilder des Lebens, des ewigen Menschenadels und die Poesie der Leidenschaft wiedergespiegelt. Agnese Schebest, welche vorgestern unsere Bühne als Norma zum erstenmale betrat, ist eine Kunstverwandte der Schröder-Devrient in des Wortes herrlichster Bedeutung und somit der Standpunkt, von dem die treffliche Gästin gehört, gesehen und beurtheilt werden muß, angedeutet. Würdigungen ihrer Leistungen vom musikali-

schen Standpunkte ausgehend, werden in dieser Zeitung nicht fehlen, es ist daher nur über den ersten Eindruck zu berichten, den die großartige Erscheinung der Künstlerin auf unser Publikum hervorgebracht hat. Dem. Schebest, die Technik des Gesanges beherrschend, brillirt durch eine starke, namentlich in den Mitteltönen wunderbar ansprechende Stimme und erschüttert durch die dramatische Wahrheit ihres Gesanges. Ihr Spiel und vor Allen ihre Plastik ist unbeschreiblich edel, ihr Ausdruck der Leidenschaften der Natur abgelauscht, ihre ganze Erscheinung jenen wohlthätigen Zauber ausübend, den ein echtes Kunstwerk stets um sich verbreitet. Bei der Abgeschlossenheit ihrer, aus einem Gusse gegebenen Norma, erscheint es verwegen, einzelne Momente als mehr oder minder gelungen aus dem schönen Ganzen herausreißen zu wollen. Dem. Schebest ist die zweite dramatische Sängerin Deutschlands. Sie gefiel entschieden und wurde nach jedem Akte stürmisch gerufen. Dem. Nina Schebest (Adalgisa) zwar sichtlich befangen, entwickelte eine schöne, sangeskräftige Stimme und verspricht unter der Leitung einer solchen Schwester mit der Zeit **per aspra ad astra** zu gelangen. (Breslauer Z.)

Silhouetten aus Schwaben *).

Der Rekrut.

Der Rekrut ist 20 bis 21 Jahre alt. Die Zeit seines Rekrutenthums hat zwei Epochen, zuerst das Loosziehen und dann das Einrücken. Alle Jahre zieht der Pfarrer aus dem Tauf- und Seelenregister eine Liste heraus von denen, die vor 20 Jahren nämlich geboren wurden. Der Schultheiß schreibt dazu, wenn einer von diesen Burschen etwa nicht im Dorfe ansäßig wäre und schickt die Liste an das Oberamt ein. Das Oberamt aber schreibt den Tag aus, an dem die 20jährigen Buben in die Stadt ziehen müssen, um das Loos entscheiden zu lassen, wer Soldat werden muß oder nicht. Es ist ein schwerer, verhängnißvoller Tag dieser Loosziehungstag. Des Morgens in aller Frühe machen sie sich auf den Weg. Der Vater oder Pfleger begleitet sie. Die alten Männer gehen zusammen in ihren Sonntagskleidern ernsten Angesichts und ernste Gespräche pflegend; die jungen Bursche gehen auch zusammen, sie thun so fröhlich, als ob's ihnen lustig um's Herz wäre.

Ein Strauß steht auf dem Dreispitz und jubilirend und singend ziehen sie durch alle Straßen der Dörfer, durch die sie kommen. Sie wollen ihre Angst wegschreien. Hauptsächlich erfüllen sie die Oberamtsstadt mit ihrem Lärm. Es ist ein Tumult kaum zum Aushalten. Alle Wirthshäuser sind voll, in allen Wirthshäusern wird musicirt. Wohl will sich manchmal die Angst, die im Hintergrunde des Herzens thront, leise hervormachen, und das Gesicht zieht sich manchmal schon so in die Länge, als ob das fatale Loos sie bereits getroffen hätte; aber fort mit der Angst, wer darf sich etwas anmerken lassen! Im allgemeinen Tumult muß am Ende jeder mittumultiren; wo Alle Lachen, kann der Einzelne keine Thräne weinen. Endlich sind die Bursche alle an die Reihe gekommen, alle waren auf dem Rathhause, der dort zog 281, die höchste Nummer. Du Glücklicher! Du bist frei. Der dort zog 170. Vielleicht geht's ihn noch an. Vielleicht gehts ihn nicht mehr an; denn es fragt sich, ob unter den niedern Nummern viel untaugliche sind oder nicht. Jener zog

*) Wir theilen hier aus einem, in Kurzem bei Drechsler in Heilbronn unter obigem Titel erscheinenden Werkchen eine Probe mit, das im heimischen Kreise sich freundliche Leser erwerben wird, jedoch auch verdiente, weiter verbreitet zu werden. Diese Schilderungen zeichnen sich besonders durch den naiven, anspruchslosen Ton vortheilhaft aus. Ihr Verfasser ist Herr Grieſinger.

70. Ei, warum bist du auch so dumm, und zogst nicht mehr? Doch es schadet nichts; du bist ja reich und kannst die 400 fl. wohl auftreiben, um deinen Ersatzmann zu stellen. Dieser hier zog 2. Er ist ein armer Schlucker und hat eine alte betagte Mutter, die er bisher ernährte. Schon ist einer seiner Brüder Soldat gewesen, aber was thut's; er muß auch daran, und er lacht und schreit und juhelt, ob's ihm auch das kindlich gesinnte Herz fast abdrückt. Nunmehr kömmt die Körper-Visitation. Ein Regimentsarzt ist da und der Oberamtsarzt, ein Hauptmann und der Oberamtmann. Einzeln wird ein jeder Bursche vorgeführt. Fünf Schuh, fünf Zoll. Allons, frisch unter das Maß. Kein Fehler; durchaus gesund; wird angenommen. Aber siehe da, hier hat einer eine krumme Zehe; er kann das Marschiren nicht ertragen. Da ist ein Schreiber, der hat ein kurzes Gesicht. Die Brille her, damit er lesen kann. Richtig er kann. Das Gesicht ist zu schlecht, man kann ihn nicht gebrauchen. Du mit deiner engen Brust, mach daß du fortkommst und du mit deinen verlorenen Vorderzähnen, du kannst ja keine Patron abbeißen. Eine Menge Fehler kommen vor. So Mancher aber auch hat sich diese Fehler mit Fleiß angeschafft, um nur nicht Soldat werden zu müssen.

Du da mit dem verunglückten Zeigfinger, hast du nicht so lange deinen Finger zurückgebunden, bis er halb lahm wurde? Du mit deinem kurzen Gesichte, hast du nicht so lange durch scharfe Brillen gesehen, bis du geeübt warst, dadurch lesen zu können? Du da mit deiner Uebelhörigkeit, hörst du eigentlich nicht ganz gut und stellst dich nur so, und machst ein dummes, einfältiges Gesicht dazu, damit man dir Glauben schenke? Wartet nur, man kömmt hinter eure Schliche. — Endlich ist's entschieden. Jeder weiß nun sein Schicksal. Die Partieen sammeln sich dorfweise; es wird viel getrunken und noch mehr gejohlt; gelegentlich auch auf die Parteilichkeit der Offiziere und Beamten, die bei der Untersuchung waren, derb losgeschimpft. Endlich geht's nach Hause. Die Väter sind schon längst heimgezogen, mit schweren oder leichten Herzen, je nachdem das Loos gefallen. Die Bursche folgen, alle betrunken. Jubilirend ziehen sie ein; wer noch nicht ganz weg ist, der muß sich so stellen; denn Nüchternheit ist an diesem Tage verboten und das liebende Mädchen empfängt seinen Geliebten lachend oder mit Thränen in den Augen, denn es weiß schon alles, und der Schrecken, daß es nun vor sechs Jahren, denn so lange muß der Soldat dienen, nicht heirathen könne, ist bei ihr ebenso groß, als bei einem andern, dessen Bursche es gewonnen, die Freude.

Die Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken sind Tage des Müssiggangs; was soll der Rekrut auch arbeiten, da er doch wohl bald der Arbeit auf dem Felde, in der Scheuer und im Stalle auf längere Zeit entfremdet werden muß! Da betrinkt er sich lieber mit seinen guten Freunden und Bekannten, und die, welche frei geworden sind bei der Ziehung, und die reicheren unter den Rekruten halten die andern stets frei und bezahlen mit Freuden die Zeche. Oft auch steht er abseits bei seinem Mädchen und küßt und herzt es und sucht es zu trösten, es aber es weiß sich vor Weinen ob der bevorstehenden Trennung kaum zu fassen und ist untröstlich; denn es trägt vielleicht ein theures Pfand seiner Liebe unter dem Herzen, und wie kann er nun ihre Ehre wieder herstellen vor den Leuten, wenn er es auch noch so gerne wollte?

Endlich ist der Einrückungstag da. Morgen oder übermorgen muß der Rekrut in seiner Garnison seyn. Nun gilts Muth und Kraft, denn jetzt gehts an den Abschied. Er dauert nicht lange, aber er ist herzlich. Schon seit dem vorigen Morgen geht er bei seinen Ver-

wandern umher, und drückt jedem zum letztenmal die Hand, wie wenns in den Krieg ginge und zum Nimmerwiedersehen, und sein Vater drückt ihm die Hand wieder und noch etwas hinein, nämlich ein Geldstück zum Wegzehren und zum sich Lustigmachen als Soldat, weil die Löhnung gar zu gering ist. Und die gute Mutter thut auch ihren Sparhafen auf, und die Schwester nicht minder, und der Vater läßt sich nicht schlecht finden, und auch der ärmste Bauernbursche bringt ein kleines Capitälchen zusammen, das er in der Stadt bei den Bierwirthen gut anzulegen im Sinne hat. Jetzt kommt er zur Geliebten. Noch ein Kuß, noch eine Umarmung. „Ich schreibe dir, ich komme bald wieder.“ Keine Thräne Rekrut! Sie mag in Thränen zerfließen, du aber sey männlich. Doch fort jetzt, es ist angespannt. Hurah, wie lustig wird's jetzt! Vier Pferde ziehen den Wagen, und der Wagen ist voll von Rekruten und solchen, die sie begleiten. Die Rekruten aber sind leicht zu unterscheiden, denn ihren Hut und das linke Knopfloch schmücken ungeheure Sträuße von farbigen Bändern. Musikanten sitzen vorn auf den Wagen, als ginge es zur Hochzeit, ein Lied wird angestimmt, ein Soldatenlied oder ein Abschiedslied, und die Clarinette-Bläser mischen ihre Töne grell darein, und an jedem Wirthshause hält man an und läßt Wein herauskommen auf den Wagen, und es wird mehr verschüttet als getrunken, und die Gläser werden in die Luft geworfen, daß sie klirrend zur Erde fallen, und es ist ein Tollen, das alles Nachdenken unterdrückt, und ein Rausch, daß alle Trauer übertäubt wird. Von der Ferne aber stehen die Alten und Jungen und sehen den Helden des Tages zu. Oft geht die Begleitung der andern Bursche nur mehrere Stunden weit, oft bis zur Garnisonsstadt, und durch jedes Dorf, durch das man kommt, blasen die Musikanten und die Fahrenden brüllen ihre Lieder, und die Pferde müssen springen, was sie können, und das ganze Dorf kommt in Allarm. Endlich ist man angekommen. Der Rekrut ist allein und fühlt sich verlassen. Das Heimweh schleicht sich ein, und es kommen Stunden, wo er gern weinen möchte, wenn ihn nicht das Bierhaus und das Exerziren bald wieder auf andere Gedanken brächten. Manchmal wohl schreibt er nach Haus, so gut er es vermag, und bekommt vielleicht auch einen Brief von der Geliebten mit der Aufschrift: „An meinen Schatz in der Residenz.“ Und wenn's nicht gar zu weit ist, kommt sie vielleicht selbst oder die Mutter oder die Schwester, und sieht selbst nach, wie's ihm geht und bringt etwas zum Schnabeliren und ein kleines Päckchen mit Geld, und freudig theilt er ihnen die Nachricht mit, daß die Urlaubszeit bald beginne, denn von 6 Jahren, die er dienen muß, darf er 5 zu Hause zubringen, die Manöverd abgerechnet.

Wenn der Rekrut als Soldat in seine Heimat zurückkömmt, so ist er ein ganz anderer Mensch geworden; er geht aufrecht, tritt fest hin, blickt Jedermann frei in's Gesicht, und kömmt nicht in Verlegenheit, wenn er mit einem Vornehmen sprechen muß. Die militärische Dressur übt einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn, der nachhaltig ist für sein ganzes Leben.

Neue Bücher.

Die Schweiz. Ein Handb. zunächst für Reisende. Von L. von Vollmann. Mit 3 Stahlstichen und 1 Karte. Stuttgart. Hoffmann'sche Buchh. und Zürich, Franz Hoffmann. 1837. Ein sehr vorzügliches, reichhaltiges, wohlgeordnetes und schön ausgestattetes Werk, das allen Reisenden empfohlen werden muß. Es zeichnet sich vor vielen gleichartigen Arbeiten, die unsere Zeit zu Tage fördert, durch die wissenschaftliche, umfassende

Kenntniß des Stoffes und durch die größte Genauigkeit aus.

— Von D. Fr. Arago's, des berühmten Forschers, Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde (aus dem Französischen von Carl von Remy) ist jetzt auch der zweite, für die Freunde der Naturwissenschaft eben so reichhaltige Theil erschienen (Stuttgart, Hoffmann, 1837). Es wird noch ein dritter Theil diese Sammlung von Aufsätzen Arago's beschließen.

— Auch ist in demselben Verlage eine recht saubere Rheinkarte herausgekommen, die so hübsch in die Form eines Büchelchens zusammengeschlagen und auch so gebunden ist, daß man versucht wird, sogleich nach dem Rhein zu reisen.

— Bei J. Scheible in Stuttgart erscheint seit Anfang dieses Jahres eine Sammlung morgenländischer Erzählungen verdeutscht von Philipp Wolff (in Tübingen). Die beiden ersten Bändchen enthalten die berühmten Fabeln Bidgai's aus dem Arabischen. Eine gelehrte Einleitung gibt über die Entstehung, Schicksale und früheren Bearbeitungen dieser Fabeln Auskunft. Fast in sämmtliche europäische Sprachen sind sie schon früh übersetzt worden, besonders in Deutschland machten sie Glück. Der berühmte Eberhard im Bart, Herzog von Würtemberg, hatte das Buch wahrscheinlich in Italien kennen gelernt, und ließ es aus dem Lateinischen des Johann von Carua ins Deutsche übersetzen und auf seine Kosten drucken. „Kaum machte die deutsche Bibelübersetzung jener Zeit solches Glück," sagt der Herausgeber. Mehr denn sieben Ausgaben erschienen binnen sechzig Jahren. — Diese neue Uebersetzung ist nach der Ursprache gearbeitet und liest sich gut. Mehres aus verwandten orientalischen Bereichen, auch zwei Makamen Hariri's sind angehängt.

Vermischtes.

In Staffordshire spielte ein Herr Briscoe, Director einer kleinen Komödianten-Truppe, obgleich blind, die Liebhaber im Lustspiele und die Helden im Trauerspiele. Das Publicum wurde es nicht eher gewahr, als bis Briscoe eines Tages, die Stellung verfehlend, den Vater des Mädchens, welches er heirathen wollte, für das Mädchen selbst hielt, und dem Papa den zärtlichen Kuß auf die Wange drückte, den er für die Tochter bestimmt hatte.

— In Odessa hat man im März d. J. ein sehr großartiges Bauwerk begonnen, nämlich ein Treppe, welche von dem Meeresufer bis zu der hochgelegenen Stadt führt. Die Treppe wird auf 9 Bogen ruhen, durch deren einen die Chaußeestraße führt, im Ganzen 200 Stufen in 10 Abtheilungen mit 9 Ruheplätzen enthalten und unten 350 Fuß, oben aber 175 Fuß breit werden. 36 Pfeiler werden die Bogen tragen. Gewiß ist dies eine der bedeutendsten, nur dem Vergnügen und der Verschönerung gewidmeten Bauten der neuern Zeit. Ein anderer, gegenwärtig in Odessa noch in der Ausführung begriffener Bau, der des Thurms der Kathedrale, nähert sich seiner Vollendung. Der Thurm nimmt einen der höchsten Punkte der Stadt ein und wird 224 Fuß hoch.

— Der Hofschauspieler Krüger aus Berlin, der in seinen Gastrollen auf dem Wiener Burgtheater nicht ansprach, hat sich vor der Vorstellung der Donna Diana zu entleiben gesucht. Man fand ihn an einem Sacktuche aufgehängt und der Unglückliche wurde noch lebend, doch schwer verletzt, in das Spital gebracht. Die Familie des beklagenswerthen Mannes war mit in Wien anwesend.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

Das Schweiger'ſche Volkstheater in München gibt einen Tag „Kohlenbrenner", den anderen Tag „Strumpfwirker". Gelehrte Dramaturgen, ſagt mir an, was ſich hinter dieſen lakoniſchen Titeln verbirgt?

— Herr von Alvensleben macht bekannt, daß er die Redaction der allgemeinen Theater-Chronik niedergelegt habe, und ein neues Blatt, unter dem Titel „Theaterfreund" herausgeben werde. Er bittet zugleich alle Diejenigen, welche ihm in dem früheren Wirkungs- und Geſchäftskreiſe ihre Theilnahme, Mitwirkung oder Vertrauen ſchenkten, ihm dieſe in Bezug auf ſein neues Blatt zu erhalten.

— Ein fleißiger junger Gelehrter in München, Doctor Johannes Giſtl, gibt jetzt unter dem Titel „Hertha" eine Zeitſchrift für Naturgeſchichte, Phyſiologie, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde heraus. Das Ganze ſcheint eine Art „Muſeum des Wundervollen", das ſeiner Zeit einen großen Leſekreis unterhielt, werden zu wollen. Von dem bekannten Aſtronomen Gruithuiſen iſt ein Aufſatz über die Bewohnbarkeit der Kometen darin.

— Nun ſage man noch, der ſüddeutſche Dialekt ſey nicht melodiſch! In München kündigt die Falter'ſche Muſikhandlung das beliebte

„Riamili-Lied"

an. Was iſt das wohl? frage ich meine norddeutſchen Leſer. Nichts als Saramill. Ein zweites Räthſel. Klingt es nicht wie italieniſch? Und doch bedeutet es etwas, was in ganz Deutſchland bekannt und auch beliebt iſt. Es iſt nichts anderes als: Saure Milch, geſtandene Milch, Rührmilch, kurz wie man es in den verſchiedenen Provinzen benennt. „Riamili" aber iſt der ſchöne Ausruf, den man von den Milchweibern in München hören kann, und deſſen melodiſcher Tonfall wahrſcheinlich die Grundlage des Liedes bildet.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Ein Blatt zur Geſchichte der Mode: 1560. Carl IX. (Der König ſelbſt nach einem lebensgroßen Bildniſſe.)

2) Original-Modebild aus Paris.

Anzeige.

Mehre uns aus Berlin und Prag zugekommene, ſtrengtadelnde Kritiken der Leiſtungen eines in dieſem Augenblicke vielbeſprochenen Schauſpielers können in unſerer Chronik keinen Platz finden. Wir bitten daher, uns mit allen Einſendungen dieſer Art in der Folge zu verſchonen.

Stuttgart, 5. Sept. 1837.

Die Redaction.

Auguſt Lewald.

Carl IX.

(1560.)

31 Août 1837

Modes de Paris.

Petit Courrier des Dames.

Jedem das Seine.

(Maſſon iſt auch in Deutſchland genugſam bekannt. Wir geben dieſe ergreifende Erzählung, die eine ſchreckliche Wahrheit predigt. Das Kraſſe iſt nun einmal das Element, worin ſich Maſſon bewegt.)

I.

Es gibt ein altes, von Vielen nachgebetetes Sprichwort: „Nur ein Einfaltspinſel läßt ſich hängen.“ Nun denn, an einem ſchönen Morgen im Jahre 18** hörte man in der kleinen Stadt ... von nichts als einem Thoren dieſer Art ſprechen, den man eben zur Hinrichtung auf den Marktplatz führte. Wer war denn dieſer Unglückliche? Gott weiß es! Ich erinnere mich deſſen nicht mehr. Was mir allein noch im Gedächtniſſe davon iſt, beſteht darin, daß das Verbrechen, weswegen er, im moraliſchen Intereſſe der Geſellſchaft, ſein Leben verlieren ſollte (als ob man der Geſellſchaft für die verletzte Moral nichts Beſſeres, als ein blutiges Schauſpiel darbieten könnte?), ſo ärmlich und ſchändlich war, daß der arme Sünder, wenn man die lobenswerthe Neugierde, zu ſehen, ob ein Menſch, der ſchlecht gelebt hat, wenigſtens gut zu ſterben wiſſe, nicht in Anſchlag bringt, wahrhaftig nicht verdiente, daß man einige Schritte weiter machte, um ihn vorbeiführen zu ſehen, noch weniger aber, daß man ihm das letzte Geleite bis an das Schaffot gab.

In jeder anderen, als in dieſer kleinen Stadt, deren Namen ich, aus mir wohlbekannten Gründen, nicht nenne, wäre dieſer Verbrecher, ein erbärmlicher Enten- und Kaninchendieb, der freilich unter etwas

erſchwerenden Umſtänden geſtohlen hatte, denn es war ein wenig Einbruch und Mord mit untergelaufen, der Gefahr ausgeſetzt geweſen, ohne viele Zuſchauer das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſeln zu müſſen.

Der Mann von Geiſt wählt einen geeigneten Schauplatz zu ſeinen Thaten, und in dieſer Hinſicht muß man zugeſtehen, daß unſer Dieb kein Thor war, denn er hatte die Scene ſeines Drama's bewundernswürdig gut gewählt. Zu Paris, wo man noch einiges Intereſſe an einem Kanarienvogel nimmt, der ſeinem Käfige entflieht, und an einem Hunde, der ertrinkt, wo man ſich jedoch durch den Tod eines Menſchen kaum aus dem Schlafe ſtören läßt, wäre der Lumpenkerl, von dem ich ſpreche, ohne nur das geringſte Aufſehen zu erregen, zum Tode geführt worden.

In dem Städtchen ... war dieß aber etwas ganz Anderes. Da gehört ein Schauſpiel dieſer Art zu den Seltenheiten, und da Jeder gerne, wenn auch nur Ein Mal in ſeinem Leben, ſich ſagen möchte: „ich habe einen Menſchen ſterben ſehen,“ ſo konnte es nicht fehlen, daß das Intereſſe lebhaft erregt, und der Zufluß der Menſchen ſehr beträchtlich war.

Vom Gefängniſſe bis auf den Marktplatz war die Entfernung ziemlich groß; die Menge trieb ſich in den Straßen umher, und wer es nicht für räthlich hielt, vor dem Schlachtopfer herzulaufen, oder ihm Spaliere bilden zu helfen, blieb an ſeinem Fenſter ſtehen, und erwartete lachend und ſehnſüchtig den Karren, der den Miſſethäter bringen ſollte.

Endlich hörte man die Worte: „Er kommt, er kommt!“ von Munde zu Munde gehen, und ſich wie ein Lauffeuer mittheilen; der Lärm der Menge wuchs mit dem Näherkommen des Karrens, und reizte ſelbſt die Aufmerkſamkeit derer, die mit der feſten Abſicht zu Hauſe geblieben waren, ſich nicht um das zu bekümmern, was in den Straßen vorgehe. Der Oberſt Martial von Bieuville und ſeine zehn Gäſte, die er an dieſem Tage zu einem Junggeſellen-Frühſtücke eingeladen hatte, gehörte zu der Anzahl richtig fühlender Menſchen, die in ihrem Herzen eine edle Verachtung gegen Verbrecher empfinden, deſſen ungeachtet aber den bedauernswerthen Muth nicht haben, mit kaltem Blute einem Menſchen in's Geſicht zu ſehen, der hingerichtet werden ſoll.

Gerade war die heiterſte Stimmung beim Nachtiſche eingetreten, als der Karren mit dem Verbrecher am Hauſe vorbeigeführt wurde; plötzlich hörte aber das Geſumme auf der Straße auf, und mit ihm erſtarben die heiteren Witze an der Tafel, die von Munde zu Munde gingen, auf den Lippen der Gäſte. Stille herrſchte außen, wie im Speiſeſaale; man hörte nichts mehr als den Todtenkarren, der langſam weiter fuhr. Es

war dieß von beiden Seiten eine Art frommen Schauders bei dem Gedanken an die Vernichtung; es war ein Zeichen der Achtung vor einem menſchlichen Geſchöpfe, was es auch für eines ſeyn mochte.

Dieſer Zuſtand dauerte nur einige Augenblicke, dann fing der Lärm auf der Straße wieder von Neuem an; allein die frühere Heiterkeit an dem Tiſche des Oberſten Vieuville wollte nimmer einkehren.

„Wo haben Sie Ihre Gedanken, meine Herren?“ ſagte der Oberſt, als ſuche er ſelbſt eine Idee los zu werden, die ihn quälte. „Ein Menſch,“ fuhr er fort, „hat ein Verbrechen begangen; man ergreift ihn, verhört, verurtheilt und richtet ihn, und ſo geſchieht der Gerechtigkeit Genüge; wir aber müſſen dieſem Verfahren Gerechtigkeit zollen, denn, politiſch und moraliſch genommen, muß das Geſetz gehandhabt werden. Koſten Sie einmal von dieſem Weine, ſagte er, den Ton ändernd, ich habe mir ſagen laſſen, daß er nicht übel ſey.“

Ein lange anhaltendes Lebehoch folgte dem Vorſchlage des Oberſten; zehn Hände begegneten ſich im Anſtoßen der Gläſer; die Blicke ſeiner Gäſte wurden lebhafter, und das Lächeln erſchien wieder auf ihren Lippen.

Wenig hätte gefehlt, und der Zufall wäre vergeſſen geweſen, der die Heiterkeit des Feſtes zu unterbrechen gedroht hatte. Der Oberſt und alle ſeine Freunde, alle, einen einzigen ausgenommen, wollten abſichtlich düſteren Gedanken keinen Raum geben, und zwangen ſich, heiter zu ſeyn.

Derjenige, der allein nicht heiter ſeyn wollte, oder vielmehr nicht konnte, blieb eine Zeitlang ſtummer Zuſchauer des Kampfes, den zehn ernſte Männer, zehn Männer von geſundem Verſtande, gegen eine peinliche Idee kämpften, und ſich anſtrengten, durch erzwungene Heiterkeit den Sieg davon zu tragen.

„Geſtehen Sie nur, meine Herren,“ ſagte er endlich zu ihnen, „gleichen wir nicht furchtſamen Kindern, die beim Erblicken der Ruthe ſich zum Lachen zwingen, weil man ihnen geſagt hat: Lachet, oder ihr bekommt die Ruthe. Verhehlen wir es uns nicht, daß dieß gegenwärtig unſere Lage iſt; ja, meine Herren, ja, was Sie auch ſagen mögen, die Begebenheit dieſes Tages, der Tod dieſes Elenden, der weder Ihnen, noch mir bekannt iſt, ergreift uns mehr, als wir es uns ſelbſt geſtehen mögen.“

„Sie fabeln, Lieber,“ riefen die Anweſenden.

„Ich bitte für meinen Freund Duvernet um Nachſicht,“ bemerkte der Oberſt; „er iſt nicht glücklich mit ſeinen Späßen; deſſen ungeachtet iſt dieſer einer ſeiner beſten; indeſſen müſſen wir ſie nehmen, wie er ſie gibt, denn heiterere weiß er nun einmal nicht zu machen.“

Der ernſte Gaſt ließ, ohne bös darüber zu werden, alle Witzworte über ſich ergehen, welche die ironiſche Entſchuldigung des Oberſten hervorgerufen hatte. Als Jeder ſeinen Pfeil gegen ihn abgedrückt hatte, nahm Duvernet wieder ruhig das Wort:

„Ich habe immer gedacht, meine Herren, und mag es auch ein troſtloſer Gedanke ſeyn, ſo iſt es doch ein wahrer, daß unter allen Zuſchauern einer Hinrichtung wohl wenige mit Recht werden zu ſich ſelbſt ſagen können: Die Gerechtigkeit darf wohl ſtrenge ſeyn, ſie kann mir nichts vorwerfen; die Geſetze dürfen hart ſeyn, ſie können mich nicht treffen, denn ich bin mir ſicher bewußt, nie einen Schritt gethan zu haben, der mich auf denſelben Weg führen könnte, der dieſen Verbrecher zur Hinrichtung führt.“

Ein Hurrah erhob ſich, ihn zu unterbrechen, und noch ein Mal ließ er den Sturm vorübergehen, indem er mit unerſchütterlichem Gleichmuthe wartete, bis es ſeinen Freunden gefällig war, endlich mit ihren Witzeleien nachzulaſſen, mit denen ſie ihn zu überſchütten und zu betäuben ſuchten.

„Durch Geſchrei wird noch nichts widerlegt,“ ſagte er; „es iſt nur ein Beweis, daß man ſein beſſeres Bewußtſeyn damit übertäuben will. Und da wir denn doch, meine Herren, ohne Selbſttäuſchung der Unterhaltung keinen heiteren Ton abgewinnen können, ſo laßt uns lieber den Weg weiter verfolgen, auf den ein trauriger Vorfall uns hinführte.“

„Wohin willſt Du uns denn führen?“ fragte der Oberſt, indem er den Wein auf's Neue in die Runde gehen ließ.

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich ſagen?“ wiederholten die Anderen.

„Ich will Ihnen darthun, daß, wenn alle unſere Nerven bei einer Hinrichtung ſchmerzlich erbeben, dieß von dem Inſtinkt der Selbſterhaltung herrührt, die ſich augenblicklich gegen das Geſetz empört, das vernichtet, und daß, wenn wir uns gegen ein Gefühl des Schreckens nicht erwehren können, wenn ein Menſch durch irgend eine Verurtheilung entehrt wird, dieß daher rührt, daß eine Stimme in unſerem Inneren uns ſagt, daß auch wir, wenigſtens ein Mal in unſerem Leben, ſolcher Entehrung nahe geſtanden ſeyen.“

„Aber,“ wendete Einer ein, „Ausnahmen werden Sie doch ...“

„Ich nehme Niemand aus,“ unterbrach ihn Duvernet; „nein, Niemand hier, und mich ſelbſt am wenigſten,“ fügte er mit lebhafter Stimme hinzu.

Die zur Hinrichtung beſtimmte Stunde ſchlug; Duvernet ſah mit einer Art von Schauder nach der Uhr und erblaßte; man bemerkte ſeine Bewegung.

„Ich bitte Dich,“ ſagte der Oberſt, „es wird Dir doch nicht unwohl werden? Bedenke, der Verbrecher iſt ja doch ein Mörder.“

„Und wiſſen Sie denn, meine Herren, ob ich nicht ſelbſt einer bin?“ erwiderte Duvernet mit convulſiviſchem Zittern.

Dieſe Antwort gab, wie man ſich wohl denken kann, nicht, wie die bisherigen, Stoff zu Spottreden und Witzeleien; man ſah ſich mit einem, mit Schrecken vermiſchten Staunen an, das dieſe unerwartete und ſonderbare Entdeckung nothwendig hatte erwecken müſſen. In der That, wie konnte man von einem Manne eine Uebelthat vermuthen, deſſen Sitten ſo ſanft und deſſen ganze Handlungsweiſe ſo ſolid war! Der Kaufmann Duvernet war in der Handelswelt als ein Ehrenmann bekannt; er war eben ſo beſorgt, ſein Vermögen ohne Aufſehen zu vermehren, als Andere mit dem auffallendſten Hochmuthe bemüht ſind, ſich in gefährliche Spekulationen einzulaſſen; ſeine Unterſchrift wurde aller Orten reſpectirt, und war er auch der eleganten Welt nicht bekannt, ſo begnügte er ſich gern mit dem Bewußſeyn, bei ſeinen Freunden und ſeinen Committenten für einen Ehrenmann zu gelten. Duvernet galt in dem engen, damit will ich ſagen, glücklich gewählten Kreiſe ſeiner Bekannten, zwar nicht für einen vorzüglichen Kopf, aber man ſchätzte ſein vortreffliches Herz und ſeinen geſunden Verſtand; man liebte ihn, weil er in der That Liebe verdiente; man ſchätzte ſich glücklich, ihn bei ſich zu ſehen; man war ſicher, von ihm freundlich aufgenommen zu werden, und es war ein wahres Vergnügen, zu beobachten, wie herzlich er ſeine Gattin und ſein Kind liebte. Und dieſer Mann hatte ſich eines Mordes angeklagt!

„Laſſen wir um's Himmelswillen alle Geſtändniſſe,“ ſagte der Oberſt, „und ſprechen wir von etwas Anderem.“

„Nein,“ entgegnete Duvernet, „ich habe zuviel geſagt, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben; es gibt Dinge, die, wenn ſie einmal berührt ſind, auch zu Ende geführt werden müſſen, und ſo ſollen Sie denn auch die ganze Geſchichte erfahren. Sie kennen mich, und wiſſen mich zu ſchätzen; ich werde in Ihrer Achtung nichts verlieren, wenn Sie erfahren, was ich gethan habe; überdieß, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und wenn ich auch eine alte Schuld auf mir liegen habe, ſo gebe ich mir wenigſtens täglich alle Mühe, ſie wieder gut zu machen.“

„Wohlan denn!“ ſagte von Neuem der Oberſt, „da Du uns durchaus auf dieſes Feld führen willſt, ſo wollen wir Dir dahin folgen, und dieß um ſo lieber, als es ein Mittel iſt, unſern Nachtiſch zu verlängern. Sie hören es, meine Herren, eine allgemeine Beichte, fuhr er fort, indem er ſich an ſeine Gäſte wandte; wir wollen als ehrliche Leute unſer Gewiſſen fragen, und dann mag Jeder ſeine Sünden bekennen; denn

nach Duvernets Behauptung ſcheint es, daß keiner davon frei ſey. Ich bin wirklich begierig, zu erfahren, aus welcher Urſache eigentlich jeder von uns den Galgen verdient haben ſoll."

„Ich hoffe," fuhr Duvernet fort, „daß ſich aus dem Urtheile, das wir über das Vergangene fällen, eine tröſtliche Wahrheit folgern laſſen wird, nämlich die, daß wenn auch in jedem Menſchen der Keim zu einem Verbrechen liegt, er doch den Samen zu allem Guten in ſich trägt."

„Iſt Einer hier, der ſich von der Beichte losſagt?" fragte der Oberſt.

„Nein, allgemeine Beichte!" riefen Alle.

„Thut was Ihr wollt," erwiderte Duvernet, „ich fange an; ahme mir nach, wer Luſt dazu hat."

II.

„Ich ſprach von einem Morde, meine Herren, und wenn ich Ihre Gedanken recht errathe, ſo glauben Sie ohne Zweifel, es handle ſich hier nur von einem unglücklichen Zufalle, einem unfreiwilligen Verbrechen. Leider iſt dem nicht ſo. Es iſt ein wirkliches Verbrechen; es iſt, möchte ich faſt ſagen, ein überlegter Mord, deſſen ich mich jetzt vor Ihnen anklagen werde."

„Sie würden dieſes Geſtändniß nicht verlangen, und ich lege es Ihnen vollſtändig ab, obgleich es wahr iſt, daß mich nichts dazu nöthigen könnte. Ich werde keinen Umſtand dieſes ſchrecklichen Ereigniſſes verſchweigen, wohl aber werden Sie mir erlauben, die Namen meiner Mitſchuldigen nicht zu nennen. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß fünf, in der allgemeinen Achtung hochſtehende Männer, daß fünf Männer, deren Namen ſich Jedem vergegenwärtigen, und von Jedermann ausgeſprochen werden, wenn man Beiſpiele anführt, um den guten Bürger, den treuen Freund, und den würdigen Familienvater zu bezeichnen; es iſt genug, ſage ich, zu deren Strafe, daß nicht Einer dem Andern begegnen kann, ohne zu ſchaudern; daß nicht Einer dem Andern in's Augen ſehen kann, ohne daß ſich ſein Geſicht mit Schamröthe bedecke; daß ſie nicht die Lobeserhebungen, deren Gegenſtand ſie oft ſind, hören können, ohne von ihrem Gewiſſen gepeinigt zu werden, das ihnen ſagt, wie wenig ſie dieſelben verdienen; daß, wie von Zeit zu Zeit eine noch nicht ganz verharrſchte Wunde auf's Neue blutet, ſo auch ihr Herz, wenn ſie aus Anderer Munde ihr Lob preiſen hören. Es iſt mein Geheimniß, nicht das ihrige, das ich Ihnen, meinen Herren,

preisgebe. Wenn ich Ihnen auch ihre Namen nennen würde, ich würde nicht mehr und nicht weniger Nachsicht verdienen; laſſen wir ihnen die ſtummen Qualen ihres Bewußtſeyns; und wenn ich ſage, die Qualen, ſo iſt dieß kein Wort, das mir der Zufall in den Mund legt; denn ich ſelbſt habe nur zu gut erfahren, daß nach dem Unglück, ſich ſchuldig zu wiſſen, nichts peinlicher iſt, als das Gewicht der Achtung zu tragen, deren man ſich nicht wahrhaft würdig fühlt."

„Es ſind jetzt dreiundzwanzig Jahre verfloſſen. Ich befand mich in Genua; — Genua, dieſe Stadt, wo man ein freies Leben führt, wo die Launen und Leidenſchaften einen ſo freien Spielraum haben, daß man ſich Alles erlauben kann; Alles, ſelbſt ein Verbrechen, ohne ſich vor den Netzen einer Polizei hüten zu müſſen, die zwar thätig, argwöhniſch, forſchend iſt, die aber ihre Thätigkeit nur dann entwickelt, ihre tyranniſche Wachſamkeit nur dann ausübt, und ihre unverſöhnliche Macht nur dann zeigt, wenn politiſche Meinungen ſich geltend machen wollen, die im Widerſpruche mit den Grundſätzen der Regierung ſtehen. In dieſem Lande, meine Herren, hindert Sie nichts, zu thun was Sie wollen, aber Alles verbietet Ihnen zu denken; das kleinſte unbedachte Wort kann gefährlich werden; es finden ſich immer Ohren, die es aufnehmen, und ein Gedächtniß, das nie vergißt und ſeiner Zeit Rechenſchaft fordert; während die abſcheulichſten Handlungen faſt unbemerkt begangen werden, weil man ſie nicht ſehen will, und vergeſſen werden, weil man kein Intereſſe dabei hat, ſie im Gedächtniſſe zu bewahren."

„Ich mußte Ihnen dieß ſagen, um Ihnen begreiflich zu machen, mit welcher Freiheit junge, unbeſonnene, der väterlichen Gewalt entzogene Leute ihr Leben in einer Stadt genießen konnten, wo auf den Fremden Luſt und Freude aller Art, wo alle ächte und Scheingenüſſe auf ihn warten, wenn er namentlich ſie, ſey es nun nach ihrem wahren Werthe, oder nur nach dem Werthe, den ſie für ihn haben, erkaufen kann."

„Es wäre verlorene Zeit, wenn ich Ihnen ſagen wollte, welch' ein luſtiges Leben wir ſeit einem Monate, wo wir uns getroffen hatten, geführt haben; Sie können ſich ſelbſt vorſtellen, welch' einen Gebrauch ſehr junge Landsleute, die ſich zwar früher nicht kannten, die aber mit brüderlicher Freundſchaft, welche man nirgends ſtärker fühlt, als in fremdem Lande, ſich an einander anſchloßen, Sie mögen ſich ſelbſt vorſtellen, ſage ich, wie wir, unſere eigenen Herren, und gut mit Wechſeln auf die beſten Häuſer verſehen, unſere Zeit zubrachten, über die wir Niemand Rechenſchaft abzulegen hatten. Feſte folgten auf Feſte, Schwelgereien folgten auf Schwelgereien, bald Neigung zu Dieſem bald

zu Jenem, ſo ging es vierzehn Tage lang fort, und die Zeit verfloß in reißender Schnelligkeit. Ich kann die anſcheinende Geſchwindigkeit, mit welcher die Zeit dahin eilte, mit nichts Beſſerem vergleichen, als mit einer Uhr, deren Feder abgeſprungen iſt, und die nun den ganzen Kreis der Stunden raſch durchläuft, bis die ganze Kette ſich abgewunden hat.“

„Die erſten vierzehn Tage waren für uns ein wahrhaft goldenes Zeitalter, nicht weil wir viel Geld verbrauchten, ſondern weil wir einen wirklich erfreulichen Gebrauch davon machten. Ich weiß nicht, ſuchten die Freuden uns auf, oder wir ſie, ſo viel aber iſt gewiß, daß wir bei jedem Schritte ſicher waren, Vergnügungen entgegen zu gehen, ſey es unter dieſer oder jener Geſtalt. Wir hatten uns vorgenommen, ſie bis zur Sättigung zu genießen, auch wollten wir alle einen Monat dazu verwenden, um zu dieſem Zwecke zu gelangen. In der dritten Woche fühlten wir jedoch, daß die Vergnügungen anfingen, uns zu ermüden, aber da wir gewiſſermaßen einen Vertrag mit einander eingegangen hatten, unſer luſtiges Leben bis zum feſtgeſetzten Zeitpunkte heiter durchzuführen, ſo wagte Keiner, das Beiſpiel eines anſcheinenden Wortbruches zu geben; man machte es ſich zur Ehrenſache, ſeinen Widerwillen zu überwinden, und indem wir anfingen, Alles zu mißbrauchen, weil wir alle mögliche Freuden ſchon genoſſen hatten, ſo gelangten wir endlich zu der feſtgeſetzten und entſcheidenden Woche, ohne daß Einer die Schwäche, oder vielmehr die Klugheit gehabt hätte, offen zu geſtehen: „Ich habe genug.“

„Gelangweilt, erſchöpft, abgeſtumpft, hatten wir endlich mit großer Mühe die letzten Tage des Monats erreicht, der, nach dem was wir uns früher verſprochen hatten, nur zu bald vorüberzugehen drohte; aber ſtatt deſſen war Ekel eingetreten, und mit ihm Mißverſtändniß, Ungeduld und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt; endlich entſprangen aus eben dieſer Quelle Leidenſchaften und Zänkereien. Wir ſetzten einen ſolchen Stolz darein, unſere Kräfte zu erſchöpfen, daß Keiner von uns nicht einmal ſich ſelbſt das Geſtändniß ablegen wollte, man könne eben ſo gut durch den Exceß von Vergnügungen, wie durch den Exceß der Arbeit ermüdet und überwunden werden. Statt in uns ſelbſt die Urſache unſerer veränderten Stimmung zu ſuchen, klagte Jeder den Andern der übeln Laune und des Eigenſinns an; man opponirte einander, nur um etwas zu thun, und aus derſelben Urſache kamen wir auf den Einfall, wegen unſerer Mädchen eiferſüchtig auf einander zu werden; doch muß ich zu meiner Ehre geſtehen, daß dieſe Eiferſucht nicht Boden gewann; die Lächerlichkeit beſchwichtigte ſie. Indeſſen nahm die Verſtimmung mehr

und mehr zu, und es ließ ſich wohl vorausſehen, daß ſie noch heftiger ausbrechen werde. Ein unvermutheter Streit bei einer Partie Boſton war die Flamme, welche das Pulvermagazin entzündete. Verletzende Worte wurden gewechſelt, man warf den Spieltiſch um, eine Hand erhob ſich zum Schlage, eine andere hielt den Schlag auf, und erwiderte die beabſichtigte Beſchimpfung mit einer beleidigenden Gebärde, Jeder nahm für den einen oder andern Gegner Partie; von allen Seiten Unruhe, Geſchrei, Beleidigungen; die Urheber des Streites, ſeit einem Monate unzertrennliche Freunde, und nun unverſöhnliche Feinde, drangen auf augenblickliche, blutige Genugthung, wir aber legten uns mit aller Gewalt dazwiſchen, nicht um den Kampf zu verhindern, ſondern nur um die Partien abzuhalten, ihn augenblicklich abzumachen. Dieß geſchah jedoch, ich möchte faſt ſagen, aus Oeconomie; wir hatten nämlich nur zu ſehr die Erfahrung gemacht, wie langſam und ſchwerfällig ein Tag ohne feſtgeſetzten Zweck dahin ſchleiche, um gern die Gelegenheit zu verlieren, einen Theil des folgenden Tages mit dieſer Sache auszufüllen. Die Ausſicht des Duells war für uns müßige Leute keine geringe Annehmlichkeit; man verlegte daher den Zweikampf auf den folgenden Tag, und um die Zeit recht zu tödten, wurde beſchloſſen, nicht früher aufzuſtehen, als man bisher zu thun pflegte."

„Soll ich es Ihnen geſtehen, meine Herren? Die Nacht, die dieſem Duelle vorherging, war vielleicht ſeit jener Zeit, wo wir uns geſättigt und mißgeſtimmt fühlten, nicht nur für die Zeugen, ſondern auch für die Hauptperſonen des Drama's die angenehmſte."

„Von dem Augenblicke an, wo beſchloſſen war, daß ein Duell mit allen dabei gebräuchlichen Formen ſtatt finden ſolle, fühlten wir nicht mehr die ſchwüle und drückende Luft auf uns liegen, die uns in der letzten Zeit darnieder drückte; unſere Bruſt war wahrhaft erleichtert; das Gewitter war ausgebrochen, wir athmeten endlich wieder freier. Das Gefühl des Wohlſeyns, das wir von dem Augenblicke an empfanden, wo wir für den folgenden Tag etwas Beſtimmtes und Ausgemachtes beſchloſſen hatten, war der Art, daß, als wir uns von einander trennten, um uns zur Ruhe zu legen, ſelbſt diejenigen, welche ſich nur noch treffen ſollten, um ſich mit einander zu ſchlagen, eben ſo gut, wie alle anderen ſich herzlich und froh die Hand drückten. So leicht es auch möglich war, daß es einem das Leben koſten konnte, ſo dachten wir doch nur an die ſo glücklich gefundene Unterhaltung auf morgen. Man trennte ſich, um den Tod herauszufordern, ich gebe es zu, allein dieß gab ja eben dem Leben einen Reiz."

„Erlauben Sie mir, über die Umſtände des Duells kurz wegzu-

gehen, das an und für ſich nichts Merkwürdiges darbot. Den andern Morgen verließen wir nach einem reichlichen Frühſtücke unſere Schweizerpenſion, wie zu einem unſerer gewöhnlichen Ausflüge; wir erreichten die Straße Balbi, und gelangten dann an die herrliche und einſame Promenade, genannt Acqua sala, wo wir in eine der einſamen Alleen einbogen. Hier legten die beiden Gegner ihre Kleider ab, die Klingen kreuzten ſich, die Kämpfer waren beide gleich ungeſchickt, auch verfing ſich ſchon bei dem erſten Gange die Klinge des einen Degens in dem Stichblatte des anderen, ſo daß einer der Duellanten an der Hand verwundet wurde. Blut war gefloſſen, und ſo war, wie man ſagt, der Ehre genug gethan, die Beleidigung war ſomit gerächt, und die verletzte Ehre wieder hergeſtellt; aber dieß Alles hatte nur ſo kurze Zeit gedauert, daß, ohne die Schwierigkeit der Wiederverſöhnung, an der wir bei zwei Stunden arbeiten mußten, es nicht der Mühe werth geweſen wäre, ſich ſo ſehr darauf zu freuen. Endlich willigten die beiden Gegner, ziemlich unzufrieden mit ſich, und miteinander, ein, ſich zu umarmen, oder vielmehr man drückte ſie, nach vielem Hin- und Widerreden gegen einander, und ſo endigte ſich das Drama; oder, wie ich vielmehr ſagen ſollte, dieſes kleine Vorſpiel, denn das eigentliche Drama datirt ſich von dem Augenblicke der Wiederverſöhnung."

„Sie können ſich vorſtellen, ob die übrige Zeit des Tages gut angewendet wurde; dieſer Zufall, dieſer Markſtein auf dem Felde unſerer Vergnügungen war genügend, um uns unſere Heiterkeit wieder zu geben. Das Duell hatte eine ſolch' gute Wirkung auf uns hervorgebracht, daß wir am Ende dieſes dreißigſten Tages wieder in eben ſo froher und empfänglicher Stimmung waren, und uns eben ſo tüchtig und aufgelegt fühlten, wie am erſten Tage unſeres Zuſammentreffens in Genua. Wir gaben ein prächtiges Souper, was zugleich zur Feier der Verſöhnung und des Abſchieds diente, denn wir ſollten uns den folgenden Tag trennen: Dieſer, um zu ſeinen Aeltern zurückzukehren, Jener, um ſeine Reiſe in Italien fortzuſetzen, ein Dritter, weil ſeine Handelsgeſchäfte ihn nach Hauſe riefen, und die Uebrigen endlich, weil ihrer Pflichten, Beſchäftigung oder Vergnügen allenthalben warteten. Das Feſt artetete in eine ganz ausſchweifende Schwelgerei aus; nichts fehlte dabei, weder zerbrochenes Porcellan, noch Damen mit wallenden Locken, weder Punſch, der auf dem Boden floß, noch zerbrochene Perlen von Halsbändern; ich, der ich ſo manchem Sturme auf dem Meere beigewohnt hatte, der ich oft Zeuge war, wie Maſten und Segel zerriſſen und zerbrochen wurden, ich darf kühn behaupten, daß am Ende dieſes Abſchiedsmahles eine Unordnung herrſchte, wie ſie nicht leicht

ein Menſch wieder ſehen wird. Die Vernunft rief uns zu: „Es iſt genug!“ allein Keiner von uns war im Stande, auf die Stimme der Vernunft zu hören; es fehlte nur noch ein Schritt, um in jene furchtbare Raſerei zu verfallen, die zu Allem, ſelbſt zum Verbrechen führen kann; wir machten dieſen unſeligen Schritt, ohne es ſelbſt zu bemerken; und als Einer von uns, ich weiß nicht mehr welcher, den ſchrecklichen Vorſchlag machte: „Wir wollen, weil wir doch nicht wiſſen, mit was wir uns noch die Zeit vertreiben ſollen, den Henker ſpielen, und Einer von uns muß ſich aufhängen laſſen,“ ſo hatte die Trunkenheit einen ſolchen Grad bei uns erreicht, daß nur der ausſchweifendſte Gedanke oder das ſchrecklichſte Project Anklang bei uns finden konnte. Als unſer Gefährte ſeinen Vorſchlag gehörig auseinander geſetzt, und die anderen Tiſchgenoſſen ihn begriffen hatten, ſo wurde dieſes hölliſche Mittel, eine Abwechslung in unſere Vergnügungen zu bringen, mit ausſchweifender Freude angenommen.“

„Ehe ich jedoch in meiner Erzählung fortfahre, ſey es mir vergönnt, Ihnen, meine Herrn, zu ſagen, daß wir im Ganzen gute und ehrenwerthe junge Leute waren, daß, hätte man unſere Ehre auf die Probe geſetzt, ſie auch der berauſchendſten Verſuchung nicht unterlegen wäre; daß wir geboren waren, um das Gute und Schöne zu fühlen und zu ſchätzen, daß wir die Fähigkeit zu großmüthigen Opfern, wie ſie junge Leute von zwanzig Jahren bereitwillig darbringen, lebhaft in uns fühlten; es ſey mir ferner vergönnt, zu bemerken, daß wir uns bewußt waren, Namen zu führen, die geachtet waren, und daß Jeder von uns ſeine Mutter liebte. Und dennoch trat Keiner vor dem Gedanken an ein Verbrechen zurück, und ein Verbrechen war es allerdings, was man uns vorgeſchlagen hatte. Ich weiß nicht, ob die bei unſerem Gelage anweſenden Frauenzimmer es auch, wie wir, ernſthaft nahmen, aber ſie verſchwanden wie durch Zauberei.“

„Diejenigen, welche mit Enthuſiasmus einen ſolchen Vorſchlag angenommen hatten, wollten ihn auch eiligſt vollführen; ſolch' eine That mußte ja dem Feſte die Krone aufſetzen! In weniger Zeit, als ich hier zum Erzählen brauche, hatte Jeder ſeinen Namen auf einen Zettel geſchrieben; man legte die ſechs Zettel in einen Hut, und unter ſchallendem Gelächter ſtritt man ſich um die Ehre, nach den Zetteln zu greifen, um zu erfahren, wer den Henker machen, und wer gehängt werden ſollte.“

„Der Henker, meine Herren ſitzt hier vor Ihnen; das Opfer war ein Jüngling von achtzehn Jahren: ſein Geſicht ſpiegelte ſeine Seele, ich ſah nie wieder ein ſo ſanftes Geſicht; er war die Hoffnung, der Stolz ſeiner Familie; weinend hatte er bei der Abreiſe ſeine Mutter umarmt,

auch war ein junges Mädchen in ſeiner Vaterſtadt, das auf ſeine Wiederkehr harrte. Armer Heinrich!"

Hier erloſch Duvernet die Stimme, und einige Sekunden lang konnte er kein Wort mehr hervorbringen; der Oberſt und ſeine Gäſte ehrten, von Beſtürzung ergriffen, ſein Stillſchweigen.

„Wenn mir in einem Augenblicke der Gemüthsbewegung, fuhr er fort, und zwar einer, gewiß ſehr verzeihlichen Gemüthsbewegung, der Name des jungen Menſchen entfahren iſt, ſo wiederholen Sie ihn nicht, meine Herren, wenn Sie zu mir kommen; denn es iſt da Jemand... eine Frau... meine Frau — kurz, ich will es Ihnen nur geſtehen, ſie kann den Namen Heinrich nicht nennen hören, ohne daß ihr die Thränen in die Augen treten; denn ſie hat ihn gekannt, und es hat lange gebraucht, ehe ſie ſich ſagen konnte: „Es bleibt mir nichts mehr von ihm, als eine ſüße und ſchmerzliche Erinnerung; ſo muß ich denn die Hand eines Andern annehmen."

„Sie ſehen, meine Herren, zu welchen Geſtändniſſen mich dieſe Erzählung führt; möge ſie unter uns bleiben, möge man nirgends, ich bitte Sie ſehr, erfahren, daß meine Frau in ihrem Herzen eine unglückliche Liebe bewahrt, auf die ich nicht eiferſüchtig ſeyn darf; und möge die arme Frau ebenfalls nie erfahren, daß ich, um ſie zu heirathen, um ihr mein Vermögen und meinen Namen für das Glück anzubieten, deſſen ich ſie beraubt habe, mich von anderen Banden losgemacht habe, die mir heilig und theuer waren.. Doch kommen wir wieder auf die beklagenswerthe Geſchichte zurück."

„Woher kömmt es, daß nicht ein Gefühl von Schrecken, eine innere Stimme uns von dem Verbrechen zurückhielt? Vielleicht hat einer von uns dieſes Gefühl eines geheimen Schauders gehabt, vielleicht hat dieſe innere Stimme zu ihm geſprochen, und falſche Schaam hielt ihn ab, dieſem Rufe zu folgen."

„Die Hinrichtung fand ſtatt! — Erlaſſen Sie mir die Details: ſelbſt die Stärke meiner Gewiſſensbiſſe wäre nicht mächtig genug, mich bis an's Ende dieſer Geſchichte aufrecht zu erhalten!... Ach! ich vergaß den Freund, den wir zu opfern im Begriffe ſtanden, ohne uns Rechenſchaft von dem Morde zu geben, den wir vollbringen wollten. Dieſer unglückliche Heinrich, der heiter dem Tode entgegentrat, und uns, ſelbſt durch gräßliche Späße, welche ihm die Trunkenheit eingab, aufmunterte, ſtellte ſich vor einen Tiſch, und ſechs Kelche Champagner vor ſich hin; er ſtürzte ſie raſch hinunter, und während man ſie ihm von Neuem füllte, ſchrieb er an ſeine Mutter, und bat ſie um Vergebung, wegen ſeines ſogenannten Selbſtmordes. Als er ſeinen Abſchiedsbrief

beendigt hatte, da ergriffen ich und diejenigen ihn, die ſich meine Gehilfen nannten, wie einen Verbrecher, und die Schreckensthat wurde unter einem Regen von Wein und Liqueur und unter ſchallendem Gelächter vollbracht. Heinrich ſtreckte ſeine Hand noch einmal gegen uns aus, als wolle er noch einen Kelch Champagner verlangen; aber als er ihm gereicht wurde, ließen ſeine Finger nach, und das Glas fiel zerſchmettert auf den Boden, auf den wir gleichfalls, erſchöpft von dem Uebermaße der Luſt, hinfielen."

„Wir haben geſchlafen, meine Herren, geſchlafen die ganze Nacht, als wenn wir ein ruhiges Gewiſſen gehabt hätten, als hätten wir nichts gethan, als einen Freudentag mehr durchlebt. Unſere Strafe ſollte erſt mit dem Augenblicke des Erwachens beginnen; aber ſeit dieſem Augenblicke hat ſie mich auch fortwährend verfolgt."

„Sie ſehen uns den Tag nach einem ſolchen Gelage, nach einem erquickenden Schlummer, der keine Spur von dem Geſchehenen in unſerem Gedächtniſſe zurückgelaſſen hat, erwachen. Wir öffneten die Augen, ſahen nach dem Himmel, und lächelten die aufgehende Sonne an. Anfangs gaben wir uns von nichts Rechenſchaft, wir fühlten uns nur ein wenig ermüdet, die gewöhnliche Folge einer durchſchwärmten Nacht; nach und nach erwachte aber die Erinnerung; wir betrachteten uns, wir zählten uns: — Einer fehlte! — was iſt aus ihm geworden? — Er iſt hier! — Hier! — Und unſere Augen ſtarrten entſetzt auf Heinrichs Leiche."

„Keine Sprache beſchreibt das Entſetzen, das bei dieſem Anblicke uns erfaßte. Wenn Gott eines Tages unſere Verzweiflung uns nicht anrechnet, ſo geſchieht es, weil das Verbrechen, wegen deſſen wir ſchon ſo lange Zeit büßen, kein Erbarmen verdient. Heinrichs Brief an ſeine Mutter ſchützte uns zwar vor den Nachforſchungen der Policei, aber wenn wir auch nicht durch Andere verurtheilt werden konnten, ſo konnten wir doch dem ſtrengen Urtheile nicht entgehen, das unſer eigenes Bewußtſeyn gegen uns fällte."

„Sobald es der Wohlſtand erlaubte, trennten wir uns. Es war Zeit, daß dieſe Trennung ſtatt fand, denn Keiner von uns konnte die Gegenwart ſeiner Mitſchuldigen ohne Schrecken mehr ertragen. Ich war der Schuldigſte, ich nahm es daher auf mich, Heinrichs Aeltern die Trauerbotſchaft zu überbringen, und nahm als eine gerechte Strafe den Schmerz an, ihre Thränen zu ſammeln, und ihre Seufzer zu zählen. Damals auch erfuhr ich, daß außer ihnen noch Jemand ſey, deſſen Hoffnung ich zertrümmert hatte, und den ich für mein Verbrechen zu entſchädigen hätte. Dieſer Jemand, meine

Herren, iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, meine Frau. Und jetzt, da Sie meine ganze Geſchichte kennen, bitte ich Sie, daß, wenn man in Ihrer Gegenwart ſagt, ich hätte Anſpruch auf eine reiche Frau machen können, und habe nun eine thörichte Liebesheirath eingegangen, indem ich ein junges Mädchen ohne Vermögen nahm, ſo bitte ich Sie, mich dann vor denen, die ſo ſprechen, nicht zu vertheidigen, ſondern mich nur zu bedauern; denn können wir wiſſen, ob Gott mir es anrechnen wird, was ich ſeither gelitten, was ich geopfert, was ich ſeit dreiundzwanzig Jahren gethan habe, um meine Schuld zu tilgen?“

Einweihung der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain.

Von

Jules Janin.

Paris iſt um einen neuen Glanzpunkt reicher geworden; daſſelbe Jahr, das ihm den Obelisken von Luxor und den Triumphbogen de l'Etoile gebracht hat, bringt ihm auch eine Eiſenbahn! Was ſage ich, eine Eiſenbahn? Mit den friedlichen Waffen der Induſtrie hat Paris ſo eben den Wald von Saint-Germain erobert. Dieſe alten Bäume, dieſes berühmte Schloß, dieſe Terraſſe, von der aus der Pariſer in ſtolzer Freude alle Königreiche der Erde überſchauen zu können glaubte, befinden ſich jetzt unmittelbar vor den Thoren von Paris. Nach Saint-Germain gehen, hieß geſtern noch, eine Reiſe unternehmen; heute heißt es nicht mehr als: aus ſeinem Hauſe treten. Wir haben ſo eben eine ganze Welt erobert, und der Pariſer kann begeiſtert ausrufen: **Novus mihi nascitur ordo.**

Vor kaum zwei Stunden ſahen wir uns auf dem ſchönen, dieſes ganze Quartier beherrſchenden Platze de l'Europe zurückgehalten. Schon haben ſich von dem Getöſe der Bewegung, dem innern und äußern Leben angezogen, welches dieſe neue Bahn über die ganze Umgegend verbreitet, reizende Gebäude in bewunderungswürdiger Ordnung und großer Anzahl gruppirt. Mit gieriger Aufmerkſamkeit folgte unſer Blick der leichten Eiſenfurche, wie ſie unaufhaltſam bis zu dem Hügel von Saint-Germain mit ſeinen weißen Häuſern und von dem glänzend grünen Kranze in gerader Richtung ausläuft. Tief durch bebautes und unbebautes Land ſich hinziehend, bietet die Furche einen herrlichen Anblick. Plötzlich verkündete man uns, der Herzog von Orleans ſey an-

gelangt, und wir werden ſogleich in Saint-Germain ſeyn, und doch waren wir noch nicht einmal abgereist.

Der Herzog von Orleans war nicht allein gekommen. Die Königin, glücklich, mit einem Beiſpiele vorangehen zu können, wollte zuerſt die Fahrt auf der Eiſenbahn verſuchen. Mit der Königin kamen die Frau Herzogin von Orleans, die jungen Prinzeſſinnen, der Herzog von Aumale, der Herzog von Montpenſier, der Herr Graf von Flahaut, die dienſtthuenden Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere, der Herr Handels-Miniſter, der Präfect der Seine, der Polizeipräfect, der Herr Graf von Medem von der ruſſiſchen Geſandſchaft, der Deputirte Jacques Lefebvre, Herr Gauthier, Pair von Frankreich, und einige Glückliche aus dem Volke. Nichts mangelte an der Feier des Tages, und der Erfolg der Eiſenbahn war bereits geſichert. Welche von den ſchüchternſten unſerer jungen Damen wird es noch wagen, Furcht zu äußern, ſoll ſie eine Fahrt unternehmen, welche bereits von der Herzogin von Orleans und der Königin verſucht worden iſt? Das heißt wahrlich auf muthige Weiſe ein gutes Beiſpiel geben. Dieſen hohen Vorbildern hat man es zu danken, daß alle ſchöne Damen von Paris, ſie mögen noch ſo ſchüchtern und furchtſam ſeyn, ehe acht Tage vergehen, die lange Reiſe von wenigen Minuten unternehmen werden, die ſie ſonſt kaum im nächſten Sommer gewagt haben möchten.

Zum Empfange der erhabenen Reiſenden hatten ſich die Herren Baron von Rothſchild und von Eichthal, Samſon Davilliers und Thurneyßen als Adminiſtratoren; Herr Emil Pereyra als Director; und die Eiſenbahn-Ingenieurs Lanné und Clapeyron in einem großen, mit eleganten Malereien bedeckten Saale verſammelt. Wände und Plafond waren ſo hübſch ausgeſtattet, daß man ſich in das Foyer der großen Oper verſetzt glaubte. Herr Feuchères hat dieſe Mauern mit den ſeltſamſten Bildern verziert. Dieſer ſchöne Saal, dieſe weiten Gallerien, die ihn umgeben, der reiche Plafond und die zierlichen Wände ſind indeſſen nur proviſoriſch. Jetzt, da die Eiſenbahn kein Problem mehr iſt, hofft man, es werde ihr eine Verlängerung von einigen Schritten in das Innere der Stadt, etwa bis zur Madeleine, zugeſtanden werden, und das wäre nicht mehr als recht und billig. Was ſoll es nützen, daß man ein Meiſterwerk, auf das wir ſtolz ſeyn dürfen, auf entlegenen Höhen verbirgt? Warum ſollen wir genöthigt ſeyn, die Eiſenbahn erſt aufzuſuchen, während ſie ſo gern zu uns kommen möchte? Doch vor dem Ablaufe von ſechs Monaten wird man ihr von Seiten der Stadt alle Ehre erzeigen; wie einem friedlichen Eroberer, werden wir ihr ſagen: „Seyd uns willkommen, Herr!“

Um halb drei Uhr bestiegen die Königin, die Frau Herzogin von Orleans, die jungen Prinzen und Prinzessinnen einen von den ungeheuern, reich verzierten Wagen, welche ganz allein auf der Eisenbahn hinzufahren scheinen, von der sie befördert werden; die Herzoge von Orleans und Aumale nahmen ihre Plätze in freier Luft auf einer Banquette der Imperiale, neben Herrn Clapeyron; mehr als hundert und fünfzig Personen besetzten geschlossene und offene Berlinen, Diligencen, Wagen u. s. w. Alle diese Wagen sind durch ein eisernes Band zusammengehalten; es kann aber nicht der leichteste Stoß vorkommen, mögen sie sich vorwärts oder rückwärts bewegen, mögen sie laufen oder anhalten.

Das Material der Administration besteht bis jetzt aus 105 Wagen, welche 4070 Plätze fassen. An einem schönen Sonntage kann ganz Paris auf diese Weise unter dem kühlenden Schatten des Waldes von Saint-Germain über grüne Gründe fortgeschafft werden.

Sobald Alle Platz genommen haben, holt man den Befehl der Königin ein; die Trompeten geben das Zeichen — man ist abgefahren. Hört ihr, wie er sich ungeduldig geberdet, gleich einem Pferde, und „Vorwärts“ ruft; wie er schnaubt und weithin tost dieser Renner von Feuer und Rauch! Welch' edles, unerschrockenes, unaufhaltsames Roß; wie behende, wie ohne seines Gleichen, und stets an der Arbeit; nie fürchtet es den Weg; der Weg, den es in stets gleichem Schritte durchläuft, hat vielmehr Furcht vor ihm.

Nichts bringt einen gewaltigeren Eindruck auf unsere Sinne hervor, als diese unwiderstehliche und doch folgsame Kraft, die uns schneller fortschafft, als führen wir auf den Winden dahin. Bei ihrem ersten Schritte vernimmt man einen Freudenschrei; aber bald wird sie ruhig; kaum vermag das Auge dem fliegend vorüberziehenden Rauche zu folgen. Wohin wollt Ihr? Fraget das die materielle Seele der sichtbaren Welt, die euch fortzieht. Kaum sieht man, wie man abfährt; kaum fühlt man die Bewegung, von der man auf allen Seiten umgeben ist; man fährt nicht, man gleitet; man reist nicht ab, man kommt an; der Wind weht uns in's Gesicht und kühlt die Glut im Kopfe; das Herz schlägt sanfter in der erweiterten Brust, und unwillkührlich erinnert man sich des Verses von Horaz: **Album mutor in alitem.** Was sagen die Leute? Diese Eisenbahn sey ein bedeutendes Unternehmen? Sie bringe Glück? Sie verlängere das Leben? Sie verdreifache auf sichere Weise das große, wichtige Kapital, welches man Zeit nennt? Sie sey geschaffen, aus Frankreich einen weiten Garten zu machen, dessen Hauptpunkt und Blüten sich überall und nirgends befinden? Man verleumdet die Eisenbahn; es ist etwas

Beſſeres, als ein Kapital; etwas Beſſeres, als Glück; viel beſſer als Alles, was man ſagen kann; es iſt eine unbekannte Luſt, eine Aufregung ohne Gleichen; es iſt das größte Vergnügen dieſer Welt. Zeit gewinnen! Wer ſagt das? Oh! wie ſchön ſind im Gegentheil die Stunden, die wir in freier Luft, auf der Eiſenbahn fortgetragen, verloren haben!

Sonſt, das heißt geſtern noch, war der Weg nach Saint-Germain, wie die Leute ſagten, ſehr ſchön. Ueberall lachende Landſchaften, friſche Thälchen, pittoreske Hügel, murmelnde Bäche, Bäume, Blumen, und alte Thürme über den grünen Gründen; wohl, aber man mußte zu den Ebenen hinab, und die Berge hinanſteigen, und über die Bäche ſetzen; Sonne und Staub blieben die ſteten Reiſegefährten; und war man endlich am Ziele der Reiſe angelangt, hatte man ſich unter einem alten Baume der Terraſſe unfern vom Schloſſe geſetzt, in welchem Ludwig XIV. das Licht der Welt erblickte, ſo fühlte man ſich ermüdet, und plötzlich, ohne daß man nach Luſt und Liebe in dem Gehölze umherſchweifen konnte, mußte man an den Aufbruch denken, um zu rechter Zeit die Stadt zu erreichen. Die Nacht ſenkte ihr Dunkel über das Land, und man mußte ſich ſagen: Wie iſt dieſer Weg doch ſo lang! Wie iſt es doch ſo dunkel! Ich meines Theils zog es vor, mitten durch die Pferde und Equipagen im Wäldchen von Boulogne zu Fuß im Staube ſpazieren zu gehen.

Jetzt, jetzt muß man von Saint-Germain und dem ſchönen Wege dahin ſprechen. Wie ein munterer Feſtzug laufen die Schatten vor Euch her. Jedes Thal iſt ausgefüllt, jeder Berg geebnet. Das Thal hat für Euch nur noch die beiden Arme, die es mit mütterlicher Zärtlichkeit nach Euch ausſtreckt; der Berg öffnet ſich von ſelbſt, um Euch freien Raum zur Durchfahrt zu laſſen; leiſtet die Erde auch Widerſtand, ſo fährt doch der Dampf, der Euch fortſchleppt, wie ſehr ſie auch ſtaunen und murren mag, mit Blitzes-Schnelligkeit darüber hin; trockenen Fußes gelangt Ihr über den Fluß; die hohe Thurmſpitze erreicht Ihr mit der Hand; Alles lacht, Alles ruft Euch an, Alles iſt Euch hold; unter Euern Füßen zertretet Ihr den Staub, und die Sonne fordert Ihr zum Wettlaufe heraus, und kaum ſeyd Ihr abgefahren, ſo ſeht Ihr Euch auf den grünen Raſen gelagert, und ruft aus: „Wie, ſchon hier?“

Der ſchöne Wald von Saint-Germain gehört jetzt in der That Euch; Ihr ſeyd jetzt ſein unumſchränkter Beherrſcher. Ihr könnt den ganzen Tag benützen, um ihn nach allen Richtungen zu durchlaufen. Fürchtet nichts, Ihr kommt immer noch frühe genug zu Eurer Wohnung zurück. Lauft den ganzen Tag, ſchlaft wenn Ihr ſchlafen wollt, ſucht den Schatten oder die Sonne, macht Verſe, wenn es Euch beliebt, fürchtet nichts; iſt die Nacht eingebrochen, und Ihr denkt an die Heimkehr, ſo

ſeyd Ihr auch mit Wohlgerüchen angefüllt, heiter, zufrieden, ruhig, glücklich im Gemüthe, in wenigen Augenblicken in Euerm Hauſe.

Es gibt ein Feenmährchen, bei dem von einem Zauberteppiche die Rede iſt. Setzt man ſich auf den Teppich, ſo darf man ſich nur den Ort denken, wo man zu ſeyn wünſcht, und man iſt ſchon da. Liegt in dieſem Mährchen nicht die offenbare Weiſſagung der Eiſenbahnen?

Ich will nicht wie ein Geſchäftsmann, nicht wie ein Statiſtiker von der Eiſenbahn nach Saint-Germain ſprechen. Beim Vulkan, nichts wäre leichter. An meiner Stelle würde der Eine oder Andere ſagen: „Treten Sie näher! Hier ſehen Sie einen Weg von 18430 Metres. Die Bahn hat 1 Metre 50 Centimetres Breite; die Zwiſchenbahn 1 Metre 80 Centimetres; die Ränder außerhalb der Bahnen haben 1 Metre 4 Centimetres Breite.“ Das geht gut. Das Souterrain des Batignolles iſt in zwei Gallerien abgetheilt; jede von dieſen Gallerien hat zwei 7 Metres 40 Centimetres breite Bahnen; die Höhe beträgt nicht weniger als 6 Metres, und die Länge 400 Metres. Welche Fortſchritte haben wir bereits gemacht, wenn wir all' dieſe ſchönen Dinge wiſſen! Und was werden Sie erſt ſagen, wenn dieſer Statiſtiker beifügt, daß die Eiſenbahn über achtzehn Brücken, wovon drei über die Seine gehen, geführt iſt? Gehören Sie nicht zu den Wohlunterrichteten, wenn er Ihnen erklärt, daß die Bahn von Saint-Germain nach Paris ein 300 Millionſtel mehr Steigung hat, als umgekehrt? Und wenn er vollends auseinanderſetzt, daß bei dem Eingang in die Stadt der Halbmeſſer der Bogen um 900 Metres vermindert iſt, werden Sie da nicht zufällig das Zeichen des Kreuzes machen? Doch halt, es ſoll nichts verborgen bleiben; bücken Sie ſich und wägen Sie nur einmal dieſe Schienen. Nicht wahr, Sie finden ſie ſehr ſchwer? Das will ich glauben; ſie ſind vierzehn und ein halb Kilogrammes ſchwerer, als die Schienen bei der Bahn von Saint-Etienne, und fünfzehn Kilogrammes ſchwerer, als die erſten Schienen der Liverpooler Bahn.

Sind Sie mit dieſer Belehrung immer noch nicht zufrieden, ſo wird Ihnen mein Mann auch die Geſchichte der Eiſenbahnen ab ovo geben. Zuerſt wird er beweiſen, daß die Straßen der Römer, die Wege aller Art, nur elende Gelegenheiten für Reiſende geboten haben. Die Fahrt auf der Rhone oder dem Rhein, verſteht ſich ſtromabwärts, wird er kaum als geeigneten Weg gelten laſſen. Unſer Gelehrter wird von einer Eiſenbahn erzählen, die man in Holz unternommen hat. Herr Beaumont von Newcaſtle richtete eine ſolche Bahn zum Kohlentransport ein, aber ohne Erfolg. Die zweite Bahn wurde von Holz angelegt, das

man mit Eiſen beſchlagen ließ, und ſo weiter; und endlich erſt brachte man geſchmiedetes Eiſen zur Anwendung.

Zwei Flaſchenzüge, oder ein elendes Rößlein, nahmen damals die Stelle des Dampfes ein. Als man ſich zuerſt des Dampfes bediente, ging der Dampf nicht vorwärts, ſondern er zog den Wagen gegen ſich an. Noch hatte man ihm nicht zugerufen: Marſch! Marſch! Aber im Jahre 1810 wurde das Zeichen gegeben. England, das den Dampf zwar nicht erfunden, aber zuerſt benützt hat, zog bereits wie eine große, weiſe Majeſtät auf ſeinen Eiſenbahnen einher, als wir den Dampfkeſſel erſt bei Maſchinen, und die Raitways höchſtens bei ruſſiſchen Bergen anwandten. So hatten Liverpool und Mancheſter, Carliſle, Newcaſtle, die Grafſchaft Glamorgan, Cardiff und Meſtyr-Tydwill, Cromford und High-Peak, Birmingham und Briſtol, Leeds und Selby, Canderbury und Whiſtable, Schottland und Irland ihre Eiſenbahnen aus Eiſen. Bei dieſer Gelegenheit wird unſer Mann nicht ermangeln, von der Eiſenbahn von London nach Greenwich zu ſprechen, deren Fahrweg auf 1000 Bogen von 22 Fuß über der Erde erbaut iſt, und 11 Millionen gekoſtet hat. Die Locomotive ſind eben ſo vielen Revolutionen unterlegen, als die Eiſenbahnen. Anfangs waren es dämpfige Mähren, kaum tauglich, die Coucous von Saint-Germain zu führen; bald ſchwangen ſie ſich zu der Würde eines Fiacre-Pferdes empor; dann verrichteten ſie den Dienſt eines guten normanniſchen Pferdes; jetzt fordern ſie die engliſchen Pferde des Lord Seymour zum Wettlaufe heraus, und geben ihnen eine Stunde bei ſechzig Minuten vor — das heiße ich erſt gehen. Soll ich Ihnen auch ſagen, wie man die Verbeſſerung dieſer Maſchinen bewerkſtelligt hat? Nichts leichter. Man hat ſie auf ſechs Räder geſtellt, die Cylinder innen angebracht, die Feuerbehälter vergrößert; das Pferd frißt deshalb etwas mehr Haber. Das ging Alles ſo klar und einfach zu, wie bei der Schnalle und der Kinnkette von Cherubins Pferd. Unſer Statiſtiker zählt Ihnen bei dieſer Gelegenheit auch an den Fingern her, daß England, ein Jahr in das andere gerechnet, auf ſeinen Eiſenbahnen 10 Millionen Reiſende, 300,000 Stück Hornvieh, nebſt 1,700,000 Schafe und Schweine transportire; dabei kann er ſich eines mitleidigen Lächelns über die Eiſenbahn von Saint-Germain nicht erwehren.

Nein, verachtet nur unſere Eiſenbahn nicht. Ich liebe ſie gerade, weil ſie nicht, wie ein amerikaniſches Frachtſchiff, mit Waaren-Tonnen belaſtet wird; weil ſie weder eine halbe Million Hornvieh, noch eine halbe Million Schweine fortzuſchaffen haben wird; weil ſie weit weniger für den Waarentransport, als für die ſüßen Freuden der Stadt erbaut

worden; weil ſie viel mehr junge Liebesleute, als fünfzigjährige Speculanten zu tragen hat; weil ſie Paris Genüſſe und nicht Gewinn bringen ſoll; weil ſie in die Felder und nicht in Baumwollenſtrumpf-Fabriken führt; weil ſie fröhlich, freundlich, geſchmückt und von Luſt belebt iſt. Ich liebe dieſe Bahn, weil ſie auf das Land führt, Schatten, Blumen, Waſſer, Früchte, warme Milch, friſche Eier, Kuchen von Nanterre, Wald, Lieder, Himmel und Frühling bringt.

Jetzt nimmt unſer Gelehrter ſein Thema wieder auf. Hätten Sie die Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter geſehen, wo ein Tunnel Liverpool auf eine Strecke von einer und einer Viertelmeile in einer Tiefe von 123 Fuß unter dem Boden durchſchneidet. Das iſt eine Gallerie! Zweiundzwanzig Fuß Breite und ſechzehn Fuß Höhe. Und was ſagen Sie vollends zu den Eiſenbahnen in den Vereinigten Staaten? da hat man den Boden nicht eingehandelt; frei und ungehindert durchkreiſen ſie das Land, ohne auf ihrem Wege Parke, Gitter, Mauern, Häuſer oder Schlöſſer umſtürzen und einreißen zu müſſen. Sie durchziehen Amerika nach allen Richtungen, und durchkreiſen den großen Körper, wie das Blut die Adern der Menſchen; zwiſchen Boſton und Providence legt man ſiebenzehn Lieues in zwei Stunden zurück; in fünf und einer halben Stunde gelangt man von New-York nach Philadelphia, welche Städte vierunddreißig Lieues von einander entfernt liegen. Und erfahren Sie, daß man eine Bahn von Philadelphia nach Washington und noch viele andere angelegt hat, deren unermeßlichem Fluge eines Adlers Auge kaum zu folgen vermöchte, was werden Sie da denken? Mitleidig ſeufzend müßten Sie mir zugeſtehen, dort finde man erſt die wahren Eiſenbahnen.

So ſprechen die Gelehrten; wir Nichtgelehrten aber ſind bei weitem nicht ſo ehrgeizig und unbeſcheiden. Unſere Eiſenbahn von Saint-Germain iſt nur vier und eine halbe Lieue lang; aber vier Lieues liegen im ſchönſten Lande der Erde. Sein längſtes Souterrain beträgt nicht über zweihundert vierundſechzig Metres, aber wie ſchön, wie leicht iſt dieſes Gewölbe. Sie zählt allerdings nicht über achtzehn Brücken, aber unter dreien fließt ein durchſichtiges Waſſer ſanft hin; eine von den Brücken ſoll ſogar ein Meiſterwerk ſeyn. Gott ſey es gedankt, noch ſind wir weder Engländer, noch Amerikaner. Noch ſind wir nicht durch und durch Geſchäftsleute und nichts Anderes. Fehlt es uns einerſeits nicht an Kaufleuten, ſo hat uns Gottes Gnade andererſeits auch mit Künſtlern, Dichtern, Muſikern, jungen Leuten, Verliebten und Müßiggängern geſegnet. In Amerika ſollen die Eiſenbahnen Sonntags feiern; unſere Bahn nach Saint-Germain iſt gerade für den Sonntag geſchaffen.

Der Sonntag wird der anmuthigſte, regſamſte, behendeſte Automedon der Eiſenbahn ſeyn.

Wir lieben unſere Eiſenbahn, weil ſie für den Tag der Ruhe gebaut iſt, während die Eueren (ich ſpreche zu den Amerikanern) im Gegentheil alle Tage in Thätigkeit ſind, nur an den Feiertagen nicht. Begebt Ihr Euch auf die Reiſe, ſo zieht Ihr Euere alten Kleider an und ſetzt Euere alten Hüte auf, nehmt von Weib und Kind Abſchied, und lauft nicht ſelten einem Bankerotte nach. Fahren wir auf der Eiſenbahn, ſo legen wir unſere beſten Kleider an und ſagen zu Weib und Kind: „Kommt, theilt unſere Luſt.“

Darin liegt der weſentlichſte Unterſchied. Eine Eiſenbahn, bei der man nicht nach Waaren und Ballen, ſondern nach glücklichen Menſchen zählt, iſt ſchon etwas ganz Seltenes. Bei dem unermeßlichen Zulauf Neugieriger aller Art, welche bereits alle Zugänge von Saint-Germain beſetzen, ſuche man keine andere Beweggründe; erblickten ſie zwiſchen den beiden Schienen nur vorüberziehende Geldſtücke und Waaren, ſie würden ſich ſicher nicht ſo eifrig zur Begrüßung herbeidrängen. Selten klatſcht der Menſch in die Hände, wenn ihm Geld geſpendet wird, aber aus voller Bruſt begrüßt er die allgemeine Luſt; und dieſe Luſt iſt der ganzen Welt Luſt; dieſe Waaren aber und dieſe Thaler, die man vorüberführt, ſind nur Waaren und Thaler eines Einzelnen. Dieſe Bemerkung hat ſich mir bei der erſten Eiſenbahn aufgedrungen, welche man in Frankreich angelegt, bei der Eiſenbahn von Saint-Etienne. Als man zu dieſer Unternehmung ſchritt, dachte man nur an die Steinkohlen, welche die Bahn transportiren ſollte. Mit ängſtlicher Sorgfalt hatte man die Maſſe Kohlen berechnet, welche das Steinkohlen-Baſſin faßte, aber nicht einen Moment dachte man an die Menſchen, die unter der Sonne leben. Dort in jenen Bergen nahm man in Allem nur auf die Waaren, und nirgends auf den Menſchen Rückſicht; der Menſch kam erſt nach der Waare, und zwar nur wenn dieſe es erlauben wollte. Zuerſt die Steinkohle und dann die Reiſenden, und dieſes machte ſich dergeſtalt fühlbar, daß ein beſonderer Muth erforderlich war, um wie ein gemeiner Bettler in Concurrenz mit der Steinkohle auf einer Bahn zu reiſen, welche der Steinkohle als Eigenthum zugehörte. Wie am erſten Tage der Einweihung iſt es noch heute; ſie hat ihr düſteres, trauriges, commercielles Gepräge noch nicht verloren, weil ſich bei ihr Charakter und Miſſion einzig und allein nach den Beſtimmungen des Köhlers, des Eiſenſchmelzers, des Hammerwerkmeiſters, des Maſchinenmeiſters und des Bergmanns richten.

Es ſtellt ſich gar zu klar heraus, daß die Steinkohlen, das Eiſen

und die Ballen einzig und allein das Regiment bei dieſer Eiſenbahn führen. — Der Reiſende fährt ſchweigend hin. Da vernimmt man keiner Stimme Klang, kein Zeichen hervorbrechender Heiterkeit; man ziſchelt ſich im Gegentheile in das Ohr, man verhält ſich ſtumm, und macht ſich klein, um der Steinkohle mehr Raum zu laſſen. Der Menſch fühlt ſich auf einer ſolchen Bahn erniedrigt, und wahrlich, er paſſirt nur als Contrebande.

Nie wird ein ſolches Verhältniß bei der Eiſenbahn von Paris nach Saint-Germain eintreten. Hier gehört die Bahn den Reiſenden, und überdieß noch den jüngſten, geſchäftsloſeſten, glücklichſten. Vor Allem Raum für den Menſchen, Raum für die jungen Leute, Raum für die Mädchen, Raum für die Vergnügungen — Geſchäfte und Ballen kommen morgen.

Dieſe Gedanken durchkreuzten ſich in meinem Kopfe, ohne daß ich ſie entwirren konnte; denn hätte ich nur die Hälfte von dem klar gedacht, was ich hier ausgeſprochen, ſo müßte ich Zeit gehabt haben, den Weg zwanzigmal zurückzulegen. Es widerfährt Einem wohl, daß man ſich ſehr raſch fortbewegt, und den Gedanken in drei Theile zerſchneidet. Der erſte Theil marſchirt vor dem Poſtillon und läßt ſeine Peitſche klatſchen; ein zweiter Theil folgt uns, und ſingt dabei leiſe, wie ein ſchlecht gezogener Jägersmann aus gutem Hauſe; der dritte endlich plaudert ganz vertraut mit uns, während wir bereits halb eingeſchlafen ſind, und uns nicht einmal die Mühe nehmen, ihm zu antworten. Nirgends fühlt man mehr das wunderbare „Ueberall und nirgends“ eines Menſchen, der in vollem Galopp mit vier Pferden fährt; und genau genommen, ſind es nicht vier Pferde, die uns fortziehen, ſondern fünfzig muthige Renner. Plötzlich zieht eine mit Rauch gemiſchte Wolke über unſern Häuptern hin — nein, das iſt keine Wolke, ſondern 264 Metres eines herrlichen Gewölbes glitten über unſern Häuptern weg; vom Ausgange aus dieſem Gewölbe fährt man durch einen ausgemauerten Graben, bis zu der eingefaßten Waſſerleitung. Wie ſoll ich alle die Dinge aufzählen, an denen wir vorüberfliegen? Was ſoll ich ſagen von den Brücken über die Seine; von dieſen fünf Brücken, welche ſelbſt wieder andere, minder hohe beherrſchen, von dieſen Graben, die man bis auf ſechs Metres in die Erde gehöhlt hat, von dieſen Ausfüllungen auf eine Höhe von zwanzig Metres, uud von all' dieſen übrigen Rieſenwerken, die man in dem ſo kleinen Raume zuſammengedrängt erblickt. Schon ſind wir bei Asnières; gegrüßt ſey der Triumphbogen, dieſes Monument für unſere Siege und unſere großen Männer, das höher und ſtolzer in die Lüfte ragt, als die Berge umher. Die Thurm-

ſpitzen von Saint-Denis verlieren ſich in den Wolken. In lichter Ferne erglänzen in ſanfter Klarheit die königlichen Inſeln von Neuilly; dort, jener unermeßliche engliſche Garten, iſt Colombes mit der gothiſchen Kirche; und nun ſieht man auch Nanterre. Hier wurden die Normannen einſt in ihrem Marſche aufgehalten; wie möchten die geharniſchten Räuber geſtaunt haben, hätten ſie die Töne der militäriſchen Muſik vernommen, die in jähem Laufe mit uns hineilt! Betrachten Sie einmal dieſe reizenden Abhänge; ſollte man nicht glauben, der ganze grüne Grund ſenke ſich ſachte in die Wellen, wie die Sonne, wenn ſie am Abend in den Fluten untergeht? Dort neigt ſich der Mont Valerien, um den Sturm zu beobachten, der im Wagen vorüberzieht. — **Procella ex astris!**

So fliegt Alles vor uns hin, Kirchen, Pfarrwohnungen, Schlöſſer, weiße Häuſer mit grünen Läden, Jean Jacque's Traum! Kirchen mit hohen Thürmen, alte Bäume mit dürren Aeſten, Reben mit Blättern, die bereits ſchon gelber werden, als die Trauben, welche darunter hängen! Nanterre mag ſich ein Roſenmädchen von dieſem Jahre wählen, wir wollen Rueil grüßen, das ſich gar wohl des Cardinals von Richelieu erinnert. Hätte dieſer furchtbare Cardinal nur gewollt, der Dampf gehörte ſeit fünfzig Jahren zu den herrſchenden Mächten. In den Briefen der ſchönen Marion de Lorme von Herrn v. Cinq-Mars lieſt man eine rührende Geſchichte hierüber. Eines Tages ſtellte ſich dem Cardinal ein alter kahlköpfiger Mann vor, und erklärte ſeiner Eminenz, er, der Greis, habe das Mittel gefunden, mit ein wenig ſiedendem Waſſer die Welt in die Höhe zu heben. Der Cardinal entgegnete ihm, er ſey ein Narr. Der Greis beſteht auf ſeinen Behauptungen; der Cardinal läßt ihn zuerſt in die Baſtille werfen, und dann nach Bicetre bringen. Der erſte Entdecker der Dampfkraft iſt als Narr geſtorben, — in der That, es war auch zum närriſch werden! Wie konnte es aber dem armen Menſchen nur einfallen, zu dem Cardinal von Richelieu zu ſagen: Ich habe eine Kraft gefunden, die mächtiger iſt, als Euere Herrlichkeit! hätte der Cardinal von Richelieu dieſen Menſchen nicht für einen Narren gehalten, ſicher würde er ihn haben tödten laſſen. Wie ſollte er eine ſolche Entdeckung dulden, er, der dem großen Corneille nicht einmal die Erfindung des Cid verzeihen konnte!

In Rueil hat die gute, rührende Kaiſerin Joſephine Ruhe im Grabe gefunden; fernerhin ſpiegelt ſich das Dorf Croiſſy ganz gemächlich im Waſſer des Fluſſes. Jetzt beginnt ein köſtlicher Anblick; man läßt die Brücke von Chatou rechts und gelangt auf leicht gekrümmtem Pfade in den Wald von Veſinet. Dazu hat der König die Erlaubniß

gegeben; er wollte der Eisenbahn nichts verweigern; er ließ es zu, daß man die Bäume fällte, die ihr im Wege standen, und stellte den Unternehmern alles Land, dessen sie bedurften, zur Verfügung: „Dein ist die Erde, die dein Fuß betritt.“ Hätte Frankreich viele solche Grundeigenthümer, die Eisenbahnen müßten Riesenschritte thun!

Doch halt! Wir sind an Ort und Stelle!

In fünfundzwanzig Minuten hatten wir den Weg von vier und einer halben Lieue zurückgelegt. Es ist nicht zu läugnen, wir hatten eine Minute und einige Secunden zu viel gebraucht. Emile Peyreira faltete die Stirn, und es kam mir vor, als stünde er auf dem Punkte, seine Maschine tüchtig auszuschelten.

Herr Emil Peyreira gehört zu den Männern von Einsicht und kräftigem Willen, welche die schwierigsten Unternehmungen zu Ende führen können und müssen. Mehre Männer von gleichen geistigen Eigenschaften, wie die Herren Lanné, Clapeyron, von Eichthal und Michel Chevalier, unterstützten ihn bei der Ausführung seines Werkes. Der letztere, ein Mann voll Genie, dem eine glorreiche Zukunft bevorsteht, hat sich mehr als einmal auf dieser Linie hin und her bewegt; er hat hier die wissenschaftlichen Schätze, die er in den vereinigten Staaten von Nord-America gesammelt, zur Anwendung gebracht. Und ein Werk, das mit solchen Geistes- und Willenskräften, mit einem Credit eines Rothschild, bei der ersten Fahrt mit der Theilnahme der Königin und der Herzogin von Orleans begonnen hat, sollte nicht zu einem glücklichen Ziele führen!

An jedem anderen Tage möchten wir ebenfalls bis zu dem von Ludwig dem Dicken im Jahr 1124 gegründeten Schlosse hinaufgestiegen seyn; wir hätten vielleicht die verwischten Spuren von Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIII. aufgesucht; wir wären auf der schönen Terrasse spazieren gegangen, die am Schlosse anfängt, und sich fernhin im Walde verliert. Aber auf der Rundung, wo die Eisenbahn anhält, erhebt sich ein geräumiger Pavillon, und hier standen für die erhabenen Reisenden Erfrischungen aller Art, und Speisen vom feinsten Geschmacke bereit; kühlende Weine, und das schönste Spätobst lachten dem Durstigen entgegen. Man hatte Porcelaine von Sevres, Silberzeug aus früheren Jahrhunderten, und allen, eine große, wichtige Angelegenheit bezeichnenden, Luxus, in dem weiten Raume der Gallerie ausgebreitet. Zu gleicher Zeit erschienen die Behörden von Saint-Germain; von allen Seiten strömten die Bewohner der naheliegenden Ortschaften herbei, Weiber, Männer und Kinder in wirrem Gedränge, die National-Garden mit den Gewehren im Arme; auf den Höhen von Saint-Ger-

main donnerten die Kanonen; erſchrocken beim Anblicke dieſes neuen, Feuer und Rauch ſpeienden Rivalen bäumten ſich die Pferde der Dragoner und Municipalgarden. Der Herzog von Orleans ließ die Nationalgarden von Saint-Germain die Revue paſſiren, ſobald er vom Wagen geſtiegen war. Am Berge hinab hörte man fortwährend lärmende Muſik, das Getöſe der Trommeln und das fortwährende Rufen des Volkes: „Es lebe der König!“

Zu dieſem Feſte der Pariſer, das bald als ein Feſt der Nation bezeichnet werden wird, fehlte nur die Anweſenheit des Königs. Aller Augen ſuchten ihn unter der Menge, und Jeder begrüßte ihn, obgleich man ihn nicht ſchauen konnte.

Nach einer halbſtündigen Raſt (Nichts ermüdet ſo ſehr, als Staunen und Bewunderung) beſteigt man den Wagen, unter des Volkes Beifalljauchzen wieder. Jetzt ging es ſo ſchnell, daß wir die Minute wieder gewannen, die wir verloren hatten. Dießmal kamen wir in der That an, ehe wir abgefahren waren. Der Herzog von Orleans kehrte erſt ſpäter auf einem anderen Wagen zurück. Nachdem er die Plane der Herren Lanné und Clapeyron mit einſichtsvollem Geiſte und größter Sorgfalt geprüft hatte, wollte er ſich auf der Seine-Brücke in Chatou, auf der ſchiefen Brücke in die Straße von Chatou, in Nanterre auf der Brücke von Asnières und im Souterrain des Batignolles aufhalten. Wiederholt legte der Herzog ſeine volle Bewunderung für die herrlichen Arbeiten an den Tag, und gab dem Chef dieſes Rieſenunternehmens in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeinen Beifall zu erkennen.

Nachdem die Königin und der Herzog von Orleans ſich auf das artigſte bei den Adminiſtratoren und bei dem Director für das Vergnügen bedankt hatten, das ſie bei dieſer Fahrt genoſſen, ließen ſie den Arbeitern der Geſellſchaft reiche Geſchenke reichen.

Hier muß ich eine Erzählung ſchließen, die zehnmal länger dauert, als die Reiſe ſelbſt, denn ſchon ſeit der erſten Zeile dieſes Artikels könnte ich ſagen:

„Fern' von mir iſt der Weg, von dem hier die Rede.“

Warum ſchlagen die Ruſſen ihre Ehefrauen?

Volkserzählung

von

Wilhelm Müller.

In dem Lande der Njemzi *), das iſt der Stummen, die übrigens, wie wir jetzt gar wohl wiſſen, nicht ſtumm ſind, ſondern nur eine uns unverſtändliche Sprache reden, wird behauptet: wir ſchlagen die Weiber blos, um ihnen unſere Liebe zu beweiſen; ſolches iſt aber eine thörichte Unwahrheit, wie man ſie leider in fremden Landen oft von unſerem Volke vernimmt. Unſere Frauen ſind wie alle ihre Schweſtern auf der geſegneten Erde Gottes; ſie mögen lieber Schmeicheleien, zierlichen Putz, zu der Maslinitza fröhliche Schlittenfahrten und zu dem Oſterfeſte bunte Eier, wie auch ſüße Kuchen, als Schläge haben. Setzt Euch zu mir, Gevattern und Freunde, und auch ihr Fremdlinge rückt näher; ich will Euch mittheilen, wie es ſich begab, daß die Ruſſen die Sitte annahmen, zuweilen ihre Frauen etwas unſanft zu berühren:

Wladimir! Wie war die Zeit, in der Du mannhaft herrſchteſt, ſo herrlich und ſo groß! Es waren die letzten ſchönen Sonnenblicke, welche einer trüben Zeit vorangingen; jener Zeit der göttlichen Heimſuchung, des Trübſales und der Zwietracht. Wie waren Deine Helden ſo ritterlich, Deine Bogatiren ſo tapfer und doch ſo milde. Wie reich war das Leben an Thaten und an Luſt; der Niedere und Arme glücklich wie der Reiche. Unter Deiner Herrſchaft wurden des Landes heilige Geſetze zum erſten Male aufgeſchrieben und der Nachwelt überantwortet. *) Du ließeſt die Saaten ſtreuen, deren Früchte wir jetzt ernten, denn Du

*) So nannten die Ruſſen früher alle Ausländer, jetzt wird mit dieſem Namen nur der Deutſche bezeichnet.

*) Das Wladimir'ſche Geſetzbuch ſoll nicht ächt ſeyn; dennoch iſt es ein werthvolles Denkmal des hohen Alterthums. Die Synodal-Bibliothek beſitzt von demſelben eine Abſchrift auf Pergament, die bereits aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ſtammt. Daß in dieſer Geſetzſammlung der Kirche ſehr bedeutende Rechte zugeſtanden werden, ſpricht beinahe für Wladimirs Zeitalter und für deſſen Glaubenseifer; es heißt darin: Mönche, Kirchendiener, Aerzte, Arzneibereiter, Blödſinnige, Krüppel, ſo wie auch die Armenhäuſer und Herbergen für Fremde, ſind keinem weltlichen Gerichte, ſondern der Kirche allein unterworfen.

errichteteſt die erſten Schulen, und veranlaßteſt die Mächtigen und Vornehmen, ihre Kinder hineinzuſenden. Sie gehorchten Deinem Befehle, aber mit Angſt und Zittern, denn ſie wähnten in dieſer Stiftung das Seelenheil ihrer Kinder verloren, und die Unmündigen einem ſündigen Zauber Preis gegeben; ſie achteten ſie als Todte und beweinten ſie als ſolche. Anders iſt die Zeit geworden, jetzt ſchickt jeder Ackersmann ſein Kind in die Schule, und freut ſich der Entwicklung ſeines Geiſtes.

Die Krieger fochten nicht mehr im verworrenen Andrange, ſie kämpften in Schaaren gereiht, nach dem Schalle der Hörner. Die Beſiegten wurden nicht mehr ermordet, nicht mehr dem ſchrecklichen Perun geopfert; der Ueberwundene war kein Feind mehr, er ſaß mit dem Sieger an einem Tiſche, brach mit ihm das Brod, und trank mit ihm aus einem Becher. Allwöchentlich wurde an jedem Donnerstage in der Gridniza oder auch in den Vorhallen des Schloſſes die Bojaren, Gridni **) Hundert-Zehnmänner und angeſehene Bürger bewirthet. Und als die Petſchenegen in Rußland eingebrochen, zog Wladimir ihnen nur mit einer kleinen Schaar entgegen; er wurde geſchlagen, und mußte ſich unter einer Brücke verbergen. Da jauchzten die böſen Geiſter, und glaubten wiederum Macht an ihm zu haben; die Stimmen der Waſſergeiſter und der Ruſſalki umrauſchten ihn; der Verſucher trat vor ihn, und ſprach: „Entſage Deinem neuen Glauben, richte wieder auf das Steinbild des mächtigen Perun, werde wieder Heide, und ich will Dich retten aus dieſer Bedrängniß!“ Wladimir aber ſchlug das Kreuz, betete innig zu dem wahren Gott, und gelobte, ſo ihm Rettung würde, dieſen Tag immerdar zu feiern, und in Waſſiliew eine Kirche zur Verklärung Chriſti zu bauen. Und ſiehe da! der Böſe entwich, und dem Herrſcher geſchah, wie er gefleht hatte. Frei und unbeſchädigt ging er aus der Fährniß hervor, und alſobald ließ er die Maurer und Plotniki wie auch die griechiſchen Künſtler ſammeln, und den Bau des Tempels beginnen. Als aber der Grund des Gotteshauſes gelegt worden war, feierte man das Feſt der Weihe, und ſolches geſchah acht Tage hindurch. Dreihundert große Fäſſer Meth wurden dazu gebraucht, und alle Bewohner der Stadt und der Umgebung nahmen Theil an demſelben. Drei mächtige Tafeln waren errichtet, an der erſten ſaßen die Biſchöfe, Archimandriten, Archireit, Protopopen und Popen; an der zweiten die Armen und Hilfsbedürftigen; die dritte aber war für Wladimir, ſeine Feldherren, Bojaren, Krieger und Knappen beſtimmt. Da nun der Fürſt ſeinen Blick umher warf, und gewahrte, daß an dem zweiten Tiſche nur wenige aßen, ſprach er mit Wehmuth: „Nicht alle Hilfsbe-

**) Gridni, Schwertträger.

dürftige ſind hier verſammelt; der Unglückliche iſt furchtſam, und der Kranke vermag nicht, zu mir zu kommen.“ Und alsbald befahl er ſeinen Dienern, mit Fiſchen, Fleiſch, Brod und Meth in allen Straßen zu wandern, an alle Thüren zu klopfen und zu rufen: Wo iſt ein Hungriger, daß wir ihn ſpeiſen, wo ein Durſtiger, daß wir ihn laben können? Auch wurde des Silbers dreihundert Pfund an die Armen vertheilt. *) Doch ich alter Schwätzer erzähle von Wladimir's Herrlichkeit, von ſeinen Großthaten und ſeiner Gaſtlichkeit, ſtatt von den Ehefrauen und ihren Leiden, wie ich verſprochen, zu berichten. Einem treuen Ruſſen iſt es ja wohl verzeihlich, wenn bei dem Andenken ſeiner Herrſchaft, ſeine Worte, wie ſeine Liebe, nicht enden; ſagt doch unſer Sprüchwort: Die Zunge iſt die Sklavin des Herzens.

Und es begab ſich, daß dieſer männliche Wladimir mit ſeinen Kämpfern hinausgezogen war, um das berühmte Corſun zu erobern; ſolches war aber nicht das uralte Cherſon, welches ſchon in grauer Vorzeit verödet, und deſſen Trümmer auf dem Phanariſchen Vorgebirge in die Tage der Gegenwart ſchauen; auch nicht das jetzige Cherſon, ſondern jenes, deſſen Ruinen die Erde Taurien's decken, und welches, als wir jenes Land in Beſitz nahmen, noch eine feſte Ringmauer, herrliche Stadthore und mehre ſchlanke Thürme hatte; jetzt iſt faſt alles vernichtet. Von den Steinen und marmornen Denkmälern der vergangenen Pracht und Herrlichkeit hat Sebaſtopol, welches nur zwei Werſte von der untergegangenen Stätte liegt, ſeine Häuſer erbaut.

Das ruſſiſche Heer landete in dem corſun'ſchen Meerbuſen, und begann ſofort die Belagerung. Aber die Stadt war mächtig, reich und groß; durch Jahrhunderte waren nur Ueberwundene, nicht Sieger in ihre Thore eingewandert, der Muth der Einwohner daher ungebeugt. Sie verwarfen es, ſich auf milde Bedingungen zu ergeben; auch wähnten ſie von den ſchon geſunkenen Griechen Hilfe zu bekommen. Wladimir dagegen ſchwur: nicht in ſeinen Fürſtenſitz zurückzukehren, bevor er nicht Corſun erobert; und der Heldenkämpe Alexander Popowitſch, in Euren Sagen Euch wohl bekannt, leiſtete einen ſchweren Eid, ſich den Bart zu ſcheeren, wenn er ohne Sieg von dannen ziehen müßte. Ein Kampf der feſteſten gegenſeitigen Beharrlichkeit entſpann ſich. Jahre gingen vorüber, und die Belagerer waren noch nicht Herren der Stadt, und die Belagerten waren immer noch nicht befreit. In der Nacht trugen

*) Dreihundert Griwen; damals rechnete man einen Griwen zu einem Pfund, einen Griwenka zu einem halben Pfund Silber. Später war ein Griwen eine Mark, halbes Pfund; auch ſtand der Griwen Silber in ſiebenfach höheren Werth als die Ledermünze. — Jetzt iſt ein Griwen zehn Copeken.

die Cherſoner die Erde in die Stadt, welche am Tage die Ruſſen zu einem verderblichen Gegenwalle aufthürmten. Endlich, als bereits der ſiebente Sommer einbrach, verrieth ein reicher Einwohner Cherſon's, Anaſtaſius benannt, den Ruſſen, daß in ihrem Lager gen Aufgang der Sonne ſich Brunnen befänden, welche durch unterirdiſche Röhren der Stadt Waſſer gäben. Sogleich wurden dieſe Leitungen — ihre Spuren ſieht noch der heutige Tag — abgegraben. Da zwang die furchtbare Pein des Durſtes die Helden, welche von den feigen Griechen vergeſſen und aufgeopfert waren, die Stadt zu übergeben. Der ritterliche Wladimir ehrte die Tapferkeit der Feinde; es wurden keine Gefangene gemacht, die Habe der Einwohner nicht angetaſtet, und nur zum Zeichen des ſchwer errungenen Sieges nahmen die Ueberwinder einige Kirchengefäße, vier eherne Roſſe, die bis zu Kiew's Verwüſtung durch die Mongolen auf deſſen Markte prangten, wie auch jene berühmten Thore, welche noch jetzt die Sophienkirche in Nowgorod zieren, und daher die corſun'ſchen genannt werden. Froh und glücklich zogen nun die Krieger wieder heim. — Als die Nowgoroder aber an ihre Stadt kamen, fanden ſie die Thore geſchloſſen; die Knechte und Leibeigenen hatten ſich empört, und die Ehefrauen und Töchter — ſchwach iſt des Weibes Sinn, und wandelbar ſein Herz — machten gemeinſchaftliche Sache mit den Empörern. Da erzürnten die Krieger; ſie begannen ſogleich, noch müde von der Wanderung, zu ſtürmen. Aber der Verräther waren ſo viele; ſie ſtanden geſchützt hinter Mauern und Wällen; und ſo hatten die Sieger von Cherſon die Schmach, ſich zurückziehen zu müſſen. Hinab zu ihnen drang der Hohn und Jubel der Knechte, das Gelächter der entarteten Weiber, und die ganze Nacht tönte die Gusla und die Bockspfeife innerhalb der Stadt zum wilden Tanze. Als der Morgen wieder anbrach, hatten die frechen Knechte die ſchützenden Mauern verlaſſen, ſich den Nowgorodern gegenüber gelagert, und bereiteten ſich nun zur entſcheidenden Schlacht; zweifelhaft war der Ausgang derſelben, denn die Nowgoroder waren erſchöpft durch lange Entbehrung; auch war die Zahl der Knechte ihnen weit überlegen. Nun war aber unter den Nowgorodern ein ſonderbarer Mann, Pianik mit Namen; er war weit umhergekommen, hatte ſelbſt Arabien durchwandert, und dort die Bereitung eines Getränkes erlernt, das an Farbe dem Waſſer, an Eigenſchaft dem Feuer gleich war, und das er häufig und gern trank. In der Schlacht war dieſer Mann faſt unbrauchbar, denn es kam oft, daß ſeine Füße ſchwach wurden und ihn nicht tragen wollten; aber im Rath war er gewichtig, denn ſobald er einen Zug von ſeinem Zauberwaſſer gethan, leuchtete ſein Auge wie Sonnenlicht, ſeine Stimme klang kräftig, und

hohe Gedanken und herrliche Anſichten wurden den Hörern kund. Schweigend ſaßen nun die Väter des Volkes in ihrem Kreiſe, und wußten nicht, was ſie beginnen ſollten, um ihre Stadt und ihre Weiber zu erringen. Da trat Pianik mit ſchweren, faſt wankenden Schritten zu ihnen; der wunderbare Geiſt, die Erleuchtung war wieder über ihn gekommen, das zeigte ſein ſtarrendes Auge, ſein glänzendes Antlitz, ſein glückliches, ſorgenloſes Lächeln; er ſetzte ſich in der Weiſen Reihe und ſprach: „Freunde und Brüder! werft die gefährlichen Waffen von Euch, ergreift die Geiſel und den Stock, zeigt dieſe den empörten Sclaven, und der Knechtſinn wird beim Anblick der Zuchtruthe wieder erwachen, ihr Muth wird ſchwinden, und ſie werden ihren Nacken dem angeborenen Joche beugen.“

Wie dieſer Begeiſterte gerathen, ſo geſchah es. Die Ruſſen warfen die Waffen von ſich, erhoben die Peitſche, und rückten ſo den Empörern entgegen. Als dieſe nun die geſchwungene Geiſel erblickten, erbebten und erzitterten ſie; ſie ſanken in die Knie, flehten um Gnade und Barmherzigkeit, und boten ihren Rücken den wohlbekannten Schlägen dar. Aus dem Thore zogen zugleich die Weiber herbei, klagten und jammerten viel, und betheuerten mit heißen Thränen und ſüßen Worten ihre Unſchuld, ihre Treue. Aber der Grimm der Männer war einmal erwacht; ſie beſchloſſen, ihr verletztes Männer- und Herrenrecht zu rächen; ſchwere Schläge fielen auf die Knechte nieder, und es traf ſich, daß in des Zornes blinder Wuth auch mächtige Seitenhiebe die treuen, ſchuldloſen Weiber erhielten. Als endlich die Arme ermüdeten, trieben ſie die Sclaven von Nowgorods Mauern, und bannten ſie in eine Stadt, die von dieſer Zeit an Chlopy Gorod, oder die Stadt der Knechte genannt wurde. Die Weiber mußten ſich aber vor den Zornigen in Küche und Keller verbergen, bis endlich ihr ungeheuchelter Jammer, ihre Klage und ihr Schmerz die harten Eheherren von ihrer Unſchuld überzeugte.

Seit jener Zeit iſt es Sitte geblieben, daß der Ruſſe im Zorne die Hausfrau ſchlägt, und ſo müſſen die ſpäten Nachkommen die Schuld der Urmütter büßen. Pianik wurde durch dieſen Ausgang mächtig und angeſehen, obgleich die Weiber ihn immerdar haßten; ſeine Nachkommen verbreiteten ſich durch ganz Rußland, und ſeine Anhänger und Jünger ſind nicht zu zählen. Ihr erkennt ſie leicht an dem ſchweren Gange, an dem rothen, glänzenden Firniß des Angeſichtes, an ihrer Höflichkeit, Freundlichkeit und überſeligen Zufriedenheit; ſie hauſen gewöhnlich dort, wo ein gemalter Aar die Thüre ſchmückt *). Doch will man ſogar behaupten, daß Einige zu hohem Rang und Würden empor geſtiegen ſind.

*) Den Eintritt der Schenke bezeichnet deshalb der Adler, weil Branntwein in Rußland Monopol iſt.

Bilder aus Griechenland

von

L. Feldmann.

Der heilige Georg.

„Heute machst du den Bavaros!“ schrie eine Herde wilder Buben einem ihrer Kameraden zu. Ein Spiel der hoffnungsvollen griechischen Jugend, aus welchem man den Geist der Alten, ohne gerade ein Prophet zu seyn, leicht ermessen kann. Ein Junge nämlich muß zum Vergnügen seiner Gespielen einen Bayern vorstellen, in welchen dann alle seine Gefährten wacker einhauen, ihn beschimpfen, auf alle Art maltraitiren, und zuletzt in irgend eine Ruine unter allgemeinem Frohlocken hineinwerfen. Dieses Spiel wird von den griechischen Kindern jeden Abend in allen Straßen im Spaße geübt, um es jeden Morgen, wenn die deutsche Schule zu Ende ist, an den deutschen Elementar-Schülern, meistens Kinder von Handwerkern und Soldaten, im Ernste zu vollführen. Da jene jedoch auch nicht zu den Sanftmüthigsten gehören, so werden gewöhnlich ganze Bataillen geliefert, die für den Beobachter von hohem Interesse sind, indem letztere durch Tapferkeit, erstere jedoch gewöhnlich durch List im Vortheile sind.

Interessanter ist das Spiel „der Türke“. Hier rückt der größte Theil der Jungen als Türken gegen einen ganz kleinen Theil Griechen vor. Die kleine Abtheilung der Hellenen läßt die große der Türken ganz nahe kommen, und in dem Moment, wenn letztere einhauen wollen, ruft die kleine Schaar der Griechen: „Der heilige Georg kommt!“ — Kaum gelangt dieser Ruf zu den Ohren der Unglaubigen, so werden sie von einem panischen Schrecken ergriffen, wenden schnell um, und suchen in einer unaufhaltsamen Flucht ihr Heil, welche von einem allgemeinen Hohngelächter der griechischen Abtheilung begleitet wird. — Lange konnte ich nicht in Erfahrung bringen, was es eigentlich mit diesem sonderbaren Kinderspiele für Bewandtniß habe, bis mir endlich folgende Sage zu Ohren kam, welche die List der Griechen und die Einfältigkeit der Türken in hohem Grade bezeichnet, und mir zugleich interessant genug schien, sie der Oeffentlichkeit mitzutheilen.

Ismael Pascha suchte den Schlaf so vergebens, wie ein König in der Tragödie; tausend Gedanken wälzten sich in der Seele dieses grauen Sünders übereinander; alle vereint zielten jedoch nur darauf hin, wie es möglich zu machen sey, daß Rosen im Schnee gedeihen, das heißt, wie man es anstelle, daß die junge, schöne Soize den alten häßlichen Ismael liebe. Soize ward bei Gelegenheit, als die Muselmänner auf Candia in die Hütten der Christen gingen, und deren Töchter zum Tanzen aufforderten, welche Lustbarkeit gewöhnlich mit dem Raube einer durch Schönheit besonders hervorstechenden Jungfrau endete, geraubt, und kam so in die lästigen Liebesbande des graubärtigen Ismael. Soize weinte die bittersten Thränen, die je geweint wurden, und Ismael hätte jede gern mit einer orientalischen Perle aufgewogen, wenn es Freudenthränen gewesen wären. Nie sah man Wasser und Feuer so innig gesellt, als in Soizens Augen, und es war ein wahres Wunder, wie der nasse Quell an der Gluth dieser zauberischen Brennpunkte nicht versiegte, oder jene nicht erloschen. — Der schmachtende Ismael verlor endlich die Geduld, und gönnte nur noch bis zum nächsten Hahnruf der sträubenden Soize Zeit, sich gutwillig in seine Liebesabsichten zu fügen, indem, trotz aller seiner Versuche, weder Schmeicheleien noch Geschenke eine Brücke von seinem Herzen in das ihre zu bauen im Stande waren, und er deßhalb keinen andern Ausweg sah, als die Sturmleiter anzulegen. Kaum hatte Ismael, in große Dampfwolken gehüllt, die er hastig aus seiner langen Pfeife blies, gleich einem zürnenden Gott, diesen Entschluß verkündend, das mit flaumreichen Divans ausgeschmückte Gemach Soizens verlassen, als diese sich mit aufgelösten Haaren in halber Verzweiflung auf eines derselben warf, tausend Pläne zu ihrer nächtlichen Flucht schmiedete, aber über deren Ausführung jedesmal wieder auf solche Unmöglichkeiten stieß, daß sie nicht mehr weit zur ganzen Verzweiflung hatte. — Da öffnete sich leise eine geheime Thüre, und Hassan, der schwarze Sklave Ismaels, trat mit schleichenden Tritten in Soizens Gemach, und bei seinem Eintritte war es, als wollte der leibhaftige Teufel einer Göttin einen Besuch abstatten. — „Kommst Du schon," seufzte ihm die arme Soize entgegen, und in den Zügen der Unglücklichen lag der Jammer einer ganzen Welt. „Kommst Du schon, mich in die Arme Deines Herrn zu bringen?" Sie entblößte ihre Brust: „Hier durchbohre mich, bringe mich lieber in die Arme des Todes, und Du hast ein gutes Werk gethan." — Aber Hassan, der schwarze Sklave Ismaels, dessen Seele weißer war, als jene seines Gebieters, bewies, daß in finsteren Nächten auch der Glühwurm zur Laterne werden kann, und ward trotz seiner eigenen Dunkelheit, wer sollte es glauben, ein Stern an Soizens umwölktem Himmel. „Komm mit mir," tönte die kreischende Stimme des plattnasigen Mohren zwischen den aufgeworfenen Lippen hervor, „ich rette Dich!" — „Heilige

Panagia! Iſt es möglich?“ rief die überraſchte Soize, „ich ſoll den Himmel in der Hölle finden?!“ Mechaniſch folgte ſie an der Hand des düſtern Führers den Weg durch Gemächer, Gänge, Gärten über Treppen und Mauern, bis die Worte „Wir ſind in Freiheit!“ ſie aus ihrer Betäubung riefen, und es erging der ſchönen Soize, wie jenem Jünglinge, von welchem man erzählt, daß er eines Morgens, beim Anblicke eines Abgrundes in Ohnmacht fiel, den er Abends vorher in der Trunkenheit überſprungen. Erſt jetzt wurde ſich Soize ihres zurückgelegten, gefahrvollen Weges bewußt, um den kurzen, ſchwarzen Nacken des Mohren hing in ohnmächtiger Umarmung Soize mit ihrem langgeſtalteten, weißen Halſe. — Geſpenſterhafter Nebel erfüllte die Luft, als Soize wieder zu ſich kam; der grinſende Haſſan bemühte ſich, ihren Schmerz und Schrecken durch Freundlichkeit hinwegzulächeln, und zog ſie mit immer erneuerter Kraft gewaltſam mit ſich fort, indem der anbrechende Tag die baldige gewiſſe Verfolgung befürchten ließ. Von Zeit zu Zeit legte ſich Haſſan auf den Boden, und lauſchte mit aller Anſtrengung, ob er noch keine entfernte Hufſtritte vernehme; beruhigt ſetzte er einige Mal nach dieſer Vorſichts-Operation ſeinen Weg mit der erſchöpften Soize fort, doch bei einem wiederholten Verſuche dieſer Art ſprang Haſſan voll Entſetzen in die Höhe, und drückte durch ſeine Mimik ſolch' eine Gefahr aus, daß, wenn er kein Mohr geweſen wäre, er gewiß leichenblaß ausgeſehen haben müßte. Mit der Kraft eines Verzweifelten nahm er die geängſtigte Soize auf ſeine Schulter, und eilte mit der letzten Anſtrengung, ſo gut es ging, vorwärts. Doch es war vergebens, das verfolgende Pferdegetrappel kam immer näher und näher; rund um war kein Verſteck zu gewahren; die Hand des Todes ſchien ſchon Züge im Angeſichte beider Flüchtlinge gegraben zu haben; der Gefahr war nicht mehr zu entgehen, Rettung konnte nur von Oben kommen, und ſo ſtellten die armen Verfolgten ihre nutzloſe Flucht ein, warfen ſich auf die Knie, wendeten ihre Augen gen Himmel, und gleichzeitig ſtieg das inbrünſtige Gebet eines Schwarzen und einer Weißen hinauf zu jenem Gotte, der den Menſchen nach der inneren Farbe richtet.

Da ſprengten ſie heran auf ihren türkiſch gezäumten, leichtfüßigen Roſſen, die ſonnverbrannten Männer, und wären bald aus ihrem Sattel geflogen, als ſich die Pferde unverſehens ſcheu aufbäumten vor den ſeitwärts am Wege knienden, gleich zwei in Stein gehauenen, unbeweglichen Figuren. —

„Beim Kreuze des Erlöſers!“ ſchrie einer der wilden Reiter, „ich irre nicht, Soize! Du hier?! In Geſellſchaft des Satans? — Wohl dem, der Arges träumt, und zur Freude erwacht.“ — „Mein Himmel!“ rief die erſchütterte Soize, und lag nach wenig Augenblicken in den Armen ihres heldenmüthigen Vaters Melidon, der eben auf ſeiner Heimkehr von Kleinaſien begriffen war, wo er in Verbindung mit dem

berühmten Barbalio gegen die Türken gefochten, und die Griechen jener Gegend wacker vertheidigte. —

„Wie finde ich dich hier? Meine Seele, mein Auge, meine einzige, herzige Tochter! und in welchem Zuſtande?“

„Ich wurde geraubt,“ ſprach Soize kaum hörbar, und machte eine deutende Bewegung gegen den von Neuem im Gebet verſunkenen Mohren, ihn gleichſam zum Zeugen ihrer Ausſage auffordernd. Vater Melidon, welcher jedoch in dieſer Bewegung den Mohren von Soize als ihren Räuber angeklagt glaubte, fuhr mit Blitzesſchnelle auf ihn zu, und ehe noch Soize Zeit hatte, das Mißverſtändniß zu erklären, ſpritzte ſchon das rothe Blut aus Haſſans ſchwarzem Nacken. — „Vater! Gott verzeihe Dir!“ ſtöhnte das entſetzte Mädchen, „Du haſt meinen Retter erſchlagen!“ — Da bekreuzten ſich die drei Gefährten, und ſprachen: „Melidon ſey nicht betrübt ob dieſer That, der ſchwarze Teufel hat Dich geblendet, es war ein Heide, deſſen Blut kömmt über keinen Chriſten.“ — Und Melidon war beruhigt. — Jetzt hörte man von Neuem ſcharfe Tritte herannahender Pferde. „Das iſt Iſmael!“ meinte die bis in's Innerſte tief ergriffene Soize, und rüttelte gleich einer Wahnſinnigen an Haſſans Leichnam, als könnte er noch mit ihr fliehen. — „Fort!“ herrſchte der durch dieſe Kunde ergrimmte Melidon ſeine Kriegsgefährten an, „eine Stunde von hier bilden zwei ſcharfe Felſenwände einen kleinen Engpaß, dort wollen wir ſie empfangen! Er hob mit der Kraft eines Jünglings Soize ſeine Tochter vor ſich auf den Sattel, und eine Schwalbe würde athemlos hinterher geflattert ſeyn, hätte ſie die Davoneilenden einholen wollen.

Eine volle halbe Stunde hatten ſie, beim kleinen Engpaſſe angekommen, Zeit, ſich auf den Empfang ihrer Feinde vorzubereiten, und Soize aus den Augen ihrer Verfolger zu bringen, als wirklich Iſmael mit vier gut bewaffneten Gefährten heranſprengte, und die unverhofften Gegner mit Tigerwuth auf ſich eindringen ſah. Nach hartnäckigem, männlichem Widerſtande ward endlich Iſmael mit drei ſeiner Gefährten getödtet. Einer von den Türken wurde jedoch vorſetzlich lebend gefangen, und von dem kühnen Melidon gezwungen, beim Muhammed zu ſchwören, daß er, in ſeine Heimath entlaſſen, öffentlich ausſagen wolle: Der heilige Georg ſey im Morgennebel auf ſeinem Renner vom Himmel herabgeſtiegen, und habe die Bruſt Iſmaels und ſeiner Gefährten mit einer Lanze durchbohrt. — Der abergläubiſche Muhammedaner wagte es nicht, ſeinen Schwur zu brechen, und ſeit der Zeit kamen die Türken aus Furcht vor dem heiligen Georg nicht mehr, um mit den griechiſchen Mädchen auf Candia zu tanzen.

Das Fest zu Serianni.

Am Fuße des honigreichen Hymettus steht zwischen Cypressen-, Oliven- und Maulbeerbäumen ein altes Kloster, nach welchem alljährlich am Himmelfahrtstage die ganze Bevölkerung Athens und dessen Umgegend in großen Karavanen zu Fuß und zu Pferde, zu Esel und zu Kameel wallfahrten, um jenes Wunder mit eigenen Augen zu gewahren, welches dem Kloster Serianni einen Geruch von Heiligkeit verschaffte. — Die Sage dieses Mirakels ist kurz folgende. — Eine ungefähr hundert Schritte nach der Höhe vom Kloster entfernte Cisterne ist das ganze Jahr hindurch so ausgetrocknet, daß nicht einmal ein armes Spätzchen Wasser genug fände, seinen Durst zu löschen, viel weniger Gefahr liefe, darin zu ersaufen. Selbst das Bemühen, diese Cisterne unaufhörlich durch Eingießen anzufüllen, wäre vergeblich; es hieße Wasser in das Faß der Danaiden schütten, diesen bodenlosen Raum füllen zu wollen. An jenem heiligen Tage aber, kömmt mit dem Grauen des Morgens ein großer Raubvogel geflogen, flattert dreimal mit ängstlichem Krächzen um die ausgetrocknete Cisterne, pickt mit seinem langen Schnabel am Rande derselben, und fliegt dann, mit verdoppelter Kraft sich erhebend, schnell dem Meere zu; dann hört man ein mächtiges Rauschen von unten nach oben, und das klarste frischeste Wasser, dessen Reinheit alle Wunden heilt, steigt hoch auf bis zum Rande der wunderbaren Cisterne, und labt Tausende und abermals Tausende von Menschen, die wie Nektar dieses heilige Wasser schlürfen.

Alle Welt glaubt an dieses Mirakel, und nicht einer von diesen tausenden nach Serianni pilgernden Menschen ist gottlos genug, zu vermuthen, daß der fromme Prior dieses heiligen Klosters selbst Derjenige ist, welcher den Schlüssel zur Wasserleitung der berühmten Cisterne unter seiner schwarzen Kutte trägt, und zu rechten Zeit den Ab- und Zulauf des unschuldigen Wassers bewerkstelligt. Deßhalb hören auch die Griechen mit großer Aufmerksamkeit ihren Barden zu, welche man bei uns Bänkelsänger nennt, und die bei keiner ähnlichen Gelegenheit fehlen, wenn sie alljährlich das alte Lied von Serianni auf ihrem mandolinartigen Instrumente ableiern, dessen Inhalt eintönigerweise ungefähr so lautet:

Serianni, Serianni
Ist ein heiliger Ort,
Da läuft das frische Wässerlein
Aus der Cisterne fort.

Doch wenn an Christi Himmelfahrt
Der neue Morgen graut,
Ein großer Vogel aus der Luft
Die leere Cisterne schaut.

Da zwitschert er in's Meer hinab,
Und unten zwitschert's rauf,
Und schnell ist die Cisterne voll
Von neuem Wasserlauf.

Nachdem, von dieſem Geſange erbaut, alle die frommgläubigen Seelen Waſſer genug getrunken, beginnen ſie auch alle, Wein genug zu trinken, und bald verdrängt letzterer die heilige Wirkung des erſteren, und die hier aus ſo vielen Welttheilen verſammelten Nationen vereinigen ſich, und glauben ohne Unterſchied an den Alle ſeligmachenden Gott Bacchus. — Intereſſant ſind die Gruppirungen der verſchiedenen Stämme, welche ſich gleichſam in ihrem urſprünglichen Nomadenleben hier zeigen. Frauen und Mädchen, die das ganze Jahr nicht aus ihren Lehmhütten kommen, ſind Gäſte zu Serianni. Hunderte von nur wenig Monate alten Kindern hängen, in umgekehrten Packſätteln liegend, zwiſchen zwei Stricken an den Bäumen umher, und die ſorgfältigen Mütter benetzen die Aeuglein dieſer kleinen Windelhellenen mit dem heiligen Waſſer, auf daß ſie ewig nur Glück ſehen. In größtem Schmuck zeigen ſich bei dieſer Gelegenheit die coloſſalen Albaneſerinnen, welche ein ganzes Münzen-Kabinet an Bruſt und Gürtel hängen haben, das funkelnd ihr phantaſtiſches Koſtüm noch erhöht.

Ueberhaupt gleicht die ganze Verſammlung einer dem Auge und Ohre vorgelegten Muſterkarte von Trachten und Sprachen aller Nationen, und ähnelt nur in einer Beziehung einem Volksfeſte des civiliſirten Europa's, da hier wie dort ſo ein Freudentag der Menſchen ein Unglückstag der Thiere iſt. Schon einige Tage vorher durchziehen die ſonſt ſo ſanftmüthigen arkadiſchen Schäfer, mit dem Schlachtmeſſer bewaffnet, ihre friedlichen Heerden, und würgen die unſchuldigen Schäflein für das Feſt zu Serianni. Und die ſonſt ſo ſparſamen Hausväter durchziehen mit ſpähenden Augen ihre Hühnerhöfe, und ſchneiden den liebäugelnden Hennen und ihren rothkämmigen Buhlen den Hals ab für das Feſt zu Serianni. Und die ſpeculativen Bauern ſchleppen die vom Zorn blauangelaufenen Truthähne und die unſchuldigen Täubchen nach der Stadt zu Markte, und überliefern ſie den Händen ihrer Mörder für das Feſt zu Serianni.

Bei Gott! es iſt ein wahres Glück für das liebe Vieh, daß der Raubvogel nur einmal das Jahr an der Ciſterne pickt, denn wenn ſie zuletzt auch kein Waſſer mehr gäbe, ſo könnte man ſie mit dem Blute der armen Schlachtopfer füllen, die das Feſt zu Serianni erfordert. Und doch, wie wohlthuend mag das Gefühl jener Menſchen geweſen ſeyn, die ſich keinen anderen Vorwurf zu machen hatten, als höchſtens zum Wohle ihres Magens eigenhändig ein animaliſches Leben ausgeblaſen zu haben; gegen jene andere Sünder, die man mir zeigte, die noch vor einem Jahre das Räuberhandwerk en gros trieben, die ſtatt Lämmern Gendarmen am Spieße brieten, die den unglücklichen Ueberfallenen die Augen aus dem Kopfe traten, und mit Naſen und Ohren einen Handel anlegten. Aber es wurde ihnen durch Fürſprache vergeben, und was ſie thaten vergeſſen. Das heilige Waſſer ſchwemmte vollends alle Gewiſſensbiſſe hinweg, und

ihre Seelen ſchienen mit einem unumwölkten Sonnenſchein von Ruhe und Frieden überdeckt zu ſeyn. Wohlbehaglich tanzten ſie im Kreiſe ihrer Freunde, meiſtens Polizeidiener und jetzige Waffenbrüder, die einfache Romaika, und keine Mahnung ſchien die Felſenherzen dieſer Männer zu erſchüttern. Nie ſah ich ſo luſtige Räuber außerhalb der Bühne öffentlich bivouakiren, und nie glaubte ich daran, wenn ich ſie ſingen hörte:

„Ein freies Leben führen wir ꝛc.“

bis ich mich nun mit eigenen Augen vollkommen davon überzeugte.

Es iſt doch ſchön, in einem Lande zu leben, wo kein Zunftzwang exiſtirt, und jeder Menſch werden kann was er will, und man doch auch einmal auf die Frage: „Was ſind Sie?“ die ſeltene Antwort bekommt:

Ich bin's, den Räuber Bruder nennen,
Ich bin der Räuber N. N. ꝛc.

Ländlich, ſittlich! Es gibt eine Menge Tugenden, auf die man ſich nichts einbilden darf. Klima, Temperament und Alter ſchaffen hier einen Edeln und dort einen Räuber. Staune ich doch oft, daß ich das, was in meinem Vaterlande in Treibhäuſern wächst, hier wild finde, während ich hier in Treibhäuſern treffe, was dort wild wächst. Z. B. Candidaten der Theologie, Bierfabrikanten, Maler ꝛc. — Nicht einer der Genannten war in Serianni; es iſt ein wahrer Mißwachs in dieſen Früchten, ſie kommen nicht auf in dieſem Lande; den Theologen ſcheint die Sonne zu ſehr auf ihre kahlen Scheitel zu brennen; für die Bierfabrikanten iſt der Waſſermangel unter dieſem Himmelsſtriche verderblich, und Maler können nichts aufnehmen, der Kredit Griechenlands iſt zu beſchränkt. So ſtehen allen dieſen fremden Gewächſen Störungen entgegen, durch welche ſie ſchon in ihrem Keime erſtickt werden.

Doch um wieder auf die Hauptſache, auf das Feſt, zurückzukommen, ſo machte ich die Bemerkung, daß alle Anweſenden, welches Geſchäft ſie auch treiben mochten, froh und ſorglos waren; und ſchon wollte ich mich freuen, im Leben doch einmal einer Gelegenheit beigewohnt zu haben, bei welcher mir auch nicht ein betrübtes Geſicht aufſtieß, als mir plötzlich Hans mit einer ſehr traurigen Phyſiognomie entgegen trat. Schon lange bemühte ich mich, durch andere Perſonen zu erfahren, wo Hanſens immerwährender Unmuth eigentlich herkomme, was mir jedoch nie gelang, bis ich heute endlich ſelbſt Veranlaſſung fand, ihn zu ſprechen, und nach einer kleinen Unterredung ſeiner Betrübniß ſogleich auf der Spur war. Ich will Ihnen die Urſache derſelben im Vertrauen mittheilen, jedoch in einem kleinen Verschen, damit ſie nicht gar zu proſaiſch klingt.

In dem ſchönen Mythen-Lande
Schleichet traurig Hans herum,
Denn das Land iſt gar zu klaſſiſch,
Und der Hans iſt gar zu dumm.

Feuilleton.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

XII.

Eine Bittſchrift des großen Corneille.

Heut zu Tage dürfen die dramatiſchen Dichter in Frankreich keine Bittſchriften mehr ſchreiben. Sie haben längſt der Regierung bewieſen, daß ihre literariſche Induſtrie dem Gedeihen der Nation, ſo wie dem Glücke der Theater-Adminiſtrationen unerläßlich iſt; ſie unterhandeln jetzt wie eine Macht mit der andern; was ſie ſchreiben, iſt klare, deutliche Proſa und ihre Traktate werden reſpectirt gleich diplomatiſchen Sendungen eines großen Monarchen.

In Deutſchland iſt das Ding zur Zeit noch anders, aber auch in Frankreich war es nicht immer ſo. Als Beweis mag folgende Bittſchrift dienen, in welcher der große Dichter Corneille Ludwig XIV. um einen Beitrag bat, in ſeinen alten Tagen nicht zu verhungern. Dieſes Document hat nicht blos hiſtoriſchen Werth, ſondern auch poetiſchen, in Hinſicht der Einfachheit des Ausdrucks und des männlichen Tones, womit ſich der alte Tragiker auch noch mit Ehren aus einer ſolchen Affaire zog, zu welcher der drückendſte Mangel ihn gebracht hatte.

Placet du grand Corneille à Louis le Grand.

Plaise au roi ne plus oublier
Qu'il m'a depuis quatre ans promis un bénéfice,
Et qu'il avait chargé le feu père Ferrier *)
De choisir un moment propre
Qui pût me donner lieu de l'en remercier.
Le père est mort, mais j'ose croire
Que si pour moi Sa Majesté
Avait encor même bonté,
Le père de La Chaise **) aurait plus de mémoire,
Et le ferait mieux souvenir:
Qu'un grand roi ne promet que ce qu'il veut tenir.

---

*) Geweſener Beichtvater des Königs.

**) Ferrier's bekannterer Nachfolger.

Dieſer letzte Vers iſt von einem bewundernswerthen Stolze, wenn man berückſichtigt, daß er von einem zum Almoſen verurtheilten Pocten kommt. Das Placet iſt vom Jahre 1677 datirt und fällt mit dem Frieden von Nimwegen zuſammen, wo Ludwig auf dem höchſten Gipfel ſeines Glanzes ſtand.

Ludwig XIV. überſah die Bittſchrift und Corneille ſtarb Hungers.

Theater-Reminiscenzen. Am 16. Februar 1735 wurde in Braunſchweig auf dem herzoglichen Hoftheater zum erſten Male Gottſcheds ſterbender Cato aufgeführt. Am Tage vorher meldete es die Neuberin in einem langen Briefe ihrem „hochgelahrten höchſtgeehrteſten Herrn und Gönner," dem Prof. Gottſched; er wird, ſchreibt ſie unter anderem, „mit großer Pracht und Herrlichkeit auf dem großen Opern-Theater Ihrem Fleiß zu Ehren unter lauter angezündeten Wachslichtern durch das ganze Theater" vorgeſtellt werden, und die Muſici von der ganzen herzoglichen Capelle, welche ſich auch mit einer beſondern Trauer „oder ſanften Muſik zwiſchem dem 4. und 5. Akte auf unſer Anſtellen hören laſſen (werden), auch im Uebrigen zuvor und nach die ganze Muſik dem Stück gemäß anſtellen." „Den Fleiß" des guten Profeſſors aufs Höchſte zu ehren, hatte die Neuberin es an nichts ermangeln laſſen, was zur „ſchönen und prächtigen Ausſtattung gehörte." Das Gefolge Cäſars und Cato's war von „dem Herrn Generaladjutanten" aus den Soldaten genommen; „alle von ebener und gleicher Länge nebſt ihren Unterofficieren" waren ausgeſucht worden, und „ihre Köpfe und Füße ſollen ſo rein und ordentlich geputzt ſeyn, als ob ſie an einen fremden Herrn in ihrer größten Reinlichkeit und Ordnung ſollten verſchenkt werden: ich will recht groß thun, es iſt auch dem großen Fürſt von Bernburg zu Ehren dieſes große Comödienfeſt angeſtellet."

— Zu Ende des Jahres 1736 war die Neuber'ſche Geſellſchaft in Straßburg und fand hier, wie überall, wo ſie hinkam, die größte Aufmunterung, ſo, daß ſie, ob ſie ſchon mit einer franzöſiſchen Geſellſchaft concurrirte, doch alle Tage ſpielen konnte, und ſelbſt viele Franzoſen, die kein Wort deutſch verſtanden, ihren Schauplatz beſuchten. Wie aber damals die Theaterpolizei in Leipzig und in Deutſchland überhaupt beſchaffen geweſen ſeyn mag, geht aus dem Briefe hervor, den Johann Neuber, der Gatte der berühmten Neuberin, am 24. Decbr. aus Straßburg ſchreibt: „Sowohl die Huſaren-Officiers als auch andere franzöſiſche ſind ſo höflich, daß ich es nicht genug ſagen kann und ſehen unſeren deutſchen Officieren hierinnen gar nicht ähnlich. Der Lieutenant du Roy, Mör. Irelans, hat uns täglich 4 Mann Wache gegeben, welche ungemein ſcharfe Ordre haben, auf alle Betrunkene, oder Bediente oder Andere, die ein Geräuſch machen wollten, wohl Achtung zu haben, und ſelbige ſogleich aus dem Comödienhauſe wegzuſchaffen. Imgleichen darf ſich kein Menſch, wer er ſey, unterſtehen, beim Eingange ſowohl wegen der Bezahlung, als auch wegen der Plätze Lärm oder die geringſte Unordnung zu machen, und wer ſich einem Soldaten widerſetzt, läuft Gefahr, ſogleich niedergeſchoſſen zu werden oder wenigſtens in Arreſt zu kommen. Das ſieht hier anders aus, als bei uns (d. h. in Deutſchland), und bei ſo guten Anſtalten iſt's nicht zu verwundern, daß die franzöſiſchen Comödianten in gutem Zuſtande ſind." — Die beiden damals in Straßburg befindlichen Schauſpielhäuſer konnten geheizt werden, eine Sache, woran bei uns erſt kaum ſeit 20 Jahren gedacht wurde, und worüber Neuber bereits damals ſchreibt: Wie oft wünſche ich, daß ich dieſes Comödienhaus in Leipzig haben möchte!"

Beethoven.

Herr Panofka schreibt aus Bonn an den Direktor der Pariser musikalischen Zeitung, daß er in Aachen Herrn Schindler getroffen habe, der einst mit Beethoven in enger Berührung gestanden und eine Menge interessanter Documente über das Privatleben des großen Meisters besitze. Unter anderem hat er einen wahren Schatz von bereits bekannt gemachten, wie auch unedirten Musikalien; ebenso eigenhändige Briefe und Notizen, die der erhabene Componist niederzuschreiben pflegte, ehe er an das Ausarbeiten seiner großen Partituren ging.

Von noch nicht herausgegebenen Sachen nennt Herr Panofka:

1) Eine dritte Ouverture zum Fidelio.

2) Vierzig schottische Lieder für eine Stimme mit Piano und Quartett, aber ohne Worte.

3) Eine große Menge Canons.

4) Ein angefangenes Quintett, welches Beethoven für Diabelli in Wien zu componiren angefangen und wobei der Tod ihn ereilte.

Merkwürdig ist es, aus den Manuscripten zu ersehen, wie oft Beethoven änderte. Drei, vier Male wurden ganze Stücke umcomponirt. Aus den Brouillons zu seinen fünf letzten Quartetten und der neunten Simphonie ergibt es sich sogar, daß er ein Stück fünfzehn Mal abgeändert hat. Dies war das Gesangs-Thema des letzten Satzes der neunten Simphonie.

Außer diesen musikalischen Schätzen besitzt Herr Schindler auch noch eine große Sammlung jener kleinen Bücher, die Beethoven stets bei sich trug, und wo man das aufschrieb, was man ihm sagen wollte, da es sonst nicht möglich war, sich ihm bei seiner Taubheit verständlich zu machen.

Es wäre Herrn Schindler sehr übel zu nehmen, daß er dies alles so lange schon dem Publikum vorenthält, wenn er sich nicht vorgenommen hätte, selbst ein Werk über seinen musterhaften Freund zu publiciren und hiebei dieses reiche Material zu benützen.

Bei dieser Gelegenheit erzählt uns Herr Panofka auch noch eine Anekdote, die ich hier mittheilen will.

Der Meister arbeitete 1824 an dem Oratorium „der Sieg des Glaubens;" an der zehnten Simphonie und an einer Oper von Grillparzer, als ein russischer Fürst, (dessen Namen ich hier verschweigen will), ihn sehr dringend um drei Quartette ersucht und ihm dafür die Summe von hundert fünf und zwanzig Dukaten anbietet, indem er zugleich als Bedingung festsetzt, daß diese Quartette erst in Jahresfrist wieder Beethovens Eigenthum werden dürften.

Der Meister ließ sogleich seine angefangenen Werke liegen, vollendete jene Quartette und sandte sie dem Prinzen, allein die dafür bestimmte Summe blieb aus. Beethoven kümmerte sich nicht sehr darum, denn er glaubte, daß ein russischer Fürst wohl sein Wort halten werde. Als er aber schwer erkrankt war und sich ziemlich entblößt vom Gelde sah, schrieb er an den Prinzen, allein er erhielt keine Antwort. Zweimal schrieb er noch, aber eben so vergeblich. Sowohl der österreichische Gesandte, als auch der Banquier Stieglitz verwendeten sich, allein ebenso fruchtlos in dieser Sache. Endlich hört man, daß der großmüthige Prinz seine Schuld vergessen hat, und zur persischen Armee abgegangen ist. Der Name dieses sogenannten Beschützers der Kunst befindet sich auf den Quartetten mit Beethovens Widmung.

Ein Stael-Holstein.

In den letzten Tagen des August starb in der Pariser Charité ein Mann, der einen berühmten Namen führte und von dessen Tode seine viele Bekannten in Deutschland wohl nichts erführen, wenn es nicht auf diesem Wege geschähe. Er

war der Sohn des Bruders des Herrn von Stael-Holstein, der im Jahr 1792 Schwedischer Gesandter in Frankreich war und sich mit der nachher so berühmt gewordenen Tochter Neckers vermählte. In Folge seltsamer Schicksale war dieser Neffe der Verfasserin der Delphine ein bescheidener Commis der Buchhändler Treuttel und Würtz geworden. Er starb im fünfzigsten Jahre. Ich kannte ihn einst in München, wo er Secretär am Isarthor-Theater war, als Carl dort die Direction führte. Er war damals schon sehr herabgekommen, zeigte aber dennoch immer den Mann, der sich zu benehmen wußte, und in seiner Jugend lange Zeit in Coppet gelebt hatte, die Frau von Stael seine Tante und August von Stael und den Herzog von Broglie seine Vettern genannt hatte. Er wußte mir von jener Zeit manches Interessante zu erzählen. Soll man nicht meinen, daß es unmöglich sey, während der Vetter Premier-Minister in Frankreich ist, als Commis darben zu müssen und dann gar in der Charité zu sterben? Und doch sind solche Fälle dem, der das Leben kennt, nicht selten vorgekommen.

Wenn ich nicht irre, so ist der Vater des Verstorbenen baierischer General gewesen.

Das Paradies.

Man denke sich einen Garten voll künstlicher Blumen; das heißt, einen ganz kompleten Garten mit Rabatten, Spalieren und Boskets; das Ganze mit bewundernswerthem Talente ausgeführt.

Wir treten in dieses Paradies ein; eine lange Allee erstreckt sich vor unsern Augen; Geisblatt, Jasmin und Je länger je lieber umgeben uns, zu beiden Seiten sind Beete der reizendsten Blumen; weiter hin zeigen sich Kirschen, Weintrauben, die zum Pflücken einladen.

Nie wurde noch die Natur glücklicher nachgeahmt, als dieses von dem Urheber dieses Gartens, einem Herrn Dürieux in Paris geschehen ist. Die berühmtesten Blumenkenner und die Königlichen Gärtner haben diesen künstlichen Garten besucht und sind von Erstaunen und Bewunderung hingerissen worden.

Dieses sogenannte Paradies befindet sich in Paris unweit der Barrière de l'Etoile und es scheint nach diesem großen Vorgange Mode werden zu wollen, Salons und Boudoirs auf diese Weise mit künstlichen Blumen zu schmücken. Pariser Blätter fordern die Herzogin von Orleans auf, eines Tages, wenn sie sich nach Neuilly begibt, wo der Weg sie vorüberführt, einen Augenblick in dem künstlichen Garten zu verweilen und so das Signal zu geben, daß die Mode ihn unter ihren Schutz nehme.

Der neue Jocs.

Ein Bursche von zwanzig Jahren wurde eines Diebstals wegen vor den Assisenhof von St. Omer gebracht. Während des Verhörs stellt er sich blödsinnig und hierauf basirte sein Vertheidiger seine Rede. Er vergleicht seinen Klienten mit einem Affen, und bedauert, das Dr. Gall nicht mehr lebe, um dieses außerordentliche Naturspiel zu beobachten. Nicht nur sieht der Bursche einem Affen vollkommen ähnlich, sondern er besitzt auch alle Bosheit und Gelenkigkeit dieses Thiers. Er ist gefräßig und furchtsam; einmal im Jahre entzieht er sich jedoch der Aufsicht und schweift wild umher. Dann zernagt er seine Bande, um seinem Bedürfnisse nach Freiheit zu genügen. Als man ihn auf dem Diebstahle ertappte, sah man ihn aus dem ersten Stockwerke herabspringen, ohne sich einen Schaden zu thun und sich dann in einen Winkel kauern, ganz wie ein Affe. Nachdem er aus dem Gefängnisse entflohen war, fand man ihn auf einem Baum, von einem Zweige zum anderen springend. Einst schlug er seinen Kopf an die Wand, blos

in der Abſicht, ſein Blut fließen zu ſehen; ein anderes Mal ſchnitt er ſich ſein Ohrläppchen ab, um es aufzufreſſen. Wenn dies auch eben nicht die Affen thun, ſo gründete doch der Vertheidiger darauf die Behauptung, daß dem Burſchen jedenfalls eher Douche-Bäder und Aderläſſe als Strafe dienlich wären.

Trotz dieſes originellen Plaidoyers, während deſſen das Auditorium in einem fort lachte, ſprach die Jury ihr Schuldig und der Burſche wurde zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Zur Geſchichte des Don Juan.

Der all- und wohlbekannte Don Juan iſt keineswegs, wie Manche haben vermuthen wollen, eine fabelhafte Perſon: er exiſtirte wirklich, und war ein andaluſiſcher Majo (Stutzer) von Rang. Aber „**en su patria ninguno fu profeta**“ (der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande) — der arme D. Juan wird in Spanien nicht geachtet und kein Spanier hat ſich je um dieſen wahrhaft hiſtoriſchen und europäiſchen Namen ſonderlich bekümmert.

D. Juan Tenorio war als vornehmer Hidalgo geboren und erzogen, und ſein Vater, Alonzo Jufre Tenorio, ein ausgezeichneter Admiral in Dienſten des Königs Alonzo **XI.** Er fiel in der Schlacht, und zwar, wie Nelſon, in der Nähe von Trafalgar. Seine aus 27 Segeln beſtehende Flotte hatte mit 70 Kriegsſchiffen der Mauren zu kämpfen. Alonzo hatte, indem er dem Admiral eine Verſtärkung von ſechs Schiffen zuſandte, zugleich die Bemerkung fallen laſſen, daß, wenn die Ungläubigen entkämen, dies nur die Schuld des Admirals ſeyn könne, und den alten Seemann verdroß dieſe Bemerkung ſo ſehr, daß er faſt allein auf den Feind losging, und, nachdem er bereits die Beine verloren, mit dem Schwerte in der einen und ſeiner Flagge in der andern Hand, fechtend ſeinen Geiſt aushauchte. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Elvira mehre Kinder. Alonzo Jufre, der älteſte, wurde von Peter dem Grauſamen, dem Sohn des Alonzo **XI.**, zum Alguazil des Thores von Viſagra in Toledo ernannt: Garcia, ſein Bruder, ergriff die Partei des Baſtards, Heinrich von Traſtamara, und befand ſich unter den wenigen Gefangenen, welche der ſchwarze Prinz der Rache des rechtmäßigen Königs hingab. Thereſe, die Schweſter dieſer beiden, bewohnte den Familienpalaſt in Sevilla (der den Tenorios, bei der Eroberung der Stadt, aus den Händen der Mauren, verliehen worden war) bis zum Jahre **1369**, wo er von D. Pedro ihr genommen wurde, „weil ſie übel von dem König geredet habe,“ eine harte Strafe für einige unbeſonnene Worte. Der König gab hierauf den Palaſt den Nonnen von S. Leandro, die darauf ein Kloſter bauten, das noch jetzt ſteht.

Das Wappen der Tenorios, wie man es in einer alten Handſchrift, welche ein Verzeichniß der Ritter der Banda enthält, findet, war ein ſpringender rother Löwe in goldenem Felde, durch das drei gewürfelte Balken, blau mit Silber, gingen. Juan, der jüngſte Sohn des Admirals, war in Sevilla geboren, einer Stadt, welche in der damaligen Zeit verführeriſcher, als ſelbſt einſt Capua, geſchildert wird. Er war der Liebling des Vaters und ein Spielgenoſſe des übermüthigen D. Pedro (Peters des Grauſamen), deſſen wilder Sinn zu dem ſeinigen paßte, wozu noch der Umſtand kam, daß D. Juan mit der berühmten Maria Padilla, der Geliebten des Königs, nahe verwandt war. D. Pedro erhob den D. Juan zum Ritter der Banda *),

*) Dies war einer der älteſten Ritterorden und von Alphons **XI.** geſtiftet. D. Juan wurde in der dritten Capitelſitzung des Ordens aufgenommen. S. Favine's **theater of honour and knighthood**. Lond. 1623. pag. 166. (eine Ueberſetzung des **théâtre d'honneur et de chevalerie** von And. Favyn. Paris 1620. 4.)

und ernannte ihn zu seinem **repostero**, d. h. Ober-Kellermeister, wodurch er ihm ein Amt übertrug, das D. Juan wahrscheinlich mit großer Liebe verwaltete. Der erste Schatzmeister D. Pedro's war Levi, ein reicher und unterrichteter Jude, ein geistreicher Israelit: diesen benutzten die beiden ausschweifenden Jünglinge so lange, bis sie seine Schätze erschöpft, und überlieferten ihn dann einem grausamen Tode. Die Charaktere, welche Lord Byron in seinem D. Juan, als die Umgebungen seines Helden, aufgestellt, D. Jose, Donna Julia und Donna Inez, sind sämmtlich erdichtet. Wer Donna Julia gewesen, ist bei der großen Zahl von D. Juan's Liebschaften, „aber in Spanien Eintausend und drei," nicht möglich, herauszufinden; übrigens war aber diese Classe, die **bella mal maridada** (unglücklich verheirathete Schönen) in Sevilla nie selten, da die Schönheit, die Talente und das heiße Blut der Sevillanerinnen sie zum Gegenstande der Bewunderung Aller — ihrer Ehemänner ausgenommen — machen.

Ueber D. Juan's letzte Schicksale, ob der Ober-Kellermeister D. Pedro's dasselbe Schicksal hatte, wie der Ober-Bäcker des Pharao, oder ob der letzte Auftritt, wo er, vor der Zeit, dem Bösen überliefert wird, vollkommen richtig sey — darüber ist keine historische Nachricht vorhanden; übrigens würde aber eine solche **auto da fé** Entwicklung ganz im Charakter der spanischen Sitten und dramatischen „Mysterien" der Spanier seyn. Denen, welchen das gottlose Ende des D. Juan von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen ist, wird es wahrscheinlich nicht ganz angenehm seyn, zu hören, daß das Originalstück, die Quelle des Uebels, von Gabriel Tellez, einem Mönche, aus dem Orden der **mereed** (Barmherzigkeit), geschrieben wurde, der es im J. 1634 in Madrid unter dem angenommenen Namen Tirso de Melina, herausgab. Es hieß ursprünglich: „el burlador de Sevilla o el convidado de piedra" (der Spottvogel von Sevilla oder der steinerne Gast), und noch jetzt heißt ein Bruchstück einer antiken Consularstatue, in der Nähe der sogenannten **Alameda vieja** (des alten Spaziergangs) in Sevilla, der steinerne Gast, in Bezug auf jene zu Gaste geladene Statue. Das spanische Stück, das in Spanien bald allgemein bekannt wurde, ward in das Italienische übersetzt, und von Molière, verbessert, in das Französische übertragen. In Paris ward es am 16. Febr. 1665 zum ersten Male aufgeführt, Molière aber wegen der laxen Moral des Stückes gewaltig angegriffen. Mozart componirte seine Oper nach Da Ponte's italienischem Text und sicherte so dem Sujet die musikalische Unsterblichkeit.

Ein Zug des Königs von Holland.

Der König setzte sich einst auf eine Bank in einer abgelegenen Allee des Parks in Brüssel. Ein armes, altes Weib in Bauerntracht nimmt den Platz am andern Ende der Bank ein und fängt an zu weinen. Stillschweigend betrachtet der König eine Zeit lang die traurige Miene der Alten; aber bewegt von den Zähren, welche über die magern Wangen herabrollen, spricht er sie mit dem liebevollen Tone an, der von wahrem Mitgefühle und nicht von leerer Neugierde zeugt. Die arme Bäuerin schüttet all ihren Kummer mit voller Zutraulichkeit aus, und theilt dem Könige ihr trauriges Geschick in einer Erzählung mit, die beinahe zwei Stunden dauert. Sie hatte zwei Töchter, die sich beide im vergangenen Monate verheirathen sollten, als ein Befehl vom König kam, wie sie sich ausdrückte; dem zu Folge, auf Ansuchen eines Gläubigers ihres, in königlichen Diensten in Java verstorbenen Gatten, ihre Hütte und ihr Acker verkauft wurden. Die arme Frau ist zu Grunde gerichtet. Ihre beiden Töchter können sich

nicht verheirathen. Die drei Menschen sind an die öffentliche Wohlthätigkeit gewiesen.

„Nun, armes Weib," spricht der König, nachdem er ihre Geschichte angehört hatte, „warum wendet Ihr Euch nicht an den König? Er ist reich und die Summe, die Ihr bedürft, ohne Zweifel nicht sehr beträchtlich."

„Oh! es ist viel, mein guter Herr," entgegnete weinend die Alte, „fünf hundert Gulden!"

„Versucht es immerhin; man sagt, der König theile gern Wohlthaten aus; schreibt an ihn."

„Aber ich kann nicht schreiben," fügt die Alte schluchzend bei.

Der Schluß läßt sich errathen. Der König machte selbst die Bittschrift und bewilligte die Summe.

Die arme Bäuerin war vom Elend errettet, ihre Töchter traten in eine glückliche Lage und der Name des Königs wurde gesegnet.

Ein Fackel-Rennen.

Kürzlich wurden die Einwohner eines Dörfchens, ein Paar Stunden von Paris, durch eine Erscheinung eigener Art in Angst und Schrecken versetzt. Mit abergläubischem Schaudern gewahrten sie, auf einer Anhöhe versammelt, lebhafte, flakkernde Flammen, welche wie Blitze oder vielmehr wie jene Irrlichter, mit denen mythische Traditionen ihre wunderbarsten, fantastischen Erzählungen ausgestattet haben, mitten durch den Wald hinschießen. Allgemeine Aufregung der Gemüther, große Berathung unter dem Volke. Das Phänomen als sichtbares Zeichen des herannahenden Weltendes betrachtend, schlugen die schwachen Geister an die Brust und stammelten mit zitternder Stimme ihr **mea culpa.**

Aber fehlgeschossen! Es handelte sich diese Nacht um keinen Geisterspuk, keinen wilden Jäger und keine Matrone, sondern ganz einfach, um einen **steeple-chase**, eine neuerdings erst eingeführte Lustbarkeit, die den armen Landleuten so gewaltigen Schrecken in die Glieder gejagt hatte.

Bekanntlich bezeichnen die Engländer mit **steeple-chase** (wörtlich Kirchthurm-Jagd) ein Rennen in gerader Linie querfeldein, wobei die Renner nach einem als Ziel bezeichneten, hervorspringenden Punkte des Landes, wie einem Kirchenthurme, Baume, einer Bergspitze, ihre Richtung nehmend, alle Hindernisse überspringen müssen, die sich ihnen entgegenstellen. Ist das Land sehr coupirt, so wird die Linie, welche durchlaufen werden soll, den Gentlemen-jokey's durch Fähnchen, welche man in gehöriger Entfernung von einander aufpflanzt, angedeutet. Nichts war an der, bei dergleichen Festen herkömmlichen Ordnung verändert; man hatte nur, weil das Rennen bei Nacht stattfand, die Fähnchen durch Fackeln ersetzt, mit denen besondere Reiter die Pferde begleiten mußten, um die gefährlichen Stellen zu beleuchten. Daher rührte die Furcht der abergläubischen Landleute. Nicht zum ersten Male hatte ein solches Rennen nach einer Kirchthurmspitze in der Gegend von Paris stattgefunden, aber dieses Fackelrennen übertraf alle früheren Feste dieser Art an glänzender Ausstattung. Mit gewaltigem Geschrei rief man den Sieger aus, begrüßte ihn mit Bravo's und Serenaden, deren rauhe Klänge, vom nächtlichen Echo im Walde wiederholt, eine wahrhaft magische Wirkung hervorbrachten. Waldhörner, Klappenhörner, Trompeten u. s. w. bildeten ein gewaltiges Ensemble oder vielmehr einen vollständi Chariwari.

Die italienischen Restaurationen.

Wie man in Berlin wohl in's französische Theater geht, in der Absicht, zu

zeigen, daß man franzöſiſch verſteht, ſo gehen die Pariſer in die Reſtaurationen der Italiener und ziehen oft eben ſo wenig Vortheil aus dieſer Oſtentation.

Man weiß zur Genüge, daß man in Paris nach allen bekannten Idiomen eſſen kann: engliſch, franzöſiſch, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſpaniſch, deutſch und ſelbſt türkiſch. Das letztere kann man aber auch in Wien.

Unter dieſen Reſtaurants und ihren gaſtronomiſchen Speiſecarten, welche die ganze Geographie umfaſſen, ſteht der italieniſche Reſtaurant als derjenige oben an, der am vollkommenſten die Sitten und Gebräuche des Fremden repräſentirt.

Der Italiener ſelbſt, den man hier eſſen ſieht, unterſcheidet ſich bald von den übrigen Gäſten durch ſeinen kohlenſchwarzen Bart und daß er nur einmal während des Diners zum Glaſe greift, um zu trinken.

Der Pariſer, der oft nichts von der italieniſchen Sprache weiß, als die bekannte Romanze: **O pescator dell' onda**, und nur eine Vergnügungsreiſe in die italieniſche Küche unternommen hat, iſt eben ſo kenntlich. Man ſieht es ihm an, daß er hungerig, wie er iſt, mit verbundenen Augen ſein Eſſen beſtellt.

Zuerſt verſchlingt er die Karte mit aufgeſetzter Brille. Er ſucht etwas Nahrhaftes, Subſtanzielles in dieſem Labyrinthe von Speiſen, die auf o und i endigen. Endlich findet er ein Wort, das ihm Etwas zu verheißen ſcheint. Es heißt: Zambaion; nicht anders, als daß er es mit Jambon überſetzt und ſich eine Schnitte geräucherten Schinkens darunter denkt, wie ſie Italien ſo ſchön hervorbringt.

Alſo: Garçon ein Stück Zambaion.

Der Garçon bleibt eine Weile in der Küche und bringt nach einer halben Stunde ungefähr einen Teller mit Creme, die für einen Menſchen, der ganz geſättigt iſt, allerdings einen ſehr angenehmen Nachtiſch bildet.

Der italieniſche Dinirer verwünſcht den Zambaion, den er mit Widerwillen in den leeren Magen jagt und beginnt neue Excurſionen auf der Karte, die ihm jetzt nichts als Hinterliſt und Fallen zu enthalten ſcheint.

Er ruft wieder: Garçon, eine Paſta-frolla!

Die Paſta-frolla kann, wie der Dinirer meint, nichts anderes, als eine gebackene Mehlſpeiſe ſeyn; etwa aus dem Geſchlecht der beliebten Maccaroni.

Jetzt läßt der Garçon nicht auf ſich warten, und ſetzt dem Hungerigen ein Stück von einer Art See-Zwieback vor, das nichts anderes iſt, als eben jene Paſta-frolla, zu hart, um von einem Hayfiſch-Gebiſſe zermalmt zu werden.

Nachdem er nun noch mehre ſolcher Mißverſtändniſſe verſchlungen; erbärmliche Kalbslebern und unverdauliche Würſte, die ſich unter fremde und harmoniſch klingende Namen verbergen, wünſcht er endlich etwas Leichtes und Mildes zum Deſſert. Er verlangt eine Polenta, die ihm dem Namen nach, oder was er vielleicht davon gehört hatte, eine Art von Charlotte-Ruſſe zu ſeyn ſcheint. Aber o Schmerz! die Polenta erſcheint in Geſtalt eines erſtickenden Brei's mit Salami, Bratwürſten und gebratenen Vögeln garnirt, genug, um unter Mitwirkung ſechs nüchterner Mägen verzehrt zu werden.

Der italieniſche Dinirer fordert nun die Rechnung, die ungeheuer iſt, weil er, ohne es zu wiſſen, die theuerſten Gerichte gefordert hatte. Zum Schluſſe findet er noch einen Additionsfehler, allein der Garçon, der ein italieniſcher Vollblut iſt, verſteht nicht franzöſiſch, und der Dinirer kommt zu der Ueberzeugung, daß es das Beſte ſey, die ſchrecklichſte Myſtification, die jemals das Daſeyn eines Menſchen trübte, ohne Widerſpruch zu bezahlen.

Neue Bücher.

Drei berühmte Theologen haben bis jetzt an dem Gericht über das junge Deutschland Theil genommen: Paulus zuerst und vor Allem, der ehrwürdige, dann der bekannte Rationalist Röhr in Weimar und so eben Karl Hase in Jena, der Kirchenhistoriker und Dogmatiker. Dieser letzte hielt eine academische Rede über diesen Gegenstand. Jetzt ist sie in deutscher Sprache unter dem Titel: „Das junge Deutschland, ein theologisches Votum" in Druck gegeben worden. (Parchim und Ludwigslust, in der Küstorffschen Hofbuchhandlung).

— Der gemüthliche Hohlfeld hat seine „Harfenklänge" zum zweiten Male herausgegeben, Dresden bei Arnold 1836. — In demselben Verlage sind ferner erschienen: Waldens Novelle: „Natalie oder Thränen sind edle Saat," A. von Tromlitz sämmtlicher Schriften B. 28 bis 34; und Eduard Gehe's Demetrius und Boris Godunow, oder Rußland in den Jahren 1591—1606, ein historisch-romantisches Gemälde. Besonders auf diese beiden letzteren Artikel werden sich die Verehrer dieser Autoren gewiß gern aufmerksam machen lassen. Von Tromlitz finden sie darin: Schloß Rödelheim, — das Lotterieloos, — der Ordensbruder, — die Erscheinung, — das Opfer.

Anekdote.

Dossion, der Sohn, war eine bekannte Personnage. Er war nach und nach Schreiber bei einem Advokaten gewesen, hierauf Soufleur, Harlekin beim Vaudeville, Lehrer beim Colleg von St. Barbe, Taschenspieler, Hafen-Inspector, Angestellter beim Ministerium des Innern, wo er jedoch bald fortgeschickt wurde, weil er dem Secretär Tabak ins Gesicht blies und nach Wein roch, endlich Wäscher in Vaugirard, und zuletzt Wärter im Spital St. Antoine, wo er starb. Als sein Vater, der Statist bei der Oper und Tanzmeister in **partibus** gewesen war, der Natur den Tribut zollte, wollte auch Dossion, der Sohn, bei so feierlicher Veranlassung nicht zurückbleiben und folgte dem Trauerzug. Wie nun aber die Träger den weiten Weg, vom Sterbehause bis zu der Straße Fossés St. Bernard, in einem Striche zurückgelegt hatten, hielten sie vor dem Laden eines Weinhändlers, setzten ihren Mann auf den Stufen davor ab und traten ein, um auszuruhen und sich zu erfrischen. Dossion, der Sohn, hielt es für schicklich, die Honneurs zu machen, und betrank sich mit den Andern. Ungefähr nach einer halben Stunde gingen sie fort, und waren bis zur Ecke der Straße Copeau gelangt, als einer der Träger sagte:

— Mein Seel! mir ist, als ob wir etwas vergessen hätten!

— Ja was denn?

— Den Vater von dem jungen Herrn.

— Wahrhaftig! Das ist ein excellenter Streich.

— Wenn man ihn uns nur nicht gestohlen hat!

— Was sollte man mit ihm machen?

— Was weiß ich; aber wir müssen doch nachsehen.

Sie gingen zurück, und der alte Tänzer war noch auf demselben Platze. Er lag ganz ruhig auf den Stufen vor dem Hause.

Ein Alterthumsforscher, der aus seinem Herodot wußte, daß die alten Aegyptier auf die Mumien ihrer Väter Geld borgten, könnte den Verdacht hegen, daß Dossion auch seinen Vater als Pfand bei dem Weinhändler gelassen hätte. Allein so verhielt es sich nicht; der Sohn hatte Alles bezahlt. Die Träger durften also den Alten wieder auf-

heben und Doſſion folgte ihnen, ſo ſehr in Schmerz verſunken, daß er gar nicht recht wußte, was er that. So langten ſie endlich mit einander auf dem Kirchhof an, nachdem ſie mit der Leiche ganz mathematiſch gegangen waren, das heißt, indem ſie mehr oder minder excentriſche Kreiſe beſchrieben hatten.

So erzeigte Doſſion der Sohn, Doſſion dem Vater die letzten Ehren. Er pflegte, war er guter Laune, dieſe Geſchichte, als das merkwürdigſte Ereigniß ſeines Lebens, wohl hundertmal zu erzählen.

Vermiſchtes.

Von dem Herrn Dom-Bauinſpektor Zwirner in Cöln iſt dem Hamburger Senat ein Plan zur neuen Börſe eingereicht worden, und hat die erſte Prämie von Einhundert Stück Louisd'or erhalten, wenn gleich derſelbe nicht ganz entſprechend, um dem Bau zur Grundlage dienen zu können, befunden wurde. Die Prämie von hundert Stück Hamburger Ducaten wurde dem Plane mit dem Motto: „Bürgerfreiheit, Bürgerglück" ertheilt.

— Alberto Nota, der erſte jetzt lebende dramatiſche Dichter Italiens, befind etſich zur Zeit in Paris.

— Der einſt berühmte Roman der Frau von Krüdener „Valerie" iſt mit einer Vorrede von Sainte-Beuve neu edirt worden.

— Auch die Franzoſen haben jetzt ihren Jean Paul. Es iſt dieſes ein Schauſpieler im ſüdlichen Frankreich, von deſſen luſtigen Streichen man viel erzählt.

Nekrolog.

Der Regiſſeur des K. K. Hofburgtheaters in Wien, Coſtenoble, iſt auf der Reiſe von Hamburg nach Wien in Prag geſtorben. Er gab im vergangenen Sommer auf einigen Bühnen Gaſtrollen, über deren günſtigen Erfolg auch dieſe Blätter berichteten. Die Anſtrengungen der Reiſe und die Hitze haben nun wohl das Ende des ſchon bejahrten Künſtlers ſchneller herbeigeführt. Seine Denkwürdigkeiten, zu deren Herausgabe er mich ermächtigte, ſind größtentheils in meinen Händen. Er war ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und man konnte ihn mit vollſtem Rechte den „denkenden Künſtlern" beizählen. L. L.

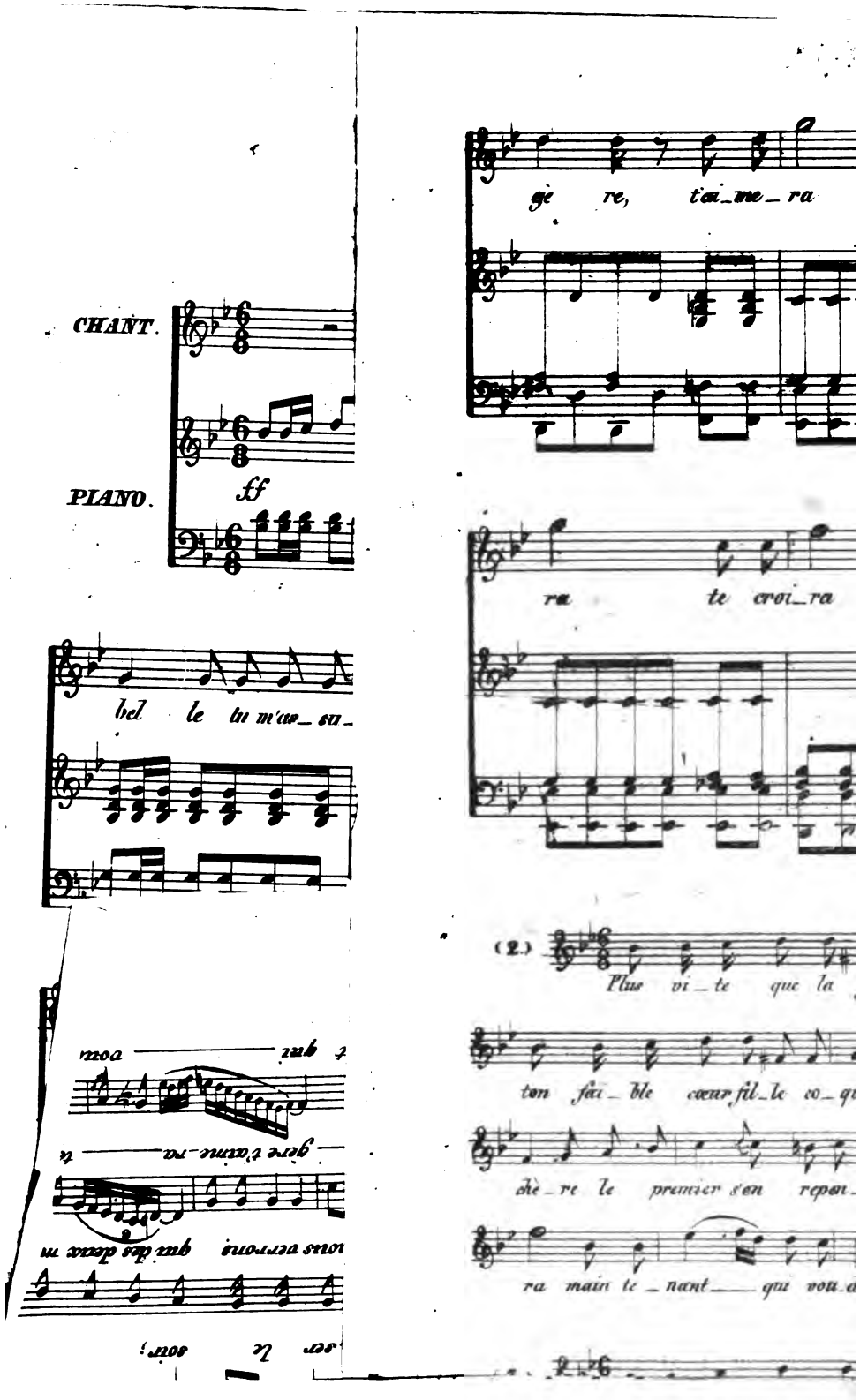
Die artiſtiſchen Beilagen.

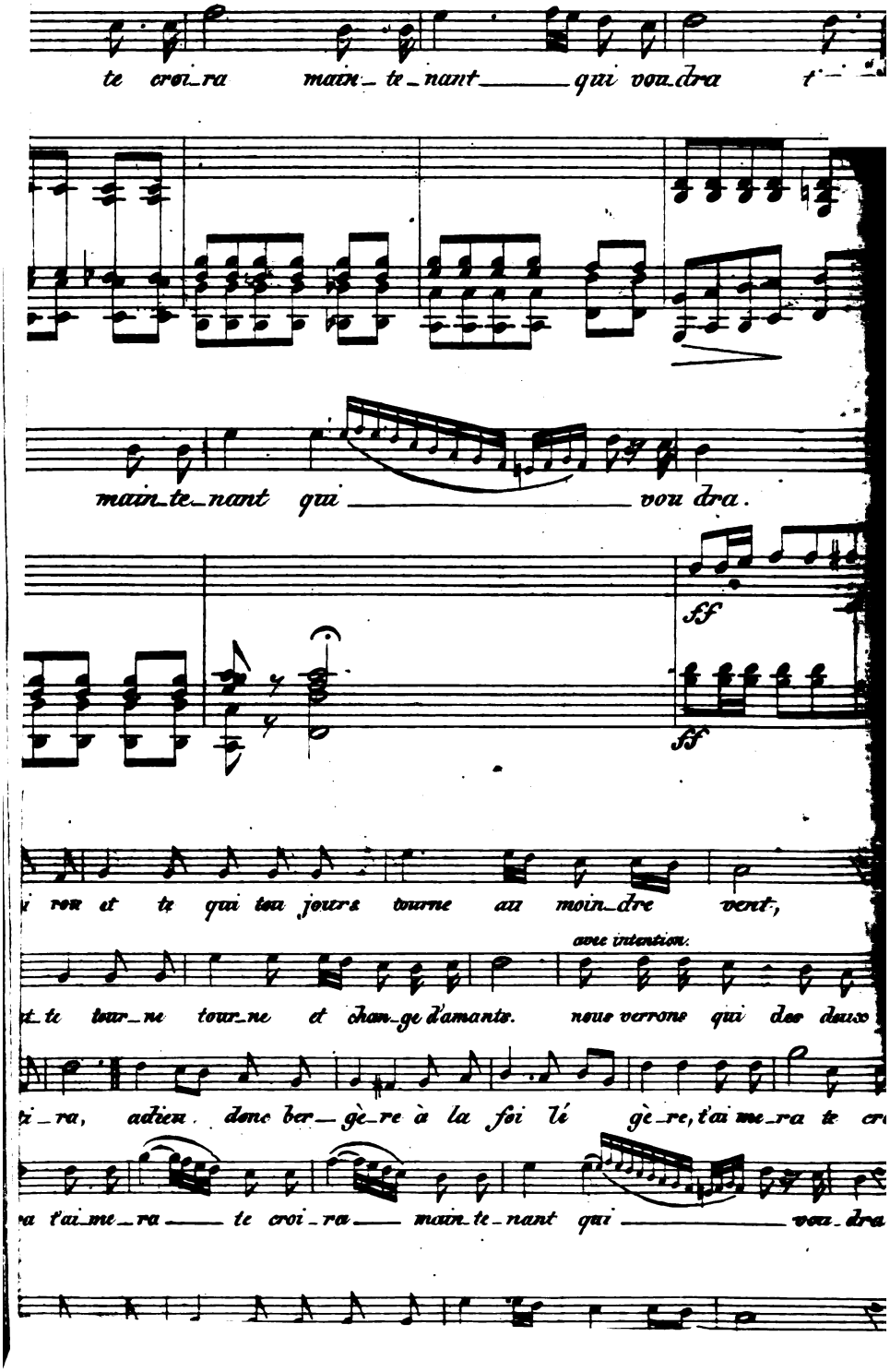
Wir übergeben unſern Leſern:

1) Letzte Scene aus dem neuen, ſehr beifällig aufgenommenen Vaudeville: „**Mina, la fille du Bourgemestre.**" Unſere Leſer erhalten hier zugleich die gut getroffenen Portraits der beliebteſten Künſtler des Vaudeville-Theaters. Rechts **Lepeintre jeune** (Bürgermeiſter Müllner), dann **Arnal** (Schnaps), der ihm dankt, die Hand ſeiner Nichte erhalten zu haben. Letztere (Dem. Mayer) ſteht daneben. Links der Kapitän mit ſeiner Braut, (Hippolyte und Mlle. Balthazar).
2) Franzöſiſche Chanſonnette von Joſſe.

NB. Die Erzählung: „Jedem das Seine" iſt noch nicht beendigt. Ihre zweite Abtheilung folgt mit der nächſten Lieferung.

Auguſt Lewald.


CHANT.
PIANO.
ff
ge re, t'ai_me_ra
ra te croi_ra
bel le tu m'as_su_
(2.)
Plus vi_te que la
ton fai_ble cœur fil_le co_qu
dè_re le premier s'en repen_
ra main te_nant qui vou_a


te croi_ra main_te_nant qui vou_dra t'
main_te_nant qui vou dra.
ff
ff
i ron et te qui tou jours tourne au moin_dre vent,
avec intention.
t_te tour_ne tour_ne et chan_ge d'amants. nous verrons qui des deux
i_ra, adieu. donc ber_gè_re à la foi lé gè_re, t'ai me_ra te cr
a t'ai_me_ra te croi_ra main_te_nant qui vou_dra

Letzte Scene aus Mina, die Tochter des Bürgermeisters.

Jedem das Seine.

Zweite Abtheilung.

III.

Die Erzählung Duvernets hatte auf alle Anwesenden einen großen Eindruck gemacht, und ein lange andauerndes Stillschweigen hervorgebracht, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien, bis zuletzt der Oberst in Erinnerung brachte, daß sie sich gegenseitiges Vertrauen versprochen hätten. Es sollte nämlich einer der Gesellschaft, um den schmerzlichen Eindruck der Geschichte zu verwischen, sein Wort lösen, und etwas Aehnliches aus seinem Leben erzählen. Keiner der Zehn wollte es aber wagen; vielleicht nur aus dem einzigen Grunde, weil sie sich Alle anstrengten, ein möglichst großes Verbrechen in ihr Gedächtniß zurückzurufen, das mit der von Duvernet vorgetragenen Anekdote einigen Vergleich auszuhalten im Stande wäre. Endlich entschloß sich Einer, das Wort zu nehmen, und sagte, doch mit sehr bescheidener Miene: „Ohne Zweifel, meine Herren, wird Ihnen das, was ich nun erzählen werde, gegenüber der Geschichte unseres Freundes, nur höchst unbedeutend erscheinen, denn nicht Jedem ist es zu Theil geworden, die Rolle des Henkers spielen zu dürfen; wäre es mir daher nicht darum zu thun, die Uebrigen aufzumuntern, versprochenermaßen ihre Fehler frei zu bekennen, so würde ich mir nicht erlauben, mit den meinigen den Anfang zu machen. Zudem muß ich Ihre Nachsicht besonders in Anspruch nehmen, denn ich weiß heute nicht einmal genau, ob das, was ich Ihnen nun sagen werde, nur auf den Namen eines Verbrechens Anspruch machen kann. Urtheilen Sie demnach, hier die Thatsache.“

Aller Augen wendeten sich mit gesteigerter Erwartung nach dem bescheidenen Redner, und dieser begann, wie folgt:

Das Glück auf der Straße.

„Iſt wohl einer unter Ihnen, meine Herren, der weiß, was Armuth heißt? Ich verſtehe darunter nicht jene, die wir in unſerer Jugend ſo freudig tragen, daß wir lange nachher, wenn die Tage des Glückes über uns gekommen ſind, im Rückblick auf jene nimmer wiederkehrende Zeit der Täuſchung uns lächelnd ſagen: Sonſt war ich arm, das war aber gute Zeit! Dieſe eingebildete Armuth kannte ich aber nicht; mein Elend war nur mit dem Schmerzlichen und Gräßlichen gepaart. Eine nackte Dachkammer, ein Strohſack in einem finſtern Alkov, eine Kleidung, die dem völligen Verfalle nahe war, und auf einem Tiſche zuweilen ein Stückchen harten Brodes, öfter noch aber gar nichts! Das iſt die wirkliche Armuth, und gegen dieſe ſuchte ich lange vergeblich anzukämpfen; ich trug ſie auf meinen zerlumpten Kleidern mit mir herum; ich las ſie in den bald rauhen, bald kalten Blicken derer, denen ich begegnete; wenn ich über die Straße ging, ſah ich die Vorübergehenden ausbeugen und ſcheu zurückweichen, als ob ſie jede Berührung mit mir vermeiden wollten; ich ſah ſie von mir ſich abwenden, als ob mein Hauch ſchon im Stande geweſen wäre, ihnen mein Unglück mitzutheilen. Kehrte ich traurig, verlaſſen, abgemattet, hungerig und erfroren nach Hauſe zurück, ſo traf ich dort meinen getreuen Gefährten; er bot mir einen zerbrochenen Stuhl, er wies mir ein Kamin ohne Feuer, eine Holzkammer ohne Holz, und die Hoffnung zu einem Nachteſſen, vielleicht auf morgen!“

„Sie werden mir nun erwidern: wie konnte ein kräftiger Menſch von zweiundzwanzig Jahren — denn in dieſem Alter befand ich mich damals, und an Kraft fehlte es mir auch nicht — ein Menſch, dem Gott den Muth in's Herz gelegt hat, ſich ſeine Bedürfniſſe zu erwerben, und über alle Hinderniſſe zu ſiegen, wie konnte er zu einem ſolchen Zuſtande der Verlaſſenheit herunterkommen, oder wie konnte ſein Unglück zu einem ſo hohen Grade ſteigen? Wie konnte es einem intelligenten Menſchen, der arbeiten will, an Arbeit fehlen? Wie konnte er endlich, da er doch wiſſen mußte, daß Nichts die menſchliche Würde herabwürdigt, als Verbrechen und Almoſen nehmen, ſich nicht entſchließen, ſeine Hände als Taglöhner anzubieten? Das wollen Sie wiſſen, meine Herren, und Sie ſollen es erfahren, mag es auch meiner Eigenliebe zu nahe treten: es war der Stolz! Damit wiſſen Sie mein ganzes Geheimniß, und vor Hunger ſterben konnte ich nicht, denn ich gehöre zu denen, die glauben, der Menſch könne dieß gar nicht freiwillig. Darin lag mein tiefes Elend, denn jene dumme Eitelkeit, jene Feigheit des Herzens, jene Geiſteseinfalt, und alle die treffenden Namen, mit denen man den menſchlichen Hochmuth belegt, beherrſchten mich; ich war Egoiſt genug,

um zu glauben, ich ſey zu etwas Beſſerem beſtimmt; ich fühlte die bewunderungswürdige Reſignation des Künſtlers in mir; ich glaubte, daß das Blut eines Michel Angelo durch meine Adern rolle, wie konnte ich mich da erniedrigen, Kamingeſimſe zu poliren? Lieber faſtete ich, und träumte von meinem künftigen Ruhme.“

„Der Arme hat nichts zu verlieren, er kann beim Ausgehen ohne Gefahr ſeinen Thürſchlüſſel zurücklaſſen. Dieß begegnete auch mir eines Tages. Stellen Sie ſich aber mein Erſtaunen vor, als ich bei meiner Heimkehr fand ... Machen Sie nur keine ſo großen Augen, meine Herren; bereiten Sie ſich auf keinen Ausruf des Staunens vor; glauben Sie nicht, daß etwa eine Metamorphoſe mit meinem Mobiliar vorgegangen ſey, daß ich ein hübſches Bett, eine volle Börſe, oder dergleichen angetroffen hätte; es war nichts von dem Allem.“

„Das Glück, das mir ſein Mitleiden zugewendet hatte, war nicht meine fünf Stockwerke heraufgeklettert, um mir eine Erinnerung der Art von ſeinem angenehmen Beſuche zu hinterlaſſen. Was ich fand, iſt geringfügig genug, und vielleicht nicht einmal der Mühe werth, um nur davon zu ſprechen; kurz, es war ein ſorgfältig zugedeckter Topf von brauner Erde, und zu ſeiner Seite eine Serviette, in deren Buge ein niedliches, milchweiſes Brödchen lag. Nach dem vortrefflichen Dejeuner, das uns der Oberſt gegeben hat, iſt es freilich übel angewendet, von der Wirkung zu ſprechen, den der Anblick des mir von unbekannter Hand geſpendeten Soupers auf mich hervorbrachte. Die erſte Bewegung galt der Schaam; ich fühlte meinen Eigendünkel verletzt; ja ich glaube ſogar, daß ich eingebildet genug geweſen wäre, meinen unbekannten Wohlthäter, wenn er zur Stelle geweſen wäre, über ſeine Freigebigkeit zur Rechenſchaft zu ziehen, und ihn zu fragen, mit welchem Rechte er meine Abweſenheit habe benützen und ſich in mein Zimmer ſchleichen können, deſſen Schlüſſel ich mitzunehmen vergeſſen hatte. Aber ich war allein; mein Hunger hatte eine gewaltige Stimme, und meine Eitelkeit hatte keinen Gegenſtand, gegen den ſie ihre Zweifel ausſchütten konnte; daher beſchwichtigte ich meinen Dünkel, und hob mit einer Art von Reſpekt den Deckel von dem Topfe. Der liebliche Geruch, der ſich in meiner Manſarde verbreitete, erzeugte alsbald ein eigenes Gefühl des Wohlbehagens in mir, und Dankbarkeit nahm endlich in meinem Herzen Platz. Ohne länger über das ſonderbare Ereigniß zu grübeln, ſetzte ich mich hin, um dem Souper ſein Recht wiederfahren zu laſſen, und verſchob weitere Erkundigungen auf den nächſten Morgen. Als ich aber das mürbe Brod in die Hand nahm, bemerkte ich einen Zettel angeklebt, der ziemlich

fehlerhaft, und, dem Anſcheine nach, von nicht ſehr leichter Hand mit Bleiſtift geſchrieben, folgende Worte enthielt:

„„Nehmen Sie, ohne ſich darüber Sorge zu machen, woher es kommt; es wird aus ſo gutem Herzen gereicht, als ob es aus Ihrem eigenen käme. ... Wenn Sie wollen, daß man damit fortfahre, ſo laſſen Sie Ihren Schlüſſel zurück, aber nicht in Ihrem Thürſchloſſe, ſondern auf dem Tambour, hinter dem großen ſchwarzen Kaſten; man wird morgen zu der Stunde, wo Sie ausgegangen ſind, wieder kommen. Uebrigens forſchen Sie nicht weiter.““

„Ich bitte Sie um Nachſicht mit dem ſchlechten Style dieſes Billets, meine Herren, die gute Abſicht des Verfaſſers erſetzt denſelben.“

„Ich ſegnete Hand und Herz, die mir wohlzuthun ſuchten, und nahm mir vor, das Geheimniß meines Wohlthäters zu achten, deſſen Entdeckung doch nur ihm und mir ein Erröthen abgedrungen haben würde. So dachte ich wenigſtens, als ich mich niederlegte; aber des andern Morgens, als ich erwachte, und mir die Serviette mit dem braunen Topfe in die Augen fiel, wurde meine Neugierde ſehr ſtark erregt. Ich war mit den übrigen Bewohnern des Hauſes, in dem ich wohnte, völlig unbekannt, denn ich ſprach mit keinem, und erhielt auch keine Beſuche von ihnen; doch vermuthete ich, daß einer oder der andere derſelben mein unbekannter Wohlthäter ſey. Ich entſchloß mich daher, den einen nach dem andern zu befragen, und ging von Thüre zu Thüre, brachte überall meine Fragen vor, und konnte nirgends Auskunft erhalten, denn man verſtand mich gar nicht, und war ziemlich geneigt, mich für einen Thoren zu halten. Als ich mich endlich von der Fruchtloſigkeit meiner Forſchungen überzeugt hatte, ging ich aus, und begab mich, wie ich auch an andern Tagen zu thun gewohnt war, in das Atelier eines meiner Freunde, eines Bildhauers, der damals in nicht viel beſſern Umſtänden war, als ich ſelbſt, gegenwärtig aber ein reicher, berühmter Künſtler und Mitglied der Akademie iſt. Damals theilte er mit mir ſeine Werkzeuge, ſeine Töpfererde, ſeinen Gips und ſeine Marmorſtückchen; das war Alles, was ich von ſeiner Freundſchaft fordern, es war aber auch Alles, was er mir geben konnte. Zum erſten Male hatte ich ein Geheimniß vor ihm; aber er vermuthete, daß mir etwas Glückliches begegnet ſey, denn ich arbeitete viel leichter und auch mit mehr Muth, als ich gewohnt war. Als ich des Abends, neugierig, ob mein Unbekannter ſeinem Verſprechen getreu geblieben ſey, nach Hauſe kehrte, fand ich meinen Schlüſſel auf dem Tambour der Treppe hinter dem großen ſchwarzen Kaſten, genau an der Stelle, wo ich ihn beim Fortgehen hingelegt hatte.“

„Da iſt Niemand geweſen, ſagte ich zu mir. Aber ich täuſchte mich; der Topf, die Serviette und das Brödchen warteten meiner auf dem Kamingeſimſe. Meine erſte Sorge war, die Serviette zu entfalten, um nachzuſehen, ob die geheimnißvolle Correſpondenz eben ſo gut fortdaure, als die Spende, und ich hatte wirklich nicht vergebens gehofft, einige Worte des edelmüthigen Unbekannten zu finden; es lag ein zweites Billet dabei; dieſes Mal war es aber nicht dieſelbe Handſchrift; die heutige war groß, ausdrucksvoll und zeugte von einer gewandten Hand. Ich las blos dieſe Zeilen:

„„Man glaubte, auf Ihre Discretion hoffen zu dürfen. Wenn Sie fortfahren, in der ganzen Nachbarſchaft Nachforſchungen anzuſtellen, werden Sie endlich der Wahrheit auf die Spur kommen; wird Sie dieß aber glücklich machen? ... Man wird darüber betrübt ſeyn. ...““

„Dieſes Mal nahm ich mir vor, ganz ruhig zu ſeyn; und länger als einen Monat blieb ich meinem Vorſatze getreu; ich ſagte dieß auch meinem Correſpondenten, denn ich verſäumte eben ſo wenig, meinen Dank ſchriftlich auszuſprechen. Jeden Abend fand ich, die ganze Zeit über, zu meinem größten Erſtaunen, neben einem warmen Souper ein neues Billet, ſtets von einer andern Hand. Sie werden mich nun wohl fragen, wie ich es einen ganzen Monat durch über mich gewinnen konnte, meine Neugierde zu beſiegen. Hierauf kann ich Ihnen blos antworten, daß mich gerade zu jener Zeit eine große Idee beſchäftigte, die mich alles Uebrige vergeſſen ließ; es ſollte nämlich zu Ende dieſes Monats meine Beſtimmung zum Künſtler entſchieden werden.“

„Die Zeit nahte heran, wo die Jury, der es oblag, die Werke, die man auf dem Muſeum ausſtellen wollte, anzuerkennen oder zurückzuweiſen, ſich verſammeln ſollte, um über die dritte Statue, die ich ihrem Ausſpruche unterwerfen wollte, ihr Urtheil zu fällen. Die beiden vorigen Jahre waren mir nämlich nicht günſtig geweſen; für dieſen neuen Verſuch aber war ich voll Hoffnung; mein Hochmuth ſagte mir: „Er iſt gut!“ Mein Freund, der Bildhauer, ſagte mir: „Er iſt beſſer!“ Daraus mögen Sie den Grund entnehmen, warum ich ohne große Neugierde die Wohlthaten meiner Beſchützer hinnahm.“

„Als ich eines Tages zur gewohnten Stunde nach Hauſe kehrte, war ich nahe daran, ihr Geheimniß zu entdecken. Vergebens ſuchte ich meinen Schlüſſel auf dem Tambour, wo ich ihn hinzulegen pflegte, und ſagte mir gleich: „Es iſt Jemand bei dir.“ Sie werden nicht zweifeln, daß ich eilte, hinaufzukommen. Deſſen ungeachtet machte ich mir Scrupel, wie über eine ſchlechte Handlung, die ich begehen wollte, wenn ich den Schleier zu lüften verſuchte, den man abſichtlich ausbreitete, um mir

wohlthun zu können. Bald ſtieg ich eine Treppe hinan, bald wieder hinab, bis mich endlich ein unwiderſtehliches Verlangen, das Geheimniß zu entdecken, vorwärts trieb, und ich an meiner Thüre anlangte. Es wäre unnöthig, Ihnen zu ſagen, daß ich, zitternd vor Neugierde und Bangen, mein Ohr an das Schloß hielt; ich bemerkte auch alsbald, daß Jemand im Zimmer umherging; ich hörte ſeine Schritte, ich hörte ſein Athmen ſogar; ich konnte mich aber nicht entſchließen, ſo vieler Zartheit, die man gegen mich beobachtete, eine geringere Zartheit meinerſeits entgegenzuſetzen. Eine neue Bewegung, die ich hörte, ließ mich vermuthen, daß mein Unbekannter im Begriffe ſey, fortzugehen. Ein heldenmüthigerer Entſchluß, als ich mich deſſen fähig geglaubt hatte, beſtimmte mich, die Thüre zurückzuhalten, und mit lauter Stimme zu ſagen: „Ich bin da!“ Raſch fuhr eine Hand gegen das Schlüſſelloch; ich hörte einen leiſen Schreckensruf ausſtoßen, und während die Thüre auch von der andern Seite zugehalten wurde, konnte ich deutlich ein leiſes und gedrücktes Athmen, wie von einem jungen Mädchen, das einer Gefahr zu entrinnen ſucht, vernehmen.“

„Nein, ſagte ich mir, das iſt kein Mann, der da drin iſt; wer aber auch meine Beſchützerin ſey, ich will ihren Willen ehren; es wäre ein Verbrechen, wenn ich ihren Schrecken noch vermehren wollte, blos um meine Neugierde zu befriedigen; meine Discretion allein kann ihr meine Dankbarkeit beweiſen, ich will alſo discret ſeyn. Sofort rief ich ihr mit leiſer Stimme zu: Fürchten Sie nichts, mein ſchützender Engel, ich bete Sie an, ohne Sie zu kennen ... ich gehe ... ich entferne mich wenigſtens für eine Stunde, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich weder verſuchen werde, Ihnen aufzulauern, noch Ihnen zu folgen.“

„Nachdem ich dieſe Worte geſagt hatte, ſtieg ich die Treppe hinab, und machte abſichtlich großes Geräuſch dabei; als ich aber auf der Straße angekommen war, erhob ich meine Augen nach meinem Dachfenſter, und gewahrte den Kopf eines Mädchens, das wahrſcheinlich ſich überzeugen wollte, ob ich fortgehe. Beſcheiden ſchlug ich meine Augen nieder, und eilte ſo raſch als möglich davon, da ich fürchtete, nicht genug Gewalt über mich zu haben, mein Verſprechen zu halten.“

„Bis hierher, meine Herren, wird Ihnen freilich noch nicht klar werden, was ich eigentlich will, und mit welchem Rechte ich das Wort ergriffen habe, da ich Ihnen kein Verbrechen erzähle, und da man hier, Herrn Duvernet zufolge, nichts Anderes vortragen darf, als ſich eines ſolchen ſchuldig zu erklären. Doch an das Verbrechen, wenn es in der That eines iſt, werde ich ſeiner Zeit noch kommen; zunächſt bitte ich Sie aber um Ihre Erlaubniß, die Erzählung dieſer traurigen und

ſonderbaren Epoche meines künſtleriſchen Lebens zu Ende bringen zu dürfen.“

„Ich ſagte Ihnen, daß ich Vertrauen auf das von mir gefertigte Werk hatte; es fehlte mir nichts, als ein Succeß in den Salons, um den Weg des Elendes, den ich nun ſchon ſeit drei Jahren wandelte, verlaſſen zu können. Nun hören Sie! Dieſer Succeß, der meine Lage ändern, und mich aus einem beklagenswürdigen Verhältniſſe einer glänzenden Zukunft entgegen führen ſollte; dieſer Succeß, den ich vielleicht nicht einmal erlangt hätte, was ich übrigens heute noch zu glauben das Recht habe, wurde mir durch die, gegen mich ſtets rückſichtsloſe Jury verſperrt; ſie erlaubte mir nicht, meinen Verſuch öffentlich ausſtellen zu dürfen; meine Statue wurde, als unwürdig, durch die Examinatoren des Muſeums zurückgewieſen. Wenn ſie nur wenigſtens ihren grauſamen Beſcheid motivirt hätten; aber nein, nicht ein Wort der Aufmunterung, nicht eines jener tröſtenden Worte, welche das Blut ſtillen und die Wunden ſchließen, die ſie geſchlagen haben, belebte meine Hoffnung für die Zukunft. Man begnügte ſich, mir zu ſagen: Nehmen Sie Ihr Werk hin, man will es nicht; und man gab es mir wieder zurück. Wenn je ein Verurtheilter ſeine Richter verflucht hat, ſo bin ich es, meine Herren, und doch ſind es gerade dieſe ſtrengen Examinatoren, denen ich heute noch Dank für ihren Ausſpruch ſchuldig bin. Ohne ihre ſtrenge Juſtiz wäre ich vielleicht lebenslang ein mittelmäßiger Künſtler geblieben, während ich mich nun entſchließen mußte, ein nicht ganz ungeſchickter Marmor-Arbeiter zu werden, und die 20,000 Franken Renten, die ich mir inzwiſchen zu verdienen gewußt habe, zeugen, nach meiner Anſicht wenigſtens, davon, daß ein Gewerbe der Kunſt überlegen iſt. Im erſten Augenblicke, nachdem mir der Ausſpruch der Jury bekannt geworden, dachte ich an nichts, als an Mord und Brand. Den ganzen Tag ſtürmte ich wie ein Narr in Paris umher; zehn Mal ging ich an dem Atelier meines Freundes vorüber, ohne mich entſchließen zu können, es zu betreten; denn er war glücklicher geweſen, und ich war undankbar genug, ſeinen Erfolg nur der Intrigue zuzuſchreiben. An dieſem Tage fühlte ich keinen Hunger. Ich ließ das mir, wie gewöhnlich, hingeſtellte Nachteſſen unberührt, und am andern Tage ſchrieb ich an meine Unbekannte:

„Getäuſcht in allen meinen Hoffnungen, ein Opfer der Ungerechtigkeit der Menſchen, und mit dem Vorſatze, mir das Recht zu wahren, alle haſſen zu dürfen, will ich auch Ihnen nichts mehr ſchuldig werden; es iſt zum letzten Male, daß Sie meinen Schlüſſel an der gewöhnlichen Stelle finden; künftig ſoll Niemand mehr meine Schwelle überſchreiten.“

„Als ich ſo mich einer ferneren Verbindlichkeit, die mir, wie ich wohl fühlte, unerträglich werden mußte, entledigt hatte, oder entledigt zu haben glaubte, ging ich fort, ohne zu wiſſen, wohin. Ich lief völlig in der Irre herum, ſah bald zum Himmel hinauf, bald zur Erde herab; ſtieß mit Jedem, dem ich begegnete, ohne auf ſein Murren zu achten, zuſammen, ſprach immer vor mich ſelbſt hin, und fühlte deutlich genug, daß ich daran ſey, ein Narr zu werden!“

„Wenn man fragen könnte, welcher Weg zum Glück führe, und man könnte den genaueſten Nachweis erhalten, wie man nur mit Weisheit geradeaus zu gehen brauche, ſo würde man es gewiß nicht finden, oft aber es zur Seite und zu ſeinen Füßen unbeachtet liegen laſſen. Faſt ging es mir ſo; ich irrte, wie Sie wiſſen, beinahe zum Narren geworden, zwecklos umher, glaubte an nichts mehr, und hoffte auf nichts mehr, als ich dicht vor mir, nur zwei Linien von meinen Schuhen entfernt, einen Papierſtreifen liegen ſah, den wohl ſchon mehr als ein Fuß berührt hatte. Heute kann ich es mir noch nicht erklären, welcher Umſtand mich veranlaßte, mich darnach zu bücken, und das Papier aufzuheben. Aber mein Aufheben wurde durch das Gefühl der Freude und der Rache belohnt. Es war ein Bankbillet von tauſend Franken! Sie werden mich nicht verſtehen, was dieß mit meiner Rache zu thun haben konnte? Es iſt aber ſehr natürlich, denn in jenem Augenblicke ſchien es mir, als ob die Vorſehung die Sorge übernommen hätte, mich an der Ungerechtigkeit der Jury zu rächen, und mir zu gleicher Zeit den Preis für meine Statue zuzuwenden. Ganz berauſcht von meiner Freude, beeilte ich mich, meinen Freund aufzuſuchen, um ihn zum Theilhaber an meinem köſtlichen Funde zu machen, und mir zugleich ſeine Verzeihung für den in meinem Herzen gegen ihn entſtandenen Verdacht zu erbitten. Unglücklicherweiſe war er für einige Tage auf's Land gereist, und ich ſah mich genöthigt, das Geheimniß meines Glückes für mich zu behalten; dadurch aber begründet ſich gerade mein Verbrechen. Doch ehe ich die Geſchichte dieſes Bankbillets vollende, bitte ich Sie, mir zum letzten Male in meine ärmliche Manſarde zu folgen. Mein von der Verzweiflung diktirtes Schreiben hatte ganz die Wirkung hervorgebracht, die ich davon erwarten konnte; es war kein Topf, keine Serviette und kein Brod mehr da; aber an ihrer Stelle fand ich eine von Seide geſtrickte Börſe, und neben dieſer einen an mich adreſſirten, von der ſchon erwähnten ſchönen Hand geſchriebenen Brief vor. Er lautete:

„Unſerer acht junge Perſonen, die Sie nie kennen lernen werden, weil „wir nur Gott bekennen wollen, was wir als ein Werk der Liebe für Sie „thun, haben ſich vereinigt, um Sie, mein Herr, in Ihrem Unglücke zu

„unterſtützen; Sie weiſen dieſe Unterſtützung nun zurück, und wir wollen „nicht verſuchen, Ihnen zu widerſprechen; aber nicht Sie allein, mein „Herr, leiden unter dieſer unerwarteten Zurückweiſung; wir danken Ih„nen für Ihre Discretion, und erſuchen Sie, ferner dabei zu beharren, „und nicht nach unſern Namen zu forſchen, eingedenk, das wir Eltern „haben, die nicht eben ſo einverſtanden mit der Verwendung unſerer Er„ſparniſſe ſeyn könnten; dieſe Erſparniſſe aber finden Sie anliegend, in „jener ſeidenen Börſe auf Ihrem Kamine; nehmen Sie ſolche als ein „Andenken hin; das, was wir Ihnen geben, iſt unſer wohlerworbenes „Eigenthum; es iſt das Ergebniß unſerer Arbeiten in den Abendſtunden „während des abgelaufenen Monats; erſparen Sie Ihren Dank; wir „ſind Ihnen vielmehr Dank für die vielen angenehmen Stunden ſchul„dig, die uns unſer kleines Complot für Ihr Wohlergehen alle Tage „verſchafft hat. Suchen Sie glücklich zu werden, ſo werden auch wir „um ſo glücklicher ſeyn.“

„So wurde mir alſo auf einmal das Geheimniß der vielerlei Handſchriften erklärt; ich öffnete die Börſe und fand ſechzig Franken darin, wonach ich berechnen konnte, daß jede meiner acht jungen Wohlthäterinnen fünf Sous in der Stunde verdiente. Arme Kinder!“

„O, ich werde ſie noch kennen lernen, ſagte ich zu mir; ich werde ſie kennen lernen, um ſie zu lieben, um ſie anzubeten.“

„Indeſſen fiel mir aber ein, daß es ja ihrer acht, gleich anbetungswürdige waren, und wenn mein Herz hätte ſprechen ſollen, um eine Wahl unter ihnen zu treffen, was wäre dieß für eine Ungerechtigkeit, für eine Undankbarkeit gegen die Uebrigen geweſen! Die Dankbarkeit mußte mir ja verbieten, eine der andern vorzuziehen; daher konnte ich nichts Beſſeres thun, als mein Verlangen, das mir zurief: „ſuche, ſo wirſt du finden!“ beſchwichtigen. Die Börſe übrigens nahm ich an, nicht ſowohl aus Bedürfniß, als aus Achtung vor den trefflichen Geberinnen. — Engel! rief ich in einem Momente des Enthuſiasmus aus, bleibet für mich verborgen bis zu jenem Tage, an dem ich euch meinen Dank im Himmel abtragen werde!“

„Man hörte mich; denn von dem Treppenabſatze hinter meiner Thüre her, vernahm ich mehre Stimmen, die zuſammenflüſterten; ich wollte ihnen folgen, aber ſchon hörte ich die Schritte auf der großen Treppe ſich verlieren, und hielt mich daher zurück, indem ich dachte: laß ihnen die Freude, im Stillen eine gute Handlung gethan zu haben.“

„Ich habe meiner einfachen Geſchichte nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Reich durch meine 1,060 Franken, entſchloß ich mich, Paris

zu verlaſſen, und den Bildhauer mit einem einfachen Handwerker zu vertauſchen. Es war nur ein Marmorarbeiter in Lyon bekannt, dem wollte ich meine Dienſte antragen. Eben als ich die Diligence beſtieg, bemerkte ich an der Mauer im Hofe der Meſſagerien einen gelben Zettel angeklebt, der folgende Worte an der Stirne trug: Verlorenes Banbillet. Ich wendete meine Blicke ab, und meine Hand auf mein Taſchenbuch legend, ſagte ich mit Schrecken zu mir ſelbſt: „Das iſt vielleicht das Deinige!“ Zum erſten Male fiel es mir ein, daß dieſes Billet nothwendigerweiſe einem Anderen gehören müſſe, und zum erſten Male fühlte ich mich von Gewiſſensbiſſen geſtachelt. Der Wagen rollte fort, und die Gewiſſensbiſſe ſchwanden. Bei der Ankunft in dem Hauſe meines Brodherrn legte ich das Billet in ſein Geſchäft; mein Geld brachte Glück; bald erhielt ich den dritten Theil am Geſchäfte, ſpäter die Hälfte, und nach Ablauf von zehn Jahren war ich der Chef des Etabliſſements, und lieferte der ganzen Provinz ihre Marmorbedürfniſſe. Ich hatte, ſo zu ſagen, die eigentliche Quelle meines Glückes ganz vergeſſen, als ich einſt, bei Gelegenheit einer Geſchäftsreiſe nach Paris, dort, auf dem Café de la Rotonde des Palais-Royal einen Freund erwartete, und die Spalten eines Journals durchblätterte, wo ich Folgendes las:

„Nummer 26,731 iſt vergangene Woche im Bagno von Rochefort „geſtorben, und hat bis zum Tode ihre Unſchuld behauptet; ſie gehörte „einem garçon de recette an, der im Monat Februar 18** wegen Dieb„ſtahls eines Billets von tauſend Franken verurtheilt wurde, das er be„hauptete verloren zu haben, und das ſein Herr drei Monate lang ver„geblich affichiren ließ. Die Strenge des Tribunals gegen dieſen Un„glücklichen, trotz ſeines beſtimmten, tauſend Male wiederholten Läug„nens, erklärt ſich durch ſeine früheren Strafen; die Debatten hatten „nämlich zu der Entdeckung geführt, daß er ein freigelaſſener Galeeren„Sklave war.“

„War hier von dem Billete, das ich gefunden, die Rede? Geſchah es wohl durch meine Schuld, daß man Jenen, der vielleicht nie mehr in ein Bagno gekommen wäre, lebenslänglich dazu verurtheilte? Das waren meine Zweifel, und darin liegt mein Verbrechen! Bin ich ſchuldig, oder bin ich unſchuldig, ich frage Sie, meine Herren? Es iſt mir ein ſchrecklicher Gedanke. Meine Ueberzeugung ſucht mich zwar von einer Schuld der Verurtheilung dieſes Menſchen freizuſprechen. Allein meine Frau hat ihm dennoch eine ewige Meſſe geſtiftet, und ich bezahle jede Woche fünfzig Franken in die Hilfskaſſe der Gefangenen, um das Loos der armen Verurtheilten zu mildern. Das iſt freilich wenig! — Doch, wie es nun auch ſeyn mag; ob ich nichts an ihm verſchuldet, wird mir Gott einſt am beſten ſagen können!“

Michel Maſſon.

Die Minen von Danemora und Fahlem.

In der Provinz Upland, in dieſer freundlichen Gegend Schwedens, zeigt ſich dem Wanderer, der die Haiden und die ſteinigen Weiden von Andersby zurückgelegt hat, ein von einem Tannenwalde eingefaßtes Thal, das einer mittäglichen Landſchaft in einem ſchwarzen Rahmen gleicht. Man ſieht daſelbſt Getreidefelder mit Kornblumen geſchmückt, Hagedorn-Hecken, die ſich durch die Wieſen ziehen, und Birken-Alleen, welche die Fußpfade beſchatten. In der Nähe hört man das Waſſer rauſchen, das ſich über die Felſen ſtürzt. Es iſt der Fluß Oſterby, der bald über ſeine Schleußen ſpringt, und bald in breite Becken ſich ergießt, und ſich dann wie ein ſpiegelglatter See ausbreitet. Der Eigenthümer eines Hammerwerks hat daſelbſt ſeine elegante Wohnung erbaut, und an dieſe haben ſich nach und nach die hölzernen Häuſer der Arbeiter, längs des Weges, angereiht. Auf der anderen Seite des Fluſſes befindet ſich ein Wald mit ſeinem dichten Buſchwerke, von welchem das anmuthige Geläute der Heerden erſchallt. Die ganze Natur athmet hier Ruhe, und doch iſt ſie belebt. Morgens ſchließen die Arbeiter die Thüre ihrer ländlichen Wohnung, und begeben ſich auf das Hammerwerk. Die Bauern der Umgegend führen auf ihren kleinen ſchwediſchen Wagen Erz oder Kohlen, die Schnitter ſchleifen ihre Sicheln, und das junge Mädchen, mit ſeinen blonden, auf die Schulter herabfallenden Haaren, mit ſeinen bloßen Füßen und bloßen Schultern geht, gleich Ruth, ſich unter den Schnittern einen Bräutigam zu ſuchen.

Zwiſchen dem Hammerwerke und dem Wieſengrunde, im Angeſichte des Tannenwaldes, zeigt ſich den Blicken des Reiſenden das Wirths-

haus von Osterby; und als ich daselbst eintrat, und man mir das Fremdenbuch überreichte, in welchem alle Reisenden ihre Bewunderung ausgedrückt hatten, die Engländer mit Versen von Byron, und die Deutschen mit Stellen aus der Bibel oder von Jean Paul, so glaubte ich mich wieder in der Schweiz in einem der Gasthöfe zu befinden, wo man für drei Franken zu Mittag speist, und sechs Zeilen von seiner Gelehrsamkeit hinterläßt.

Doch lassen wir das Wirthshaus mit seiner grünen Umzäunung und nehmen wir unsern Weg in das Thälchen. Am Ende der Allee, welche dasselbe durchschneidet, erblickt man die industriellen Geräthschaften, die in die Luft hinaufragen, die Pumpen, die in die Tiefe des Bodens niedersinken, und die Blöcke, die unter der Last des Hammers seufzen; hier sind die Eisen-Minen von Danemora. Auf eine halbe Stunde im Umfange sieht man nichts als zerrissene Felsen, und die Erde ist wie bei einem Vulkan geöffnet. Von allen Seiten bemerkt man nur Haufen Steine, Maschinen in Bewegung, und in der Mitte eine tiefe und finstere Grube. Man sieht nichts als den Abgrund, und hört daselbst nichts, als den entfernten Ton von dem Hammer der Minen-Arbeiter. Am Rande dieses gähnenden Schlundes befindet sich ein Rollenzug, an welchem zwei ziemlich große Tonnen hängen. In der einen bringt man das Erz zu Tage, in der anderen läßt man die Arbeiter und die Neugierigen in die Grube hinab. Man besteigt nicht ohne eine gewisse Beklemmung dieses hölzerne Luftschiff, und wenn man es in Bewegung setzt, wenn man den festen Boden verläßt, so können auch bei einer nicht sehr lebhaften Phantasie allerlei sonderbare Gedanken aufsteigen, und Einer, der zum ersten Male diese unterirdische Fahrt mitmacht, nimmt vielleicht unwillkürlich in Gedanken Abschied von seinen Lieben, und fühlt sich gedrungen, sich seinem guten Engel zu empfehlen. Vierhundert Fuß unter der Oberfläche ist man am Ziele der Fahrt. Während derselben kann das Seil reißen, die Tonne kann durch einen Stoß an die Felsen zerbrechen, und wer weiß, ob nicht der Abgrund sich plötzlich schließt, um Euch zu verschlingen. Aber während man alle diese möglichen Fälle mit einer Art Heroismus, der die Eitelkeit kitzelt, sich vorstellt, begegnet man drei oder vier Arbeitern, in einer alten Wanne stehend, die mit der größten Sorglosigkeit, plaudernd und rauchend, aufwärts schweben, und man fühlt einige Schaam, sich gefürchtet zu haben.

Die ganze Mine ist eine lange Reihe feuchter Gallerien, ausgeschweift wie die Bogen einer Kirche, getragen von eisenhaltigen Steinen, und von Abstand zu Abstand durch Spalten in den Felsen erhellt. Oben hat man

den blauen Himmel; unten die ſchwarze Erde und den ſchlammigen Boden, der oft mit Eis überzogen iſt. Der Regen, welcher durch die Oeffnungen des Berges fällt, gefriert unter dieſen kalten Höhlen, und ehe man die Erzgänge behauen kann, muß man oft zuvor eine Menge Schnees wegräumen. Ein großer Canal durchſchneidet ſämmtliche Bogengänge, das Waſſer fließt in einen Behälter, und die Pumpe iſt den Tag fortwährend in Bewegung. Zuweilen kann man nur durch eine enge Oeffnung von einer Gallerie in die andere gelangen, indem man ſich auf den Boden legen und über den Schnee kriechen muß. Oft führt ein ſchwankendes Brett über den kothigen, einem Sumpfe gleichenden, Boden. Dann tritt man unter große Gewölbe, und hier iſt der Anblick der criſtallglänzenden Wände, wo der rothe Granat wie Feuer neben dem Eiſen funkelt, ſehr ſchön. In dieſer ſtillen, lautloſen Tiefe hat die menſchliche Stimme etwas Feierliches, der Ton des Hammers, der auf den Stein fällt, ſchallt düſter von Gewölbe zu Gewölbe und wenn man einen der Felſen ſprengt, ſo erſchüttert dieß den ganzen unterirdiſchen Raum, und ſämmtliche Bogengänge ſcheinen bis in den Grund hinab zu wanken.

Die Mine von Danemora wurde im 15. Jahrhunderte entdeckt; ſie iſt eine der reichſten Schwedens. Das daraus gezogene Erz gibt ſechzig und oft achtzig Procent an Roheiſen. Dreihundert Arbeiter ſind täglich hierbei beſchäftigt. Es ſind meiſtens Familienväter, die ihre Wohnung eine bis zwei Stunden entfernt davon haben. Faſt alle dieſe Wohnungen ſind mit einem Haage umgeben und mit einigen Baumgruppen geziert. Sie haben ein freundliches, lachendes Anſehen, und werden mit Sorgfalt erhalten. Die Frauen dieſer Arbeiter ſind fortwährend bemüht, ihren Wohnſitz zu verſchönern. Im Frühjahre iſt ein ſolches Haus mit Grün ganz begränzt, Tannenzweige beſchatten die Fenſter, Tannenzweige ſind auf den Boden geſtreut, und Baumzweige bilden einen Laubgang an der Thüre. Es ſcheint, die Grubenarbeiter, welche dazu verurtheilt ſind, den ganzen Tag in ihren finſteren Höhlen zuzubringen, verlangen, wenn ſie nach Hauſe kommen, alles Grüne und alle Blumen eines Bodens, den ſie ſo ſelten betreten. Nur mit Bedauren mögen ſie wohl ihre, von fleißigen Händen geſchmückte Wohnung verlaſſen, und doch muß dieß jeden Morgen geſchehen, und erſt Abends kehren ſie wieder.

Die meiſten dieſer Bergleute verdienen nicht mehr als einen ſchwediſchen Reichsthaler täglich. Viele verdienen nicht ſo viel. Sie werden Bergknappen, weil es ihre Väter waren. Ihr Hammer war ihre Erbſchaft; indeſſen ſind ſie mit ihrem Looſe zufrieden. Doch hat ihre

Abſonderung von der ganzen Natur, dieſes Leben unter dem Erdboden, allmählig auch Einfluß auf ſie. Sie gehen gebückt, und erfüllen mit Ergebung das Wort Gottes: Du ſollſt im Schweiße Deines Angeſichts Dein Brod eſſen. Doch ſind ſie ernſt und ſtille; ſie lachen und ſie ſingen nicht. Als ich unten in dem Bergwerke bei ihnen war, ſaß das Kind eines Bergknappen, das zum erſten Male hinabgelaſſen wurde, und das ſpäter daſſelbe Gewerbe treiben ſollte, auf einem Steine und ſang. Die Bergknappen ſahen es traurig an, und ſchienen ſtillſchweigend auszudrücken: Du armes Kind!

Das Schmerzlichſte iſt, daß dieſe Arbeit ihr Leben abkürzt. Noch ganz jung bekommen ſie ſchon Runzeln. Sie altern ſchnell und ſterben gewöhnlich an der Auszehrung. Der Bergknappe, der mir dieſe Mittheilungen machte, war ſelbſt ein ſprechendes Beiſpiel von dem ſchädlichen Einfluſſe, den ihre Lebensart mit ſich bringt. Er hatte matte Augen, ein abgemagertes Geſicht, und auf den Wangen jene falſche Röthe, welche die Schwindſucht anzeigt. Seit zehn Jahren arbeitete er nun im Bergwerke. Er fühlte ſeine Kräfte allmählig ſchwinden, und er konnte die Zahl ſeiner Lebenstage nach den Hammerſchlägen berechnen, die er noch thun würde. Er führte mich in ſeine Wohnung, um mir einige Erzproben zu geben. Ein trauriger Anblick war es, ſeine Frau und ſeine Kinder an ſeiner Seite zu ſehen, und dabei denken zu müſſen, daß dieſe Frau bald eine Wittwe, dieſe Kinder bald Waiſen ſeyn werden.

Fahlem iſt zwanzig Meilen von Danemora entfernt; man gelangt dahin auf ſteilen Wegen, durch Tannenwälder, auf den ſchönen Seen von Dalecarlien. Wenn man jedoch von der Höhe des Gebirgs einen Blick auf das Thal wirft, ſo ſieht man faſt nichts als Rauch, der nicht nur das ganze Thal bedeckt, ſondern ſich auch um die Wohnungen herzieht. Nach und nach entdeckt man durch den Rauch hindurch den ganz mit Kupfer gedeckten Kirchenthurm, und endlich die Häuſer. Dieſe Häuſer ſind von Holz, ſehr enge aneinander, und ſehr nieder, und gleichen ſo ziemlich den zerbrechlichen Bretter-Buden, welche auf den Meſſen in Leipzig auf die Dauer von ſechs Wochen aufgerichtet werden; ſie waren urſprünglich roth bemalt, aber die Zeit hat ſie ſchwarz gefärbt, und dieſe Farbe trägt auch das Pflaſter dieſer Stadt voll Eiſenwerke, und wie dieß, ſo iſt ſelbſt die umgebende Atmoſphäre ſchwarz. Wohin man auch blickt, man ſieht nichts als Erdhütten, rauchige Werkſtätten, ganze Haufen Erz, und auf große Entfernung eine ausgetrocknete Erde, eine Hügelkette, von aller Vegetation entblößt, nichts Grünes, keine Blumen, keine Bäume; einen nackten, kahlen Boden, verdorben

durch den Kupferdunst, der sich unaufhörlich erzeugt. Seit dem Hekla habe ich nichts so Trauriges und Düsteres mehr gesehen.

Man weiß den Zeitpunkt nicht mehr genau, wann diese Minen entdeckt wurden, es ist jedoch schon sehr lange her. Im Jahr 1347 ertheilte der König Magnus-Smeck denjenigen, welche sie ausbeuten sollten, ein besonderes Privilegium, und das hierüber ausgefertigte Document ist noch vorhanden; man führt jedoch noch andere, viel ältere an, namentlich eines vom Jahr 1200. Das Volk, bei welchem sich stets eine Sage über solche Begebenheiten erhält, deren Ursprung nicht bekannt ist, erzählt über die Entdeckung dieser Minen folgendes: Ein Füner, Namens Kare, welcher die Gegend bewohnte, bemerkte eines Tages, daß eine seiner Ziegen, die im Walde geweidet hatte, mit einer Art rother Erde, die er noch nie gesehen, bedeckt war. Es war dieß Kupfererz; er forschte in dem Walde nach, und entdeckte auf diese Weise die Mine.

Diese Mine war in früherer Zeit außerordentlich ergiebig; man sah daselbst die schönsten Erzgänge glänzen, und man legte damals nicht so viel Werth auf dieses Metall als gegenwärtig. Wir haben im Museum in Upsala Münzen gesehen, die in jener Zeit geschlagen wurden; es sind große, dicke Platten von reinem Kupfer. Sie sind ausnehmend groß, der halbe Thaler hat einen und einen halben Fuß Länge. Das spanische Geld muß im Vergleich mit diesem eine kleine Münze gewesen seyn.

Gegenwärtig ist diese Mine, die schon seit so vielen Jahren und von so vielen Händen ausgebeutet wurde, bei weitem nicht mehr so ergiebig. Man gewinnt aus derselben noch Vitriol, Schwefel, Granat und wenig Gold und Silber, allein die Kupferadern sind seltener und ärmer. Das Erz, welches man mit vieler Mühe aus den Eingeweiden der Erde zieht, gibt nach drei oder viermaligem Schmelzen nur vier oder fünf Procente reines Metall. Man benützt bereits geschmolzene Steine wieder, die in der früheren Zeit des Reichthums nicht in dem Grade wie jetzt ausgeschmolzen wurden. Man schmelzt sie von Neuem, und gewinnt ungefähr ein halbes Procent dabei.

Im Jahre 1609 wurde diese Mine durch einen Einsturz erweitert, bei dem mehre Personen um's Leben kamen. Im Jahre 1688 fiel in einer stürmischen Nacht alle Erde ein, die sie umgab, und selbst die Felsen stürzten zusammen. Den andern Tag sah man nur noch einen großen Abgrund. Die Arbeiter waren glücklicherweise in diesem Augenblicke gerade abwesend, aber diese Kathastrophe verursachte einen großen Schrecken in dem Lande, und die Einwohner von Fahlem, bei denen

ſich dieſe Erzählung von Vater auf Sohn forterbte, erwähnen ihrer gegenwärtig nur noch mit peinlichem Gefühle.

Nahe an dieſem Abgrunde erhebt ſich das Haus des Vorſtehers der Arbeiter. Man hat eine Mauer errichtet, um den Boden zuſammen zu halten, und ein hölzernes Geländer zum Schutze der darüber Gehenden. Hier ereignete ſich jene rührende Scene, die ſpäter der Stoff einer ſchönen Ballade wurde, und deren Wahrheit die Landleute mir beſtätigt haben. Die Arbeiter hatten ſich einen Gang gemacht, der durch früheren Einſturz mit Sand verſchüttet war. Sie fanden daſelbſt den Leichnam eines jungen Mannes in Feſtkleidern, der ein Blumenbouquet im Knopfloche trug. Der Schnitt der Kleider war aus einer früheren Zeit, aber das Geſicht des jungen Mannes war ſich gleich geblieben, und wenn man ihn ſo auf dem Boden liegen ſah, mit rothen Wangen und geſchloſſenen Augen, ſo hätte man denken ſollen, er ſey nach einem Tanze eingeſchlafen. Alle Einwohner der Stadt und der Umgegend liefen herbei, um ihn zu ſehen, aber Niemand kannte ihn, als plötzlich ein altes Mütterchen herbei kam, das ſeit mehren Jahren ſeine Wohnung nicht verlaſſen hatte, und das dem Drange nicht hatte widerſtehen können, dieſen ſonderbaren Fund gleichfalls in Augenſchein zu nehmen. Die arme Frau hatte ſchneeweiſe Haare und ein Geſicht voll Falten; ſie war ſehr ſchwach, und ging nur mit Hilfe eines Stabes. Sie näherte ſich dem jungen Menſchen, und ſtürzte plötzlich mit einem Schrei des Entſetzens auf die Knie vor ihm nieder. Sie erkannte in ihm einen Bergknappen, mit dem ſie vor fünfzig Jahren verlobt war. An demſelben Tage, wo die Hochzeit ſtattfinden ſollte, war er verſchwunden, und die Mine, an der er vorbeiging, hatte ihn verſchlungen. Man begrub ihn mit großer Feierlichkeit, und wenige Tage nachher ſtarb ſeine Verlobte. Dieſe unermeßliche Aushöhlung, die der Reiſende nur mit Erſtaunen erblickt, iſt blos der Eingang in die Mine. Man tritt durch eine enge Thüre ein, ſetzt den Fuß auf eine krumme Leiter, und ein Mal da, gute Nacht dann Licht der Sonne, gute Nacht Anblick der freundlichen Natur; das Grab ſelbſt iſt nicht dunkler, und der finſtere Weg, auf welchem, nach dem Glauben der Lappländer, die Verſtorbenen in die andere Welt gelangen, iſt nicht düſterer, als dieſer enge Gang, durch welchen man in die Kupferhöhlen hinabſteigt.

Der Fremde, der es unternimmt, in die Mine hinabzuſteigen, kleidet ſich mit einem langen, ſchwarzen Mantel, wie ihn die Arbeiter tragen; man gibt ihm einen kleinen Hut mit breiten Rändern, und große Stiefel. Ein Mann geht voraus, mit einer Fackel in der Hand, ein anderer folgt ihm, und oft iſt er genöthigt, ſich an ſeinen beiden

Begleitern zu halten, denn die Leiter iſt ungleich und gefährlich. In der Hälfte des Weges, das heißt ungefähr dreihundert Fuß unter der Oberfläche, hört die Leiter auf, der Raum wird enger, man bemerkt ein Loch, ſetzt den Fuß auf eine neue Leiter, und ſteigt ſo weiter in die Tiefe hinab. Hier haben die Arbeiter, nachdem ſie alle Regionen dieſer unterirdiſchen Welt durchforſcht, eine neue Erzader gefunden. Als ich in Danemora war, hatte ich das Loos der dortigen Bergknappen bedauert; wie glücklich aber ſchienen ſie mir jetzt, im Vergleich mit denen zu Fahlem. Jene arbeiten doch noch bei dem Lichte des Tages, ſie ſehen doch, wenn auch nur in Zwiſchenräumen, den blauen Himmel über ſich. Aber in Fahlem ſieht man weder den Himmel noch überhaupt einen Lichtſtrahl. Hier herrſcht die tiefſte Stille, das Schweigen des Todes. Der Arbeiter befindet ſich da auf kothigem Boden, zwiſchen feuchten Wänden. Eine Lampe wirft einen ſchwachen Schein umher, und ein Berg von Eiſen liegt auf ihm. Wenn die Lampe erliſcht, wenn die Pfeiler der Minen wanken, ſo iſt es um ihn geſchehen. Wenn man an die beiden Cataſtrophen früherer Jahre denkt, hat man da nicht das Recht, eine dritte zu befürchten?

Der Gouverneur von Fahlem hatte die Gefälligkeit, den Befehl zu geben, daß man mir die ganze Mine zeigen ſolle, und unſern unterirdiſchen Spaziergang beſchloß eine Illumination. Wir waren mitten in einer der größten und höchſten Gewölbe. Auf den Felsbänken, welche daſſelbe in mehre Gallerien theilen, hatten die Bergknappen Fackeln angezündet, was einen ganz eigenen Anblick gewährte. Hoch über uns ein ungeheurer ſchwarzer Felſen; unter uns ein Abgrund, und um uns her brennende Fackeln, die von Stelle zu Stelle einen ſchwachen Schimmer, oder einen ſilberartigen Glanz verbreiteten. An den Gallerien glänzte das von den Wänden herabfließende Waſſer, die Flamme des Eiſenerzes und die Criſtall-Anſätze wie Goldflitter, wie Thautropfen, von den Sonnenſtrahlen beleuchtet, und die Funken, die von den kniſternden Fackeln herabfielen, glichen faſt Sternſchnuppen. Und überall herrſchte tiefe, lautloſe Ruhe; man hörte nichts als die Waſſertropfen, welche traurig einer nach dem Andern herabfielen, gleich den Thränen einer Wittwe in der Stille der Nacht. Ich blieb da, bis die letzte Fackel am Erlöſchen war; dann verließ ich träumend mit meinen Führern den bodenloſen Abgrund, und als wir wieder an das Tageslicht traten, ſchien mir der Himmel freundlicher, die Luft reiner als je, und ich begrüßte mit kindiſcher Freude die grünen Berge Dalecarliens, die ſchöne See, die friſchen Gärten und das glückliche Haus von Rothenby.

Skizzen aus Spanien.

Coruna, 14. Juli 1837.

Mitten unter den Wirren und dem unsäglichen Elende, dem Spanien verfallen ist, gewährt es einige Aufheiterung, wenn man die tiefe Ruhe betrachtet, welche Galicien in diesem Augenblicke genießt. Diese Ruhe ist jedoch weder die Frucht des unter dem Volke herrschenden Wohlstandes, noch seines Vertrauens in die Regierung, sondern einzig und allein das Ergebniß der gänzlichen Entkräftung, die nothwendigerweise jeder langdauernden und heftigen Krisis folgen muß; Galiciens Ruhe ist folglich mehr eine aus Erschöpfung hervorgegangene Schlafsucht, als ein kräftiger, gesunder Schlummer. Spanien hat ohne Widerrede seit dreißig Jahren zu viel gelitten, um ferneren Kampf noch mit Kraft fortsetzen zu können. Ein unaufhörlich von Bürgerkriegen oder von fremden Einbrüchen zerrüttetes Land, das sich nach beiden nur im Schatten einer absoluten Regierung erholen konnte; zwei Invasionen, zwei Restaurationen, eine dreimal aufgerichtete und zweimal zu Boden getretene, volksthümliche Constitution; solche Verhältnisse haben seit einem Vierteljahrhundert in Spanien gewaltet. Und wenn nun das arme Land so viele ephemere Regierungen verschwinden, wenn es gleichem Untergange liberale wie absolute Herrschaft entgegen eilen sah, von der aber keine einzige es zu schützen vermochte; wem soll es sich dann noch anvertrauen, wenn es weder auf Freiheit, noch auf Despotismus seine Hoffnung setzen darf?

Galicien zeigt übrigens, ungeachtet seines seltsamen, ruhigen Zustandes, gleich dem übrigen Spanien, auch das Bild jener passiven Resignation, die jetzt auf der gesammten Halbinsel lastet. Unter allen anderen Verhältnissen müßte Coruna, der Sitz des General-Capitäns und die Hauptstadt der Provinz, in hoher, wenigstens relativer Blüte stehen. Die herrliche Lage dieses Hafens, die erste Station auf Spaniens westlicher

Küſte für alle aus England und Frankreich kommenden Schiffe, das Monopol des Handels mit der Havana, das Coruna Cadix entreißen zu wollen ſcheint; die Milde des Klima's, die Fruchtbarkeit des Bodens, die friſche und feuchte Vegetation, die mit dem inneren und ſüdlichen Spanien einen ſo glücklichen Contraſt bildet; die prächtigen Häfen endlich, mit denen die Natur dieſe Küſte beſſer, als irgend einen andern Punkt der Halbinſel ausgeſtattet hat; alle dieſe Bedingungen eines hohen Wohlſtandes, verbunden mit einem mehr kräftigen, als ſchönen Menſchenſchlage, der aber ausdauernd, gewerbthätig, für Meer und Handel geſchaffen, zu Arbeit und zu Gefahr gleich abgehärtet iſt; alle dieſe Bedingungen ſind hinreichend, um Coruna's Zukunft zu ſichern, ſobald Spanien aufgehört haben wird, nur für den heutigen Tag zu leben, und einſt auch für den folgenden ſorgen kann.

Materiell betrachtet, iſt Coruna nichts weiter, als ein einziger Granitblock, gleich der ganzen Eiſenküſte Galiciens, eine wahre, die Halbinſel zu ſchirmen vorgeſchobene Baſtion, welche den ewigen Sturm der ſchweren atlantiſchen Wogen aushalten muß, die, von weiten Fernen herrollend, unaufhörlich an ihren Klippen ſich brechen. Man kann unmöglich hier reiſen, ohne die göttliche Vorſehung bewundern zu müſſen, die auf der ganzen Weſtküſte Europa's von Diſtanz zu Diſtanz jene Bollwerke von Granit und Baſalt aufgeworfen hat, die feſt genug ſind, um allen Stürmen des Oceans zu trotzen, und die hinter ihnen liegenden Continente zu ſchirmen. Solchergeſtalt ſtrecken England, Irland, Norwegen weit hinaus in die Gewäſſer des atlantiſchen Meeres ihre langen Granit-Grathe. Da, wo leichter zu zerſtörendes Kalkgeſtein ſchlechten Widerſtand dem Wogendrange leiſten würde, wie im Kanale oder an den Küſten der Gascogne, da mildern gewaltige, vorliegende Sandbänke den Wellenſturm, und ſetzen ihm einen weniger lärmenden, aber nicht weniger wirkſamen Damm entgegen.

Nie wurde ich mehr von dieſer wundervollen Vorſicht der Natur ergriffen, nie ſtand meine Ueberzeugung ſo feſt und klar, daß nur ein intelligenter Wille die Bildung unſeres Erdballes leiten konnte, als da ich vor wenigen Tagen den furchtbaren Klippengürtel durchfuhr, der jenes gewaltige Gewäſſer umkränzt, das man die Rhede von Breſt nennt. Schifft man durch dieſe zweifache Klippenreihe, die auf der einen Seite bis an die Inſel Oueſſant ſich hinzieht, und auf der andern mit der Chaussée des Seins mehre Stunden weit in das Meer hinaus ſich erſtreckt, ſo kann man ſich kaum, ungeachtet des ſoliden Baues des uns tragenden Schiffes und der ganzen, daſſelbe regierenden Kunſt des Steuermannes, eines gewiſſen heimlichen Grauens enthalten. Das Meer mit

allen ſeinen Gefahren, mit ſeinen Tiefen, ſcheint ein ſicherer Zufluchtsort neben dieſer gefahrdrohenden Küſte zu ſeyn, wo ſeit dem Tage der Schöpfung die Woge nie zu ſchäumen aufgehört, das Meer nie Ruhe gekannt hat. Noch meine ich, beim letzten Schimmer des Tages die Klippen der Chauſſée ihre grauen Häupter erheben und mit drohendem Auge dem Fahrzeuge nachblicken zu ſehen, das ſo hart an ihnen vorüberfuhr. Noch ſteht die alte Bretagne vor meinem inneren Auge, mit ihren wüſten Dünen, wo hin und wieder ein einſamer Dolmen ſich erhebt, mit ihren ſtets brüllenden Wogen, auf welchen die ſchwache Barke der Druidin herumzuirren ſcheint, die allein ihre nächtlichen Myſterien vollbringt. Gehorchend dem friſchen Landwinde, ſchlüpft das Schiff über dieſe ſchweigende See, in welcher die Kunſt einen Weg gebahnt hat, und wo es unrettbar verloren iſt, weicht es nur einen einzigen Schritt von dieſer Bahn ab. Dieß iſt die erſte Reiſenacht, die erſte, die der Menſch in jenen kühnen Bündniſſen mit der Natur zubringt, die hier in ihrer feindſeligſten und geheimnißvollſten Geſtalt auftritt; eine Nacht der Wehmuth für Alle, die am Lande irgend eine Liebe, eine Erinnerung zurücklaſſen, eine Nacht der Wolluſt hingegen für Alle, die aus dem Meere ein neues Vaterland ſich geſchaffen haben, das ihnen das alte vergeſſen macht.

Bei den Matroſen ſelbſt iſt gänzliche Sorgloſigkeit ſchon längſt zur zweiten Natur geworden, und Gewohnheit hat ſie gegen die drohendſten Gefahren vollkommen abgeſtumpft. Gleich gern gehen ſie zu dem Feſte, wie in die Schlacht; Windſtille oder Sturm, Ruhe oder Arbeit iſt ihnen einerlei. Gewohnt, aus dem größten Müßiggange plötzlich in die angeſtrengteſte Thätigkeit ſich geworfen zu ſehen, jeden Augenblick ihr Leben auf der Spitze eines im Sturme krachenden Maſtes auf das Spiel zu ſetzen, beſteht ihr ganzes Leben gewiſſermaßen nur aus einer ununterbrochenen Reihe von aufopfernder Selbſtverleugnung. Schwerlich iſt auf dem geſammten Erdboden noch eine Klaſſe von Menſchen zu finden, denen der Gedanke an ihre Pflicht ſtets ſo vor Augen ſteht, und von welcher der Heldenmuth des unbedingten Gehorchens unter ſo einfacher und ſtündlich wiederkehrender Geſtalt gefordert wird. Gleich dem Soldaten, beſteht ihr ganzes Daſeyn im Gehorſam; von dieſem unterſcheidet ſich der Seemann jedoch dadurch, daß er ſtets den Befehl verſteht, den er vollzieht; ſtürzt ein falſches Manöver das Schiff in Gefahr, ſo wird die ganze Mannſchaft, indem ſie das befohlene Manöver vollzieht, den Fehler gewiß zu beurtheilen verſtehen, ohne Murren ihrem Untergange aber in ſchweigendem Gehorſam entgegeneilen, ob ſie gleich recht gut weiß, daß ſie hier noch nicht ihren Tod hätte finden ſollen.

Wie oft bin ich in ſchönen Julinächten, die gewöhnlich am Lande ſo unerträglich heiß, auf dem Verdecke eines Schiffes aber, ſelbſt in den heißeſten Breiten, ſo friſch und köſtlich ſind, auf die Schanzverkleidung der mich tragenden leichten Brigg gelehnt, bis Mitternacht aufgeblieben, und habe mich mit voller Luſt dem mir ſtets neuen Zauber hingegeben, der aus den tauſend Zufällen, die ſelbſt die kürzeſte Ueberfahrt beleben, hervorgeht! Wie vermag ich mit kalten Worten die Anmuth der vom Landwinde leicht gebeugten ſchlanken Maſten zu ſchildern, mit ihren aufgeſchwellten Segeln, die ſich gegen das Meer neigen, dann plötzlich ſich aufrichten, neu gekräftigt durch den belebenden Hauch, der in ihnen, gleich den Athemzügen in der Menſchenbruſt, arbeitet?

Zurück aber jetzt nach Coruna, wo mein gutes Briggſchiff „Alcyon“ ſeit mehren Tagen vor Anker liegt. Coruna beſteht aus zwei ſehr beſtimmt von einander unterſchiedenen Hälften. Die eine Hälfte, die Altſtadt, die ariſtokratiſche, ſelbſt auf der Seeſeite wie eine alte Burg mit Mauern umgebene Stadt, ſteigt amphitheatraliſch bergan mit ihren rothen Ziegeldächern, welche von der Hauptkirche und dem Palaſte des Gouverneurs überragt werden. Ganz nahe bei ihr dehnen ſich an den Meerufern die Gebäude der Neuſtadt aus, die um den Hafen einen mächtigen Halbkreis bildet, der durch eine gewaltige Vorſtadt vervollſtändigt wird, deren letzte Häuſer der Citadelle gerade gegenüber liegen. Die Citadelle wird von einem ſehr ſchönen Leuchtthurm überragt, der mit dem Namen Herculesthurm beehrt wird, obgleich der phöniciſche Hercules, der Handelsgott, ſehr unſchuldig an dieſem Baue iſt. Dieſer durch uralte Ueberlieferung geheiligte Name hat ohne Zweifel das Andenken an die Erſcheinung der erſten phöniciſchen Schiffe an dieſen entlegenen Geſtaden aufbewahren ſollen. Sehr leicht kann man ſich auch die Verwunderung der kühnen tyriſchen Seefahrer vorſtellen, als ſie dieſen, von der Natur ſelbſt ſo herrlich ausgeſtatteten Hafen entdeckten, in welchem ihre Abenteuer ſuchenden Flotten ſich vor Anker legten, bevor ſie, um Zinn von den Caſſitoridiſchen Inſeln zu holen, ſich in Britanniens Nebelmeer wagten. Wahrſcheinlich lernten, durch Beiſpiel und Unterricht der Phönicier, die Gallier ihre Beſtimmung als Seefahrer kennen, und Nutzen ziehen aus ihrer, zu Handel und Seefahrt ſo unendlich vortheilhaft gelegenen Stellung, nämlich zwiſchen England, Spanien und Frankreich, ohne Amerika zu gedenken, das der alte Handelsgott Harokles ſelbſt nicht einmal ahnete.

Wenn aber auch der Gott ſelbſt gleich längſt verſchollen iſt, ſo hat ihn ſein Kultus doch überlebt. Sollte Spanien einſt zu einiger Ruhe kommen, ſo ſcheint mir Coruna zu einer großen Rolle in der Handelswelt

berufen zu ſeyn. Thätiger Küſtenhandel, deſſen Mittelpunkt hier iſt, unterhält in Coruna's Einwohnern ihre alte Vorliebe zum Seeweſen. Dieſe kleine, auf engem Raume zuſammengedrängte Stadt, die kaum zwölf- bis fünfzehntauſend Einwohner zählt, bietet hauptſächlich um die Abendzeit einen äußerſt belebten Anblick dar. Die während des Tages nicht ſichtbaren Frauen und Mädchen verlaſſen Abends ſieben Uhr die am Ende des Golfs liegende Cigarrenfabrik, in welcher man mehr als zweitauſend Arbeiterinnen zählt. Es gewährt einen ſeltſamen Anblick, wenn man an jedem Abend dieſe lange Prozeſſion junger Mädchen jedes Alters und Standes vorüberziehen ſieht, von der eleganten Manola (der Griſette) an, mit künſtlich geflochtenem Haare und dem langen, hinten herunterhängenden Netze, mit der zierlichen Fußbekleidung und der mit weißen Spitzen beſetzten Mantille, bis zu der kräftigen, ſchwarzäugigen, dickbeinigen und grobfüßigen galiciſchen Bäuerin herab. In einer Stunde erhält man ſolchergeſtalt eine genauere Ueberſicht von der geſammten Bevölkerung, als man außerdem in Monaten hätte bekommen können. Unglücklicherweiſe muß ich aber der Wahrheit gemäß geſtehen, daß dieſe, an jedem Abend auf der Payoſaſtraße anzutreffende Muſterkarte des ſchönen Geſchlechts von Coruna, von den Bewohnerinnen dieſer Stadt gerade keine ſehr vortheilhafte Erinnerung zurückläßt.

Was nun die vornehmen Damen anbetrifft, welche die ganze Woche, gleich Türkinnen, anſtatt in den Harems, in den vergitterten und in der oberſten Etage des Hauſes angebrachten Miradores verleben müſſen, wo man hin und wieder einige niedliche brünette Köpfe erblickt, ſo will es mich bedünken, als ſeyen ſie nur am Sonntage Chriſtinnen, wenn ſie nämlich in die Meſſe und Abends auf der Alameda ſpazieren gehen, einer traurigen, zwiſchen den Wällen und den ſchmutzigſten Häuſern der Stadt eingeſchloſſenen Allee. Das Wenige, das wir übrigens von ihnen zu Geſicht bekamen, führte uns zu dem Schluſſe, daß ſie weit hübſcher ſeyn müßten, als die Obradores de Tabaco, deren langer Zug uns bald ſehr langweilig vorkam, und deren Tabagie-parfum auf eine gute Meile im Umkreiſe leicht zu riechen war.

Unter den hiſtoriſchen Problemen, die ich auf meiner Reiſe zu löſen wünſchte, befand ſich auch die Aufgabe: eine Unterſuchung anzuſtellen, in wie weit die drei Hauptſtämme des jetzigen ſpaniſchen Volkes, nämlich die nordiſchen Barbaren, die alten Eingebornen oder Celtiberier und die Araber oder Mauren ſich auf verſchiedenen Punkten der Halbinſel vermiſcht hätten. Bekanntlich wurde Galicien, der Entfernung ungeachtet, die es von den Ober-Pyrenäen trennt, gleich bei den erſten nordiſchen Einbrüchen zu Anfang des fünften Jahrhunderts von den

Sueven beſetzt, die hier, gleich den Vandalen in Bätika, ihren Wohnſitz aufſchlugen. Wenn man nun heutiges Tages am Hafen von Coruna herumſpaziert, ſo muß man nothwendig zwei ſehr beſtimmt geſchiedene Volksracen bemerken, die ihren Urſprung von den beiden Hauptſtämmen der galiciſchen Bevölkerung ableiten. Die Eine gehört dem alten, eingeborenen Geſchlechte an, und hat als charakteriſtiſches Kennzeichen eine ſehr gewölbte, aber niedrige und ſchmale Stirn, ſchwarzes, ſtrammes Haar, hervorſtehende Backenknochen, rundes, zuſammengedrücktes Geſicht, und überhaupt ſtark markirte Züge; die Weiber, bei denen man dieſe Grundzüge am leichteſten erkennt, ſind ſelten hübſch; ihre großen, ſchwarzen Augen, jedoch mit ſtolzem und ſtrengem Blicke, und ihre buſchigen Augenbraunen verleihen ihrer Phyſiognomie einen Ausdruck von männlicher Energie, die aber doch keineswegs einen anmuthigen Gang und anziehende Koketterie im Blicke ausſchließt. Ihrer im Allgemeinen kleinen Geſtalt mangelt weder Geſchmeidigkeit noch Anſtand. Ihre keineswegs anmuthige Tracht paßt ganz zu dem Charakter ihres Geſichts, und beſteht hauptſächlich aus einem Kragen von ſcharlachrothem Tuche, der Schulter und Buſen bedeckt, und recht gut mit, ihren ſchwarzen Haaren und friſcher Geſichtsfarbe harmonirt. Diejenigen, die ſich recht putzen wollen, hängen über dieſen noch einen weißen Spitzenkragen, der ſpitzig über den Rücken herunter fällt. Der übrige Körper iſt mit zwei oder drei dicken und dunkelfarbigen Röcken eingehüllt. Beine und Füße ſind nackt, und erinnern nicht entfernt an die Zierlichkeit der andaluſiſchen Piedecito. Zuweilen iſt der Fuß bekleidet, das Bein jedoch faſt nie. Dieſe ſcharf charakteriſirte Race gehört augenſcheinlich zum alten, eingeborenen Stamme, und wird hauptſächlich auf dem Lande angetroffen, wo weniger Vermiſchung des Blutes ſtattgefunden hat.

Die andere Hauptrace iſt ſchwerer zu beſchreiben, weil ſie weniger allgemeine und ſcharfgezeichnete Grundzüge darbietet: An dem länglichen Ovale des Geſichts, an der vorſtehenden und zugeſpitzten Naſe, an den hell- oder dunkelblonden Haaren erkennt man inzwiſchen doch beim erſten Blick die nordiſche Abſtammung, und wird an ſcandinaviſche oder angelſächſiſche Geſchlechtsverwandtſchaft erinnert. Hauptſächlich in der Stadt begegnet man dieſen regelmäßigern aber weniger ausdrucksvollen und belebten Geſichtern, welche hierauf unzähligerweiſe mit allen europäiſchen Racen vermiſcht ſind, die der Handel in dieſe Vorſtadt führt. Die vornehmeren Stände, in denen ohne Widerrede ein ſchöneres Blut als bei dem gemeinen Volke zu finden iſt, gehören meiſtens zu der nordiſchen Race, doch ſind mir einige junge Mädchenköpfe vorgekommen, wo die

Kraft und Lebhaftigkeit des altgaliciſchen, etwas zuſammengedrückten Schädels äußerſt glücklich mit dem ſcandinaviſchen Ovale verbunden war. Wollen wir aber alle Niederſchläge der auf dieſer angeſchwemmten Erde angehäuften Volksſtämme anführen, ſo müßen wir melden, daß africaniſches Blut ſich hier auch mit ſueviſchem und galiciſchem vermiſcht hat; denn als die Araber die Pyrenäen nicht zu überſteigen vermochten, zogen ſie längs ihnen hin, und beſetzten bis nach Gijon in der Nähe von Oviedo alle Küſtenſtädte. Die von ihnen hinterlaſſenen Spuren zeigen ſich noch in den dicken Lippen, runden Naſen und dem olivenfarbigen Teint, der manchen Geſichtern ein ächt africaniſches Anſehen verleiht. — Die Tracht der Landleute iſt höchſt einfach, und beſteht aus Jacke und Beinkleidern von grobem, gelblichem Wollenzeuge und aus der galiciſchen Mütze, die ganz einem an der Spitze umgebogenen Zuckerhute gleicht; Putzſüchtigere ſtecken Blumen oder Federn hinauf, und ziehen ſtatt der wollenen Jacke eine Scharlach-Weſte und weite Beinkleider an. Sonntags iſt die von allen Frauen getragene Kleidung ſehr hübſch und zierlich. Zu dem Scharlachkragen, der dann mit einem breiten ſchwarzen Sammtrande eingefaßt iſt, fügen ſie einen mit Seide geſtickten gleichfarbigen Rock, über den eine breite Schürze von ſchwarzem Tuche gebunden wird. Der Kopf wird endlich mit einem ſchwarzen Mantel von leichtem Tuche, in der Form des römiſchen Fazzoletto, bedeckt, der im Nothfall auch gegen Regen ſchützt.

Das Koſtüm der vornehmen Welt gleicht ganz dem in Madrid getragenen, und hier wie im Prado beginnt der abſcheuliche Hut, den man mit dem Namen des franzöſiſchen beehrt, die zierliche Mantille zu verdrängen. So verſchwinden von einem Ende Europa's bis zum andern allmählig alle National-Trachten und Gebräuche, und bald wird es ſo weit kommen, daß die Genre-Maler, wollen ſie nämlich Local-Scenen ſchildern, eigene Trachten erfinden müſſen.

In Geſellſchaft einiger Officiere der Brigg beſuchte ich den vier Stunden von Coruna liegenden Hafen Ferrol, den die Natur noch beſſer als den von Mahon ausgeſtattet hat, und das Arſenal, eine prächtige Ruine des ehemaligen ſchönſten Kriegshafens der Halbinſel. Stelle man ſich in einer langen Granitmauer eine ſchmale, kaum eine halbe Seemeile breite, und drei dergleichen Meilen lange Einfahrt vor, die oft ſo ſchmal wird, daß man ſie von Menſchenhand ausgegraben denkt, und die von nicht weniger als ſieben Forts vertheidigt wird. Dieſe Forts ſind freilich ohne alle Vertheidigungsmittel; was ſollten ſie aber auch in jetziger Zeit vertheidigen? Ein einziges von ihnen kann mit mehr als zweihundert Feuerſchlünden ausgerüſtet werden, und kein

Schiff vermöchte in dieſer engen Paſſage dem Feuer einer ſo furchtbaren Batterie zu widerſtehen, an der man auf Piſtolenſchußweite vorüberſegeln müßte.

Hat man endlich dieſe enge Einfahrt hinter ſich, ſo zeigt ſich ein runder, gewaltiger Waſſerſpiegel unſern Augen, umgeben von einem bis zur Spitze in höchſter Fruchtbarkeit prangenden Gürtel von Bergen. Im Mittelpunkte des Baſſins dehnt ſich die Stadt Ferrol und ihr Arſenal aus, deſſen lange Gebäude, mit rothen Ziegeln gedeckt, von weitem einen ſehr großartigen Anblick gewähren. Die Stadt, neuer und heiterer, obgleich weniger bevölkert als Coruna, iſt in regelmäßigen Quadraten erbaut. Alle Häuſer ſind weiß angeſtrichen, und haben einen Schein von Nettigkeit, der ſeltſam mit der in den Straßen herrſchenden Stille contraſtirt. Ueberall finden ſich zahlreiche Läden; allein, wie eine Bauersfrau mir ſehr naiv bemerkte, es gibt hier mehr Verkäufer als Käufer. Die Urſache hiervon iſt ſehr einfach; es wird nämlich in Ferrol kein anderer Handel als mit Munition und Kriegsgeräthſchaften getrieben, und keine anderen Einwohner finden ſich, als Angeſtellte; und weil nun dieſe Angeſtellten, hohe wie geringe, in der Regel wenigſtens zwei Jahresbeſoldungen gut haben, und jährlich höchſtens für zwei bis drei Monate Sold empfangen, ſo begreift es ſich leicht, daß die Handelsleute, wenn ſie den Empleados nicht eben ſo borgen wollen, wie dieſe der Königin Chriſtina borgen, wenig Käufer in Ferrol finden.

Der arme Teufel, der uns im Arſenal herumführte, hatte wahrſcheinlich ſeit vielen Wochen kein Geld geſehen; dieß ließ ſich wenigſtens aus der gewaltigen Freude ſchließen, mit der er unſere Piecetta in Empfang nahm. Von ſeiner Beſoldung hatte er in drei Jahren keine Sylbe vernommen, und ſeine zerlumpte Kleidung verbürgte die Wahrheit ſeiner Ausſage.

Die Geſammtzahl der Schiffe, die damals im innern Hafen lagen, beſtand aus einem alten Linienſchiffe, einer Fregatte und zwei neuen Korvetten, die aber alle abgetakelt waren; doch wurden in dieſem Augenblicke die drei letzteren Fahrzeuge ausgerüſtet, und die mich begleitenden Officiere fanden ihr Takelwerk und ihre Conſtruction ganz den Forderungen der jetzigen Zeit angemeſſen.

Wahrhaft Mitleid erregend war es aber, wenn man die wenigen, mit ſchlechtem Material verſehenen Arbeitsleute gleichſam verloren in den unermeßlichen Gallerien ſah, die von dem Getöſe von mehr als zweitauſend beſchäftigten Arbeitern ertönten. „Ja, vor Trafalgar,“ ſagte man uns überall, „da ſah es hier ganz anders aus!“ Trafalgar, der verhängnißvolle Zeitpunkt, von dem ſich der Verfall

Spaniens herſchreibt, welchem Frankreich als Feind oder als Bundesgenoſſe ſtets ſo unermeßlich viel gekoſtet hat! Und doch beklagten ſich dieſe Leute, die uns ihr Elend vorjammerten, nicht über die Franzoſen; in ihren Klagen war weder Bitterkeit noch Haß zu finden. Der Spanier, Fataliſt gleich dem Araber, iſt auch wie dieſer an Leiden gewöhnt. Geſchmeidig und ergeben, beugt er ſich unter der Hand der ihn ſtrafenden Vorſehung, und gibt ſeine Leiden weder ſich ſelbſt noch denen Schuld, die ſie ihm auferlegen. Leider iſt gewiſſermaßen ſein Normalzuſtand die Bedingung ſeiner Exiſtenz als Individuum und als Volk, und wird des Leidens Druck auf ſeinem Geſichte geleſen, ſo iſt es immmer ein geduldiges und feſtes Unglück, das ſich durch Fühlloſigkeit für die Leiden rächt, die er nicht vermeiden kann.

Die holzreicheren und beſſer als die Gegenden von Coruna angebauten Umgebungen von Ferrol, ſind mit ländlichen Wohnungen und Fichten und Kaſtaniengebüſchen bedeckt, deren ſaftiges Grün der ganzen Landſchaft einen ſehr heiteren Charakter gibt, der ganz an die reichen Gefilde des Jura oder der Vogeſen mahnt, denn nichts verkündet in dieſer friſchen und üppigen Vegetation die Sonne des Südens.

Mit vollem Rechte hat man Galicien die ſpaniſche Normandie genannt; und wenn man auch hin und wieder einigen Olivenbäumen begegnet, und ſogar, was ich jedoch faſt nicht glauben kann, auf einige im freien Lande wachſende Orangenbäume ſtößt, ſo ſcheint doch der allgemeine Charakter der Vegetation und die dicken, dieſe ſtürmiſche Küſte bedeckenden Nebel, mehr einer gemäßigten Breite anzugehören.

Coruna, gleich wichtig als militäriſcher Punkt, wie als Seehafen, wurde, in den erſten Jahren des ſiebenjährigen Kampfes um die Unabhängigkeit, der Schauplatz eines blutigen Treffens zwiſchen einem, vom Marſchall Soult commandirten franzöſiſchen Armeecorps und einer vom General Moore befehligten engliſchen Diviſion. Nach einem der blutigſten Gefechte, das nahe vor der Stadt geliefert wurde, zwangen die geſchickten Manövres des Marſchalls die an Zahl ſtärkern Engländer, ihre Zuflucht in der Stadt zu ſuchen; die Wuth der Kämpfenden war jedoch ſo groß, daß Sieger und Beſiegte zuſammen in die Stadt eindrangen. Ein engliſches, aus einem Linienſchiffe, mehren Fregatten und ſehr vielen Transportſchiffen beſtehendes, Geſchwader, lag damals auf der Rhede vor Anker. Die mit dem Schwerte in die Rippen verfolgten Engländer ſchifften ſich mit ſolcher Haſt ein, daß ſehr viele von ihnen, beſonders Weiber und Kinder, bei der Ueberfahrt zu den Schiffen ertranken. Als die Engländer keine Hoffnung vor Augen ſahen, ihre Reiterei einſchiffen zu können, ergriffen ſie das verzweifelte Mittel, ihren

Pferden die Sprunggelenke zu durchhauen, und ſie am Ufer zurück zu laſſen. General Moore, tödtlich bei dieſem unglücklichen Rückzuge verwundet, überlebte auch ſeine Niederlage nicht. Noch jetzt ſieht man ſein Grab auf einer mit Bäumen gepflanzten Erhöhung mitten in der Stadt, von wo aus man die Rhede und das Schlachtfeld zumal überſchaut. Hätte der friſche Nordoſt, der gerade blies, noch einige Stunden länger gedauert, oder wäre Windſtille eingetreten, ſo würde die ganze engliſche Escadre entweder genommen oder in den Grund gebohrt worden ſeyn; der Wind ſprang aber plötzlich nach Südweſt um, und machte den Engländern, obgleich mit gewaltigem Verluſte, das Entkommen möglich. Der Sieg koſtete übrigens denen, die ihn errungen hatten, keineswegs weniger, als denen, die beſiegt worden waren.

Ein kleines, aus einem Linienſchiff und drei Fregatten beſtehendes engliſches Geſchwader hatte ſich in dem Hafen von Coruna zuſammengefunden, wo ſchon vor unſerer Ankunft die franzöſiſche Korvette Thisbe ihre Station gehabt hatte. Mehre Tage lang boten die mit Schiffen und Seeleuten der drei Nationen bedeckte Rhede und Hafen einen ſehr kriegeriſchen Anblick dar; die Einwohner waren bei der Anweſenheit einer ſo bedeutenden Seemacht nicht ohne einige Unruhe, und vermutheten ſchon, die Engländer wollten ſich Coruna's und einiger anderen Küſtenſtädte bemächtigen; die ſchnelle Abfahrt der Escadre machte jedoch allen Conjecturen ein ſchleuniges Ende. Nach der Ausſage der engliſchen Offiziere war es nichts weiter als ein Uebungsgeſchwader, das in drei Wochen wieder in England ſeyn ſollte, eine Behauptung, der zu widerſtreiten die Artigkeit uns nicht erlaubte. Wahrſcheinlich nahm die Escadre, nachdem ſie ſich hier verſammelt hatte, ihren Weg nach dem mittelländiſchen Meere.

Geſtern, am 13. Juli, fand die Eidesleiſtung der Truppen auf die neue Conſtitution ſtatt, eine Feſtlichkeit, die zwar mit Ordnung, aber ohne großen Enthuſiasmus vorgenommen wurde. Einige tauſend Pfund Pulver, die dabei verplatzt wurden, hätten leicht beſſer gegen eine vier- bis fünfhundert Mann ſtarke Bande von Factioſen verſchoſſen werden können, die, wie man behauptet, auf der Straße nach St. Jago herumſtreiften. Vielleicht ſind es auch, wie es in Spanien ſich oft zuträgt, nichts weiter als Straßenräuber, die ihr edles Gewerbe mehr hervorzuheben gedenken, wenn ſie ſich Carliſten nennen. Allerdings müſſen wir bemerken, daß Truppen gegen ſie ausgeſendet worden ſind; allein hier, wie in der Vendée, wird der Kriegsmann, wenn er ſich verfolgt ſieht, zum Landmann, verbirgt ſein Gewehr, greift zum Karſte, und da, wo man eine Armee ſucht, findet man ein Heer friedlicher Landbauern. Die

Einwohner von Coruna trifft übrigens kein Vorwurf; die Bewachung der Stadt liegt ganz allein in den Händen der National-Milizen, die ſich durch gute Haltung und Ergebenheit für die Sache der Freiheit auszeichnen. Bei der Bewachung dieſer wichtigen Stadt werden ſie nur von wenigen Land-Milicianos und einigen Artilleriſten unterſtützt. Ob man gleich im Allgemeinen ſehr an der Sache der Königin hängt, ſo finden ſich deſſen ungeachtet in Stadt und Land der Unzufriedenen genug, und das ſpaniſche Miniſterium trifft, wie jenen Arzt des Kranken, der Vorwurf, die Krankheit gerade nicht hervorgebracht zu haben, ihr aber auch nicht abzuhelfen zu wiſſen.

Schwerlich wird man in ganz Spanien eine ſanftere und friedfertigere Bevölkerung finden, als hier in Coruna. Mitten unter einer, aus jedem Alter, jedem Stande zuſammengeſetzten Volksmaſſe, die gewiß nicht ſammt und ſonders aus Anhänglichkeit an Iſabella II. und an die Conſtitution ſich hier verſammelt hatte, fand auch nicht der mindeſte Zwiſt, die geringſte Unordnung ſtatt. Alle ſich hier aufhaltenden Franzoſen loben die wohlwollende, ihnen von den Einwohnern gewordene Aufnahme. Die auf dem Felde arbeitenden Landleute ſind gewiß immer zuerſt mit einem freundlichen Gruße bei der Hand, und auf dem Lande wie in der Stadt, hat das Lachen und ſpottende Kichern der jungen Mädchen, das die Gegenwart eines franzöſiſchen Offiziers ſtets unfehlbar hervorbringt, gewiß keine böſe Bedeutung.

So eben werden die Anker gelichtet, zu unſerer weitern Fahrt nach Liſſabon, von wo aus wieder ein Brief erfolgen wird.

London im Fluge.

Es ist so anlockend für Reisende, die das rheinische Dampfboot besteigen, nach London zu schwimmen, daß man annehmen kann, ein großer Theil derselben führe es auch aus. Kann man nur wenige Tage in der Welt-Hauptstadt zubringen, so sind Anleitungen nöthig, das Merkwürdigste in kürzester Zeit in Augenschein zu nehmen, und in dieser Hinsicht mögen die folgenden Zeilen nicht ganz ohne Werth seyn.

Wir wollen einem jungen Franzosen folgen, der sich in Calais befand, und nur achtundvierzig Stunden übrig hatte, die er zu einem Besuche Londons verwendete. Er schiffte sich mit dem gewöhnlichen Paketboote ein, betrat um neun Uhr den englischen Boden, brachte die Nacht in der Diligence zu und war mit Tagesanbruch in London. Hier miethete er sogleich ein Cabriolet und fuhr in der Stadt umher; er besuchte den Tower und Regents-Park, zog durch alle Viertel, über alle Brücken, sah alle Monumente, alle Squares; nach Oxford-Street und Piccadilly kam er, als schon das Gaslicht angezündet war, und um Mitternacht reiste er ab.

Diese expeditive Art London zu sehen, hat große Vortheile. Will man Alles in Augenschein nehmen, was die Merkwürdigkeiten Londons genannt wird, so braucht man vierzehn Tage und vierzig Louisd'or dazu, nach dem minutiösen Kalkul eines Statistikers.

Ein Pariser begreift nicht leicht, was die vierzig Louisd'or bedeuten, die das Budget des Reisenden belasten, um die Merkwürdigkeiten zu sehen. Paris ist in dieser Hinsicht eine großmüthige Stadt, wo der Fremde alle Kirchen, Museen und Paläste ohne Abgabe sehen kann,

allein in London findet man überall den Tarif angeſchlagen und die Hand geöffnet. Englands Hauptſtadt läßt keine Gelegenheit vorbei, um aus ihren Denkmälern auch pecuniären Vortheil zu ziehen; ein Widerſpruch im Charakter der ſo reichen und ſtolzen Bevölkerung.

Und überdieß iſt die Abgabe nicht nur eine Unziemlichkeit, ſondern auch eine Fopperei. Nehmen wir z. B. den Tower, dieſes an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reiche Denkmal. An der Pforte meldet ſich der Fiskus, und die Abgabe wird entrichtet. Wie ſehr täuſcht man ſich aber, wenn man glaubt, daß mit den drei Schillingen Alles abgethan ſey. Ganz und gar nicht; damit hat man nur das Recht des Eintrittes erlangt. Ein Führer im Koſtüm der Zeit der Königin Eliſabeth, der mit majeſtätiſcher Gravität ſeine mit Bandſchleifen überladene Sammt-Toque und ſeinen mit Galonen beſetzten Rothrock trägt, geſellte ſich zu uns.

„Hebt den Kopf in die Höhe, ſpricht der Cicerone, hier iſt das Fenſter des Zimmers, wo die Söhne Eduards ermordet wurden; dort das Fenſter des Zimmers, wo Anna Boleyn eingeſperrt war.“

„Kann man dieſe Zimmer nicht ſehen?“

„Unmöglich, denn ſie ſind bewohnt; das der Anna Boleyn, von einem Unter-Officier der Garniſon; das der Kinder, von einer Wäſcherin. Dafür aber ſieht man hier die Wieſen, wo die Hinrichtungen Statt fanden. Hier ſtand der Block; man kann noch die Blutſpuren auf dem Pflaſter ſehen. Anna Boleyn und der Graf Eſſex wurden hier enthauptet; eben ſo Jane Grey.“

Von der Wieſe geht man in's Arſenal — Sonnen aus Säbeln, Wände aus Flinten, Säulen aus Piſtolen zuſammengeſetzt. In einer weiten Gallerie ſieht man die Rüſtungen der berühmteſten Könige und Feldherren auf hölzernen Pferden. Hier der ungeheure Panzer, den Heinrich VIII. ausfüllte. Wenn Ihr hiſtoriſche Bagatellen liebt, ſo ſeht hier das rothe Kasket, welches Tippo Sahib getragen, und das Beil, welches der Anna Boleyn den Kopf herunter ſchlug. Ueberall in dieſem Tower ſtößt man auf Erinnerungen dieſer unglücklichen Frau. Im Schatze ſieht man ihre Krone, ihr Scepter und ein zierliches Elfenbeinſtäbchen, welches der Künſtler für die zarte Hand der ſchönen Königin ſo überaus zart ſchaffen zu müſſen geglaubt.

Will man nun die Diamanten der engliſchen Krone ſehen, ſo muß man eine neue Abgabe entrichten, und dann tritt man durch eine kleine Pforte in einen Saal, wo hinter einem eiſernen Gitter, eine Kapelle ſichtbar wird, die von einer ſilbernen Lampe erleuchtet iſt. Hier liegen, auf einer Art von Altar, blitzende Diademe, goldene

Scepter und reiche Gefäße, dann auch kleinere Gegenstände, wie Sporen, Salzfässer und Löffel. Dieser Schatz, dessen Werth auf mehre Millionen Pfund Sterling angegeben wird, ist der Aufsicht einer alten Frau anvertraut.

Nachdem man nun diesen Schatz in Augenschein genommen hat, begebe man sich zu den Docks, dem eigentlichen Schatze Englands. Diese weiten Bassins, stets mit Schiffen angefüllt, und von ungeheuren Magazinen umgeben, verleihen den vollständigsten Begriff des Londoner Handels. Hierher bringen alljährlich zwanzigtausend Schiffe die Waaren aller Welttheile, im Werthe von siebenzig Millionen Pfund Sterling. Der größte dieser Docks ist der ostindische, der schönste der von St. Catharina, den fünfstöckige, stets volle Magazine umgeben, die auf Säulen von Gußeisen ruhen. Der Keller der Londoner Docks hält neun Morgen, und sechzigtausend Fässer bilden darin ein Labyrinth von Straßen und Gäßchen. Ueber diesem Keller ist die Tabaks-Niederlage, in deren Mitte eine breite und tiefe Grube sich befindet. Wenn ein Kaufmann verdorbenen Tabak erhält, so überläßt er ihn der Behörde, um den Eingangszoll dafür nicht entrichten zu müssen; man verbrennt ihn dann in dieser Grube, die deßhalb „die Pfeife des Königs von England" genannt wird.

In Hinsicht der Größe kömmt den Docks am nächsten die Brauerei von Barclay-Perkins. Hundert und sechzig Pferde werden dazu verwendet, um das Fabrikat in London einherzuführen. Die Brauerei enthält hundert sechs und dreißig Kessel. In einem dieser Kessel, der vier und zwanzig Fuß tief ist, und hundert achtzehn Fuß im Umkreise hält, gab der Hanns Barclay-Perkins dem König Georg IV. ein Diner.

Wenn man nach dieser Brauerei und den Docks die Kirche von St. Paul besucht, so wird man sie sehr kleinlich finden. Es ist eine platte Copie der Peterskirche, kahl, ärmlich, fast ohne Verzierungen, und nur hier und da einige bemerkenswerthe Grabmäler. Um nur etwas von diesem Besuche zu haben, muß man auf die Höhe des Gebäudes steigen, bis zu dem Orte, den man die Kugel nennt. Man gelangt zwar nicht ohne Schwierigkeit dahin, und muß wohl noch drei bis vier Mal seine Abgaben entrichten, allein man wird durch ein prächtiges Panorama dafür entschädigt.

Westminster ist gewiß das schönste und merkwürdigste Denkmal Londons. Die Kapelle Heinrichs VIII. ist aller Bewunderung werth; allein die andern Theile des Tempels sind allzu vollgestopft; man könnte ihn einen Gräber-Bazard nennen; die Mausoleen stehen auf einander gehäuft, und diese Menge zerstört allen Effekt. Man hat so vielen Lärm

davon gemacht, daß die Schauſpieler Garrick und Kemble neben den Königen von England begraben liegen. Allein Weſtminſter iſt nicht, wie etwa St. Denis, blos für die ſterblichen Ueberreſte der Könige reſervirt, ſondern es iſt ein philoſophiſcher Kirchhof, wo jeder Stein die Gleichheit im Tode predigt; eine Art von Todtenwirthshaus, wo Jeder für ſein Geld ſchlafen kann. Hier ruht ein Kaufmann aus der City neben Shakespeare, dort eine Kleinbürgerin neben dem ſtolzen Monarchen; es iſt ein ſeltſames Durcheinander, wo alle Klaſſen der Geſellſchaft vermiſcht ſind. Garrick und Kemble befinden ſich dort zugleich in der hohen Societät und doch in ſchlechter Geſellſchaft.

Die Majeſtät und der Ernſt von Weſtminſter werden auf mehr als eine Weiſe überdieß compromittirt. In einigen Kapellen ſtehen große Schränke, in denen man hiſtoriſche Wachsfiguren und Koſtüme ihrer Zeit erblickt. Maria Stuart, Eliſabeth, Carl II., der Herzog von Buckingham, Admiral Nelſon, ſind hier zu finden. Man kann ſich nichts Erbärmlicheres denken, als dieſe gelben Figuren, in der abgeſchoſſenen, verwitterten Tracht. Wie kann man ſo das Erhabene mit dem Grotesken vermiſchen!

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Nenndorf, den 31. Auguſt 1837.

Die Saiſon iſt beendigt, die Spätlinge der Badegäſte erhalten heute die lezten Bäder; morgen verläßt auch der Badearzt, Geheimer-Hofrath d'Oleire das von ihm gelenkte Geſundheitsſchiff, um nach Bremen zurückzukehren, wo ihn ſo viele Patienten mit Berge verſetzendem Glauben erwarten.

Nenndorf war in dieſem Jahre beſucht, aber nicht in dem Maße, wie dieſe wunderbare Heilquelle es um die Menſchheit verdient hat; denn gewiß ſteht dieſes Bad mit ſeiner Zwillingsſchweſter „Eilſen" ſo hoch begünſtigt vor allen andern Geſundheitsbrunnen, Aachen etwa ausgenommen, da, daß es unbegreiflich iſt, wenn ſo viele Gichtkranke, an Reumatismus und Hautübel Leidende, die warmen Quellen des Südens oder gar die ſo ſehr unbeſtimmt wirkenden ſalzigen Fluthen der Seebäder vorziehen. Was aber mehr als alles Andere Nenndorf den Vorrang vor allen Bädern gibt, iſt die Perſönlichkeit des Arztes. Wenn gleich ſchon die größten Heilkünſtler des Nordens den Namen „d'Oleire" mit Ehrfurcht und Neid ausſprechen, ſo fehlt dieſem Manne vielleicht nur der Name eines viel geleſenen Literaten, ein Mangel, den er mit Sokrates und Chriſtus theilt, deren würdiger Jünger er durch thätige und weiſe Menſchenliebe iſt. Denn auch er heilt unermüdet am Sabbath und vielleicht bedarf es nur einiger Säkular-Schichten der Vergangenheit, um ſeinen überraſchenden Kuren den Ruhm eines Wunderthäters zu ſichern. Weder Dankbarkeit noch irgend ein Intereſſe bewegt den Einſender dieſer Zeilen, allen Kranken zuzurufen: „Gehet hin, auf daß ihr geneſet durch die Hand dieſes Meiſters!" aber bitten will er, daß ein jeder, der ſeinem Rufe gefolgt und durch die Meiſterhand geheilt iſt, mit dankender Anerkennung dieſe fröhliche Botſchaft zum Wohl der leidenden Menſchheit verbreite.

Das Bad Nenndorf verdankt ſeine Entſtehung dem vorigen Kurfürſten. Schon früher war der Grund und Boden wegen ſeiner ſtarken Schwefelquellen bekannt, und wurde ſchon damals als ein Aufenthalt des Teufels bezeichnet. Nachdem ſich aber mehre verzweifelnde Kranke dieſem — oder vielmehr ſeinen Quellen ergeben und dort eine übernatürliche, göttliche Hilfe gefunden hatten, entſtand der Glaube, daß der Schwefel auch im Laboratorio der Engel bearbeitet werde, und daß die mehr des Teufels ſeyen, welche ſich den Aerzten ergeben, als diejenigen, welche ihre verlorene Hautthätigkeit durch die nunmehr geheiligten Quellen Nenndorfs wieder herzuſtellen ſuchten.

Wie die alten Frauen den Ruf der jungen Leute machen, ſo ſind ſeit jeher die Berliner Aerzte beſtimmt geweſen, den Ruhm der Heilquellen zu gründen. Der berühmte Ernſt Ludwig Heim empfahl Nenndorf ſeinen Patienten, und von dieſer Zeit an wuchs der Ruhm dieſes Bades von Jahr zu Jahr, bis ihm in neuern Zeiten die bekannte Drohbriefsgeſchichte, das Fehlen eines tüchtigen Brunnenarztes das par-

venümäßige Emporkommen der in gleichem Fache arbeitenden Seebäder und der unvernünftige Zwang von Seiten der Brunnendirektion, nach welchem die Badegäste in kurfürstlichen Logirhäusern wohnen mußten und sich nicht bei den Dorfbewohnern einquartiren durften, das Patronat der Regentenfamilie und die Frequenz der Badgäste entzog.

Diese letzte Anordnung ist indessen jetzt aufgehoben, und es steht zu erwarten, daß Rennsdorf bald wieder zu seinem alten Ruhme, vielen Kranken in jeder Saison geholfen zu haben, gelangen werde.

Die Wohnungen sind nicht theuer — die hübschen Umgebungen des Kurorts, wohin namentlich die Pagenburg und Lüdenerklippe gehören, machen den Schauenden fast glauben, er sey in das göttliche Großherzogthum Baden an die Bergstraße versetzt, und die Bewirthung des alten, vielerfahrenen und interessanten Herrn Zahn erreicht die Güte und Wohlfeilheit der süddeutschen Bäder. Dieser „Zahn" ist der Vater des bekannten Berliner Professors, der sich um die architektonischen Zeichnungen, welche in Herkulanum und Pompeji aufgefunden wurden, ein so großes Verdienst erworben hat, und dessen Göthe an mehren Stellen so ehrenvoll gedenkt. Auch er erwirbt sich fortwährend den Dank seines Geburtsorts und dessen Sommergäste, denn im väterlichen Saale sind die Schätze versammelt, welche er fortwährend in Italien mit seltner Kennerschaft aufkauft und mit den Beglaubigungen ihrer Aechtheit den Penaten übersendet. So sind die herrlichsten Bilder klassischer Meister auch temporaire Besucher Rennborfs. Vor allen Dingen muß aber hier eines Bildes von Spagnoletto, einer Madonna mit dem Kinde, gedacht werden, zu dessen Lobe Herr Bertram, — wenn es früher in der Boisserée'schen Bildersammlung gezeigt worden wäre, gewiß Stunden gebraucht hätte. Dieses Bild ist für den unbegreiflich billigen Preis von 400 Louisd'or zu haben, und ich rechne auf den Dank des ersten vermögenden Lesers dieser Zeilen, der ohne Weiteres, und wäre es auch nur aus Speculation, dieses Bild sofort ankaufte.

Der Rennborfer Brunnen dient theils als Trinkwasser, theils als „Bad", letzteres als „Schwefelwasserbad," als „Gasluftbad" durch „Dämpfe", welche in einem Kasten den ganzen Körper außer dem Kopfe umgeben, mit einem selbst erfundenen Worte, oder auch als „Schlammbad" gereicht; die Besucher des Letztern nennt der alte, treue, gutherzige Badewärter „Pfingsten" „die Herren Schlemmer." — Um zur Nachkur wo möglich noch ein Soolbad zu haben, wie solches jetzt schon in dem, eine halbe Stunde entfernten Städtchen Rodenberg gegeben wird, ist ein artesischer Brunnen angelegt, der bereits mehr als 400 Fuß in die Eingeweide der Erde gedrungen ist, und dessen Tiefe mit mehren Arbeitern täglich nur um einige Zolle gefördert wird. Mit Columbus-Gefühl erwarten die Dirigenten täglich, daß ihre Mühe gelohnt und anstatt des „Landes" endlich „Salz" gerufen werde. Vor Allem wichtig wird dies für Rennborf werden, weil alsdann ihm noch unbestrittener der Vorzug vor dem benachbarten „Eilsen", welches es übrigens an Kraft der Schwefelquelle ohnehin übertrifft, zuerkannt werden muß.

Leider fehlt in Rennborf auch nicht der gewöhnliche Teufel des Bades „das Hazardspiel." Der Fluch der Menschheit baut den Banquierd, welche die Teufelsmühle der Roulette für die billige jährliche Summe von 1000 Thlr. gepachtet haben, Häuser, während es den Wohlstand so vieler Besucher und besonders der Einwohner Hannovers untergräbt. Es ist jammererregend anzusehen, wie namentlich eine große Anzahl Handwerker, welche schaarenweise theils in Einspännern, theils zu Fuße, den drei Meilen langen Weg von Hannover am Nachmittage bedecken, an den Spieltagen par excellence, dem Donnerstage und Sonntage, ihre wenigen Gulden am grünen Tische der Hoffnungslosigkeit verlieren und nicht selten, durch Verzweiflung getrieben, zu Betrügereien und Spitzbüberein aller Art schon am Badeort selbst verführt werden. Indessen fehlt diesem tragischen Momente auch das Komische, also der Humor, nicht. Wer möchte es einen Gewaltstreich nennen, wenn der König von Hannover, entweder in einem Anhang zum alten Staatsgrundgesetze, oder in dem neuen ein Gesetz gäbe, daß über einen jeden Bürger Hannovers, der an der Spielbank Rennborfs pointirt, eine Curatel verhängt werden soll. Entblößt vom Gelde, begeben sich die Spieler am Abend auf den Rückweg, woselbst sie in einem dichten Gehölze, das ihnen am Nachmittage dient, um ihre Toilette zu machen, an den mitgerissten, ahnungsvollen Schinkenknochen zu nagen pflegen. Dieses ist bei Menschen und Vieh notorisch, so daß ich sogar bemerkt habe, wie nicht blos die Banquierd, sondern auch die Hunde Rennborfs sich an solchen Spieltagen freuen. Denn sobald die Spielsäle geschlossen werden und die Hannoveraner sich entfernt haben, versammelt sich eine Meute Hunde zur Emeute, und zieht in das Wäldchen, um die von den unglücklichen Spielern als unverdaulich weggeworfenen Knochen, vielleicht auf Befehl einer Gottheit, damit auch diese nicht wieder Würfel werden, zu zernagen. Schon hat das Hölzchen daher den Namen des „Schinkenknochenplatzes" erhalten.

Von ausgezeichneten Fremden war vorzüglich der Minister von Ompteda zu nennen, der erst kürzlich die Leitung der Hannöver'schen An-

gelegenheiten bei dem verstorbenen König von England hatte, wohin er jetzt als Hannöver'scher Gesandter zurückkehrt. Trügt mich nicht mein sonst bei Diplomaten ziemlich mißtrauischer Blick, so trägt dieser Mann Kopf und Herz auf der rechten Stelle, und gehört zu den herrlichen Zeugen, die da bekunden, daß die größte Herzensgüte auch am Ende mit der größten Klugheit Eins ist.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

XIII.

Rückblick.

In diesen Uebersichten versuchte ich seit Anfang dieses Jahres unserer neuesten Literatur die allgemeinsten Charakterzüge abzulauschen und es wird mir gestattet seyn, jetzt einmal zurückzuschauen und zu sehen, ob ich damit einen Vorsprung gewonnen habe. Wir haben vielleicht nicht ohne Beschwerde für die Leser eine Höhe erstiegen. Es fragt sich, ob jetzt etwas Namhaftes hinter uns liegt.

Als der Verfasser anfing, diese Artikel zu schreiben, hatte er seit Jahr und Tag mit der laufenden Literatur in keinem öffentlichen Verkehr gestanden und er fühlte sich von den Umständen veranlaßt, für ein frisches Wirken einen frischen Grund zu legen. Ein gräulicher Sturm hatte kurz zuvor den Boden, den man von Neuem betreten sollte, sattsam verändert, ja bis ins Tiefste aufgewühlt. Die Anarchie, welche seit Jahren schon in unserer Nationalliteratur heranzog, ist neuerdings zu einer schreckenerregenden Höhe gediehen. Vernichtungskriege, Barbareien aller Art, Widersprüche, für welche auf hinlängliche Zeit keine Ausgleichung zu erwarten ist, je bestimmter sie trotzdem der Zukunft vorbereitet wird; das sind die Züge einer Literaturepoche, die nach dem goldenen Zeitalter, das kaum hinter uns liegt, jählings in ein eisernes verwandelt ist. Wie einst zu Zeiten des Faustrechts ein tüchtiger Rittersmann, so muß sich jetzt Jeglicher in diesem Literaturwirrwarr retten, so gut er kann, und das Allgemeine, was doch die Besseren erstreben, in nothgedrungener Vereinzelung, mit einigen fernen und nahen Genossen wirkend, nach eigener Weise geltend machen, wie sich's thut. Nur das ist zu verhüten, daß ein Krieg Aller gegen Alle das Ende dieser jämmerlichen Zerrissenheit werde. Und dagegen schützt uns zuletzt nur das Daseyn eines gemeinsamen Feindes, der die zersplitterten Kräfte wieder zusammenrafft, ein Feind, der noch in einer großen, mannigfach gearteten Partei fortlebt, wenn er in einem verächtlichen Individuum überwunden scheint.

Meine Ansichten über deutsche Literatur sind noch immer die, welche sie vor Jahren waren, wenn sie auch durch Erlebnisse und Lebensrichtung ihres ersten Jugendschwunges beraubt wurden. Daß ich all mein Sinnen und Denken auf das Politische koncentrirt und mir dabei, wie es auf diesem Wege selten ausbleibt, die allgemeinen Tendenzen unseres Zeitalters zu festen, dringlicheren Ueberzeugungen geformt habe, mußte die entschiedensten Folgen und auf all mein Thun seine Wirkung äußern. Auch in dem literarischen Betrieb höre ich nicht auf, Politiker zu seyn, obschon ich auf diesem Terrain nicht, wie es ein gewisser Liberalismus pflegt, den Geist etwa blos nach politischen Ueberzeugungen schätze. Fortan einem jüngeren Aufstreben in unserer Literatur anzugehören, war mein eifrigstes Bemühen. That ich dies in einer Weise, die Viele verwunderte, so glaubte ich doch, die nicht von vorn herein Uebelwollenden oder Exclusiven nicht erst bitten zu müssen, einen Politiker unter sich zu dulden.

Wie aber die Dinge standen, als ich mit solchen Stimmungen an eine von Feindseligkeit und Terrorismus gepeitschte Literatur herankam, fühlte ich zunächst das dringende Bedürfniß, gewisse allge-

meine Anſichten und Maximen zu entwickeln, und Freund und Feind gegenüber diejenigen Hauptpunkte und Poſitionen feſtzuſtellen, auf die ich von allen Strebenden gleichfalls Rückſicht genommen wünſchte. Das waren die Fundamente, welche ich in dieſen dreiviertel Jahren zu legen ſuchte. Erſt einige einleitende Artikel. Dann die poetiſche Literatur in ihren Stützpunkten und Erwartungen hauptſächlich an der Gattung, die der Neuerung am zugänglichſten iſt, an der Lyrik. Vor Allem wendete ich der proſaiſchen Production das Auge zu, und verfolgte von da aus die wichtigſten Gebiete, welche ſie ſich neuerdings zugeeignet hat, namentlich die publiciſtiſche Darſtellung in dem erſt jetzt zu rechter Anerkennung gehobenen Gentz, die Lebensſchilderung in Fürſt Pückler und deſſen Geiſtesverwandten, die neuere Geſchichtſchreibung in ihrem Sammelpunkt, die geſchichtliche Erdkunde in einem Nachfolger Ritters, die Lebenszeichnung und die Kunſt des Memoirs in Varnhagen von Enſe. Einen Höhepunkt unſeres gegenwärtigen Literaturſtandpunktes habe ich in der Thätigkeit des letzterwähnten Schriftſtellers aufgezeigt.

Da es aber einmal galt, Stützpunkte herbeizubringen und Fundamente zu legen, ſo durfte ich auch die neueſte, herrſchende Philoſophie nicht außerhalb des Geſichtspunkts laſſen. Auch meine eigene Hinneigung trieb mich dazu. Und dieſe nicht allein, ſondern vorzüglich die Ueberzeugung, daß, wenn es den belletriſtiſchen Literaturblättern vergönnt ſeyn ſoll, ihre Läſterung und Ignoranz über ſolche Dinge auszuſchütten, mir es in einem ähnlichen Inſtitut geſtattet ſeyn würde, das größere deutſche Publikum auf die Richtung Hegels und die Fortſchritte ſeiner Lehre hinzuweiſen.

In allen dieſen Punkten denke ich mir und meinen Leſern für jetzt einen zureichenden Horizont eröffnet zu haben. Und da ich uns zugleich die Luft bereitet habe, in der wir athmen und ſegeln wollen, kann ich mich ſelbſt mit größerer Leichtigkeit bewegen. Das Ernſte mag ſich mit dem Leichten miſchen und das Gewühl des täglichen Treibens in bunten Wimpeln und Zetteln um die größeren, ernſteren Maſten herumflattern. Wenn ein Sturm droht, oder das hohe Meer tobt, können wir uns jederzeit in die ſicheren Fahrzeuge retten, oder wenn wir uns, auf leichten Fang gewendet, zu weit von der ſchützenden Brigg entfernt haben, wird uns ein Nothſchuß raſch den erwünſchten Nachdruck bringen. Hat man eine Feſtung genommen, ſo darf man ſich mancherlei Streifereien in die Umgegend erlauben.

In welcher Art und Form ich dies zu bewerkſtelligen trachte, wird die Folge zeigen. Die erſte Reihe unſerer Ueberſichten iſt demnach mit dieſem Rückblick geſchloſſen.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

XIII.

Arbeiten der großen Oper in Paris. Schon ſeit lange war dieſes Theater nicht ſo blühend als jetzt, wozu die magiſche Stimme des Tenoriſten Duprez und der Tanz der Mlle. Fanny Elsler beiträgt. Wie viel der Director Duponchel für das Vergnügen ſeines Publikums aufs Spiel ſetzt, mag daraus erhellen, daß das Budjet für das laufende Jahr um 92,000 Franken das des vorigen Jahrs überſteigt und 500,000 Fr. ungefähr beträgt. Die Geſellſchaft beſteht aus Duprez, Levaſſeur, Maſſol und Wartel nebſt den Damen Falcon, Dorus, Nau und Stolz. — Die Stumme von Portici und Robert der Teufel werden neu in die Scene geſetzt und ein großes Werk von Scribe und Halevy, Cosmus von Medicis, wird nebſt einem Ballete,

„die in eine Frau verwandelte Katze" in die Scene gesetzt. — Die Wiederaufführung der Stummen wird mit neuen Decorationen statt finden, was noch nie für ein anderes Werk geschehen ist; auch die Kostüme werden neu verfertigt. Das Divertissement, welches zur Vermählung des Herzogs von Orleans in Versailles gegeben wurde, wird dem ersten Akte einverleibt. Eine junge Debütantin, deren mimisches Talent sehr gelobt wird, Mlle. Celeste Elliot, wird die Fenella geben, und Duprez zum ersten Mal den Masaniello darstellen. — „Die in eine Frau verwandelte Katze" ist von Herrn Duveyrier, und die Musik das Erstlings-Werk eines Herrn Montfort. Nichts ist gespart; die Decorationen sind prächtig und die Kostüme getreu nach Originalen, die aus Canton gebracht wurden. Die Scene spielt nämlich in China. — Dann kommt „Cosmus von Medicis" und hierauf wird Meyerbeers neuestes Werk folgen.

— „Guise oder die Staaten von Blois" mit Musik von Onslow hat vor einigen Tagen in der komischen Oper sehr angesprochen. Besonders wurde der erste Akt und die große Arie des letzten warm applaudirt.

—— Einen Beweis, wie sehr die dramatische Kunst der Franzosen beliebt ist, mag Folgendes liefern:

In Odessa ist ein französisches Theater, wo Comödien und Vaudevilles gegeben werden.

In Moskau desgleichen.

In St. Petersburg genießt das französische Theater den besondern Schutz des Kaisers.

Auch in Berlin prosperirt das französische Theater.

Eine reisende Gesellschaft durchzieht unser Land und gibt mit Beifall Vorstellungen.

In Algier wechselt eine kleine französische Gesellschaft mit einer italienischen Operntruppe.

Auf der Insel St. Maurice sollen französische Opern in Vollendung aufgeführt werden.

Auf Ile de France ist es derselbe Fall. Man hat dort mehre Sänger, die in Paris mit Auszeichnung genannt werden.

Calcutta hat ein kleines französisches Theater, auf dem man alle Genres gibt.

Die französische Oper in Neu-Orleans ist als vorzüglich bekannt.

In Amsterdam beginnt die französische Opern-Saison den 1. Septbr. und endigt im Mai.

Im Haag besucht der Hof vorzugsweise das französische Theater.

Belgien hat nur französisches Schauspiel.

Brüssel hat zwei Theater, die meisten der andern Städte besitzen ihre Theater vom Septbr. bis zum Mai.

In kleineren Orten wird nur bei den Kirmessen gespielt.

In Spaa ist französisches Theater während der Saison.

Als Belgien und Holland noch zu Frankreich gehörten, mußten den Dichtern die gesetzmäßigen Tantièmen auch in diesen Ländern gezahlt werden, welches jetzt aufgehört hat.

Von St. Domingo aus ist schon die Partitur des Postillons von Longjumeau verschrieben worden. Ich kenne eine deutsche Bühne, die erst in zehn Jahren diesen glücklichen Einfall haben wird.

In Berlin hat diese Oper den glänzendsten Succeß gehabt.

In Frankfurt haben sie schon die Hugenotten gegeben.

Auf der Insel Bourbon spielt ein Mulatte den Othello mit Beifall.

Aus der nächsten Nähe weiß ich wenig Interessantes mitzutheilen.

Das Stuttgarter Hoftheater wurde nach zweimonatlichen Ferien mit einem Schauspiele in fünf Akten von Iffland unter dem Titel die Mündel und einem desgleichen von P. A. Wolff mit Musik von C. M. von Weber, betitelt „Pre-

eröffnet." wieder eröffnet. Und somit wären wir denn mit unserem heutigen Bericht zu Ende.

Der Allwisser.

Wem ist nicht schon oftmals ein Mensch aufgestoßen, der Alles weiß und von Allem unterrichtet seyn will. Jüngst begegnete ich einem solchen und ich will es versuchen, hier Einiges mitzutheilen, wovon ich während einiger Stunden, die ich mit ihm hinbrachte, Zeuge war.

Wir saßen beim Essen. Mein Mann nahm von einer Speise, welche der Wirth ein Ragout mit Trüffeln nannte.

„Diese Sauce besteht aus einer Mischung von Aloe, Sandelholz und etwas überzuckertem Ingwer; allein es sind für keinen Pfennig Trüffeln darin."

Man stritt hin und her, endlich ging man dem Wirth zu Leibe und er mußte erbleichend gestehen, daß die Trüffeln sehr selten seyen und man sie daher allerdings fabrizire, wie man könne.

Nach dem Essen besahen wir eine Gemälde-Gallerie, in Begleitung eines berühmten Malers.

„Diese Magdalene ist von Paul Veronese," sprach der Maler.

Mein Mann erwiderte lachend: „Von Veronese! dies ist eine Skizze von Massino Garpiletti, der um das Jahr 1587 in Sinigaglia florirte."

Wir sahen uns kopfschüttelnd an.

„Was halten Sie von den Raphaels in Paris?" fragte Jemand später, als die Rede auf diesen Meister gekommen.

„In Paris ist kein einziger Raphael," war die Antwort, die der Mann gab.

„Wie! was!" riefen wir Alle aus einem Ton, „und die belle jardinière!"

„Die belle jardinière ist in der That sehr laide," schrie lachend mein Mann; „sie ist von einem gewißen Pietro Mazetti, der um 1667 gekannt war. Das Gemälde wurde aus der Sakristei von San Pietro Agrado in Toskana weggenommen und einem Kunstliebhaber nach Paris verkauft."

„Allein was sagen Sie zu der Madonna im Schleier?"

„Auch diese Madonna ist ziemlich häßlich und sehr mager. Sie ist von Simone Galluzinetti aus Arezzo gemalt, der in den Madonnen nicht glücklich war, dafür aber Drapperien von schwerem Zeug ganz köstlich malte."

Man führte ihn nun zu einem schönen Bilde, welches den Leonidas vorstellt und verlangte seine Meinung zu wissen.

„Wie kann Sie das in Enthusiasmus versetzen?" sprach kalt mein Mann; alle diese Maler haben unrecht, ihre griechischen Helden nackt zu malen, auch befördert es die Unsittlichkeit. Ich werde es diesem Leonidas niemals verzeihen, daß er zu seinem Degen und Helm eher gegriffen, als zu seinen Pantalons. Es gab auch in Sparta ein Gesetz, welches verbot, ohne Harnisch ins Gefecht zu gehen, und Leonidas selbst hatte dies Gesetz gegeben."

So ging es in einem fort, bis Einige von uns die Gelehrsamkeit und Wissenschaft des Mannes ganz verblüfft anstaunten, während die meisten sich über ihn ärgerten.

Später sah ich meinen Mann in Baden wieder.

„Ich reise morgen nach Paris," sagte er zu mir, „und will dort eine Woche bleiben; ich brauche dazu, nach meiner Art zu leben, zwanzigtausend Franken. Diese habe ich gestern Abend gewonnen. Ich hatte mir's vorgenommen, und ich gewann sie richtig. Mit fünfzehn Louisd'or auf Nummer Eins fing ich an, und so errieth ich zwölfmal nach einander, ohne eine einzige zu fehlen. Nachdem ich sie hatte, war ich ehrlich genug, sie dem Banquier hinzuhalten und ihn zu versichern, daß ich meine geschickten Combinationen nicht als Waffe gegen die Bank gebrauchen wollte, allein die Herren waren höflich genug, meine Großmuth zu-

rückzuweiſen. [Nun habe ich denn die zwanzigtauſend Franken und werde ſie in Paris an den Mann bringen.“

Ich verwunderte mich laut, aber mein Erſtaunen ſollte noch geſteigert werden.

„Meine Combinations-Gabe iſt wirklich zum Erſtaunen,“ fuhr mein Mann fort. „Hören Sie 'mal dieſen Spaß. Ich war in Paris bei Rothſchild eingeladen. Nach langem Warten erſcheint er endlich mit der Entſchuldigung, daß er ſo eben eine wichtige Operation beendigt habe. Es handelte ſich nämlich um die Ermittlung des effectiven Capitals der Geſammthäuſer Rothſchild in Europa. Ich fragte ihn naiv, auf wie hoch es ſich belaufe? Er wich lächelnd aus und meinte, dies ſey ſein Geheimniß.

Allein nach einigem Beſinnen ſagte ich, ihn feſt fixirend: „Wenn Sie Ihr Vermögen realiſiren, ſo beſitzen Sie vierhundert ſechszehn Millionen, zweimalhundert vierzehntauſend und fünf und zwanzig Franken, welches in fünf Theilen eine Rente von zwanzig Millionen achthundert zehntauſend, ſiebenhundert Einen Franken und fünf und zwanzig Centimes beträgt. Sie können denken, daß Herr von Rothſchild zur Salzſäule wurde, und daß man ſeit jenem Tag in allen Salons und an allen öffentlichen Orten von nichts mehr als von dem wunderbaren Deutſchen ſprach.“

Die Winternachtigall.

So nennt man in Paris den kleinen Savoyarden, der im Herbſte von ſeinen Bergen herniederſteigt, geſund und friſch, und ſich dann in Paris als Straßenkehrer, Kaninchenfell-Händler, Orgelſpieler, Sänger, Tänzer oder Rauchfangkehrer zu ernähren ſucht. Er iſt der traurige Vorbote des kalten Winters. Sobald der Pariſer „dieß Inſect,“ wie er ſich ausdrückt, in den Straßen wahrgenommen, ſo öffnet er ſein Kamin und läßt es reinigen. Der Savoyard iſt in der That eine Art von Zeiger, welcher die Stunde der Kälte auf der großen Schöpfungs-Uhr nachweiſt. Sein kläglicher Ruf iſt der Hammer, mit welchem er den Augenblick bezeichnet, das Feuer anzuzünden. Seine Stimme iſt endlich das Grabgeläute der weißen Pantalons und grauen Hüte. Man iſt der Meinung, daß ohne den Savoyard der Winter nicht anfangen könne, und daß er ſelbſt das Zeichen geben müſſe, den Vorhang aufzuziehen zu dem großen Drama der Schnupfen und Katarrhe.

Journaliſten-Phantaſie.

Journaliſten, die für die Neugierde einer Stadt, oder vieler Städte, jeden Tag zu ſorgen haben, ſind oft genöthigt, in der Kaſſerole ihres Hirnſchädels irgend ein Factum zu erſinnen und es dann mit etwas Sauce der Wahrſcheinlichkeit ihren Gäſten vorzuſetzen. Ich will hier meinen Leſern einige Beiſpiele dieſer Art geben.

Wollen Sie eine muſikaliſche Phantaſie? Hier iſt ſie:

„In London befindet ſich in dieſem Augenblick eine famoſe Violiniſtin, die ſich Gräfin Paravicini nennt, und den Dilettanti zu Folge, hinter Paganini nicht zurückbleibt.“

Wollen Sie eine literariſche Fadaiſe? Gut!

„Man berichtet, daß die Werke des berühmteſten, franzöſiſchen Romantikers jetziger Zeit, in's Deutſche überſetzt, in Stuttgart erſcheinen werden.“

Würde Ihnen vielleicht eine gaſtronomiſche Begebenheit angenehm ſeyn, ſo könnte mit folgender gedient werden:

„Der Vater Enfantin hat in Cahiro eine Reſtauration zu dreißig Sous den Kopf angelegt. Der St. Simonismus bequemt ſich zu jeder Sauce.“

Um jeden Geſchmack zufrieden zu ſtel-

len, muß auch für Wunderbares geſorgt werden, wie z. B.:

„Vier Bauern aus einer Gegend Norddeutſchlands ſetzten ſich letzten Sonntag gegen 6 Uhr Abends zum Spiele hin und ſpielten ohne Unterbrechung, ohne zu ſchlafen, und ohne ſich zu zanken, bis zum nächſten Mittwoch, 8 Uhr Morgens. Kaum unterbrachen ſie ihr Spiel auf wenige Augenblicke, um zu eſſen. Dieß iſt vielleicht das erſte Mal, daß eine Spielpartie 96 Stunden gedauert hat.“

Auch kann man berichten, daß ein deutſcher Mechaniker es dahin gebracht hat, Shawls aus Raupengeſpinnſt zu verfertigen.

Aus Algier läßt man ſich melden, daß man in den Taſchen eines getödteten Beduinen hundert abgeſchnittene Menſchenohren gefunden habe.

Wenn der Journaliſt gar nichts mehr zu ſchreiben weiß, ſo kratzt er ſich den Kopf und bringt wohl noch Folgendes zu Papier:

„Ein gewöhnlich wohl unterrichtetes Journal berichtet aus Kopenhagen, daß man dort ein Kind zeige, welches, ſtatt der Naſe, einen Hahnenſchnabel habe. Man ſchließt daraus, daß es auch Hühnerfleiſch haben werde u. ſ. w.“

Das Ueberraſchendſte hierbei iſt nicht, daß es Menſchen gibt, die ſolche Dummheiten erfinden, noch daß es Leſer gibt, die ſich daran ergötzen, ſondern daß man alle Tage auf gutmüthige Seelen ſtößt, die wirklich dieſes Alles für baare Münze nehmen.

Die Schleichhändler.

Die eleganteſten Putzſtücke verdanken die Pariſerinnen den Schleichhändlern, demzufolge ebenſo die deutſchen Damen, die ihre Waaren aus Paris beziehen, wenn ſie auch in andern Ländern fabricirt werden. Kaſchmire von Indien, Spitzen aus England und Belgien werden in Frankreich nur durch Betrug eingebracht. Die Schleichhändler ſind demnach intereſſante Leute für die Mode. Sie bringen den Schmuck für die reichen Mantelets, bedecken die Schultern der Damen mit prachtvollem Gewebe und bekleiden ihre Füße mit den feinen, durchbrochenen Strümpfen aus Großbritanniens Fabriken. Am thätigſten zeigt ſich der Schleichhändler zwiſchen Belgien und Frankreich. Die Banden werden in Frankreich organiſirt, gehen aber in kleineren Abtheilungen und auf verſchiedenen Wegen in das Ausland. Sind die Schleichhändler auf dem Rendezvousplatze angelangt, ſo werden ſie mit Ballen belaſtet, welche den Soldaten-Säcken ziemlich ähnlich ſind; mittelſt geflochtener Strohbänder befeſtigen ſie dieſelben an der Schulter; ein tüchtiger Prügel in der Hand vollendet das ſchöne Ganze einer Schmuggler-Equipage. Man nimmt einige Schlücke und ſtellt ſich dann in Ordnung; der Vortrab ſetzt ſich in Bewegung, ſtillſchweigend und raſchen Schrittes folgt die ganze Truppe auf härenen Socken der Spur der Führer nach. Zeigt ſich ein Hinderniß, ſo hält die Truppe, wendet ſich zur Seite, entflieht, oder weicht zurück. Die Douaniers haben wachſame Ohren und feine Naſen; ſelbſt bei heftigem Winde vermögen ſie den beſchleunigten Marſch der Schleichhändler zu unterſcheiden. Wittern ſie eine Bande, ſo machen ſie ſich auf, laufen ihr zu und halten ſie an. Man prügelt ſich gegenſeitig. Im Schrecken laſſen die Schleichhändler zuweilen ihre Laſten fallen, um raſcher entlaufen zu können; öfter aber noch, und beinahe immer, ſtachelt ſie der Eigennutz; ſie leiſten Widerſtand, ermuthigen ſich gegenſeitig durch Geſchrei und halten ſich wacker. Dann kommt es zum Aeußerſten. Die Douaniers feuern in die Luft und ihre Kameraden eilen in dichten Haufen herbei. Man geräth in's Gemenge, ſtößt und drängt ſich; von den mächtigen Prügeln getroffen, werden die Bajonette gekrümmt und zerbrochen. Hat die Sache eine ſo ernſte Wendung genom-

men, haben die Douaniers Schläge im Gesichte und Wunden erhalten, so eröffnen sie ein leichtes Feuer mit Pistolen und Carabinern; doch wehe ihnen, ist der Schleichhändler von hinten angegriffen worden, und sie können nicht schwere Wunden an sich nachweisen, denn wider Wissen und Willen sympathisirt die Jury an den Gränzen mit den Verbrechern.

Auf einer Reise von Genf nach Frankreich saß eine Dame im Wagen neben mir, die unaufhörlich Furcht bezeigte, man möchte ihr einen Shawl von tausend Thalern im Werthe confisciren, den sie auf dem Leibe verborgen trage; schon die Möglichkeit des Verlustes setzte meine Nachbarin in große Betrübniß. Jeder von uns stimmte wegen dieses oder jenes Gegenstandes in ihre Besorgniß ein. Nur ein runder Quidam hörte, in seine Ecke gedrückt, stillschweigend zu. Als wir auf der Gränze anlangten, hielt die Diligence an, die Douane durchstöberte unsere Sachen und fragte, ob Niemand Etwas zu declariren habe; man antwortete mit Nein. Doch unser Dicker spricht ganz gelassen: „Verzeihen Sie, meine Herren, diese Dame hat einen Shawl unter ihren Schultern verborgen." Der Shawl ward augenblicklich confiscirt. Die arme Frau wurde blaß und fing an zu weinen. Auge und Mund des Dicken durchzuckte ein hölliſches Hohnlächeln. Man schloß den Kutschenschlag und die Pferde trabten vorwärts. Ich war außer mir; ein aufbrausender, junger Mann, heftete ich meine zornglühenden Augen voll Verachtung auf den Verräther; Elender, Spion und ähnliche Beinamen flogen ihm von meinen Lippen zu, als dieser Mensch plötzlich, als hätte ihn die Tarantel gestochen, von seinem Sitze aufsprang, und mit dem ganzen Leibe wie ein Pagode hin und her wackelte. Sobald der erste Ausbruch freudigen Entzückens vorüber war, ließ er sich dann wieder nieder, und sagte mit kaltem Tone zu uns: „Meine Herren, ich habe für hundert und zwanzigtausend Franken Uhren und Juwelen herübergebracht, und diese Dame," fuhr er, einen schweren Hut abnehmend, fort, „gewinnt dabei tausend Thaler, denn hier sind sechstausend Franken in guten Bankzetteln, welche ich Sie als Ersatz für den verlorenen Shaw lanzunehmen bitte." (***)

Der immortalisirte Bediente.

Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre, daß ein junger Mensch, in großer Livree, bei der Tafel eines Grafen von altem und erlauchtem Geschlechte, servirte; der junge Mensch hatte regelmäßige Züge und seelenvolle Augen. Uebrigens machte er gern lose Streiche, war hochmüthig, eigensinnig, langsam, unbehülflich im Ausdrucke und verrieth im Ganzen weniger als mittelmäßige Fähigkeiten. Er war sogar für die Herrschaft sehr unbequem, denn er schüttete Wein auf das Kleid der Tochter vom Hause und hatte sogar die Impertinenz, sie schön zu finden. Man kann leicht denken, daß die junge Gräfin es nicht einmal der Mühe werth hielt, dem armen Livreebedienten deshalb einen Verweis zu geben, da er in ihren Augen nicht einmal ein Mensch war. Die Familie interessirte sich jedoch für ihn, und da er zu nichts im Schlosse taugte, so beschloß man, einen Geistlichen aus ihm zu machen.

Dies gelang nicht besser. Zum Geistlichen bedurfte es der Kenntniß der lateinischen Sprache. Die besaß er aber nicht, auch mangelte ihm die Fähigkeit, sie sich anzueignen. Man gab also auch diesen Plan auf, und es blieb nun dem armen Burschen nichts Anderes übrig, als ein großer Mann zu werden.

Er wurde in der That Niemand anders als Johann Jakob Rousseau.

In diesem Augenblick ist ein Jahrhundert über alle Namen dahingerauscht, die sich an jener prächtigen Tafel befanden, wo Rousseau seine Untauglichkeit zum Lakaien, durch das Verschütten des Weines

davon gemacht, daß die Schauſpieler Garrick und Kemble neben den Königen von England begraben liegen. Allein Weſtminſter iſt nicht, wie etwa St. Denis, blos für die ſterblichen Ueberreſte der Könige reſervirt, ſondern es iſt ein philoſophiſcher Kirchhof, wo jeder Stein die Gleichheit im Tode predigt; eine Art von Todtenwirthshaus, wo Jeder für ſein Geld ſchlafen kann. Hier ruht ein Kaufmann aus der City neben Shakespeare, dort eine Kleinbürgerin neben dem ſtolzen Monarchen; es iſt ein ſeltſames Durcheinander, wo alle Klaſſen der Geſellſchaft vermiſcht ſind. Garrick und Kemble befinden ſich dort zugleich in der hohen Societät und doch in ſchlechter Geſellſchaft.

Die Majeſtät und der Ernſt von Weſtminſter werden auf mehr als eine Weiſe überdieß compromittirt. In einigen Kapellen ſtehen große Schränke, in denen man hiſtoriſche Wachsfiguren und Koſtüme ihrer Zeit erblickt. Maria Stuart, Eliſabeth, Carl II., der Herzog von Buckingham, Admiral Nelſon, ſind hier zu finden. Man kann ſich nichts Erbärmlicheres denken, als dieſe gelben Figuren, in der abgeſchoſſenen, verwitterten Tracht. Wie kann man ſo das Erhabene mit dem Grotesken vermiſchen!

luſtig gemacht, nun aber will ich ihn in Ferney beſuchen, da man mir geſagt hat, daß er nicht ſchöner ſeyn ſoll als ich.

Der Freund hinterbrachte dieſe Worte ſogleich Voltaire. Zwei Tage hernach kommt Gibbon wirklich nach Ferney und verlangt, Voltaire vorgeſtellt zu werden. Dieſer aber zieht ſich in ſein Cabinet zurück, und läßt den Fremden von ſeiner Nichte, Madame Denis, empfangen.

Dieſe Dame befolgte genau die Vorſchriften ihres Oheims, und überhäufte ihren Gaſt mit Höflichkeiten. Allein unſer Engländer war nicht der Mann, der einen gefaßten Plan ſobald aufgab. Und da er nun wußte, daß Voltaire ihn nicht ſehen wollte, ſo inſtallirte er ſich förmlich in den Saal, und ſchickte ſeinen Wagen und ſeine Leute nach Genf zurück. Da es mittlerweile Nacht geworden war, ſo war es wohl nöthig, ihm ein Zimmer anzuweiſen. Als man nun aber am andern Morgen ſah, daß er es ebenſo machen wollte, da bemerkte ihm Madame Denis, daß ſeine Viſite ein wenig zu lang ſey und bereits den Herrn des Schloſſes zu beläſtigen anfange.

— Das iſt mir gleich, erwiderte Gibbon mit großer Kaltblütigkeit, ich bin hieher gekommen, um Herrn von Voltaire zu ſehen und werde nicht von hinnen gehen, bis ich ihn geſehen habe.

So blieb er drei Tage, aß und trank, als wäre er zu Hauſe und that gar nicht, als wenn er aufbrechen wollte. Am vierten Tage endlich ſchrieb ihm Voltaire, durch dieſes Betragen aufgebracht, Folgendes:

„Mein Herr, Sie ahmen Don Quixotte nach, der die Wirthshäuſer für Schlöſſer nahm; Sie aber nehmen mein Schloß für ein Wirthshaus.“

Gibbon antwortete ihm hierauf:

„Je comptais en ce lieu voir le dieu du génie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point,
Mais, semblable à Jésus dans son Eucharistie,
On vous mange, on vous boit, mais on ne vous voit point.“

Nachdem er dieſe Verſe Voltaire'n überſchickt hatte, verließ er das Schloß und nahm genaue Nachrichten über die Gewohnheiten des Eigenthümers mit fort.

Ungefähr acht Tage nach dieſem Beſuche kam er bei frühem Morgen wieder und ließ ſeinen Wagen im Dorfe. Er verfügte ſich ſogleich in den Stall und verlangte vom Kutſcher, daß er ihm eine kleine Stute zeige, die Voltaire ganz beſonders gern hatte. Hierauf gab er ihm ein Goldſtück und verſprach ihm das Doppelte, wenn er das Thier in die Blumenhecke hinein laufen laſſen wollte, wo er wußte, daß Voltaire jeden Morgen mit ſeinem Secretär zu ſpazieren pflegte.

Den Kutſcher blendete das Gold, und er führte das Pferd nach der Hecke, woſelbſt er es laufen ließ; Gibbon verbarg ſich im Geſträuch.

Die Fenſter der Bibliothek gingen nach dieſer Seite des Gartens; Voltaire befand ſich dort, und da er den Lärm in der Hecke hörte, fragte er ſeinen Kutſcher, den er in der Nähe erblickte, was dieſes zu bedeuten habe.

— Es iſt Ihre Stute, die mir entkommen iſt, als ich ſie ſtriegelte, erwiederte der Kutſcher.

— Nimm dich in Acht, daß ihr nichts geſchieht, ruft ihm Voltaire zu, ich werde gleich ſelbſt herunter kommen.

Kaum war Voltaire unten, ſo trat Gibbon aus ſeinem Verſteck hervor, betrachtete ihn mit höhniſcher Aufmerkſamkeit, klatſchte dann in die Hände und eilte fort, indem er ausrief:

— Adieu, Voltaire, jetzt hab' ich dich geſehen, und, aufrichtig geſagt, du biſt nicht ſchöner als ich!

Voltaire's Geſicht zog ſich nervös zuſammen, als er ſich ſo von dem Engländer gefoppt ſah:

— Ich bin nur ein Esel, sprach er vor sich hin, als er wieder in die Bibliothek trat und die Thüren hinter sich zuwarf. Dieser Engländer glaubt, das Recht zu haben, sich über mich lustig zu machen.

Hierauf riß er die Thüre auf und schrie nach seinem Secretär.

— Wagneres! Wagneres! rief er ihm zu, laufe, was du kannst, dem Menschen nach, der unten am Gitter ist, und fordere von ihm zwölf Sous dafür, daß er das Thier gesehen habe.

Wagneres lief Gibbon nach.

— Mein Herr, meine Herrschaft läßt Ihnen sagen, daß Sie mir zwölf Sous dafür zu geben haben, weil Sie das Thier gesehen.

— Nicht mehr als billig, versetzte der Engländer, hier sind vier und zwanzig, und sage deiner Herrschaft, dies sey für zweimal, weil ich morgen wieder kommen werde.

Als Wagneres diese Antwort überbrachte, schüttelte Voltaire mit Laune den Kopf: — Beim Teufel, brummte er vor sich: dieser Mensch ist schlimmer noch als ich, und wird mir gewiß einen Streich spielen. Eile, Wagneres, und lade ihn auf Morgen zur Tafel ein, denn ich fürchte mich vor dem Spitzbuben.

Am andern Tage sandte Voltaire seine Equipage in großer Livree nach Genf, um Gibbon abzuholen; der Engländer folgte der Einladung, als wenn nichts geschehen wäre; auch war nicht ein einziges Mal die Rede von der Visite des vorigen Tages, und seit der Zeit waren beide die besten Freunde.

Vermischtes.

Französische Blätter erzählen von einem musikalischen Pudel, der hier in Stuttgart leben soll und als unparteiischer Kritiker sich einen Namen gemacht hat. Sie nennen ihn den **Fréron à quatre pattes.** Freron war bekanntlich einer ihrer schärfsten und rechtschaffensten Kritiker.

„Seit dem berühmten Pudel des Dr. Faust, so erzählt die Gazette de Paris, hatte Deutschland keinen so merkwürdigen Hund gesehen. Der Direktor des Stuttgarter Theaters gibt keine Vorstellung, ohne dem Pudel ein Billet zu schicken. Die Schauspieler fürchten sein Bellen weniger als das Pfeifen. Man hofft, daß ein so distinguirtes Thier nicht lange in einer Hauptstadt dritten Ranges vergnügen bleiben wird; Paris ist begierig darauf, seine Bekanntschaft zu machen, und man spricht bereits davon, daß einige Journale ihm Vorschläge gemacht haben, die Redaction ihrer musikalischen Feuilletons zu übernehmen."

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Ninon de L'Enclos, geb. 1615 in Paris und gest. 1705. Die bekannte französische Aspasia, die noch in hohem Alter so große körperliche und geistige Reize behalten hatte, daß einer ihrer Söhne, der außerhalb Paris erzogen worden war, sich bei seiner Rückkunft in die eigene Mutter verliebte, und als er das Geheimniß entdeckte, sich selbst den Tod gab. Diese Bildnisse aus verschiedenen Lebensstufen sind nach den Originalen copirt, die sich in den Händen des Hrn. Etienne Arago in Paris befinden.
2) Orig.-Modebild aus Paris.

NB. Die chronologischen Uebersichten können wegen Abwesenheit ihres Verfassers dieses Mal nicht am Schlusse des dritten Bandes gegeben werden. Die verehrlichen Leser erhalten sie im nächsten nachgeliefert.

August Lewald.

gelegenheiten bei dem verstorbenen König von England hatte, wohin er jetzt als Hannöver'scher Gesandter zurückkehrt. Trügt mich nicht mein sonst bei Diplomaten ziemlich mißtrauischer Blick, so trägt dieser Mann Kopf und Herz auf der rechten Stelle, und gehört zu den herrlichen Zeugen, die da bekunden, daß die größte Herzensgüte auch am Ende mit der größten Klugheit Eins ist.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

XIII.

Rückblick.

In diesen Uebersichten versuchte ich seit Anfang dieses Jahres unserer neuesten Literatur die allgemeinsten Charakterzüge abzulauschen und es wird mir gestattet seyn, jetzt einmal zurückzuschauen und zu sehen, ob ich damit einen Vorsprung gewonnen habe. Wir haben vielleicht nicht ohne Beschwerde für die Leser eine Höhe erstiegen. Es fragt sich, ob jetzt etwas Namhaftes hinter uns liegt.

Als der Verfasser anfing, diese Artikel zu schreiben, hatte er seit Jahr und Tag mit der laufenden Literatur in keinem öffentlichen Verkehr gestanden und er fühlte sich von den Umständen veranlaßt, für ein frisches Wirken einen frischen Grund zu legen. Ein gräulicher Sturm hatte kurz zuvor den Boden, den man von Neuem betreten sollte, sattsam verändert, ja bis ins Tiefste aufgewühlt. Die Anarchie, welche seit Jahren schon in unserer Nationalliteratur heranzog, ist neuerdings zu einer schreckenerregenden Höhe gediehen. Vernichtungskriege, Barbareien aller Art, Widersprüche, für welche auf hinlängliche Zeit keine Ausgleichung zu erwarten ist, je bestimmter sie trotzdem der Zukunft vorbereitet wird; das sind die Züge einer Literaturepoche, die nach dem goldenen Zeitalter, das kaum hinter uns liegt, jählings in ein eisernes verwandelt ist. Wie einst zu Zeiten des Faustrechts ein tüchtiger Rittersmann, so muß sich jetzt Jeglicher in diesem Literaturwirrwarr retten, so gut er kann, und das Allgemeine, was doch die Besseren erstreben, in nothgedrungener Vereinzelung, mit einigen fernen und nahen Genossen wirkend, nach eigener Weise geltend machen, wie sich's thut. Nur das ist zu verhüten, daß ein Krieg Aller gegen Alle das Ende dieser jämmerlichen Zerrissenheit werde. Und dagegen schützt uns zuletzt nur das Daseyn eines gemeinsamen Feindes, der die zersplitterten Kräfte wieder zusammenrafft, ein Feind, der noch in einer großen, mannigfach gearteten Partei fortlebt, wenn er in einem verächtlichen Individuum überwunden scheint.

Meine Ansichten über deutsche Literatur sind noch immer die, welche sie vor Jahren waren, wenn sie auch durch Erlebnisse und Lebensrichtung ihres ersten Jugendschwunges beraubt wurden. Daß ich all mein Sinnen und Denken auf das Politische concentrirt und mir dabei, wie es auf diesem Wege selten ausbleibt, die allgemeinen Tendenzen unseres Zeitalters zu festen, dringlicheren Ueberzeugungen geformt habe, mußte die entschiedensten Folgen und auf all mein Thun seine Wirkung äußern. Auch in dem literarischen Betrieb höre ich nicht auf, Politiker zu seyn, obschon ich auf diesem Terrain nicht, wie es ein gewisser Liberalismus pflegt, den Geist etwa blos nach politischen Ueberzeugungen schätze. Fortan einem jüngeren Aufstreben in unserer Literatur anzugehören, war mein eifrigstes Bemühen. That ich dies in einer Weise, die Viele verwunderte, so glaubte ich doch, die nicht von vorn herein Uebelwollenden oder Exclusiven nicht erst bitten zu müssen, einen Politiker unter sich zu dulden.

Wie aber die Dinge standen, als ich mit solchen Stimmungen an eine von Feindseligkeit und Terrorismus gepeitschte Literatur herankam, fühlte ich zunächst das dringende Bedürfniß, gewisse allge-

„die in eine Frau verwandelte Katze" in die Scene gesetzt. — Die Wiederaufführung der Stummen wird mit neuen Decorationen statt finden, was noch nie für ein anderes Werk geschehen ist; auch die Kostüme werden neu verfertigt. Das Divertissement, welches zur Vermählung des Herzogs von Orleans in Versailles gegeben wurde, wird dem ersten Akte einverleibt. Eine junge Debütantin, deren mimisches Talent sehr gelobt wird, Mlle. Celeste Elliot, wird die Fenella geben, und Duprez zum ersten Mal den Masaniello darstellen. — „Die in eine Frau verwandelte Katze" ist von Herrn Duveyrier, und die Musik das Erstlings-Werk eines Herrn Montfort. Nichts ist gespart; die Decorationen sind prächtig und die Kostüme getreu nach Originalen, die aus Canton gebracht wurden. Die Scene spielt nämlich in China. — Dann kommt „Cosmus von Medicis" und hierauf wird Meyerbeers neuestes Werk folgen.

— „Guise oder die Staaten von Blois" mit Musik von Onslow hat vor einigen Tagen in der komischen Oper sehr angesprochen. Besonders wurde der erste Akt und die große Arie des letzten warm applaudirt.

—— Einen Beweis, wie sehr die dramatische Kunst der Franzosen beliebt ist, mag Folgendes liefern:

In Odessa ist ein französisches Theater, wo Comödien und Vaudevilles gegeben werden.

In Moskau desgleichen.

In St. Petersburg genießt das französische Theater den besondern Schutz des Kaisers.

Auch in Berlin prosperirt das französische Theater.

Eine reisende Gesellschaft durchzieht unser Land und gibt mit Beifall Vorstellungen.

In Algier wechselt eine kleine französische Gesellschaft mit einer italienischen Operntruppe.

Auf der Insel St. Maurice sollen französische Opern in Vollendung aufgeführt werden.

Auf Ile de France ist es derselbe Fall. Man hat dort mehre Sänger, die in Paris mit Auszeichnung genannt werden.

Calcutta hat ein kleines französisches Theater, auf dem man alle Genres gibt.

Die französische Oper in Neu-Orleans ist als vorzüglich bekannt.

In Amsterdam beginnt die französische Opern-Saison den 1. Septbr. und endigt im Mai.

Im Haag besucht der Hof vorzugsweise das französische Theater.

Belgien hat nur französisches Schauspiel.

Brüssel hat zwei Theater, die meisten der andern Städte besitzen ihre Theater vom Septbr. bis zum Mai.

In kleineren Orten wird nur bei den Kirmessen gespielt.

In Spaa ist französisches Theater während der Saison.

Als Belgien und Holland noch zu Frankreich gehörten, mußten den Dichtern die gesetzmäßigen Tantièmen auch in diesen Ländern gezahlt werden, welches jetzt aufgehört hat.

Von St. Domingo aus ist schon die Partitur des Postillons von Longjumeau verschrieben worden. Ich kenne eine deutsche Bühne, die erst in zehn Jahren diesen glücklichen Einfall haben wird.

In Berlin hat diese Oper den glänzendsten Succeß gehabt.

In Frankfurt haben sie schon die Hugenotten gegeben.

Auf der Insel Bourbon spielt ein Mulatte den Othello mit Beifall.

Aus der nächsten Nähe weiß ich wenig Interessantes mitzutheilen.

Das Stuttgarter Hoftheater wurde nach zweimonatlichen Ferien mit einem Schauspiele in fünf Akten von Iffland unter dem Titel die Mündel und einem desgleichen von P. A. Wolff mit Musik von C. M. von Weber, betitelt „Pre-

etoſa" wieder eröffnet. Und ſomit wären wir denn mit unſerem heutigen Bericht zu Ende.

Der Allwiſſer.

Wem iſt nicht ſchon oftmals ein Menſch aufgeſtoßen, der Alles weiß und von Allem unterrichtet ſeyn will. Jüngſt begegnete ich einem ſolchen und ich will es verſuchen, hier Einiges mitzutheilen, wovon ich während einiger Stunden, die ich mit ihm hinbrachte, Zeuge war.

Wir ſaßen beim Eſſen. Mein Mann nahm von einer Speiſe, welche der Wirth ein Ragout mit Trüffeln nannte.

„Dieſe Sauce beſteht aus einer Miſchung von Aloe, Sandelholz und etwas überzuckertem Ingwer; allein es ſind für keinen Pfennig Trüffeln darin."

Man ſtritt hin und her, endlich ging man dem Wirth zu Leibe und er mußte erbleichend geſtehen, daß die Trüffeln ſehr ſelten ſeyen und man ſie daher allerdings ſabrizire, wie man könne.

Nach dem Eſſen beſahen wir eine Gemälde-Gallerie, in Begleitung eines berühmten Malers.

„Dieſe Magdalene iſt von Paul Veroneſe," ſprach der Maler.

Mein Mann erwiderte lachend: „Von Veroneſe! dies iſt eine Skizze von Maſſino Garpiletti, der um das Jahr 1587 in Sinigaglia florirte."

Wir ſahen uns kopfſchüttelnd an.

„Was halten Sie von den Raphaels in Paris?" fragte Jemand ſpäter, als die Rede auf dieſen Meiſter gekommen.

„In Paris iſt kein einziger Raphael," war die Antwort, die der Mann gab.

„Wie! was!" riefen wir Alle aus einem Ton, „und die **belle jardinière**!"

„Die **belle jardinière** iſt in der That ſehr **laide**," ſchrie lachend mein Mann; „ſie iſt von einem gewiſſen Pietro Mazetti, der um 1667 gekannt war. Das Gemälde wurde aus der Sakriſtei von San Pietro Agrado in Toskana weggenommen und einem Kunſtliebhaber nach Paris verkauft."

„Allein was ſagen Sie zu der Madonna im Schleier?"

„Auch dieſe Madonna iſt ziemlich häßlich und ſehr mager. Sie iſt von Simone Galluzinetti aus Arezzo gemalt, der in den Madonnen nicht glücklich war, dafür aber Drapperien von ſchwerem Zeug ganz köſtlich malte."

Man führte ihn nun zu einem ſchönen Bilde, welches den Leonidas vorſtellt und verlangte ſeine Meinung zu wiſſen.

„Wie kann Sie das in Enthuſiasmus verſetzen?" ſprach kalt mein Mann; alle dieſe Maler haben unrecht, ihre griechiſchen Helden nackt zu malen, auch befördert es die Unſittlichkeit. Ich werde es dieſem Leonidas niemals verzeihen, daß er zu ſeinem Degen und Helm eher gegriffen, als zu ſeinen Pantalons. Es gab auch in Sparta ein Geſetz, welches verbot, ohne Harniſch ins Gefecht zu gehen, und Leonidas ſelbſt hatte dies Geſetz gegeben."

So ging es in einem fort, bis Einige von uns die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft des Mannes ganz verblüfft anſtaunten, während die meiſten ſich über ihn ärgerten.

Später ſah ich meinen Mann in Baden wieder.

„Ich reiſe morgen nach Paris," ſagte er zu mir, „und will dort eine Woche bleiben; ich brauche dazu, nach meiner Art zu leben, zwanzigtauſend Franken. Dieſe habe ich geſtern Abend gewonnen. Ich hatte mir's vorgenommen, und ich gewann ſie richtig. Mit fünfzehn Louisd'or auf Nummer Eins fing ich an, und ſo errieth ich zwölfmal nach einander, ohne eine einzige zu fehlen. Nachdem ich ſie hatte, war ich ehrlich genug, ſie dem Banquier hinzuhalten und ihn zu verſichern, daß ich meine geſchickten Combinationen nicht als Waffe gegen die Bank gebrauchen wollte, allein die Herren waren höflich genug, meine Großmuth zu-

Hof-Toiletten.

Bei dem allgemeinen Intereſſe, das ſich jetzt auf die Vermählung des Herzogs von Orleans hinlenkt, wird es meinen ſchönen Leſerinnen gewiß nicht unintereſſant ſeyn, einen Blick in die Salons von Verſailles werfen zu können, um die Toiletten der dort verſammelten hohen Perſonen und ihrer Gäſte zu muſtern.

Schon das Reiſe-Coſtüm der Prinzeſſin verdient Erwähnung. Es war einfach, aber geſchmackvoll. Sie trug ein Kleid von Roſenfarbe und einen Hut von Reisſtroh mit weißen Federn und Roſatreifen. J. M. die Königin der Franzoſen trug ein Kleid kirſchroth mit weiß, und ebenfalls einen Hut mit weißen Federn. Die Prinzeſſinnen Marie und Clementine hatten weiße Kleider und blaue Blumen in den Haaren.

Bei der Trauung war das Coſtüm der Prinzeſſin prächtig. Sie trug eine Robe von weißen Points-d'Alençon, ein wahres Wunderwerk der Spitzenweberei. Der Hut war mit Orangen-Zweigen geſchmückt, und in den Haaren glänzte eine Guirlande von Diamanten. Die Agraffen, Garnirungen u. ſ. w. beſtanden aus Bouquets von zarten Blumen, wie feinen weißen Roſen, weißem Flieder und ſpaniſchem Jasmin. Die Königin und alle Prinzeſſinnen waren blau gekleidet und ſtrahlten von Diamanten. Keine Dame trug weiß an dieſem Tage; dieſe Farbe war nur der Prinzeſſin aufbehalten.

Im Theater trug die Königin ein kirſchrothes Kleid, mit einer weißen geſtickten Echarpe; einen Hut von Reisſtroh, kirſchroth eingefaßt mit weißen Federn, darunter ein Bandeau von Smaragden und Brillanten. Die Herzogin von Orleans, welche zwiſchen dem königlichen Paare ſaß, hatte ein Kleid von geſticktem Mouſſelin an, das mit einer breiten Spitze beſetzt war. Sie trug den Schmuck von Rubinen und Brillanten, welchen der Herzog von Orleans ihr geſchenkt hatte. Auf der Stirne hatte ſie ein Bandeau von dieſen Steinen, und ein kirſchrother Cactuszweig ſchmiegte ſich auf die linke Seite.

Die Königin der Belgier trug in den Haaren nur eine einzige feuerfarbene Feder, die auf die linke Schulter herabfiel. Dieſe Feder war mit diamantenen Aehren feſtgeſteckt, und ein Reif von Brillanten bildete die Ferronière. Das Kleid war kirſchroth, mit einer reichen Spitze beſetzt, und eine Reihe großer Brillanten umfing die Taille. Die Prinzeſſinnen Clementine und Marie waren ganz gleich der Königin der Belgier gekleidet. Madame Adelaide war im weißen Kleide, mit einem weißen Turban mit Brillanten und einem Paradies-Vogel. Die Großherzogin von Meklenburg trug ein weißes Atlaskleid, mit Blonden garnirt, einen dunklen Turban mit Silber und ein Diadem von Brillanten.

Neben den königlichen Prinzen folgten die Marquiſe von Praslin in einem ſeidenen Kleide, mit weißen und grünen breiten Streifen; engen Aermeln, mit Spitzen garnirt; Haare à la Sévigné, mit Diamanten und einem farbigen Fliederzweig ganz nahe am Ohr; die Gräfin Montalivet im weißen Kleid, kirſchrother Echarpe, blaue Blumen im

Haar, zwei Reihen Perlen auf der Stirne; die Herzogin von Dino in einem Hut von Reisstroh, mit blauen Federn und Bändern, Bandeau von Brillanten, das Kleid weiß, vier Schleifen von Brillanten auf dem Leib angebracht, und ein Doppel-Collier von denselben Steinen; Mademoiselle von Perigord, die ihr zur Seite saß, trug ein einfaches Kleid von indischem Mousselin, mit Rosabändern, und eine große Rose in den Haaren.

Unweit davon erblickte man drei junge Damen, die man, wenn die mythologische Sprache noch Mode wäre, die drei Grazien benennen könnte. Es waren Mademoiselle de Chanterac und die Demoiselles von Ste. Aldegonde; sie waren weiß gekleidet und trugen herabhängende Blumenzweige in der Frisur à la Sévigné.

Nun wird man aber auch neugierig seyn, zu erfahren, wie denn die Königin gekleidet war, welche man seit vielen Jahren als die Tonangeberin im Gebiete der Mode zu betrachten gewöhnt ist. Ich spreche hier von Mademoiselle Mars, welche berufen worden war, die berühmte Rolle in Sedaine's „unvorhergesehener Wette" darzustellen. Sie hatte ein weißatlassenes Schleppkleid an, die Haare glatt anliegend mit einer Guirlande à la Norma, einem Strauß von Brillanten in der Coiffüre und einem Brillantenreif auf der Stirne.

Bei der zweiten theatralischen Vorstellung trug die Königin ein blaues Kleid, Hut und Federn von derselben Farbe, und Brillanten auf der Stirne.

Die Herzogin von Orleans hatte ein perlgraues Kleid an, mit schwarzen Spitzen besetzt; unten drei breite Volants von schwarzen Spitzen, mit schwarzen Atlasbüschen; der Leib mit Brillanten; ein Reif Brillanten auf der Stirne und ähnliche Aehren in den Haaren, wozu eine Guirlande von rothen Rosen sich herrlich ausnahm; schwarze Echarpe.

Madame Adelaide: blaues Kleid, Reisstrohhut mit blauen Federn. Die Prinzessinnen Marie und Clementine: Rosakleider, Blumen in den Haaren, Perlenschnüre auf der Stirne.

Die Herzogin von Massa trug ein blaues Kleid, die Coiffüre mit Diamants-Reihen, links zwei herabfallende blaue Federn, und die Haare mit Strandolen von Diamanten frisirt. Die Herzogin de la Tremouille: ein weißes Kleid, mit einer Reihe von Brillanten geziert; Halsschmuck von Smaragden und Brillanten, Coiffüre mit anliegenden Haarflechten und ein buntfarbiges Bouquet an der Seite herabfallend. Die Toilette der Herzogin von Dino wurde als die reichste und geschmackvollste anerkannt. Sie trug ein kirschrothes Kleid, mit Spitzen und Diamanten von größter Schönheit besetzt; einen Turban aus zwei weißen Echarpen, deren Enden, mit goldenen Franzen besetzt, auf jeder Seite herabfielen; ein weißer Esprit, nach der linken Seite geneigt, mit Brillanten befestigt, Brillanten in den Locken zerstreut. Mademoiselle de Perigord trug ihre schönen Haare mit leichten Rüschen geschmückt und an jeder Seite eine Clotilde von Blumen. Die schöne Madame Lehon trug ein Kleid von weißem Gros de Naples, dessen Aermel aus fünf Bouillon-Reihen von Tülle bestanden; die Coiffüre hatte lange Locken an der Seite, eine Haar-Torsade, mit Diamanten und Smaragden umgeben, und eine halbe Guirlande an der Seite.

Die Marquise von Praslin: ein eben solches Kleid, mit schwarzen Spitzen garnirt, Diamanten, weißem Geranium und Rosen in den Haaren. Die Herzogin von Treviso: weißes Kleid, blauen Turban mit Silberfittern, zwei Brillantreife in den Haaren.

Die Königin der Belgier nahm mit ihrem Gemahle an diesem Abend eine besondere Loge ein. Sie trug ein Rosakleid, mit vollen Rosen geziert, einen Brillantreif in den Haaren und eine volle Rose an der Seite.

Der Anblick des königlichen Balkons, wo sich diese glänzenden Toiletten befanden, soll in der prächtigen Beleuchtung an die Wunder der Tausend und Eine Nacht erinnert haben.

Frühlings-Stimmen.

Sonette

von

Franz Dingelstedt.

VII.

Entfleug von hier, du weißes Blüthenblatt,
Mit meiner Thräne, meinem Kuß bestrachtet,
Und suche dir, von Spähern unbeachtet,
Den Weg zu ihr in jener großen Stadt.

Und klag' ihr, welcher Trübsinn mich umnachtet,
Und sag' ihr, wie ich längst des Haders satt,
Und frage sie, ob sie verziehen hat
Dem Freund, der reuig nach Versöhnung schmachtet.

Wenn sie dann lächelnd mit dem Köpfchen nickt,
Dann komm' zurück in flügelschneller Eile,
Daß deine Botschaft meine Sehnsucht heile.

Doch wenn sie zürnend dich von dannen schickt,
Dann magst du bleich und welk im Sturm verwehen,
In Stromeswellen zitternd untergehen.

VIII.

Ich mag mein kleines Liederbuch nicht ſpicken
Mit rarem Reim, gebrechſelten Figuren;
Sie mahnen mich wie fremde Unnaturen,
Die ſtörend durch mein eigen Weſen blicken.

Erlaßt ihm drum das Künſteln und das Flicken,
Das Geh'n und Dreh'n in neu'ſykanten Spuren,
Nehmt's wie ein harmlos Frühlingskind der Fluren,
Für das ſich keine Flitterbänder ſchicken.

Auch mögt ihr mich nach eigenem Belieben
Bald zu gebunden ſchelten, bald zu loſe,
Ich treib' es doch ſo, wie ich's ſtets getrieben,

Beglückt wenn ſie, die jedes Blättchen ſpiegelt,
Sie meiner Dichtung, meines Herzens Roſe,
Mit ihrem Beifall freundlich es beſiegelt.

Räthſel.

Ein Hochgewitter! Wie ſammeln ſich
Die Wolken am Himmel ſo fürchterlich!
Darunter ſchießen die Blitze hervor,
Und unter den Blitzen den wilden Chor
Von Donner- und Hagelwettern
Hört ihr losbrechen und ſchmettern.

Es hat ſorgfältige Pflanzungen viel
Zerſtört und zernichtet im wilden Spiel;
Doch wenn ſein Donner nur kräftig kracht,
So wird ſich brechen die furchtbarſte Macht,
Und leichter nach einigem Regen
Die Bruſt des Bedräuten ſich regen.

Schweigt aber ſein Donner, ſo flüchte dich:
Sein Wetterleuchten iſt fürchterlich;
Leicht ſucht es und findet ein kaltes Erz,
Um ſchnell zu durchbohren ein warmes Herz;
Drum ſah man vor ſolchen Gewittern
Auch kräftige Männer erzittern.

J. G. M.

Das Hotel der Tänzerin Guimard.

Ich will heute meine ſchönen Leſerinnen in eine Zeit zurückführen, die in dem Geruche ſteht, außerordentlich ſinnlich und laſterhaft geweſen zu ſeyn, die es aber in der That nicht mehr und nicht minder war, als die unſrige. Der einzige Unterſchied dabei iſt, daß vormals frei und offen, glänzend und ſich überhebend ſich zeigen durfte, was jetzt verſtohlen und heuchelnd den Schein zu retten ſucht, während das Innere vollkommen wurmſtichig iſt. Man bildet ſich ein, den Schein retten zu können, und ſich dann mit ſeinem Gewiſſen abgefunden zu haben.

Der berühmte Baron Grimm ſpricht in ſeinen Briefen häufig von der Tänzerin Guimard, welche im Jahre 1779 ein ſchönes Hotel beſaß, das ihr der Prinz von Soubiſe, in der Straße de l'Arcade, hatte bauen laſſen. Das Haus ſteht noch, allein von den reizenden Boudoirs der Guimard, ihren kleinen Salons à bergères und ihrem Schauſpielſaale iſt ſeit der neuen Einrichtung des Hotels jede Spur verſchwunden.

Die ſpaniſche Geſandtſchaft bewohnte einmal das Hotel, und ließ darin die große Gallerie von Eicert, bei Gelegenheit eines prächtigen Balles, malen. Dieſer Ball iſt jetzt noch in Jedermanns Andenken. Hin- und herlaufende Negerknaben waren ſo geſchickt auf die Wand gemalt, daß man meinte, ſie lieſen mit ihren Schüſſeln, worauf Früchte lagen, wirklich hin und her. Dazwiſchen waren, um die Täuſchung zu erhöhen, blühende und Frucht tragende Orangenbäume, Guirlanden von Camelien und Ananas angebracht, und eine ganze Reihe von Waſſerkünſten rauſchte harmoniſch durch die Töne des Orcheſters und erfriſchte die glühenden Tänzer.

Die Guimard hätte bei dieſem Feſte, das ein Grand von Spanien, ein Geſandter gab, gewiß lächeln müſſen. Auch würde ſie ihren ſchönen Schauſpielſaal ungern vermißt haben, wo ſie vor den erſten Herren des Hofes ſelbſt Comödie ſpielte. Sie würde gefunden haben, daß der Tanz unſerer Tage nicht mehr Tanz genannt werden kann. Unſere Frauen tanzen nicht mehr die Menuet, das Reich der Reifröcke iſt dahingeſchwunden. Und wie würde ſie erſt den Galopp und Cotillon verabſcheut haben! Ihr Garten, wo ſie einſt die allerliebſten Collationen bei Mondſchein zu geben pflegte, wo ſie mit dem Sohne des Miniſters Sartines, dem reichſten Manne ſeiner Zeit, luſtwandelte, würde ihr gänzlich verdorben erſcheinen, ohne heimlich traute Bosketts, ohne Lauben, wie ſie ſeyn müſſen, ohne Schatten!

Die Guimard pflegte in ihrem Hotel zu ihrem eigenen Vergnügen Comödie zu ſpielen. Die vornehmſten Damen, welche wünſchten, das Mädchen, das ſie nur tanzen geſehen, auch einmal ſprechen zu hören, ſtrömten herbei. Allein ſie erſchienen nur mit ihrem Loup vor dem Geſichte. Eine der erſten Damen vom Hofe ſoll einſt ausgerufen haben: „Wäre ich Soubiſe, ſo würde ich der Guimard die Zunge ausreißen!“ Aber ſie ſpielte auch in der That ſehr ſchlecht, doch war es eine Leidenſchaft, eine Wuth bei ihr.

Nicht genug, daß ſie ſelbſt Alles verdarb, ſo bezing ſie auch die Lächerlichkeit, dem Sänger Gardel, der eine förmliche Karikatur war, den „Abner in der Athalia“ zu übertragen, und ſo parodirte ſie dieſes treffliche Trauerſpiel vor einer Verſammlung, die aus dem Herzoge von Chartres, dem Grafen d'Artois, den Prinzen von Guemenée und von Soubiſe, und dem Marquis von Villette beſtand.

Auf den Vorhang hatte ſie die Bildniſſe aller ihrer Nebenbuhlerinnen malen laſſen, über welche ſie den Sieg davon getragen hatte; Alles mit Inſchriften und allegoriſchen Emblemen umgeben. Die Opern-Tänzerinnen, welche ſie ihre Getreuen nannte, waren ſtets bei dieſen Vorſtellungen gegenwärtig.

Eines Abends verſammelte ſie dieſelben nach dem beendigten Stücke auf dem Theater, und ſagte: „Meine kleinen Täubchen, wir haben vielleicht dieſen Abend ſchlecht geſpielt, aber der Banquerout des Prinzen von Guemenée iſt Schuld daran. Wir wollen uns verbinden, um die armen Unglücklichen, die dieſer Banquerout gemacht hat, zu unterſtützen, und einen Brief an den Herrn von Soubiſe ſchreiben, daß er ſechs Monate lang den Betrag unſerer Penſionen dazu verwende.“

Dieſe ſchönen Worte der Guimard fanden ſogleich Anklang bei den jungen Mädchen.

Im Jahre 1782 erhielt ein Mitglied der Oper weit weniger Gehalt, als jetzt, dafür aber bezog es viele Privatpenſionen von ſeinen Beſchützern. So gab z. B. der Prinz von Soubiſe, außer der Garderobe und den Edelſteinen, der Guimard jährlich viermalhundert tauſend Livres. Zwar ſetzte der Banquerout des Prinzen von Guemenée, wobei Soubiſe ſtark intereſſirt war, dieſer Freigebigkeit Schranken; allein die Guimard zeigte ſich nicht minder ſeiner Neigung würdig. Nicht nur überließ ſie ihre Penſion, ſondern auch was ſie durch ihre Vermittlung von ihren Freundinnen erhielt, dem Prinzen, und kam ſo der Noth vieler Militärperſonen, Schriftſteller und der zahlreichen Dienerſchaft zu Hülfe, die Alle durch Guemenée mit in den Abgrund gezogen worden waren.

Als Veſtris ſich darüber verwunderte, antwortete ſie ihm vor dem ganzen Perſonale: „Einem Veſtris ſitzt das Herz wahrlich nur im Fuße;“ worauf Veſtris erwiederte: „Es kann ſeyn, aber ich beſitze auch einige Kraft darin. Denn ich gab meinem Sohne, dem Schuldenmacher, geſtern einen Fußtritt, weil ich keinen Guemenée in meiner Familie haben will.“

Ein Angeſtellter beim Ballſpiel, welcher dem Grafen von Artois die Raquette zu halten pflegte, ſchoß ſich aus Liebe zur Guimard den 10. Januar 1784 vor den Augen dieſer intereſſanten Bayadere todt.

Einſt gab der Herzog von Orleans ein großes Souper in ihrem Hotel. Als beſonders merkwürdig darf man anführen, daß bei dieſem Banket achthundert fünfzig Pfund Erdbeeren ſervirt wurden, und daß Mlle. Aurore, noch jetzt Mitglied der großen Oper, damals ſiebzehn Jahre alt, beim Deſſert in einer großen Torte aufgetragen wurde.

Obgleich das Hotel noch ſteht, ſo kann man es doch ſeiner neuen Einrichtung wegen als gänzlich demolirt betrachten.

Der in der vornehmen Welt wegen ſeiner Theaterluſt und Kunſtliebe bekannte Graf von Caſtellane bewohnte dieſes Hotel, ehe er ſein prächtiges Liebhabertheater in der Rue St. Honoré eröffnete.

Mode-Bericht.

Nach dem Eintreten der großen Hitze hat ſich eine entſchiedene Vorliebe für die Mode aus der Zeit Ludwigs XIV. ausgeſprochen, welches um ſo erwünſchter erſcheint, da es von der Unbequemlichkeit der langen engen Aermel befreit.

Man bekleidet jetzt den Unterarm mit einer Mitaine von ſchwarzer Seide; die alte Mode geht nie unter; auch trägt man Mitainen von däniſchem Leder; ſehr ſelten jedoch nur lange farbige Handſchuhe.

Manschette sowohl als Handschuh muß sehr kurz und garnirt seyn, über der Garnirung trägt man ein kleines einfaches Armband; Tricot und schwarzes Flor werden stets mit Spitzen oder einer Rüche von schwarzem Atlas eingefaßt.

Das Manteleet ist nunmehr, wie der Shawl, allgemein angenommen. Es ist die Koketterie der Grisette, so wie die Fantaisie der Damen. Das Schmeichelhafteste, was man einer neuen Mode nachrühmen kann, liegt in dem Worte „distinguirt". Dieses Wort gebührte dem schwarzen Manteleet vom vorigen Jahre, jedoch nicht mehr dem diesjährigen. Ein schwarzes Manteleet verräth nicht mehr Eleganz, Geschmack, Vornehmheit, da alle Frauen jetzt ihr schwarzes Manteleet haben. Wer sich jetzt in dieser Beziehung bemerkbar machen will, muß keines tragen, und das einzige Distinguirte, welches eine Frau durch ihr Manteleet erhalten kann, ist die Grazie, womit sie es zu tragen weiß.

Manteleets von weißem Mousselin können noch so prächtig gestickt seyn, so bleiben sie doch nur immer Négligé. Sie werden mit Spitzen und Tülle besetzt, oder auch mit einer Falte von Mousselin.

Victor Hugo's neueste Gedichte.

So eben ist ein Band Gedichte dieses Autors unter dem Titel „les voix intérieures" erschienen. Ich lieferte hier zwei Proben daraus; die erste ihrer Zartheit, die zweite ihrer Pracht des Ausdrucks wegen. Es wird diesen Gedichten eben so wenig an Lesern und Nachahmern fehlen, als ihren Vorgängern, den Feuilles d'Automne.

La tombe dit à la rose:
— Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleur des amours?
La rose dit à la tombe:
— Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours?

La rose dit: — Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel.
La tombe dit: — Fleur plaintive,
De chaque ame qui m'arrive
Je fais un ange du ciel!

* * *

O muse, contiens-toi! muse aux hymnes d'airain!
Muse de la loi juste et du droit souverain!
Toi dont la bouche abonde en mots trempés de flamme,
Etincelles de feu qui sortent de ton ame,
Oh! ne dis rien encore et laisse-les aller!
Attends que l'heure vienne où tu puisses parler.
Endure le spectacle en vierge résignée.
Qu'à peine un mouvement de ta lèvre indignée
Révèle ton courroux au fond du coeur grondant.
Dans ce siècle où chacun, noyant ou fécondant,

Se répand au hasard comme l'eau d'un orage,
Où l'on ne voit partout qu'impuissance et que rage.
Qu'inutiles fardeaux qu'on s'obstine à rouler,
Que flammes dévorés sous ce qu'ils font crouler,
Le plus fort est celui qui tient sa force en bride.
L'Océan quelquefois montre à peine une ride.
Jusqu'au jour d'éclater, plus proche qu'on ne croit,
Ne te dépense pas. Qui ne contient s'accroît.

Aie au milieu de tous l'attitude élevée
D'une lente déesse à punir réservée,
Qui, recueillant sa force ainsi qu'un saint trésor,
Pourrait depuis long-tems et ne veut pas encor!
Va cependant! — contemple et le ciel et le monde.
Et que tous ceux qui font quelque travail immonde,
Que ces trafiquans vils, épris d'un sac d'argent,
Que ces menteurs publics, au langage changeant,
Pleins de méchanceté dans leur ame hypocrite
Et dorés au dehors de quelque faux mérite,
Tous ceux, grands ou petits, que marque un sceau fatal,
Que l'envieux bâtard accroupi dans le mal,
Que ce tribun valet, plus lâche qu'une femme,
Qui dans les carrefours vend sa parole infâme,
Toujours prêt pour de l'or à souffleter la loi,
Forgeant l'émeute au peuple ou la censure au roi,
Que l'ami faux par qui la haine s'encourage,
Et ceux qui nuit et jour occupent leur démence
D'une orgie effrontée au tumulte hideux,
Te regardent passer tranquille au milieu d'eux,
Saluant gravement les fronts que tu révères,
Muette, et l'œil pourtant plein de choses sévères!
Fouille ces cœurs profonds de ton regard ardent.
Et que, lorsque le peuple ira se demandant:
— Sur qui donc va tomber, dans la foule éperdue,
Cette foudre en éclairs dans ses yeux suspendue? —
Chacun d'eux, contemplant son œuvre avec effroi,
Se dise en frissonnant: C'est peut-être sur moi!

En attendant, demeure impassible et sereine,
Qu'aucun pan de ta robe ou leur fange ne traîne;
Et que tous ces pervers tremblent dès à présent
De voir auprès de toi, formidable et pesant
Son ongle de lion sur ta lyre étoilée,
Ta colère superbe à tes pieds musclée!

Auflöſung des Räthſels auf Seite 160:
Der Zorn.

Nachruf an L. Börne

von

Henriette Ottenheimer.

O ſchlumm're ſüß im dunklen Schooß der Fremde,
Befreit von jeder Feſſel, die Dich bannte,
Von jeder Schranke, die den Flug Dir hemmte,
Von jedem Schmerz, der Dir im Buſen brannte.
Schon trauert man um Dich im Vaterlande,
Und ſeine Liebe flammt Dir auf als Lohn;
Nicht heimathlos mehr iſt der treue Sohn,
Den es nicht ſtolz genug den ſeinen nannte.

Ja, Du warſt treu! — Das iſt Dein heil'ger Adel,
Iſt Deiner Mängel wunderbare Sühne,
Und macht Dich unerreichbar ird'ſchem Tadel.
Du wechſelteſt auf dieſes Lebens Bühne
Nicht, feig und weltklug, in des Tages Mode
Die Rolle und die Meinung nach der Uhr;
Was Schweres auch Dein männlich Herz erfuhr —
Treu blieb es ſeiner Fahne bis zum Tode.

Zu leidenſchaftlich, wie man Dich beſchuldigt,
Nahmſt Du Partei in unſres Zeitkampfs Wirren,
Doch nie haßt Du der Eigenſucht gehuldigt,
Und edler Abſicht Frucht war ſelbſt Dein Irren;
Ja Du warſt edel — ob ſie's auch verneinen —
Der Zukunft Mund wird feurig es bejah'n,
Nie durfte ſich Beſtechung frech Dir nah'n,
Und Du bliebſt rein vom Peſthauch des Gemeinen.

Und Du bliebſt frei von jedem Sclavenjoche,
Nie haſt Du dem der Lüge Dich gebeuget,
Wie ſehr auch lieblos Mancher darauf poche,
Weil laut und ſcharf Du gegen ihn gezeuget.
Wahrheit allein iſt ja der Freiheit Seele,
Und Freiheit war Dein Lebens-Element,
D'rum unbefleckt — dies fühlt wer Dich erkennt —
Bliebſt Du von Lüge, ob auch nicht von Fehle.

Von Fehle? — nein! — Wo iſt der Unverbor'ne,
Der ohne ſolche hier erfunden werde?
Der Schwachheit Feſſel trägt der Staubgebor'ne
Vom Schooß der Mutter, bis zum Schooß der Erde;

Der Beſte ähnelt nur dem Gottesbilde.
Du haſt für alles Treffliche erglüht,
Dein Sinn war groß und meertief Dein Gemüth,
Doch Deinem Richterwerth gebrach — die Milde.

Wohl hatte weicher einſt Dein Herz empfunden,
Das eine Welt von Lieb' in ſich getragen,
Doch haben ihm zu viel', zu tiefe Wunden
Der Menſchheit Jammer und ihr Groll geſchlagen;
Und jede Wunde wurde d'rin zur Narbe,
Zur Härte jede Narbe mit der Zeit,
Und Härte, wie verhüllte Liebe, leiht
Vom kalten Haſſe nur zu gern die Farbe.

Doch Lebens-Kampf war Dir der Kampf für's Rechte,
Und für der Wahrheit hochgebaute Veſte;
Blieb auch die Waffe, die Du im Gefechte
So muthig führteſt, nicht ſich gleich die beſte!
Dieß Zeugniß leg' ich — eine Herzensblume —
Mit tiefer Rührung auf Dein fernes Grab.
Einſt wirft die Nachwelt Blumen Dir hinab,
Und windet ew'ge Kränze Deinem Ruhme.

Geſchrieben im Februar 1837.

„Es iſt freilich ſpät," ſchreibt mir die verehrte Dichterin, „aber der Frühling — die Zeit, in der wir liebe Todtenhügel gern mit Blumen ſchmücken — hat ſich dieß Jahr auch verſpätet, und ſo mag es denn immer noch früh genug ſeyn, meine arme Liederblüte auf das deutſche Grab in Paris zu legen. Der darin ſchläft, ſein Charakter, die ſelbſtloſe Hingebung ſeiner ganzen, glühenden Seele an das, was nach ſeiner Ueberzeugung das Heilige war und Rechte, ſind ja der Verehrung ſo werth! Zwar weiß ich wohl, daß ſein Streben eine falſche Richtung nahm, daß ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zuletzt auf Wege führte, auf denen das ſchöne Ziel ſeines Willens nicht zu erreichen war. Aber was Irrthum an ihm geweſen, hat ja der Tod jetzt geläutert und gelöst; und die Geſinnung, die noch immer — weil ſie den Menſchen Börne zu tadeln hatte — Anſtoß finden konnte an einer ungeſchmückten Würdigung des hohen Werthes, der das Andenken jenes großartigen Geiſtes unſterblich macht, und die nicht mit ſeiner Hülle begraben hätte was von irdiſcher Fehle ihm anhing, müßte eine ſehr unedle ſeyn! — Iſt es aber die Sendung der Poeſie überhaupt, den Frieden zu vermitteln, das angefeindete Gute zu vertreten, und Schatten, die daran haften, wegzuküſſen, ſo haben wir Frauen — als geborene Miſſionäre der Verſöhnung — doppelt das Recht — ohne Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe, zu denen wir ſo fremd ſtehen — auch Börne's Gedächtniß zu feiern, um ſo mehr, als es bei uns ſtets das Herz iſt, welches das Recht hat, und Börne's Herz, das vielgequälte und verkannte, ſo groß und begeiſtert für das Wohl der Menſchheit ſchlug, an deren Roth und Niedrigkeit es langſam verblutete."

Sonnenſchirm und Fächer.

Alle Damen tragen dieſe Inſignien der ſchönen Jahreszeit in den Händen. Sie ſind das Vademecum jeder Schönheit, die ihr zartes Weiß und Roth gern behalten will.

Der Sonnenſchirm, ein tragbares Dach, vertheidigt den Kopf gegen die heißen Strahlen der Sonne; der Fächer führt dem Geſicht den friſchen Hauch eines ſchwächeren oder ſtärkeren Luftzuges zu. Der Eine hält ab, der Andere zieht herbei; dieſe beiden ſich widerſprechenden Mächte ſind nun die Gefährten der großen Dame, wie der Griſette.

Der Fächer hat den Vorzug vor dem Schirm, daß, ſo ſehr er auch in Form und Geſtalt abweichen mag, er doch immer nur Fächer bleibt, während der Sonnenſchirm, wenn er in's Große ausartet, zum Regenſchirm wird.

Die Fächer von grünem Papier, die einfachſten ihrer Art, ſind ſtets Mode geblieben; und Wäſcherinnen oder Blumenmädchen, Putzmacherinnen oder Schneidermamſellen, ſie trugen alle dieſen Scepter, wenn ſie ſich Sonntags zum Contretanz begaben. Im Winter können ſich ſolche Mädchen in Paris leicht erfriſchen, da gibt es gebratene Kaſtanien, Eider, oder Krapfen; im Sommer iſt es für ſie ſchon ſchwerer: Limonade und Orgeade ſind theuer, und da muß dann ein Fächeln dafür ſchadlos halten.

Wie beredt iſt übrigens der Fächer! Ein Schlag mit ihm kann wie ein ſtolzer, zärtlicher, ſchöner Blick wirken; er benachrichtigt von der Gegenwart der Mutter, und dient dazu, ein geheimes Einverſtändniß zu unterhalten. Der Fächer gehört allen Ständen und iſt gewiß dem Schirme vorzuziehen.

Der Schirm erfordert ganz andere Hilfsmittel. Und wie leicht kann ſich der Genügſame nicht ſeinen Fächer improviſiren. Man gehe einmal in der Umgegend von Paris an gewiſſe Plätze hin. Da ſieht man die Schönen mit Fächern, die ſie ſich bald aus einem Journal, aus ihrem Strohhut, aus ihrem Schnupftuch, ja ſelbſt aus einem ſimplen Kohlblatt geformt haben. Ein Schirm wäre ſchon ſchwerer zu conſtruiren.

Während der Hitze iſt überdieß der Schirm eben ſo ſehr eine Laſt, als eine Wohlthat; und iſt es nicht wahrhaft graziöſer, einen Fächer zu ſchwingen, als eine Elle Seidenſtoff, die an einer kleinen Stange befeſtigt iſt, vor ſich herzutragen?

Schirm und Fächer werden nie untergehen, ſo lange die Sonne ſcheint; aber der Schirm wird das alleinige Eigenthum der reicheren Claſſen bleiben, während der Fächer ſtets der Begünſtigte aller Schönen ſeyn wird.

Warum mag nun dieſe anmuthige Mode faſt in ganz Deutſchland ſo vernachläſſigt ſeyn, während man in Frankreich und Italien ſich der Fächer mit großem Vortheil, ſelbſt im Theater bedient? Wie oft genießt ſelbſt der unbefächerte Mann dieſer kühlenden Wohlthat, wenn er ſich über ſeine Logenbrüſtung geſchickt zu legen weiß, um des Wind-Fächelns der Dame in der Nebenloge theilhaftig zu werden. Ich verdankte dieſer Mode oft einzig und allein allen Genuß in jenen Theatern, den mir die unerträglichſte Hitze geraubt haben würde.

Die Häßlichen.

Es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß es Vortheil ſey, ein ſchönes Geſicht zu haben. Bewahre der Himmel! Hätte ich einen rechten Feind, ſo könnte ich ihm

als das Aergſte nur Schönheit wünſchen. Schönheit iſt das größte Uebel. Statt dieſen Ausſpruch mit Beiſpielen zu belegen, will ich mich hier begnügen, einige der unzähligen Annehmlichkeiten anzuführen, von denen ein Häßlicher ſich umgeben ſieht.

Zuerſt iſt ein häßlicher Menſch niemals jung, und dieß iſt wahrlich nicht ſeine geringſte ſchöne Seite. Ein ſchöner Jüngling erregt Mißtrauen, und man fragt ihn ſelten um ſeine Meinung. Auch wird er vorzugsweiſe ſchlecht behandelt; auf dem Spaziergange muß er den Shawl tragen, er muß Stühle herbeiholen, dem Wagen rufen u. ſ. w.; bei der Tafel bekommt er zuletzt zu eſſen. Er iſt ja noch ſo jung; dem Alter gebührt die Ehre. Auf dem Ball hingegen ſollte man meinen, geht es ihm beſſer. Kein Tanz geht an ihm vorüber. Die jüngſten Mädchen, ſo wie die älteſten Frauen gehören ihm — doch nein! ich wollte ſagen er gehört ihnen. Alles was tanzt, und Alles was nicht tanzt, alſo zwei Generationen liegen ihm auf den Schultern. Dafür muß er es aber auch immerfort hören, wie glücklich er iſt; daß er ſich himmliſch amuſirt habe, u. ſ. w. Welch' ein reizendes Geſchenk wäre nun wohl Jugend und Schönheit! Wer ſollte nun nicht glauben, daß ein häßlicher, zurückſtoßender Menſch wahrhaft vom Himmel begünſtigt iſt.

Ein häßlicher Menſch hat von keiner Eiferſucht etwas zu fürchten; er darf daher jeder Dame den Hof machen. Die Damen empfangen ſeine Huldigungen wohlgefällig, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Seine Galanterien ſind für ſie ein erlaubtes Vergnügen; ſeine Schmeicheleien ſind gleich dornenloſen Roſen. Man gibt ſich den Reizen des Wohlduftes hin, ohne ſich vor den Stichen fürchten zu dürfen.

Die häßlichen Männer ſind wie die guten Bücher; jede Mutter überläßt ſie ſorglos ihren Töchtern. Ihre Mißgeſtalt leiſtet hinlängliche Bürgſchaft für ihre Moralität. Sie ſind ſtets willkommen, weil ſich der Argwohn nie an ihre Ferſen heftet. Mehr noch als das, man wünſcht ſie oft herbei, man ſucht ſie anzuziehen. Sie kennen die Geheimniſſe aller Haushaltungen; ſie ſind die Vertrauten aller Zwiſtigkeiten, weil man das Vertrauen in ſie ſetzt, daß ſie keinen Mißbrauch damit treiben. Man weiß, daß ſie ſelbſt keinen Antheil an Herzens-Angelegenheiten nehmen. Alle dieſe Rückſichten machen aber die wahren Reize unſeres Daſeyns aus, und ſenken ſich wie ein unaufhörlicher, angenehmer Thau auf den häßlichen Menſchen nieder.

Ein Häßlicher macht immer ſeinen glänzenden und ſchnellen Weg, weil er nicht beneidet wird. Manchmal erhebt man ſeine Häßlichkeit zur eigenthümlichen Phyſiognomie; ſeine Grimaſſe zur ſardoniſchen Miene; ſein unkluges Weſen zur intereſſanten Sonderbarkeit. So wächſt der Kredit des Häßlichen immer im Verhältniß zu ſeiner Mißgeſtalt, und er wird zuletzt ein berühmter Mann, wenn ihm Niemand mehr gerade in's Geſicht ſehen kann.

Hört man nicht oft ſagen, daß Der und Jener mit einem ſo häßlichen Ausſehen nie ſeine Höhe erklommen hätte, wenn er nicht zehnmal mehr Kenntniſſe und Talente entwickelt hätte, als ſeine hübſcheren Antagoniſten?

Findet ſich zur Häßlichkeit auch noch ein recht gemeiner Name, ſo kann man im Voraus davon überzeugt ſeyn, daß dem Inhaber beider Eigenſchaften Alles glücken wird, was er unternimmt.

Wer weiß von vielen großen Berühmtheiten nachzuweiſen, daß ſie ſehr ſchön geweſen? Alſo Häßlichkeit führt zum Glück, und es kommt vom Herzen, wenn ich ſie den Männern wünſche, die vielleicht dieß Album zur Hand nehmen.

England.

In dem Augenblicke, wo eine ſchöne junge Frau den engliſchen Thron beſtiegen hat, darf ich nicht unterlaſſen, hier einige Worte über dieſen Gegenſtand zu äußern.

Seit der Eroberung haben folgende Königinnen über England regiert:

1. Maria, welche vom 6. Juli 1553 bis zum 7. November 1558 regierte.
2. Eliſabeth, vom 7. Nov. 1558 bis zum 24. März 1603.
3. Maria, vom 13. Februar 1689 bis zum 8. März 1702.
4. Anna, vom 8. März 1702 bis 1. Auguſt 1714.

Und endlich Viktoria, deren Regierung den 20. Juni 1837 begann.

Unter den zahlreichen Zügen von Liebenswürdigkeit der jungen Königin verdient folgender vorzüglich angeführt zu werden. Es war natürlich, daß ihre vormalige Gouvernante, die Herzogin von Northumberland, eine der erſten war, welche J. M. ihre Huldigung darbringen wollte. Die Königin, welche davon benachrichtigt war, und zugleich die Vorſchrift der Etikette vernahm, daß ſie beim Empfange ſitzen müſſe, befahl ſogleich, daß man die Herzogin von dieſem Gebrauche in Kenntniß ſetze, und kaum trat dieſe in das Gemach, ſo ſprang die Königin auf, lief ihr entgegen und drückte ſie mehrmals zärtlich in die Arme.

Die Herzogin von Sutherland ſteht an der Spitze der Damen der Königin, dann kommen die Marquiſe von Landsdowne und die ſogenannten Ladies of the bedchamber, welches die Marquiſe von Taviſtock und die Lady Charlemont ſind.

Die Königin hat auch zwei Ehrenfräulein ernannt; Miß Pitt, eine Tochter des Lord Rivers, und Miß Murray, eine Tochter des Biſchofs von Rocheſter.

Alle dieſe Namen ſind vom reinſten Klange, und ſelbſt die boshafteſte Verläumdung weiß nichts gegen ſie vorzubringen.

Die Marquiſe von Landsdowne führt den bizarren Titel eines Groom der Stola. Meine geehrten Leſerinnen wiſſen, daß ein Theil der prieſterlichen Kleidung, ſowohl der katholiſchen als anglikaniſchen Kirche, Stola genannt wird. Hier aber begreift Stola Alles, was zur Garderobe des Monarchen gehört. Mithin heißt ein Groom der Stola jener Beamte, dem die Aufſicht über ſämmtliche Kleider des Königs oder der Königin obliegt. Titel und Obliegenheit datiren ſeit der Regierung der Königin Anna.

Bekanntlich wurde die Krönung der jungen Königin auf das nächſte Jahr verſchoben, weil ein nachgeborenes Kind Wilhelms IV. ſeine Anſprüche geltend machen könnte.

Die Krone Georgs IV. wurde auf 54,000 Pfund Sterling geſchätzt, welches ungefähr 650,000 Gulden ausmacht.

Die Krone Georgs III. war von viel geringerem Werthe. Man ſagt, daß viele falſche Steine darin ſeyn ſollen. Man ſchätzt ſie nur auf 1000 Pfund Sterling oder 12000 Gulden. So viel iſt ein Parade-Koſtüm eines Pairs oder einer Pairesſe ebenfalls werth.

Der ausgeſpielte Jüngling.

Man hat ſchon oft als einen Scherz verbreitet, daß ein junger Menſch ſich durch eine Lotterie eine Frau zu verſchaffen geſucht. Jetzt iſt aus dem Scherze Ernſt geworden, und folgende Thatſache wird von glaubwürdiger Stimme verbürgt.

Ein junger Menſch zu Cahors, im ſüdlichen Frankreich, kam auf die glückliche Idee, ſich auszuſpielen, und realiſirte ſie ſo gut, daß er viertauſend Billets blos im ſüdlichen Frankreich unterbrachte. Er iſt ſehr ſchön und von einem unbeſcholtenen Namen; wer ihn ſah, nahm ſogleich zwei Billets für Eines.

Die Ziehung geſchah mit allen nöthigen Förmlichkeiten und unter den erforderlichen Garantien. Eine Dame in Lyon, die von ihren Renten lebt, hat den jungen Menſchen gewonnen.

Ein ſonderbarer Vorfall ereignete ſich noch, nachdem das Glück ſein Urtheil geſprochen hatte. Die Lyoner Schöne wußte noch nichts von ihrem Glück, als eines Morgens eine Dame, bleich, mit verwirrter Miene vor ihr erſcheint und im flehenden Tone zu ihr ſagt:

— Retten Sie mich, Mademoiſelle!

— Wie könnte ich das?

— Indem Sie mir Ihr Loos überlaſſen.

— Welches Loos?

— Das Loos zu der Lotterie des jungen Menſchen.

— Ach! daran dachte ich gar nicht mehr.

— So wiſſen Sie denn, Mademoiſelle, daß ich ihn liebe, daß ich ihn anbete. Ich habe dreißig Looſe genommen, ſo viel nur erlaubten meine Mittel. Alle meine Looſe haben verloren, das Ihre hat gewonnen. Treten Sie mir es ab, oder ich muß ſterben!

Die gewinnende Dame erwiederte kalt: Madame, es iſt feſtgeſetzt und auf jedem Looſe zu leſen, daß wenn der junge Menſch der Gewinnerin nicht gefällt, die zweimal hunderttauſend Franken zwiſchen beiden getheilt werden, und ſie ſich nicht vermählen. Dieſe Chance bleibt Ihnen noch; mein Loos aber behalte ich.

Eine Stunde ſpäter präſentirt ſich der gewonnene Jüngling der gewinnenden Schönen; ſie finden ſich beide ſehr liebenswürdig, und vierzehn Tage darauf wird die Hochzeit gefeiert.

Die Fremde, welche das Loos kaufen wollte, war eine Wittwe aus Carcaſſonne, welche den jungen Menſchen leidenſchaftlich liebte. Man ſagt, daß ſie ſich mit Kohlendunſt erſtickt habe.

Das durch das Lotto vereinte Paar verlebt ſeine Flitterwochen in Narbonne und hat zehntauſend Franken jährlicher Einkünfte.

Gedichte

von

Herwegh.

I.

C'est une ame charmante.

Diderot.

(Nach V. Hugo.)

Mein Kind, wär' ich ein König,
Mein ganzes Königreich,
All' meine Roſſ' und Wagen,
Mit Sattel und mit Zeug;

Und meine gold'ne Krone,
Mein Scepter auch dazu,
Die ſchönen Marmorbäder
Bekämeſt alle Du.

Und hätt' ich mehr Nationen,
Als Stern' am Himmel zieh'n,
Ich legete ſie alle
Zu Deinen Füßen hin.

Ich gäb' die tauſend Flotten,
Die zugehörten mir,
Und denen das Meer zu enge,
Um einen Blick von Dir.

Und wär' ich Gott, die Erde,
Die Luft mit ſammt dem Meer,
Die Teufel und die Engel,
Mein ganzes Himmelsheer,

Und wo in meinem Weltall
Ein Stückchen grünes Land,
Zeit, Raum und Ewigkeiten
Gäb' ich in Deine Hand.

Ich gäbe alle Welten,
Die unterthänig mir,
Ich gäbe alle Himmel
Um einen Kuß von Dir.

Auf den Vorhang hatte ſie die Bildniſſe aller ihrer Nebenbuhlerinnen malen laſſen, über welche ſie den Sieg davon getragen hatte; Alles mit Inſchriften und allegoriſchen Emblemen umgeben. Die Opern-Tänzerinnen, welche ſie ihre Getreuen nannte, waren ſtets bei dieſen Vorſtellungen gegenwärtig.

Eines Abends verſammelte ſie dieſelben nach dem beendigten Stücke auf dem Theater, und ſagte: „Meine kleinen Täubchen, wir haben vielleicht dieſen Abend ſchlecht geſpielt, aber der Banquerout des Prinzen von Guemenée iſt Schuld daran. Wir wollen uns verbinden, um die armen Unglücklichen, die dieſer Banquerout gemacht hat, zu unterſtützen, und einen Brief an den Herrn von Soubiſe ſchreiben, daß er ſechs Monate lang den Betrag unſerer Penſionen dazu verwende.“

Dieſe ſchönen Worte der Guimárd fanden ſogleich Anklang bei den jungen Mädchen.

Im Jahre 1782 erhielt ein Mitglied der Oper weit weniger Gehalt, als jetzt, dafür aber bezog es viele Privatpenſionen von ſeinen Beſchützern. So gab z. B. der Prinz von Soubiſe, außer der Garderobe und den Edelſteinen, der Guimard jährlich viermalhundert tauſend Livres. Zwar ſetzte der Banquerout des Prinzen von Guemenée, wobei Soubiſe ſtark intereſſirt war, dieſer Freigebigkeit Schranken; allein die Guimard zeigte ſich nicht minder ſeiner Neigung würdig. Nicht nur überließ ſie ihre Penſion, ſondern auch was ſie durch ihre Vermittlung von ihren Freundinnen erhielt, dem Prinzen, und kam ſo der Noth vieler Militärperſonen, Schriftſteller und der zahlreichen Dienerſchaft zu Hülfe, die Alle durch Guemenée mit in den Abgrund gezogen worden waren.

Als Veſtris ſich darüber verwunderte, antwortete ſie ihm vor dem ganzen Perſonale: „Einem Veſtris ſitzt das Herz wahrlich nur im Fuße;“ worauf Veſtris erwiederte: „Es kann ſeyn, aber ich beſitze auch einige Kraft darin. Denn ich gab meinem Sohne, dem Schuldenmacher, geſtern einen Fußtritt, weil ich keinen Guemenée in meiner Familie haben will.“

Ein Angeſtellter beim Ballſpiel, welcher dem Grafen von Artois die Kaquette zu halten pflegte, ſchoß ſich aus Liebe zur Guimard den 10. Januar 1784 vor den Augen dieſer intereſſanten Bajadere todt.

Einſt gab der Herzog von Orleans ein großes Souper in ihrem Hotel. Als beſonders merkwürdig darf man anführen, daß bei dieſem Banket achthundert fünfzig Pfund Erdbeeren ſervirt wurden, und daß Mlle. Aurore, noch jetzt Mitglied der großen Oper, damals ſieben zehn Jahre alt, beim Deſſert in einer großen Torte aufgetragen wurde.

Obgleich das Hotel noch ſteht, ſo kann man es doch ſeiner neuen Einrichtung wegen als gänzlich demolirt betrachten.

Der in der vornehmen Welt wegen ſeiner Theaterluſt und Kunſtliebe bekannte Graf von Caſtellane bewohnte dieſes Hotel, ehe er ſein prächtiges Liebhabertheater in der Rue St. Honoré eröffnete.

Mode-Bericht.

Nach dem Eintreten der großen Hitze hat ſich eine entſchiedene Vorliebe für die Mode aus der Zeit Ludwigs XIV. ausgeſprochen, welches um ſo erwünſchter erſcheint, da es vor der Unbequemlichkeit der langen engen Aermel befreit.

Man bekleidet jetzt den Unterarm mit einer Mitaine von ſchwarzer Seide; die alte Mode geht nie unter; auch trägt man Mitainen von bäniſchem Leder; ſehr ſelten jedoch um lange farbige Handſchuhe.

Mitaine ſowohl als Handſchuh muß ſehr kurz und garnirt ſeyn, über der Garnirung trägt man ein kleines einfaches Armband; Tricot und ſchwarzes Filet werden ſtets mit Spitzen oder einer Rüche von ſchwarzem Atlas eingefaßt.

Das Mantelet iſt nunmehr, wie der Shawl, allgemein angenommen. Es iſt die Koketterie der Griſette, ſo wie die Fantaiſie der Damen. Das Schmalcheldhafteſte, was man einer neuen Mode nachrühmen kann, liegt in dem Worte „diſtinguirt". Dieſes Wort gebührt dem ſchwarzen Mantelet vom vorigen Jahre, jedoch nicht mehr dem diesjährigen. Ein ſchwarzes Mantelet verräth nicht mehr Eleganz, Geſchmack, Vornehmheit, da alle Frauen jetzt ihr ſchwarzes Mantelet haben. Wer ſich jetzt in dieſer Beziehung bemerkbar machen will, muß keines tragen, und das einzige Diſtinguirte, welches eine Frau durch ihr Mantelet erhalten kann, iſt die Grazie, womit ſie es zu tragen weiß.

Mantelets von weißem Mouſſelin können noch ſo prächtig geſtickt ſeyn, ſo bleiben ſie doch nur immer Négligé. Sie werden mit Spitzen und Tülle beſetzt, oder auch mit einer Falte von Mouſſelin.

Victor Hugo's neueſte Gedichte.

So eben iſt ein Band Gedichte dieſes Autors unter dem Titel „les voix intérieures" erſchienen. Ich liefere hier zwei Proben daraus; die erſte ihrer Zartheit, die zweite ihrer Pracht des Ausdrucks wegen. Es wird dieſen Gedichten eben ſo wenig an Leſern und Nachahmern fehlen, als ihren Vorgängern, den Feuilles d'Automne.

La tombe dit à la rose:
— Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleur des amours?
La rose dit à la tombe:
— Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours?

La rose dit: — Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel.
La tombe dit: — Fleur plaintive,
De chaque ame qui m'arrive
Je fais un ange du ciel!

* * *

O muse, contiens-toi! muse aux hymnes d'airain!
Muse de la loi juste et du droit souverain!
Toi dont la bouche abonde en mots trempés de flamme,
Etincelles de feu qui sortent de ton ame,
Oh! ne dis rien encore et laisse-les aller!
Attends que l'heure vienne où tu puisses parler.
Endure le spectacle en vierge résignée.
Qu'à peine un mouvement de ta lèvre indignée
Révèle ton courroux au fond du coeur grondant.
Dans ce siècle où chacun, noyant ou fécondant,

Se répand au hasard comme l'eau d'un orage,
Où l'on ne voit partout qu'impuissance et que rage.
Qu'inutiles fardeaux qu'on s'obstine à rouler,
Que Samsons écrasés sous ce qu'ils font crouler,
Le plus fort est celui qui tient sa force en bride.
L'Océan quelquefois montre à peine une ride.
Jusqu'au jour d'éclater, plus proche qu'on ne croit,
Ne te dépense pas. Que se contient s'accroît.

Ais au milieu de tous l'attitude élevée
D'une lente déesse à punir réservée,
Qui, recueillant sa force ainsi qu'un saint trésor,
Pourrait depuis long-tems et ne veut pas encor!
Va cependant! — contemple et le ciel et le monde.
Et que tous ceux qui font quelque travail immonde,
Que ces trafiquans vils, épris d'un sac d'argent,
Que ces menteurs publics, au langage changeant,
Pleins de méchanceté dans leur ame hypocrite
Et dorés au dehors de quelque faux mérite,
Tous ceux, grands ou petits, que marque un sceau fatal,
Que l'envieux bâtard accroupi dans le mal,
Que ce triban valet, plus lâche qu'une femme,
Qui dans les carrefours vend sa parole infâme,
Toujours prêt pour de l'or à souffleter la loi,
Forgeant l'émeute au peuple ou la censure au roi,
Que l'ami faux par qui la haine s'encemence,
Et ceux qui nuit et jour occupent leur démence
D'une orgie effrontée au tumulte hideux,
Te regardent passer tranquille au milieu d'eux,
Saluant gravement les fronts que tu révères,
Muette, et l'œil pourtant plein de choses sévères!
Fouille ces cœurs profonds de ton regard ardent.
Et que, lorsque le peuple ira se demandant:
— Sur qui donc va tomber, dans la foule éperdue,
Cette foudre en éclairs dans ses yeux suspendue? —
Chacun d'eux, contemplant son œuvre avec effroi,
Se dise en frissonnant: C'est peut-être sur moi!

En attendant, demeure impassible et sereine,
Qu'aucun pan de ta robe en leur fange ne traîne;
Et que tous ces pervers tremblent dès à présent
De voir auprès de toi, formidable et pesant
Son ongle de lion sur ta lyre étoilée,
Ta colère superbe à tes pieds musclée!

Auflöſung des Räthſels auf Seite 160:
Der Zorn.

Nachruf an L. Börne

von

Henriette Ottenheimer.

O ſchlumm're ſüß im dunklen Schooß der Fremde,
Befreit von jeder Feſſel, die Dich bannte,
Von jeder Schranke, die den Flug Dir hemmte,
Von jedem Schmerz, der Dir im Buſen brannte.
Schon trauert man um Dich im Vaterlande,
Und ſeine Liebe ſtammt Dir auf als Lohn;
Nicht heimathlos mehr iſt der treue Sohn,
Den es nicht ſtolz genug den ſeinen nannte.

Ja, Du warſt treu! — Das iſt Dein heil'ger Adel,
Iſt Deiner Mängel wunderbare Sühne,
Und macht Dich unerreichbar ird'ſchem Tadel.
Du wechſelteſt auf dieſes Lebens Bühne
Nicht, feig und weltklug, in des Tages Mode
Die Rolle und die Meinung nach der Uhr;
Was Schweres auch Dein männlich Herz erfuhr —
Treu blieb es ſeiner Fahne bis zum Tode.

Zu leidenſchaftlich, wie man Dich beſchuldigt,
Nahmſt Du Partei in unſres Zeitkampfs Wirren,
Doch nie haſt Du der Eigenſucht gehuldigt,
Und edler Abſicht Frucht war ſelbſt Dein Irren;
Ja Du warſt edel — ob ſie's auch verneinen —
Der Zukunft Mund wird feurig es bejah'n,
Nie durfte ſich Beſtechung frech Dir nah'n,
Und Du bliebſt rein vom Peſthauch des Gemeinen.

Und Du bliebſt frei von jedem Sclavenjoche,
Nie haſt Du dem der Lüge Dich gebeuget,
Wie ſehr auch lieblos Mancher darauf poche,
Weil laut und ſcharf Du gegen ihn gezeuget.
Wahrheit allein iſt ja der Freiheit Seele,
Und Freiheit war Dein Lebens-Element,
D'rum unbefleckt — dieß fühlt wer Dich erkennt —
Bliebſt Du von Lüge, ob auch nicht von Fehle.

Von Fehle? — nein! — Wo iſt der Außerkor'ne,
Der ohne ſolche hier erfunden werde?
Der Schwachheit Feſſel trägt der Staubgebor'ne
Vom Schooß der Mutter, bis zum Schooß der Erde;

Der Beſte ähnelt nur dem Gottesbilde.
Du haßt für alles Treffliche erglüht,
Dein Sinn war groß und meertief Dein Gemüth,
Doch Deinem Richterwerth gebrach — die Milde.

Wohl hatte weicher einſt Dein Herz empfunden,
Das eine Welt von Lieb' in ſich getragen,
Doch haben ihm zu viel', zu tiefe Wunden
Der Menſchheit Jammer und ihr Groll geſchlagen;
Und jede Wunde wurde d'rin zur Narbe,
Zur Härte jede Narbe mit der Zeit,
Und Härte, wie verhüllte Liebe, leiht
Vom kalten Haſſe nur zu gern die Farbe.

Doch Lebens-Kampf war Dir der Kampf für's Rechte,
Und für der Wahrheit hochgebaute Veſte;
Blieb auch die Waffe, die Du im Gefechte
So muthig führteſt, nicht ſich gleich die beſte!
Dieß Zeugniß leg' ich — eine Herzensblume —
Mit tiefer Rührung auf Dein fernes Grab.
Einſt wirft die Nachwelt Blumen Dir hinab,
Und windet ew'ge Kränze Deinem Ruhme.

Geſchrieben im Februar 1837.

„Es iſt freilich ſpät," ſchreibt mir die verehrte Dichterin, „aber der Frühling — die Zeit, in der wir liebe Todtenhügel gern mit Blumen ſchmücken — hat ſich dieß Jahr auch verſpätet, und ſo mag es denn immer noch früh genug ſeyn, meine arme Liederblüte auf das deutſche Grab in Paris zu legen. Der darin ſchläft, ſein Charakter, die ſelbſtloſe Hingebung ſeiner ganzen, glühenden Seele an das, was nach ſeiner Ueberzeugung das Heilige war und Rechte, ſind ja der Verehrung ſo werth! Zwar weiß ich wohl, daß ſein Streben eine falſche Richtung nahm, daß ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zuletzt auf Wege führte, auf denen das ſchöne Ziel ſeines Willens nicht zu erreichen war. Aber was Irrthum an ihm geweſen, hat ja der Tod jetzt geläutert und gelöst; und die Geſinnung, die noch immer — weil ſie den Menſchen Börne zu tadeln hatte — Anſtoß finden konnte an einer ungeſchmückten Würdigung des hohen Werthes, der das Andenken jenes großartigen Geiſtes unſterblich macht, und die nicht mit ſeiner Hülle begraben hätte was von irdiſcher Fehle ihm anhing, müßte eine ſehr unedle ſeyn! — Iſt es aber die Sendung der Poeſie überhaupt, den Frieden zu vermitteln, das angefeindete Gute zu vertreten, und Schatten, die daran haften, wegzuküſſen, ſo haben wir Frauen — als geborene Miſſionär der Verſöhnung — doppelt das Recht — ohne Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe, zu denen wir ſo fremd ſtehen — auch Börne's Gedächtniß zu feiern, um ſo mehr, als es bei uns ſtets das Herz iſt, welches das Recht hat, und Börne's Herz, das vielgequälte und verkannte, ſo groß und begeiſtert für das Wohl der Menſchheit ſchlug, an deren Roth und Niedrigkeit es langſam verblutete."

Sonnenſchirm und Fächer.

Alle Damen tragen dieſe Inſignien der ſchönen Jahreszeit in den Händen. Sie ſind das Vademecum jeder Schönheit, die ihr zartes Weiß und Roth gern behalten will.

Der Sonnenſchirm, ein tragbares Dach, vertheidigt den Kopf gegen die heißen Strahlen der Sonne; der Fächer führt dem Geſicht den friſchen Hauch eines ſchwächeren oder ſtärkeren Luftzuges zu. Der Eine hält ab, der Andere zieht herbei; dieſe beiden ſich widerſprechenden Mächte ſind nun die Gefährten der großen Dame, wie der Griſette.

Der Fächer hat den Vorzug vor dem Schirm, daß, ſo ſehr er auch in Form und Geſtalt abweichen mag, er doch immer nur Fächer bleibt, während der Sonnenſchirm, wenn er in's Große ausartet, zum Regenſchirm wird.

Die Fächer von grünem Papier, die einfachſten ihrer Art, ſind ſtets Mode geblieben; und Wäſcherinnen oder Blumenmädchen, Putzmacherinnen oder Schneidermamſellen, ſie trugen alle dieſen Scepter, wenn ſie ſich Sonntags zum Contretanz begaben. Im Winter können ſich ſolche Mädchen in Paris leicht erfriſchen, da gibt es gebratene Kaſtanien, Eider, oder Krapfen; im Sommer iſt es für ſie ſchon ſchwerer: Limonade und Orgeade ſind theuer, und da muß dann ein Fächeln dafür ſchadlos halten.

Wie beredt iſt übrigens der Fächer! Ein Schlag mit ihm kann wie ein ſtolzer, zärtlicher, ſchöner Blick wirken; er benachrichtigt von der Gegenwart der Mutter, und dient dazu, ein geheimes Einverſtändniß zu unterhalten. Der Fächer gehört allen Ständen und iſt gewiß dem Schirme vorzuziehen.

Der Schirm erfordert ganz andere Hilfsmittel. Und wie leicht kann ſich der Genügſame nicht ſeinen Fächer improviſiren. Man gehe einmal in der Umgegend von Paris an gewiſſe Plätze hin. Da ſieht man die Schönen mit Fächern, die ſie ſich bald aus einem Journal, aus ihrem Strohhut, aus ihrem Schnupftuch, ja ſelbſt aus einem ſimplen Kohlblatt geformt haben. Ein Schirm wäre ſchon ſchwerer zu conſtruiren.

Während der Hitze iſt überdieß der Schirm eben ſo ſehr eine Laſt, als eine Wohlthat; und iſt es nicht wahrhaft graziöſer, einen Fächer zu ſchwingen, als eine Elle Seidenſtoff, die an einer kleinen Stange befeſtigt iſt, vor ſich herzutragen?

Schirm und Fächer werden nie untergehen, ſo lange die Sonne ſcheint; aber der Schirm wird das alleinige Eigenthum der reicheren Claſſen bleiben, während der Fächer ſtets der Begünſtigte aller Schönen ſeyn wird.

Warum mag nun dieſe anmuthige Mode faſt in ganz Deutſchland ſo vernachläſſigt ſeyn, während man in Frankreich und Italien ſich der Fächer mit großem Vortheil, ſelbſt im Theater bedient? Wie oft genießt ſelbſt der unbefächerte Mann dieſer kühlenden Wohlthat, wenn er ſich über ſeine Logenbrüſtung geſchickt zu legen weiß, um des Wind-Fächelns der Dame in der Nebenloge theilhaftig zu werden. Ich verdankte dieſer Mode oft einzig und allein allen Genuß in jenen Theatern, den mir die unerträglichſte Hitze geraubt haben würde.

Die Häßlichen.

Es iſt ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß es Vortheil ſey, ein ſchönes Geſicht zu haben. Bewahre der Himmel! Hätte ich einen rechten Feind, ſo könnte ich ihm

als das Aergſte nur Schönheit wünſchen. Schönheit iſt das größte Uebel. Statt dieſen Ausſpruch mit Beiſpielen zu belegen, will ich mich hier begnügen, einige der unzähligen Annehmlichkeiten anzuführen, von denen ein Häßlicher ſich umgeben ſieht.

Zuerſt iſt ein häßlicher Menſch niemals jung, und dieß iſt wahrlich nicht ſeine geringſte ſchöne Seite. Ein ſchöner Jüngling erregt Mißtrauen, und man fragt ihn ſelten um ſeine Meinung. Auch wird er vorzugsweiſe ſchlecht behandelt; auf dem Spaziergange muß er den Shawl tragen, er muß Stühle herbeiholen, dem Wagen rufen u. ſ. w.; bei der Tafel bekommt er zuletzt zu eſſen. Er iſt ja noch ſo jung; dem Alter gebührt die Ehre. Auf dem Ball hingegen ſollte man meinen, geht es ihm beſſer. Kein Tanz geht an ihm vorüber. Die jüngſten Mädchen, ſo wie die älteſten Frauen gehören ihm — doch nein! ich wollte ſagen er gehört ihnen. Alles was tanzt, und Alles was nicht tanzt, alſo zwei Generationen liegen ihm auf den Schultern. Dafür muß er es aber auch immerfort hören, wie glücklich er iſt; daß er ſich himmliſch amuſirt habe, u. ſ. w. Welch' ein reizendes Geſchenk wäre nun wohl Jugend und Schönheit! Wer ſollte nun nicht glauben, daß ein häßlicher, zurückſtoßender Menſch wahrhaft vom Himmel begünſtigt iſt.

Ein häßlicher Menſch hat von keiner Eiferſucht etwas zu fürchten; er darf daher jeder Dame den Hof machen. Die Damen empfangen ſeine Huldigungen wohlgefällig, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Seine Galanterien ſind für ſie ein erlaubtes Vergnügen; ſeine Schmeicheleien ſind gleich dornenloſen Roſen. Man gibt ſich den Reizen des Wohlduftes hin, ohne ſich vor den Stichen fürchten zu dürfen.

Die häßlichen Männer ſind wie die guten Bücher; jede Mutter überläßt ſie ſorglos ihren Töchtern. Ihre Mißgeſtalt leiſtet hinlängliche Bürgſchaft für ihre Moralität. Sie ſind ſtets willkommen, weil ſich der Argwohn nie an ihre Ferſen heftet. Mehr noch als das, man wünſcht ſie oft herbei, man ſucht ſie anzuziehen. Sie kennen die Geheimniſſe aller Haushaltungen; ſie ſind die Vertrauten aller Zwiſtigkeiten, weil man das Vertrauen in ſie ſetzt, daß ſie keinen Mißbrauch damit treiben. Man weiß, daß ſie ſelbſt keinen Antheil an Herzens-Angelegenheiten nehmen. Alle dieſe Rückſichten machen aber die wahren Reize unſeres Daſeyns aus, und ſenken ſich wie ein unaufhörlicher, angenehmer Thau auf den häßlichen Menſchen nieder.

Ein Häßlicher macht immer ſeinen glänzenden und ſchnellen Weg, weil er nicht beneidet wird. Manchmal erhebt man ſeine Häßlichkeit zur eigenthümlichen Phyſiognomie; ſeine Grimaſſe zur ſardoniſchen Miene; ſein unkiſches Weſen zur intereſſanten Sonderbarkeit. So wächſt der Kredit des Häßlichen immer im Verhältniß zu ſeiner Mißgeſtalt, und er wird zuletzt ein berühmter Mann, wenn ihm Niemand mehr gerade in's Geſicht ſehen kann.

Hört man nicht oft ſagen, daß Der und Jener mit einem ſo häßlichen Ausſehen nie ſeine Höhe erklommen hätte, wenn er nicht zehnmal mehr Kenntniſſe und Talente entwickelt hätte, als ſeine hübſcheren Antagoniſten?

Findet ſich zur Häßlichkeit auch noch ein recht gemeiner Name, ſo kann man im Voraus davon überzeugt ſeyn, daß dem Inhaber beider Eigenſchaften Alles glücken wird, was er unternimmt.

Wer weiß von vielen großen Berühmtheiten nachzuweiſen, daß ſie ſehr ſchön geweſen? Alſo Häßlichkeit führt zum Glück, und es kommt vom Herzen, wenn ich ſie den Männern wünſche, die vielleicht dieß Album zur Hand nehmen.

England.

In dem Augenblicke, wo eine ſchöne junge Frau den engliſchen Thron beſtiegen hat, darf ich nicht unterlaſſen, hier einige Worte über dieſen Gegenſtand zu äußern.

Seit der Eroberung haben folgende Königinnen über England regiert:

1. Maria, welche vom 6. Juli 1553 bis zum 7. November 1558 regierte.
2. Eliſabeth, vom 7. Nov. 1558 bis zum 24. März 1603.
3. Maria, vom 13. Februar 1689 bis zum 8. März 1702.
4. Anna, vom 8. März 1702 bis 1. Auguſt 1714.

Und endlich Viktoria, deren Regierung den 20. Juni 1837 begann.

Unter den zahlreichen Zügen von Liebenswürdigkeit der jungen Königin verdient folgender vorzüglich angeführt zu werden. Es war natürlich, daß ihre vormalige Gouvernante, die Herzogin von Northumberland, eine der erſten war, welche J. M. ihre Huldigung darbringen wollte. Die Königin, welche davon benachrichtigt war, und zugleich die Vorſchrift der Etikette vernahm, daß ſie beim Empfange ſitzen müſſe, befahl ſogleich, daß man die Herzogin von dieſem Gebrauche in Kenntniß ſetze, und kaum trat dieſe in das Gemach, ſo ſprang die Königin auf, lief ihr entgegen und drückte ſie mehrmals zärtlich in die Arme.

Die Herzogin von Sutherland ſteht an der Spitze der Damen der Königin, dann kommen die Marquiſe von Landsdowne und die ſogenannten Ladies of the bedchamber, welches die Marquiſe von Taviſtock und die Lady Charlemont ſind.

Die Königin hat auch zwei Ehrenfräulein ernannt; Miß Pitt, eine Tochter des Lord Rivers, und Miß Murray, eine Tochter des Biſchofs von Rocheſter.

Alle dieſe Namen ſind vom reinſten Klange, und ſelbſt die boshafteſte Verläumdung weiß nichts gegen ſie vorzubringen.

Die Marquiſe von Landsdowne führt den bizarren Titel eines Groom der Stola. Meine geehrten Leſerinnen wiſſen, daß ein Theil der prieſterlichen Kleidung, ſowohl der katholiſchen als anglikaniſchen Kirche, Stola genannt wird. Hier aber begreift Stola Alles, was zur Garderobe des Monarchen gehört. Mithin heißt ein Groom der Stola jener Beamte, dem die Aufſicht über ſämmtliche Kleider des Königs oder der Königin obliegt. Titel und Obliegenheit datiren ſeit der Regierung der Königin Anna.

Bekanntlich wurde die Krönung der jungen Königin auf das nächſte Jahr verſchoben, weil ein nachgeborenes Kind Wilhelms IV. ſeine Anſprüche geltend machen könnte.

Die Krone Georgs IV. wurde auf 54,000 Pfund Sterling geſchätzt, welches ungefähr 650,000 Gulden ausmacht.

Die Krone Georgs III. war von viel geringerem Werthe. Man ſagt, daß viele falſche Steine darin ſeyn ſollen. Man ſchätzt ſie nur auf 1000 Pfund Sterling oder 12000 Gulden. So viel iſt ein Parade-Koſtüm eines Pairs oder einer Pairesſe ebenfalls werth.

Der ausgespielte Jüngling.

Man hat schon oft als einen Scherz verbreitet, daß ein junger Mensch sich durch eine Lotterie eine Frau zu verschaffen gesucht. Jetzt ist aus dem Scherze Ernst geworden, und folgende Thatsache wird von glaubwürdiger Stimme verbürgt.

Ein junger Mensch zu Cahors, im südlichen Frankreich, kam auf die glückliche Idee, sich auszuspielen, und realisirte sie so gut, daß er viertausend Billets blos im südlichen Frankreich unterbrachte. Er ist sehr schön und von einem unbescholtenen Namen; wer ihn sah, nahm sogleich zwei Billets für Eines.

Die Ziehung geschah mit allen nöthigen Förmlichkeiten und unter den erforderlichen Garantien. Eine Dame in Lyon, die von ihren Renten lebt, hat den jungen Menschen gewonnen.

Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich noch, nachdem das Glück sein Urtheil gesprochen hatte. Die Lyoner Schöne wußte noch nichts von ihrem Glück, als eines Morgens eine Dame, bleich, mit verwirrter Miene vor ihr erscheint und im flehenden Tone zu ihr sagt:

— Retten Sie mich, Mademoiselle!

— Wie könnte ich das?

— Indem Sie mir Ihr Loos überlassen.

— Welches Loos?

— Das Loos zu der Lotterie des jungen Menschen.

— Ach! daran dachte ich gar nicht mehr.

— So wissen Sie denn, Mademoiselle, daß ich ihn liebe, daß ich ihn anbete. Ich habe dreißig Loose genommen, so viel nur erlaubten meine Mittel. Alle meine Loose haben verloren, das Ihre hat gewonnen. Treten Sie mir es ab, oder ich muß sterben!

Die gewinnende Dame erwiederte kalt: Madame, es ist festgesetzt und auf jedem Loose zu lesen, daß wenn der junge Mensch der Gewinnerin nicht gefällt, die zweimal hunderttausend Franken zwischen beiden getheilt werden, und sie sich nicht vermählen. Diese Chance bleibt Ihnen noch; mein Loos aber behalte ich.

Eine Stunde später präsentirt sich der gewonnene Jüngling der gewinnenden Schönen; sie finden sich beide sehr liebenswürdig, und vierzehn Tage darauf wird die Hochzeit gefeiert.

Die Fremde, welche das Loos kaufen wollte, war eine Wittwe aus Carcassonne, welche den jungen Menschen leidenschaftlich liebte. Man sagt, daß sie sich mit Kohlendunst erstickt habe.

Das durch das Lotto vereinte Paar verlebt seine Flitterwochen in Narbonne und hat zehntausend Franken jährlicher Einkünfte.

Gedichte

von

Herwegh.

I.

C'est une ame charmante.

Diderot.

(Nach V. Hugo.)

Mein Kind, wär' ich ein König,
Mein ganzes Königreich,
All' meine Roſſ' und Wagen,
Mit Sattel und mit Zeug;

Und meine gold'ne Krone,
Mein Scepter auch dazu,
Die ſchönen Marmorbäder
Bekämeſt alle Du.

Und hätt' ich mehr Nationen,
Als Stern' am Himmel zieh'n,
Ich legete ſie alle
Zu Deinen Füßen hin.

Ich gäb' die tauſend Flotten,
Die zugehörten mir,
Und denen das Meer zu enge,
Um einen Blick von Dir.

Und wär' ich Gott, die Erde,
Die Luft mit ſammt dem Meer,
Die Teufel und die Engel,
Mein ganzes Himmelsheer,

Und wo in meinem Weltall
Ein Stückchen grünes Land,
Zeit, Raum und Ewigkeiten
Gäb' ich in Deine Hand.

Ich gäbe alle Welten,
Die unterthänig mir,
Ich gäbe alle Himmel
Um einen Kuß von Dir.

II.

Malen ſoll ich Dich, Geliebte?
Junge, bring' die Farben mir,
Hole her die feinſten Pinſel,
Daß ich mach' ein Bild von ihr!

Locken — ſchwarz — nun ja, mit Trauer:
Farben male ich ſehr gern,
Eine Farbe findet ſich wohl
Auch für Deiner Augen Stern!

Nun die Naſe, nun die Wangen,
Jetzt geht's an die Lippen hin —
Junge, ſieh' mal in die Schachtel,
Ob kein Feuer iſt darin.

Kind, ich will's geſtehen, daß an
Solchen Farben mir gebricht;
Küſſen kann ich Deine Lippen,
Aber malen, malen nicht.

III.

Wir ſpielen mit einander
Tragikomödie;
Ich zieh' den Mund herunter,
Du ziehſt ihn in die Höh'.

Ein ganzes Luſtſpiel lachet
Und ſpringt um Deinen Mund,
Der Schmerz rast auf Kothurnen
In meines Herzens Grund.

IV.

Ich weiß es, meine Lieder
Beleidigen Dein Ohr,
Und doch kann ich nicht ſchweigen,
Die Seele muß hervor.

O gib Du meiner Seele
Doch einen andern Lauf,
Und mit dem erſten Kuſſe
Hört alles Dichten auf.

Meine verehrten Leſerinnen empfangen hiermit das erſte Blatt der trefflichen Nachbildungen der berühmten Tableaux von Finden, welche in London herausgekommen und wohl das Vollendetſte ſind, was in dieſer Art bis jetzt erſchienen iſt. Jedes Tableau ſtellt eine charakteriſtiſche Scene der merkwürdigſten Länder unſerer Erde dar. Ich wählte vorerſt zu meinem Zwecke Darſtellungen aus Europa, und beginne hier mit der Schweiz (Switzerland). Dieß iſt aber der Text zum Bilde:

Die Taubſtumme.

„Arme Joſephine! weder heute noch geſtern,“ ſagte Bruder Claude, indem er von ſeiner Zelle in das ſchön möblirte und erwärmte Zimmer blickte, worin die Reiſenden auf dem Kloſter des St. Bernhard zu verweilen pflegen. „Weder heute noch geſtern,“ wiederholte er noch einmal, indem er eine kürzlich gefundene Reliquie aus Jupiters Tempel ſorgfältig hinlegte, wo wird ſie geweſen ſeyn?“

„Ich möchte Euch gern Anwort geben,“ erwiederte Bruder Jacques; „ſo alt ich hier geworden bin, hat uns Keines eifriger beſucht, als das arme Mädchen. Kaum zwei Tage lang haben wir ſie hier vermißt, ſeitdem ſie im Stande war, jene Stufen heraufzukriechen.“

„Wüßte ich nur, wo ſie wäre,“ ſagte der junge Bruder Claude, „ich würde ſie ſuchen.“

„Aber wo?“ unterbrach ihn Bruder Jacques.

„In ſolchem Wetter vermag vielleicht menſchliche Kraft ihr nicht mehr zu helfen.“

„Arme Joſephine,“ murmelte der Greis; „wie abgeſchieden war ihre Jugend von den Freuden anderer Mädchen. Die Bauerntöchter der Thäler dort unten freuen ſich der Alpenblumen; Joſephine ſpielt mit Alpenſtürmen, und klimmt hinauf, wo der Adler niſtet. Der Tritt ihres Fußes iſt ſo leicht, daß ſie über die zitternden Lawinen hinweggleitet, ohne ihren Fall zu beſchleunigen. Ich glaube, ſie kennt jegliche Fichte im düſteren Walde St. Pierre. — Lachte ſie jemals? — Selten, und weinte noch ſeltener. — Wie die Hunde und die Diener ſie lieben! Sie merken ihr Nahen, wenn ſie vor dem Thore ſteht, oder um das Hoſpiz wandelt. Leo iſt nie zufrieden, wenn er ſie nicht ſieht.“

Das Geſpräch ruhte. Der junge Mönch blickte über die Hügel und Thäler, welche in fleckenloſem Schnee ausgehauen zu ſeyn ſchienen. Er ſah wie dieſer herabfiel, nicht in Flocken, ſondern in kleinen, durchdringenden Theilchen, in Eisſtücken, die der Fuß des Wanderers nicht zuſammendrückt, ſondern die höher und höher auf glattem Boden ſich um ihn anhäufen. Der Mönch empfand ein leichtes Schaudern von dem Anblick, und ſah dann mit Wohlgefallen auf das angehäufte Holz. „Beym Grab unſer Herr. Wie weit mögen die Reiſenden gekommen ſeyn, die uns heute Morgen verließen? Ich bin um ihre Sicherheit beſorgt.“

„Gewiß müſſen wir in dieſer Jahreszeit Theilnahme für Alle empfinden, die ſo ſpät noch zu uns kommen; ſie haben keine Eile, uns zu beſuchen.“

„Oh! Einige hatten große Eile,“ ſprach der Greis mit einem Seufzer. „Ich ſah ſchon früher einen der Reiſenden von geſtern Abend.“

„Gewiß ſahen wir dieſelben Geſichter oft mehr denn einmal.“

Auf den Vorhang hatte ſie die Bildniſſe aller ihrer Nebenbuhlerinnen malen laſſen, über welche ſie den Sieg davon getragen hatte; Alles mit Inſchriften und allegoriſchen Emblemen umgeben. Die Opern-Tänzerinnen, welche ſie ihre Getreuen nannte, waren ſtets bei dieſen Vorſtellungen gegenwärtig.

Eines Abends verſammelte ſie dieſelben nach dem beendigten Stücke auf dem Theater, und ſagte: „Meine kleinen Täubchen, wir haben vielleicht dieſen Abend ſchlecht geſpielt, aber der Banquerout des Prinzen von Guemenée iſt Schuld daran. Wir wollen uns verbinden, um die armen Unglücklichen, die dieſer Banquerout gemacht hat, zu unterſtützen, und einen Brief an den Herrn von Soubiſe ſchreiben, daß er ſechs Monate lang den Betrag unſerer Penſionen dazu verwende.“

Dieſe ſchönen Worte der Guimard fanden ſogleich Anklang bei den jungen Mädchen.

Im Jahre 1782 erhielt ein Mitglied der Oper weit weniger Gehalt, als jetzt, dafür aber bezog es viele Privatpenſionen von ſeinen Beſchützern. So gab z. B. der Prinz von Soubiſe, außer der Garderobe und den Edelſteinen, der Guimard jährlich viermalhundert tauſend Livres. Zwar ſetzte der Banquerout des Prinzen von Guemenée, wobei Soubiſe ſtark intereſſirt war, dieſer Freigebigkeit Schranken; allein die Guimard zeigte ſich nicht minder ſeiner Neigung würdig. Nicht nur überließ ſie ihre Penſion, ſondern auch was ſie durch ihre Vermittlung von ihren Freundinnen erhielt, dem Prinzen, und kam ſo der Noth vieler Militärperſonen, Schriftſteller und der zahlreichen Dienerſchaft zu Hülfe, die Alle durch Guemenée mit in den Abgrund gezogen worden waren.

Als Veſtris ſich darüber verwunderte, antwortete ſie ihm vor dem ganzen Perſonale: „Einem Veſtris ſitzt das Herz wahrlich nur im Fuße;“ worauf Veſtris erwiederte: „Es kann ſeyn, aber ich beſitze auch einige Kraft darin. Denn ich gab meinem Sohne, dem Schuldenmacher, geſtern einen Fußtritt, weil ich keinen Guemenée in meiner Familie haben will.“

Ein Angeſtellter beim Ballſpiel, welcher dem Grafen von Artois die Raquette zu halten pflegte, ſchoß ſich aus Liebe zur Guimard den 10. Januar 1785 vor den Augen dieſer intereſſanten Bayadere todt.

Einſt gab der Herzog von Orleans ein großes Souper in ihrem Hotel. Als beſonders merkwürdig darf man anführen, daß bei dieſem Bankett achthundert fünfzig Pfund Erdbeeren ſervirt wurden, und daß Mlle. Aurore, noch jetzt Mitglied der großen Oper, damals ſiebzehn Jahre alt, beim Deſſert in einer großen Torte aufgetragen wurde.

Obgleich das Hotel noch ſteht, ſo kann man es doch ſeiner neuen Einrichtung wegen als gänzlich demolirt betrachten.

Der in der vornehmen Welt wegen ſeiner Theaterluſt und Kunſtliebe bekannte Graf von Caſtellane bewohnte dieſes Hotel, ehe er ſein prächtiges Liebhabertheater in der Rue St. Honoré eröffnete.

Mode-Bericht.

Nach dem Eintreten der großen Hitze hat ſich eine entſchiedene Vorliebe für die Mode aus der Zeit Ludwigs XIV. ausgeſprochen, welches um ſo erwünſchter erſcheint, da es von der Unbequemlichkeit der langen engen Aermel befreit.

Man bekleidet jetzt den Unterarm mit einer Mitaine von ſchwarzer Seide; die alte Mode gab nie unter; auch trägt man Mitainen von ſämiſchem Leder; ſehr ſelten jedoch nun lange farbige Handſchuhe.

Manſchette ſowohl als Handſchuh muß ſehr kurz und garnirt ſeyn, über der Garnirung trägt man ein kleines einfaches Armband; Tricot und ſchwarzes Filet werden ſtets mit Spitzen oder einer Rüche von ſchwarzem Atlas eingefaßt.

Das Manteleet iſt nunmehr, wie der Shawl, allgemein angenommen. Es iſt die Koketterie der Griſette, ſo wie die Fantaſie der Damen. Das Schmeichelhafteſte, was man einer neuen Mode nachrühmen kann, liegt in dem Worte „Diſtinguirt". Dieſes Wort gebührte dem ſchwarzen Manteleet vom vorigen Jahre, jedoch nicht mehr dem diesjährigen. Ein ſchwarzes Manteleet verräth nicht mehr Eleganz, Geſchmack, Vornehmheit, da alle Frauen jetzt ihr ſchwarzes Manteleet haben. Wer ſich jetzt in dieſer Beziehung bemerkbar machen will, muß keines tragen, und das einzige Diſtinguirte, welches eine Frau durch ihr Manteleet erhalten kann, iſt die Grazie, womit ſie es zu tragen weiß.

Manteleets von weißem Mouſſelin können noch ſo prächtig geſtickt ſeyn, ſo bleiben ſie doch nur immer Négligé. Sie werden mit Spitzen und Tülle beſetzt, oder auch mit einer Falte von Mouſſelin.

Victor Hugo's neueſte Gedichte.

So eben iſt ein Band Gedichte dieſes Autors unter dem Titel „les voix intérieures" erſchienen. Ich theile hier zwei Proben daraus; die erſte ihrer Zartheit, die zweite ihrer Pracht des Ausdrucks wegen. Es wird dieſen Gedichten eben ſo wenig an Leſern und Nachahmern fehlen, als ihren Vorgängern, den Feuilles d'Automne.

La tombe dit à la rose:
— Des pleurs dont l'aube t'arrose
Que fais-tu, fleur des amours?
La rose dit à la tombe:
— Que fais-tu de ce qui tombe
Dans ton gouffre ouvert toujours?

La rose dit: — Tombeau sombre,
De ces pleurs je fais dans l'ombre
Un parfum d'ambre et de miel.
La tombe dit: — Fleur plaintive,
De chaque ame qui m'arrive
Je fais un ange du ciel!

* * *

O muse, contiens-toi! muse aux hymnes d'airain!
Muse de la loi juste et du droit souverain!
Toi dont la bouche abonde en mots trempés de flamme,
Etincelles du feu qui sortent de ton ame,
Oh! ne dis rien encore et laisse-les aller!
Attends que l'heure vienne où tu puisses parler.
Endure le spectacle en vierge résignée.
Qu'à peine un mouvement de ta lèvre indignée
Révèle ton courroux au fond du coeur grondant.
Dans ce siècle où chacun, voyant ou fécondant,

„Reiſende ſind im Schnee verſchüttet,“ rief Claude, indem er ihr folgte.

Ein Diener des Kloſters ſtand mit Leo an der Thür; der Wind warf die Kapuze des Vaters Jacques, in die er den Kopf gehüllt hatte, zurück. Als der Mönch in die Landſchaft blickte, ſchien es ihm, er habe das Mädchen, das er ſeit ihrer Geburt kannte, nie ſo heftig und voll Kraft geſehen. Sie trug weder Mantel noch Hut. Ihre langen Haarflechten wallten um ihr Haupt; die linke Hand drückte ſie an den Buſen, und wies mit der rechten auf das Thal. Ihre Bewegungen zeugten von beinahe wahnſinniger Aufregung, während der treue Hund, der ihre Gedanken verſtand, ungeduldig auf das Zeichen wartete, welches auch ihn entſenden werde; die anderen Hunde rief er durch Bellen herbei, welches den klugen Thieren für Worte gilt.

Einige Stunden lang herrſchte im Hoſpiz die tiefſte Stille. Die Zurückgebliebenen erwarteten die Rückkehr ihrer Kloſterbrüder, welche die ſchlüpfrigen Thäler hinabgeeilt waren. Einige ſprachen ihr Gebet; Andere beugten ſich unter die Lampe und laſen; die, welche ſprachen, flüſterten; Einige ſtanden mitunter auf, um in die Nacht hinauszublicken.

„Horch!“ rief einer, als die Kloſterglocke zwei ſchlug. „Iſt das nicht Leo's Bellen?“

„Ich weiß nicht. Es iſt nicht ſo laut wie gewöhnlich; ſonſt ſchallt es durch zwölf Echo's. Erinnerſt Du Dich noch der Nacht, als er ein lebendiges Kind von der Leiche einer Mutte herbeitrug, und es ſo ſorgfältig am Feuer niederlegte, wie nur irgend ein Chriſt es gethan hätte? Ach, die Heiligen mögen uns ſchützen; dieſe Hunde haben oft mehr Gefühl, als manche Chriſten.“

„Horch!“ rief wiederum der erſte Mönch. Leo bellt auf's Neue und Manto ſtimmt ein; ſie kommen; die Hunde antworten ſich von einem Thal zum andern, wie es ſcheint. Die heilige Jungfrau mag das brave Mädchen ſchützen. Gott ſtärke ihre anderen Sinne und die Kraft ihres Körpers, als er ihr Stimme und Gehör nahm. Ein neues Gebell! Es zeugt von Ermuthigung; ſie kommen den Pfad hinan, den die Reiſenden dieſen Morgen hinabſtiegen.“

„Wie eigenſinnig waren dieſe, in ſolchem Wetter abzureiſen. Die arme Joſephine begegnete ihnen, als ſie die Schlucht hineintraten, und bat ſie flehentlich, mit heftigen Bewegungen, zurückzukehren; der alte, ſteife Engländer wurde aber, als er ſie ſah, um ſo hartnäckiger, und beſtand auf ſeiner Abreiſe. Das arme Mädchen iſt ihnen ſicherlich nachgeeilt, um ſie vor Gefahr zu ſchützen.“

„Sie werden gleich da ſeyn. Ich ſehe den Schein der Fackeln. Giacomo, lege mehr Holz auf den Kamin. — Aber hörſt Du, Bruder? Das Gebell der Hunde iſt in ein Geheul herabgeſtimmt. Das bedeutet Tod.“

In Kurzem trat Joſephine mit den Uebrigen herein, welche drei Leichen der Reiſenden trugen, die das Hoſpiz in aller Kraft des Lebens verlaſſen hatten. Sie rang ihre Hände, trat nieder zum Gebet; allein das Leben war von den Reiſenden gewichen. Sie kniete neben der Leiche des Lords, ohne zu wiſſen, wie nahe ſie mit ihm verwandt war. Jetzt war er ſo kalt, wie ſein Herz, als er ſeine Geliebte verließ, und am Morgen deſſelben Tages ſeine Tochter, wegen ihres Unglücks, nicht anerkennen wollte.

„Das iſt die Vergeltung,“ ſagte Vater Jacques, „wir wollen ihnen kein Grab gewähren. Er ſoll in dem Leichenhauſe vermodern.“

Eine Geſpenſter-Geſchichte.

Die Geſpenſter ſind in unſern Zeiten wieder in die Mode gekommen, und man darf daher nicht anſtehen, auch die elegante Welt von ſolchen Erſcheinungen zu unterhalten.

Ein junger Edelmann, der ſich erſt vor Kurzem vermählt hatte, verließ die Hauptſtadt, um ſich bei einem Verwandten ſeiner Frau auf dem Lande einige Zeit aufzuhalten.

Das Schloß, welches ſie bewohnten, zählt mitten unter den ſchönſten, modernen Appartements auch ein Zimmer von ovaler Form, deſſen dunkles Getäfel und gemalte Fenſterſcheiben ein beredtes Zeugniß ſeiner früheren Herrlichkeit ablegen. Dieſes Zimmer, an einem Ende des Schloſſes gelegen, ſcheint zu einem Thurm gehört zu haben, und heißt ſeit undenklicher Zeit „das Zimmer der Nachteule.“ Dieſer Name, und das, was darüber aus der Geſchichte der früheren Beſitzer hergeleitet wird, flößte ſtets den Landleuten der Umgegend Schrecken ein, die, von Natur abergläubiſch, es nicht an fabelhaften Geſchichten fehlen ließen, die ſich von Generation zu Generation fortpflanzten.

So ſoll z. B. das Geſpenſt eines vormaligen Herrn des Schloſſes, der im gelobten Lande geblieben war, um Mitternacht erſcheinen, um einen Rundgang zu halten, und ſich dann in das Zimmer der Nachteule zurückzuziehen. Mehre Male ſchon verſuchte man, eine Nacht dort zuzubringen, allein ſo wie die Mitternacht kam, wurde ein klägliches Wimmern und Kettengeraſſel vernommen. Einige ſagten aus, den rieſenhaften Schatten des Schloßherrn erblickt zu haben, der ein flammendes Schwert über dem Kopfe ſchwang; nach Anderen war es ein weißes Bahrtuch, von einer Stimme begleitet, welche Gebete murmelte.

Die Einſamkeit, worin man dieſes Zimmer ſtets ließ, trug nicht wenig dazu bei, dieſe Sagen zu erhalten. Als der junge Edelmann nun davon hörte, konnte er ein ſchallendes Gelächter nicht unterdrücken, worauf die ganze Geſellſchaft auf ihn losſtürmte und ihn aufforderte, ſeinen Muth zu bewähren und eine Nacht in dem verrufenen Gemache zuzubringen.

Dieſe Aufforderung war jedoch unnöthig, denn der junge Mann hatte längſt beſchloſſen, es mit dem geſpenſtiſchen Kreuzritter aufzunehmen. Er ließ ſein Bett in das Zimmer tragen, verſah ſich mit einem Paar Piſtolen und einem tüchtigen Stocke, und nachdem Alles im Schloſſe zur Ruhe gegangen war und der Sturm draußen durch die finſtre Nacht recht romantiſch heulte, nahm er Beſitz von ſeiner neuen Wohnung.

Er lag bereits zwei Stunden im Bette, ohne zu ſchlafen; die Lampe, die bis dahin gebrannt hatte, verlöſchte jetzt. Der junge Mann horchte aufmerkſam nach allen Seiten, allein die tiefſte Stille herrſchte. Da ſchlug es Mitternacht, und mit einem Male vernimmt er ein fernes Geräuſch, das näher kommt; es waren Ketten, welche, auf dem Boden ſchleifend, nachgeſchleppt wurden. Das Geräuſch wird ſtärker, und ſchon iſt es im Zimmer. Der junge Mann greift nach ſeinen Piſtolen und ruft: „Wer da!“

Niemand antwortet, und beſtändig daſſelbe Geräuſch.

Die Dunkelheit war ſo groß, daß es nicht möglich war, das Geringſte zu unterſcheiden.

Noch einmal: „Wer da?“

Da hört das Kettengeraſſel auf und das tiefſte Stillſchweigen herrſcht. In dieſem Augenblicke überlief es den jungen Mann kalt, wie er ſelbſt geſtand.

Er entſchließt ſich raſch, der Sache auf den Grund zu kommen; der Phosphor blitzt, er entzündet die Lampe, ſpringt aus dem Bette, und erblickt in einem Winkel des Zimmers ein junges Mädchen, faſt nackt, knieend auf dem Boden, mit gelösten Haaren, einen Säbel umgeſchnallt, und einen Roſenkranz in den gefalteten Händen. Sie betet.

Der junge Mann nähert ſich ihr und will ſeinen Augen nicht trauen; es iſt Marie, die ſchöne Tochter vom Pachthofe, die er lange ſchon kennt. Das Mädchen richtet ſeine großen Augen nach ihm:

— „Was willſt Du von mir? ſagt ſie zu ihm mit hohlem Tone; mein Joſeph iſt todt! Dieſer Säbel hat ihn getödtet. Laß mich beten. ... Die Araber haben ihm den Kopf abgeſchnitten. ... Bete mit mir für ſeine arme Seele! ...“

Der junge Mann iſt ſo überraſcht, das Mädchen, nach ſeiner Meinung, wahnſinnig zu erblicken, daß er keine Frage mehr an ſie richtet; ſie ſpringt auf, wie der Blitz, den Säbel hinter ſich herſchleppend, der eben jenes Geraſſel verurſacht, welches für Ketten gehalten werden kann.

Joſeph, Mariens Geliebter, hatte in der Fremdenlegion Dienſte genommen und war in Afrika geblieben; Marie war ſeit jener Zeit mondſüchtig.

Pariſer Muſter-Toilette.

Hut von italieniſchem Stroh, mit Blüten vom Ebenholzbaum, darunter eine doppelte Reihe von Points de Paris; Mancinis von Blumen, Peignoir von indiſchem Mouſſelin, mit Malines garnirt, Mantelet-Echarpe mit gothiſchen Spitzen und mit hortenſiafarbenem Gros de Naples gefüttert.

Auch trägt man Capote-Hüte von weißem Crepp, mit einem Zweige von dem indiſchen Kaſtanienbaum, und auf dem Mouſſelinkleide eine Echarpe von broſchirter Seiden-Gaze.

Spitzen-Mantillen mit Arabesken; Kleid von durchſichtigem Mouſſelin, mit Volants nach dem erſten Entwurfe (au plumetis). Die Aermel à la duchesse (halb weit und mit Armbändern abgetheilt). Weiße Pariſer Handſchuhe, und einen Ring darauf geſteckt.

Zu dieſen höchſt eleganten Toiletten iſt es aber durchaus erforderlich, daß die Blumen des Hutes ſowohl, wie der Capote, der Mancinis und unter dem Hute, natürliche ſind, die, wenn ſie welken, mehre Male des Abends gewechſelt werden.

Gedichte

von

Herwegh.

V.

Des Mädchens Thränen.

Weinen kann ich, wenn aus Thränen
Schimmert süßer Augen Licht,
Wenn sie feucht vor Liebe Sehnen;
Doch sie trocknen kann ich nicht.

Schön ist wohl der Himmel, wenn er
Blau sich über'm Haupt uns schmückt;
Doch das Azur ist viel schöner,
Wenn es durch die Wellen blickt.

Weinen kann ich, wenn das schwere
Herz vor Kummer endlich bricht,
Luft sich macht in einer Zähre;
Doch sie trocknen kann ich nicht.

Blaues Veilchen hat vor allen
Stolzen Blumen auf der Au
Stets am besten mir gefallen,
Wenn darauf ein Tröpfchen Thau.

Weinen kann ich, wenn im Auge
Eine schöne Perle liegt,
In der scharfen Thränen-Lauge;
Doch sie trocknen kann ich nicht.

Gerne tauch' ich in des dunkeln,
Blauen, tiefen Meeres Schooß;
Doch wenn Perlen drunten funkeln,
Ist die Luft d'rin noch so groß.

Gern mag ich zur Sonne ſehen,
Doch ich liebe ſie weit mehr,
Wenn die Wolken davor ſtehen,
Sticht ſie dann doch nicht ſo ſehr.

Weinen kann ich, wenn Du weineſt,
Daß Dir der Gatte fern,
Und Du zu verzweifeln ſcheineſt —
Doch — die Thränen trockn' ich gern.

VI.

Komm', komm', wir wollen nach Hauſe,
Hier außen iſt's zu kalt,
Ich fürchte, wir bekommen
Einen tüchtigen Regen bald.

Hörſt Du nicht, wie der Sturmwind
Im Gipfel der Linde wühlt?
Siehſt nicht, wie manches Blättchen
In dem See ſich ſchon gekühlt?

„Das ſind keine Lindenblätter,
Der Sturmwind thut es nicht,
Sind Herzen, die gebrochen
Dein falſches Angeſicht.

Das iſt kein See von Waſſer,
Von Salz iſt dieſer See,
Den doppelt ſo viel Augen
Geweint vor Liebesweh.

Noch ſteht ein einzig Blättchen
Hoch auf dem Lindenbaum;
Mein Kind, im tiefen See
Iſt noch für viele Raum."

Die moraliſche Beſtimmung der Frauen.

Sind die Frauen heut zu Tage intelligenter als ehemals? Machen ſie einen edlern Gebrauch von ihren Fähigkeiten? Sind ſie im Allgemeinen ihren Pflichten ergebener, arbeitſamer und in ſich gekehrter, weniger eitel, weniger medisant, weniger leichtſinnig und weniger zerſtreuungsſüchtig?

Es gibt unter uns Frauen, welche ſchreiben, Journale redigiren und mit den Männern auf ruhmwürdige Weiſe wetteifern. Dieß beweiſt jedoch noch nichts; man lernt eben ſo leicht Worte an einander reihen, wie Maſchen und Stiche abzählen; durch Uebung gelangt man dahin, Phraſen und Perioden zuzuſtutzen, wie ein Kleid oder eine Pelerine. Jede literariſche Production, die weder einen Nutzen hat, noch Erfindung, Kenntniß, Beobachtung, Reflexion zeigt, iſt vollkommen werthlos. Um den Fortſchritt der Intelligenz bei den Frauen feſtzuſtellen, müßte man zuerſt beweiſen, welchen Werth ihre Schriften haben.

Wir beſitzen in dieſem Augenblicke eine Menge ſchreibender Damen in Deutſchland. Ihre Namen hier zu nennen wäre überflüſſig, da ſie von den Leſerinnen wohl gekannt ſind. Früher waren Schriftſtellerinnen unter uns eine Seltenheit. Adelgunde Victoria Gottſchedin, jedenfalls eine merkwürdige Frau, wurde als ein Meerwunder angeſtaunt. Die Karſchin machte mit ihren unbedeutenden Gedichten das größte Aufſehen. Die heutige elegante Damen-Welt lieſt dieſe Schriftſtellerinnen nicht mehr, und ſie thun nicht unrecht daran. Nicht ſo iſt dieſes der Fall, daß man die ſpäteren vergeſſen hat: eine Gad-Bernhard, eine Weſtphalen. Dieſes ſind einzeln ſtehende Erſcheinungen. Einen ſolchen Kreis geiſtreicher Schriftſtellerinnen, wie das glänzende Zeitalter Ludwigs XIV. ihn aufzuweiſen hatte, haben wir in Deutſchland noch nie gehabt. Ich nenne die vorzüglichſten.

Die Dacier, Sévigné, de Lafayette, Deshoulières, de Maintenon, de St. Lambert, d'Aulnoi, de Motteville, de Guze, de Ville-Dieu, de Scudéri, Cheron, Barbier, Antoinette Bourignon, Bernard, Descartes und noch viele Andere.

Was würde in jener Zeit wohl ein finſterer Rezenſent, wie wir ihn kennen, zu dieſer herrlichen Verſammlung geſagt haben? Würde er auch dieſen Damen angerathen haben, die Feder wegzulegen und den Strickſtrumpf zu ergreifen?

Wahrhaftig, es fehlte den Herren jener Zeit eben ſo wenig an Socken als uns, wenn gleich ſo viele Schönen ſich mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigten.

Wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn man ſich nicht vollkommen über den Werth der Worte und Dinge verſtändigt, ſo war es auch hier der Fall. Anſtatt über das Mittel zu diſſertiren, aus der großen intellectuellen Bewegung für die Geſellſchaft Nutzen zu ziehen, entſtand aus dieſer wichtigen Frage eine andere, die tauſendmal widerlegt und tauſendmal entſchieden wurde: nämlich, ob die Frauen den Männern an Intelligenz gleichſtehen, ob ſie gleich dieſen Alles lernen, Alles wiſſen, Alles ergründen können; endlich, ob ſie fähig ſeyen, die verſchiedenen Stellen auszufüllen, welche die Männer ſich angeeignet haben.

Sicherlich iſt anzunehmen, daß Frauen denſelben Grad von Intelligenz, gleich den Männern haben können, nur nicht auf dieſelbe Weiſe. Einer unſerer berühmten Philoſophen, der kürzlich in Berlin verſtorbene Staatsminiſter Ancillon, ſagte: „Der Mann

und die Frau sind zwei Gattungen des menschlichen Geschlechts, die, um in ihrer Art vollkommen zu seyn, sich nicht gleichen dürfen." Und dieses gilt von dem Moralischen, wie von dem Physischen.

Ja, es ist ausgemacht, daß Frauen mit dem größten Glücke Wissenschaft und Kunst treiben können; allein im Allgemeinen werden die Frauen nie darin mit den Männern wetteifern können, weil sie zwanzig der schönsten Lebensjahre, die der Mann ausschließlich den Studien widmen kann, den Geschäften der Häuslichkeit, den Mutterſorgen u. s. w. widmen müssen.

Es gibt Frauen, die, gleich den Männern, ihren Sitz in Gerichtshöfen, oder im Cabinette einnehmen könnten, aber dennoch sollen wichtige Stellen nur den Männern überantwortet werden. Und dieß ist mein Grund dafür:

Die Männer handeln mit dem Kopfe, während die Frauen stets das Herz um Rath fragen; ihr schönster Vorzug, dem zu entsagen die Natur ihnen selbst verbietet. Und besäße der Mann allein alle Ehren, alle Macht, alle nur erdenklichen Freiheiten, so wären die Frauen dennoch besser gestellt. Wäre es denn Nichts, nicht Krieg führen zu dürfen, kein Todes-Urtheil zu unterschreiben, keinen Familienvater in den Kerker zu schicken, keine Wittwe zu berauben, keinen Armen aus seiner Hütte zu jagen? Und alles dieses muß der Mann. Die Männer scheinen dazu bestimmt zu seyn, Thränen zu erregen, die Frauen, sie zu trocknen.

Für die Frau ist das erste liebliche Lächeln des Kindes da;

für die Frau seine ersten entzückenden Scherze;

für die Frau die Macht, sein Schreien zu stillen und seine Schmerzen zu lindern;

für die Frau der Vorzug, die Tugend zu lehren und Liebe dafür einzuflößen;

für die Frau die schöne Eigenschaft, Elend zu lindern, Unglückliche zu trösten, Reue zu begreifen, Verirrungen zu beklagen, den Muth zu erheben;

für die Frau endlich ist das Glück geschaffen, zu fühlen, mitzutheilen und rings um sich zu verbreiten Alles, was heilige und milde Stimmungen in uns zu erregen im Stande ist.

Die Frau ist die Vorsehung des Mannes auf der Erde. Dazu bestimmt, sie zu beschützen, kann er seine Gewalt nicht brauchen, und sich hart, undankbar bezeigen, das Herz zerreißen, das für ihn schlug; aber die Frau wird, selbst wenn sie durch Kummer und Sclaverei in das frühe Grab gestürzt ist, dennoch ihrem Herrn und Meister nichts zu beneiden haben.

Ein Wort über Bäder und Badebesucher.

Es sey mir vergönnt in der Jahreszeit der Bäder, hier eine kleine Bemerkung zu äußern. Man kann sagen, daß die Bäder heut zu Tage die allgemeinste Mode sind. Die fashionable Aristokratie, die Finanz-Aristokratie, die Künstlerwelt, die ehrliche Bürgerklasse, Alles gibt sich dem Vergnügen hin, an der Table d'hote zu speisen, eine gewisse Anzahl

von Gläſern Sauerwaſſer zu trinken, Eſel-Partien zu machen und an der grünen Tafel das Geld zu verlieren, welches die Gaſtwirthe ſo gefällig ſind, noch in den Beutein zu laſſen.

Nach meiner Beobachtung gibt es drei feſtſtehende Typen von Badegäſten, die ſich ſelbſt in den kleinſten Bädern vorfinden.

In die erſte Linie ſtelle ich den eigentlichen Badegaſt, das heißt den Kranken. Dieſer ſchwört Stein und Bein auf die innere und äußere Kraft des Mineralwaſſers. Er fürchtet nicht, ſich jeden Morgen und Abend ſeinen Magen mit einer Maſſe Schwefel und Eiſen anzufüllen. Dieſe Species fängt aber an ſelten zu werden, ja ſie droht ſelbſt ganz zu verſchwinden, trotz der ernſteſten Verſicherungen der Aerzte.

Solche kranke Badegäſte findet man hauptſächlich noch in der Klaſſe der alten Militär-Perſonen, wenn ſie Feldzüge mitgemacht haben, und denen die darin erhaltenen Wunden viel zu ſchaffen machen; oder es ſind Hageſtolze, die erſt ſpät in den Stand der Ehe getreten ſind, und denen die junge Gattin das Bad als vorzüglich gegen das Podagra empfiehlt.

Nach dem kranken Badegaſte kommt der geſunde. Dieß iſt der ſogenannte Bade-König. Er kennt alle ſchönen Ausſichten, alle ruhigen Eſel, die den Damen zu empfehlen ſind, die beſten Quartiere, und weiß wo am beſten geſpeiſt wird. Er veranſtaltet alle Bälle und Liebhaber-Conzerte, und ſchwatzt über Muſik und ſchöne Künſte, ſo wie über Literatur und ſpaniſches Anlehen. Bei Tiſche tranſchirt er, und macht die Honneurs, wenn neue Gäſte kommen. Spricht man mit ihm von Pferde-Rennen, ſo iſt er Mitglied des Jokey-Klubbs; von Malerei, ſo hat er in München mit Kaulbach zu Mittag gegeſſen und Kornelius über die Straße gehen ſehen; von Literatur, ſo trägt er ſeine Haare wie Heine, und ſein Gilet wie Laube, bis oben zugeknüpft; von Muſik, ſo hat er vor ſeiner letzten Krankheit einen ſchöneren Tenor geſungen, als Haizinger. Dabei trägt er kleine Brillen in Stahl, und dinirt ſtets nur im Frack mit gefirnißten Schuhen und ſeidenen Strümpfen. Ein ſolcher Bade-Dilettant hat nur eine Averſion: nämlich gegen das Waſſer, unter welcher Geſtalt es ſich ihm auch präſentiren möchte. Er ſpielt mit Glück, allein er ſagt es ſelbſt, daß er das bekannte Sprichwort Lügen ſtrafe: „Glücklich im Spiel, unglücklich in der Liebe."

Es vergeht keine Saiſon, daß nicht Einer dieſer geſunden Badegäſte mit Tode abgehe, ſey es durch einen Stich oder Schuß, durch einen Sturz vom Pferde, oder durch eine Indigeſtion.

Neben dieſem muß man den pittoresken Badegaſt nennen. Dieſer reist nicht in's Bad, um in's Bad zu reiſen, ſondern nur, um einſt ſagen zu können, daß er dort geweſen. Er iſt neugierig und geſchwätzig. Vor jedem Felſen geräth er in Extaſe und ruft: „O Natur!" aus. Er ſchleppt gewöhnlich ein Album mit ſich, worin er die Gefühle jeder Stunde aufzeichnet.

Er ſteht vor Tage auf, um die Morgenröthe nicht zu verſchlafen; die Mädchen im Gaſthofe müſſen ihm ſitzen, und er zeichnet Poſtillione und Bettler auf der Landſtraße. Später müſſen dieſe Skizzen ſein prächtiges Werk: „Eindrücke und Erinnerungen" zieren.

Auf ſeinem Nachttiſche liegen zerſtreute Papiere und ein Paar Piſtolen. Er blickt die Frauen auf eine ſonderbare Weiſe an, und unterläßt es nie, ſobald Regenwetter droht, ſeinen Reiſemantel ſpaniſch zu drappiren. Gewöhnlich beſteht die ganze Ausbeute, die er nach Hauſe bringt, in einem ernſthaften Katarrh.

Noch könnte ich eine Sorte von Badegästen nennen, die zu Hause bleiben und sich damit begnügen, künstliche Wasser nach Struve zu sich zu nehmen. Diese ziehen eigentlich den größten Vortheil von Eindrücken, die sie nie empfunden, und von Abenteuern, die sie nie erlebt haben, indem sie die Beschreibungen der Anderen lesen, und ihre volle Bequemlichkeit zu Hause genießen.

Reiselieder

von

L. Feldmann.

I.

Ganz umringt von Monumenten,
Mitten innen von Athen,
Seh' ich staunend, wie das Größte,
Gleich dem Kleinen muß vergeh'n.

Doch das Größte, was ich kenne,
Ist die Liebe nur allein,
Und die Herzen, voll der Liebe,
Sollen auch einst Trümmer seyn?

Nimmer kann ich mir es denken,
Glaub' es nicht, Geliebte mein!
Hast Du auch mein Herz gebrochen,
Ganz ist jeder Theil noch Dein.

II.

Als ich aus der Heimath reiste,
War der Himmel fahl und grau.
„Sieh', mein Freund, der Himmel trauert!"
Sprach mein Mädchen scheinisch schlau.

Nun, da ich in Hellas lebe,
Ist der Himmel ewig blau;
Doch wie öde stellt die Erde
Sich dem Auge hier zur Schau.

Ausgetrocknet scheint der Boden,
Kahl und dürr sind Berg und Au,
Doch in diesen Ländern allen
Trauert ja der Himmel blau.

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

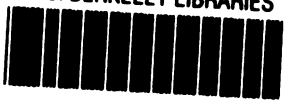
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

RECEIVED BY		
NOV 19 1984		
CIRCULATION DEPT		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046117274